

Methodologie und Ideologie des Konzepts der Sprachgemeinschaft

Fachgeschichtliche und systematische Aspekte einer soziologischen Theorie der Sprache bei
Leo Weisgerber

Inauguraldissertation zur Erlangung des Grades
eines Doktors der Philosophie
im Fachbereich Neuere Philologien (10)
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
zu Frankfurt am Main

Vorgelegt von

Jürgen Roth
aus Berleburg

Einreichung: Oktober 2003

Druckjahr: 2004

1. Gutachter: Prof. Dr. Hubert Ivo
2. Gutachter: Prof. Dr. Jakob Ossner
3. Gutachter: Prof. Dr. Clemens Knobloch

Tag der Promotion: 17. Mai 2004

Inhaltsverzeichnis

0. Vorbemerkung	5
I. Einleitung – Zur gegenwartsbezogenen Problematisierung einer sprachwissenschaftlichen Theorie	7
II. Wirkungsgeschichte und Sprachwissenschaft in der Geschichte	36
II. 1. Ein ‚metahistoriographischer Weisgerber‘?	36
II. 2. „Wirkung ausüben“ – Biographie, Werkentwicklung, akademisches Leben	50
II. 2. 1. Retrospektiven	50
II. 2. 2. Rücklauf: Formierung und Einbindung	87
II. 2. 3. Geist vs. Gehirn – Linguistik und Sprachwissenschaft zwischen Gegenstands-, Methoden-, Organisations- und Orientierungsgeschichte	147
II. 2. 3. 1. Verlust der Mitte	153
II. 2. 3. 2. Der Kreis des Sprachstudiums	156
II. 2. 3. 3. Zum Sprechen kommen	159
II. 2. 3. 4. Theorieform und Bildungsweise	169
II. 2. 3. 5. Welches Studium der Sprache? Welche sprachliche Bildung?	173
II. 2. 3. 6. Woran orientieren? – Terrainwechsel, Terrainbesetzung, Generationswechsel ..	181
II. 2. 3. 7. Terminologiewechsel und Revolution – Zur Sprachtheorie kommen	188
II. 2. 3. 8. Wesen, Wissen, Sprechen	203
II. 2. 3. 9. Sprachphilosophie vs. linguistische Theorie	210
II. 2. 3. 10. Überzeugungskämpfe	215
II. 2. 3. 11. Überdauernde Ansichten	228
II. 2. 3. 12. Agitation und Intervention	232
II. 2. 3. 13. Dissoziation auf Dauer	241
II. 2. 3. 14. Nachklang	247
II. 3. Exkurs: Überlegungen zur Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung – Modelle und Modi	254

II. 3. 1. Hermeneutik der Wissenschaftsgeschichte	257
II. 3. 2. Kritik des monologischen Weltbezugs	265
II. 3. 3. Von der Praxis des Wissens zur Konstruktion des Wissens	277
II. 3. 4. Gesellschaftlichkeit	284
II. 3. 5. Ästhetisierung und Wissenschaftlersubjekt	287
II. 3. 6. Kommunikation des Wissens	297
II. 3. 7. Stil als Profil	303
II. 3. 8. Determination und Dialektik	313
II. 3. 9. Wissenschaft als System	333
II. 3. 10. Kommunikations- und Argumentationsgeschichte	337
II. 3. 11. Paradigmenwechsel	343
II. 3. 12. Intertextualität und Argumentationsgemeinschaften	346
II. 3. 13. Epochalität: Das Vorher und das Nachher	349
II. 3. 14. Bruch und Erkenntnisproduktion	354
II. 3. 15. Die Wirklichkeit der Wissenschaftsgeschichte	360
III. Soziologische und politische (Re-)Emphasisierung	368
III. 1. Kontinuität im Neuanfang, Neueinsatz im Kontinuum	372
III. 2. Großsubjekt und Individuum	388
III. 3. „Im Ganzen der Geisteswissenschaften“, im Ganzen der Gesellschaft	395
III. 3. 1. Einschub: Schrift	409
III. 3. 2. Im Ganzen des Gebildes	413
III. 4. Im Ganzen der Volksgemeinschaft	416
III. 4. 1. Im Ganzen der Volkswissenschaft	418
III. 4. 1. 1. Rückblicke, Rechtfertigungen	428
III. 4. 1. 2. Völkische Sprachwissenschaft?	432
III. 4. 1. 3. Universität und ‚volkspolitischer Raum‘, inneres und äußeres Engagement	440
III. 4. 2. Politische Sprachwissenschaft	446
IV. Schlußbemerkungen	459
V. Literaturverzeichnis	488
V. 1. Schriften Leo Weisgerbers	488
V. 2. Sonstige Literatur	495

0. Vorbemerkung

Im folgenden wird versucht, das Werk Leo Weisgerbers vornehmlich unter fachgeschichtlichen und wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten zu rekonstruieren. Es sollen sich wissenschaftshistorische Aspekte mit systematischen sprachtheoretischen Überlegungen verbinden. ‚Methodologie‘ meint den im Horizont der überlieferten sprachwissenschaftlichen Gegenstände, Methoden und Modelle gewonnenen innertheoretischen Zusammenhang der Begriffe und die Form, in der diese zur Darstellung gelangen; ‚Ideologie‘ meint, etwas offener gefaßt, das nicht immer eindeutige Verhältnis theoretischer Argumentationen zu außerwissenschaftlichen Realisationsbedingungen und -möglichkeiten ihrer Gehalte und Geltungsansprüche sowie die Art der Adressierung der Theorie an die wissenschaftsexterne Öffentlichkeit.

Kapitel I. sucht zunächst nach Anknüpfungspunkten im gegenwärtigen öffentlichen Diskurs über Sprachfragen, die eine Beschäftigung mit dem Werk Weisgerbers heute zumindest ‚äußerlich‘ gerechtfertigt erscheinen lassen.

Die Kapitel II. 1. bis II. 2. 2. widmen sich einerseits der Forscherbiographie Weisgerbers und der Wirkung, die Weisgerber auszulösen und auch zu initiieren vermochte, andererseits dem sprachwissenschaftlichen Konstitutionsprozeß in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts, d. h.: den Grundlegungsarbeiten Weisgerbers, also der Formierung der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft; den Weiterungen und der Reemphatisierung des Sprachbegriffs; sowie dem sprachwissenschaftlichen Milieu, in dem die antipositivistische Kritik zur Restitution der – soziologisch fundierten oder orientierten – Sprachphilosophie führte.

Kapitel II. 2. 3. stellt die Konstitutions- und Orientierungskämpfe zwischen Weisgerber und Vertretern der linguistischen Modernisierung in den späten sechziger und den siebziger Jahren dar, in denen es teilweise zu strukturell ähnlichen Verwerfungen und zu Umbrüchen wie in den zwanziger Jahren gekommen war. Die Rekonstruktion schließt sich mit Überlegungen darüber kurz, welcher Begriff der Sprache dem Gegenstand ‚Sprache‘

angemessen sein und welches Orientierungswissen aus diesem Begriff gewonnen werden könnte.

Der Exkurs – Kapitel III. 3. – fragt angesichts der in den vorangegangenen Abschnitten dargestellten wissenschaftshistorischen und systematischen Zusammenhänge nach den begrifflichen und methodischen Voraussetzungen, unter denen (sprach-)wissenschaftsgeschichtlich gearbeitet wird oder werden sollte, um einen komplexen, in fachinterne wie gesellschaftsgeschichtliche Kontexte eingebundenen Gegenstand in seiner Eigensinnigkeit *und* in seiner zeit- und theoriegeschichtlich symptomatischen Bedeutung zu interpretieren.

Kapitel III. will dann zeigen, wie sich der Weisgerbersche Argumentationsapparat – auch durch inständige Reprisen, Rekapitulationen und Redundanzen – den außerfachlichen Bedingungen zwischen 1933 und 1945 anverwandelt und wie Weisgerber nach 1945 seinen Standort begründet hat.

Kapitel IV. schließlich erörtert noch einmal den Kern der Weisgerberschen Auffassung von ‚Sprache‘ und ‚Sprachgemeinschaft‘ und kontrastiert ihn mit einem Begriff des wissenschaftlichen Redens über Sprache, das nicht den Einengungen und Zwängen eines umfassenden und geschlossenen Entwurfs folgt und gleichwohl den Wahrheitsanspruch der auch durch Weisgerber aufgeworfenen Probleme nicht umstandslos preisgibt.

I. Einleitung

Zur gegenwartsbezogenen Problematisierung einer sprachwissenschaftlichen Theorie

Johann Leo Weisgerber, 1899–1985, einer der ehemals einflußreichsten und prominentesten deutschen Linguisten und Sprachphilosophen – was rechtfertigt die Beschäftigung mit seinem Werk oder mit bestimmten Aspekten seines Werkes heute?

Nimmt man den Grad der Aufmerksamkeit zum Maßstab, der einer wissenschaftlichen Theorie, einem wissenschaftlichen Fragezusammenhang, einer womöglich akademischen Richtung oder einem Paradigma innerhalb der wissenschaftlichen Diskussion oder auch in der weiteren publizistischen Öffentlichkeit entgegengebracht wird, so darf die Beschäftigung mit Weisgerber auf kein großes Interesse hoffen, sei dieses negativ, sei es positiv konnotiert.¹ Dessenungeachtet muß sich die Auseinandersetzung mit Weisgerber zunächst jener Momente versichern, da auf Weisgerbers Werk – oder auf Bruchstücke oder Motive desselben – immerhin noch marginal Bezug genommen wird.

Es kann sicher keine Rede davon sein, daß Weisgerber in der öffentlichen Debatte heute eine bedeutende Rolle spielt. Gleichwohl wird hie und da nicht ganz zufällig auf ihn rekurriert, zumeist dort, wo es gilt, sich polemisch von einem als outriert und belastet eingestuften Sprachverständnis abzusetzen, das die Eigentümlichkeit des Deutschen zu behaupten versucht gegen sogenannte Nivellierungstendenzen, die eine umfassende Veränderung der gesellschaftlichen, „global“ genannten Verhältnisse in den letzten zwanzig Jahren nach sich gezogen habe.²

Anfang 2001 beispielsweise initiierte der Bundestagsabgeordnete Eckart Werthebach eine jener Debatten, die seit geraumer Zeit in regelmäßigen Abständen wiederkehren: eine „Debatte um den Schutz unserer Landessprache“, wie die Berliner *tageszeitung* den Vorgang bezeichnete. Der immer wieder beschworene Kampf gegen Verunreinigungen etwa durch Anglizismen, deren Eindringen in den Wortschatz man der Vorherrschaft der globalen Verkehrssprache Englisch zuschreibt resp. der Dominanz der „Weltsprachen der Maschinen“³

¹ Die „Dokumentation zur Germanistischen Sprachwissenschaft – Sprachwissenschaftliche Forschungsvorhaben“ auf der Homepage des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim (www.ids-mannheim.de), listet für den Zeitraum von 1983 bis heute (Stand: 6. Februar 2003) 996 Projekte auf – darunter keines zu Weisgerber, zur Sprachinhaltsforschung oder zur energetischen Sprachwissenschaft.

² Vgl. als nüchterne Bestandsaufnahme über sprachliche Nivellierungen im Zuge globaler ökonomischer Prozesse Florian Coulmas: *Die Wirtschaft mit der Sprache. Eine sprachsoziologische Studie*. Frankfurt/Main 1992

³ Konrad Lischka: „E-Mail rules okay“. In: *die tageszeitung*, 7./8. April 2001

in allen Lebensbereichen – eben auch in der Schule, im Alltag, in der medial überformten Freizeit –, werde geführt mit dem Hinweis, daß die Muttersprache, das Deutsche, die Basis dessen sei, was man als das unveräußerliche Eigene des größeren Lebenszusammenhanges – der Gesellschaft, der Nation – bewahren und verteidigen müsse. „Wenn im nächsten Jahr die D-Mark fällt“, wurde Werthebach zitiert, „wird die Nation noch europäischer. Um so mehr gilt es jedoch, unsere Sprache als Fundament unserer Gesellschaft zu erhalten.“⁴

Was hier appellativ zum Vortrag kam – eine stark normative, sprachpflegerische Obliegenheit –, veranlaßte den Autor des Zeitungsbeitrags, Konrad Lischka, nicht bloß zu abwertenden Bemerkungen. „Sie reden nicht von Sprache“, kommentierte er den politischen Vorstoß, „von Zeichen, von zu Bezeichnendem oder gar von Sinn. [...] Es geht nicht um Sprache, sondern um die deutsche. Diesen Unterschied hat Werthebach konstruiert. Ähnlich ging es auch vor etwas längerer Zeit Leo Weisgerber in seinem Werk *Die volkhaften Kräfte der Muttersprache*. Da redete er ständig von der Muttersprache, durch die ein Volk sich seiner in ‚Blut und Lebensboden angelegten Gemeinsamkeit‘ bewußt werden sollte, und dabei meinte er doch nur das Deutsche.“⁵

Hätte Weisgerber die Potenz oder „Identität“, die einer – staatlich oder nicht-staatlich organisierten – Gemeinschaft aus den integrativen, weit mehr noch: den gemeinschaftserzeugenden „Kräften“ der gegen jede andere Gemeinschaft abgrenzenden Sprache erwächst, nicht (wie es bei Lischka den Eindruck macht) ausschließlich dem Deutschen attestiert, die Stoßrichtung der Kritik wäre dieselbe geblieben. Weisgerber dient dort als Gewährsmann eines antimodernistischen Partikularbewußtseins, eines idealistischen, mythischen Sprachdenkens, das eine Einheit von Gesellschaft und Sprache als quasi natürliche Gegebenheit proklamiert.⁶

Es ist hier also der Diskurs der Sprachpflege und des Normerhalts, in dem Weisgerber in jüngerer Zeit da und dort als Bezugspunkt diente. Allerdings rekapitulierte Peter von Polenz bereits 1967 vor dem Hintergrund der damaligen Auseinandersetzungen um die Geschichte der Germanistik in Deutschland (wie sie etwa auf dem Germanistentag in München 1966 angestoßen worden waren⁷) die Geschichte des 1885 gegründeten

⁴ Vgl. zu den Aktionen des Vereins Deutsche Sprache gegen das „Denglisch“ und zu Bekenntnissen wie „Die gemeinsame deutsche Sprache ist unser Über-Ich“ oder „Sprachen sind [...] das wichtigste Element nationaler – übrigens auch persönlicher – Identität“ www.vds-ev.de und Rainer Trampert/Thomas Ebermann: *Sachzwang & Gemüt*. Hamburg 2002, S. 152 ff.

⁵ Lischka, a. a. O.

⁶ Ähnlich Peter Porschs („Sehnsucht nach Babel“; zit. nach www.pds-sachsen.de/lfs/pvl/babel.html) Kritik an den identitätspolitischen Implikationen bei Weisgerber, wie sie auch nach 1945 ungebrochen zum Ausdruck gekommen seien.

⁷ Schon in den fünfziger Jahren hatte allerdings Rudolf Walter Leonhardt im Zusammenhang mit dem Hamburger Germanistenkongreß 1958 in der Wochenzeitung *Die Zeit* eine heftige Reaktionen auslösende Serie

(Allgemeinen) Deutschen Sprachvereins und seine wechselnde Agitationen für „die ‚Entwelschung‘ der deutschen Wissenschaftssprache“ und die „Fremdwortverdeutschung“, die 1940 ihr Ende fanden, obschon man unter dem Motto der „Aufnordung“ alles unternommen hatte, um beim Regime Gehör zu finden, und zuletzt „eine allgemeine rassistische Motivierung der ganzen Sprachreinigung“ propagierte.⁸ Und, so Polenz' Urteil

über die Germanistik im Nationalsozialismus veröffentlicht, in der er sich aber ausschließlich mit der Literaturwissenschaft beschäftigte; vgl. die Buchausgabe *Sündenfall der deutschen Germanistik. Vorschläge zur Wiederbelebung des literarischen Bewußtseins in der Bundesrepublik*. Zürich/Stuttgart 1959, insbes. S. 30 ff. – Im weiteren Vorfeld des Münchner Germanistentages erschien dann von Karl Heinz Borck/Karl Otto Conrady/Arthur Henkel/Eberhard Lämmert/Karl Ludwig Schneider/Herbert Singer/Peter Wapnewski: „Zum Beispiel Bonn. Erklärung der Sieben“. In: *Die Zeit*, 4. Dezember 1964, S. 17, ein Appell dahingehend, „daß es [...] Sache der Universität selber ist, ihr Werden und Wesen und auch ihre Verstrickungen und Verfehlungen zu erforschen“. Dem Appell vorausgegangen war eine öffentliche Auseinandersetzung anlässlich der Wahl Hugo Mosers zum Rektor der Bonner Universität. Walter Boehlich hatte in der *Zeit* vom 23. Oktober 1964 interveniert. Benno von Wiese (*Ich erzähle mein Leben. Erinnerungen*. Frankfurt/Main 1982, S. 350) warf Boehlich später vor, einen „Vernichtungsfeldzug gegen Moser“ angezettelt zu haben; zudem soll Werner Betz gegen Moser eine Intrige gesponnen haben, und die „Erklärung der Sieben“ kommentierte von Wiese nur herablassend, um anschließend auf den „Generationsgegensatz“ (ebd., S. 353) hinzuweisen, der sich schon auf einer vorbereitenden internen Verbandssitzung 1965 in Mainz in einem „Eklat“ geäußert habe. Wieses Erinnerungen an die Münchner Tagung (ebd., S. 355 f.) sind daher im wesentlichen von persönlicher Verletztheit geprägt (er war Verbandsvorsitzender), während Karl Otto Conrady, einer der „Jungtürken“, in der Rückschau („Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966“. In: *Diskussion Deutsch*, 1988, Nr. 100, S. 126–143) institutionelle und persönliche Zusammenhänge offenlegt (ebd., S. 137, Anm. 22, sind auch Hannah Arendts Bemerkungen über von Wieses Exkulpationsversuche zitiert; sie seien „bodenlos“, „dumm“, „verlogen“, der Fall „hoffnungslos“). – Vgl. des weiteren die fast ausschließlich an der Literaturwissenschaft orientierte Überblicksdarstellung bei Jost Hermand: *Geschichte der Germanistik*. Reinbek 1994, S. 144 ff.

Zu den nach wie vor nicht detailliert rekonstruierten Auseinandersetzungen auf mehreren Germanistentagen der sechziger Jahre (die *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* berichten nur in Andeutungen, und die erste große Arbeit zum Thema, Klaus Röther: *Die Germanistenverbände und ihre Tagungen. Ein Beitrag zur germanistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte*. Köln 1980, verliert darüber bloß wenige nichtssagende Zeilen; geringfügig genauer äußert sich Martin Doehlemann: *Germanisten in Schule und Hochschule. Geltungsanspruch und soziale Wirklichkeit*. München 1975, S. 107 und 110 ff.) vgl. die anspielungsreiche Bemerkung in Leo Weisgerber: „Aus der Schublade der Popanze“. In: Horst Sitta/Klaus Brinker (Hg.): *Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag*. Düsseldorf 1973, S. 277: „Es gibt seit der Mitte der sechziger Jahre einen Gemein-Popanz, an dem verschiedene Strömungen gebastelt haben. Ohne ihn ins einzelne zu verfolgen, kann man als Hauptquellen leicht erkennen einerseits politisch-weltanschauliche Verdächtigungen, die ihre Sprecher bis in Germanistentagungen hinein gefunden haben, andererseits fachliche Spannungen, die mit den vorwärtsdrängenden ‚Linguistiken‘ Hand in Hand gingen, und schließlich Generationsunterschiede, bei denen für die Jungen die Kenntnis der Tätigkeiten und Motive der Älteren in so bewegten Zeiten auf ein Minimum von Schlagworten zusammenschrumpft.“ – Näheres zu den Konstitutionskämpfen der sechziger/siebziger Jahre und zur Generationsproblematik in Abschnitt II. 2. 3.

⁸ Peter von Polenz: „Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet“. In: *Muttersprache*, 1967, 77. Jg.; alle hier folgenden Belege zit. nach der Homepage des Vereins Deutsche Sprache e. V. (www.vds-ev.de/literatur/texte/polenz.php); zu den genaueren Gründen für die Zurückweisung des Sprachvereins vgl. ebd., S. 4 f., und Jürgen Schiewe: *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München 1998, S. 154 ff.; sowie Peter von Polenz: „Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die ‚Fremdwort‘-Frage gestern und heute“. In: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Frankfurt/Main 1967, S. 111 ff., und Gerd Simon: „Sprachpflege im ‚Dritten Reich‘“. In: Konrad Ehlich (Hg.): *Sprache im Faschismus*. Frankfurt/Main 1989, S. 58–86, sowie Imre Török: „Die Gesellschaft für deutsche Sprache als Nachfolgeorganisation des Deutschen Sprachvereins und ihre gesellschaftliche Funktion vor allem während der Rekonstruktionsperiode“. In: Gerd Simon (Hg.): *Sprachwissenschaft und politisches Engagement. Zur Problem- und Sozialgeschichte einiger sprachtheoretischer, sprachdidaktischer und sprachpflegerischer Ansätze in der Germanistik des 19. und 20. Jahrhunderts*. Weinheim/Basel 1979, S. 231–267; ebd., S. 254 ff. und 260 ff., auch etliche Hinweise über institutionelle „Beziehungsflechte“ zwischen Weisgerber und der Gesellschaft für

darüber hinaus: „Seit über 30 Jahren ist in Deutschland die ‚Sprachreinigung‘ kein öffentliches ‚Anliegen‘ mehr. Die gelegentlichen späteren, sehr zurückhaltenden und vorsichtig abwägenden Meinungsäußerungen haben keine grundsätzliche Klärung gebracht.“

Um diese grundsätzliche Klärung war es Polenz zu tun. Die Ursachen für die „Euphorie und Agonie des deutschen Sprachpurismus“ kamen ihm zufolge „nicht von außerhalb, sie können nicht aus politischem Zwang erklärt werden, sondern liegen an den Wurzeln dieser kulturpolitischen Bewegung in ideologischen und methodologischen Irrtümern der Sprachbetrachtung“. Polenz veranschlagte also weder institutionellen Druck noch im engeren Sinn persönliche Aktivitäten, die verantwortlich gewesen wären für die „Verführung zur Sprachhysterie“ und deren spätere Abwehr, sondern ein prinzipielles Defizit „der allgemeinen Methoden-Geschichte der Sprachbetrachtung in Deutschland“.

Polenz’ Beschränkung auf die Untersuchung methodengeschichtlicher Aspekte und methodologischer Grundorientierungen kommt dem Ansatz dieser Arbeit in gewisser Weise entgegen. „Dieses Verhalten“, die öffentlichkeitswirksame Stellungnahme des Sprachwissenschaftlers zu Fragen der Sprachpflege, des Sprachwandels etc., „kann man nicht allein aus persönlichen politischen Haltungen oder aus einer Wirkung des ‚Zeitgeistes‘ erklären. Es geht hier auch nicht um Personen und ihre Schicksale, über die wir nicht zu richten haben. Was uns aber heute noch angeht, sind die theoretischen und methodologischen Voraussetzungen für die Handlungen und Entscheidungen des Wissenschaftlers, denn *die Geschichte einer jeden Wissenschaft ist in erster Linie eine Theorien- und Methodengeschichte*, und vulgärwissenschaftliche Aktivität nährt sich meist von der Methodik der Wissenschaft, die durch sie pervertiert wird.“⁹

Polenz skizzierte im folgenden die seiner Ansicht nach fatale Verengung der Methodik auf „die ausschließlich diachronisch-ableitende, die Einzelelemente isolierende Sprachbetrachtung“, wie sie durch die Schule der Junggrammatiker und die philologische Tradition vorgegeben gewesen war. Diesen „methodologischen Irrtum“ machte er für die Hinwendung zum „Sprachpurismus“ verantwortlich. „Das einseitig diachronische Denken hat etwas mit Historismus und Konservatismus zu tun.“¹⁰

Als Gegenmittel empfahl er in ausdrücklicher Anlehnung an Ferdinand de Saussure die „synchronisch-strukturelle[] Analyse der Sprache als eines Zeichensystems einer

deutsche Sprache sowie über die enge methodische Bindung vieler Arbeiten aus dem Kreis der GdS an Weisgerbers Sprachauffassung.

⁹ Herv. J. R.; vgl. die fast identischen Ausführungen in Polenz’ Münchner Vortrag „Sprachpurismus und Nationalsozialismus“, a. a. O., S. 143 f.

¹⁰ Vgl. ebd., passim

Sprachgemeinschaft“.¹¹ Darin drückte sich das Desiderat einer elaborierten Soziolinguistik aus, die auch für den Gegenstandsbereich der Lehn- und Fremdwörterproblematik zuständig sei: „Es kommt im gegenwärtigen Zustand einer Sprache [...] darauf an, von wem ein Wort benutzt wird, gegenüber welchem anderen Sprachteilhaber, in welcher Sprech- und Schreibsituation, mit welchem Sachbezug, in welchem Kontext, mit welcher Stilfärbung und

¹¹ Vgl. ebd., S. 162, Anm. 162, die Annotationen zum Begriff der Sprachgemeinschaft unter Rekurs auf den *Cours*: „Sprachgemeinschaft‘ (oder ‚Sprechergemeinschaft‘) meint in der modernen Linguistik keineswegs ‚Volksgemeinschaft‘, sondern die soziale Gruppe, in der ein bestimmtes Sprachsystem bzw. ein Sprachgebrauch gültig ist, analog etwa zu ‚Rechtsgemeinschaft‘ für die Gruppe von Staatsbürgern, die einem bestimmten Recht unterliegt bzw. es setzt.“

Zur Neueinsetzung strukturalistischer Methoden in der Sprachwissenschaft u. a. durch Polenz und zu ihrer Anwendung in sprachpflegerischen und sprachkritischen Diskussionen (mit Karl Korn, Dolf Sternberger et al.) vgl. Schiewe, a. a. O., S. 242 ff. – Sternberger wiederum warf Polenz und anderen Vertretern des Strukturalismus vor, „zu verfahren wie der Sammler von Käfern und Schmetterlingen, der diese Wesen abtötet und aufspießen muß, bevor er sie untereinander vergleichen kann. [...] Sie vollziehen ihre Operationen an der Leiche der Sprache, und sie wollen es auch nicht anders. Sie haben nicht nur die sogenannten Werte und Werturteile ausgeklammert, was ja zum guten wissenschaftlichen Ton gehört, sondern sie haben den sprechenden Menschen ausgeklammert, vielmehr die Sprache vom Sprechen und vom Sprecher abgeschnitten.“ (Zit. nach ebd., S. 248). Daß letzteres – auf einer anderen, vorgelagerten Ebene, jener der sprachphilosophischen Grundlegung, d. h. der *Geistbestimmtheit* der Sprachgemeinschaft – auch Weisgerber unternommen hatte (der Rekonstruktion dieser theoriegeschichtlichen Zusammenhänge und ihrer Verteidigung durch Weisgerber gegenüber den strukturalistischen und transformationellen Angriffen widmet sich Abschnitt II.), verleiht der gesamten Debatte eine pikante Note von allseitig einseitiger Wahrnehmung.

Einen guten Überblick über Positionen und Gegenpositionen gibt ein Band aus der Reihe „Schriften des Instituts für deutsche Sprache“: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967*. Düsseldorf 1968; darin u. a.: Jost Trier: „Unsicherheiten im heutigen Deutsch“, S. 11–27 (ebd., S. 12, im Rahmen der Diskussion der Funktionen der *Tempi* ein ausdrücklicher Bezug auf Saussures Modell der inneren Oppositionen); Paul Grebe: „Sprachnorm und Sprachwirklichkeit“, S. 28–44; Karl Korn: „Sprachkritik ohne Sprachwissenschaft?“, S. 135–158; Werner Süskind: „Gedanken zur Sprachpflege“, S. 191–203. Polenz’ Beitrag („Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik“, S. 159–184) lehnt die Berufung auf (sprach-)philosophische Axiome (Energeia-Begriff, Korns „Begriff der Freiheit“ et al.; vgl. ebd., S. 159) unumwunden ab, greift die diachronische (etymologische) „Denkweise“ unter Berufung auf das Prinzip der Arbitrarität des Zeichens an (vgl. ebd., S. 161) und adressiert an eine ästhetisierende Sprachkritik (bei Storz): „Maßstab für die Sprachwertung ist allein die inhaltliche Leistung und sprachsoziologische Geltung. Neuheit und etymologische Unmotiviertheit eines Wortes sind kein Kriterium für seine Bewertung.“ (Ebd., S. 165)

Polenz’ Ablehnung des alphabetisch geordneten Wörterbuchs (vgl. ebd., S. 168) fügt sich zu seinem Plädoyer für die Weisgerbersche „Wortfeldbetrachtung“ (ebd., S. 173), überschreitet diese jedoch im Hinblick auf eine Theorie der prinzipiellen und pragmatisch variablen Kontextbindung des Wortes (Lexems) als morphosyntaktischer Einheit (vgl. ebd., S. 177). Weisgerbers eigener Beitrag zu genanntem Band („Wissenschaft und Sprachpflege“, S. 204–210) indessen kommt kaum über vage Formulierungen hinaus. So heißt es beispielsweise: „Die wissenschaftliche Seite der Sprachpflege bemüht sich, die Stellen im Sprachprozeß aufzuzeigen, von denen etwas für das bessere oder schlechtere Gelingen der Arbeiten der Sprachgemeinschaft abhängt, sich anmeldende ‚Schäden‘ in ihrer wahren Bedeutung zu prüfen und die bereitstehenden Möglichkeiten besseren Verfahrens bewußt zu machen und zu beurteilen.“ (Ebd., S. 204) Kriterien sind hier schwer anzugeben. Für die Gründung der Gesellschaft für deutsche Sprache 1947 etwa sei „angesichts einer weitverbreiteten Sprachverwilderung die innere Stärkung eines Gefühls der Mitverantwortung für die Sprachrichtigkeit der wichtigste Gesichtspunkt“ (ebd., S. 205) gewesen – eine Stärkung u. a. durch das „Bewußtmachen des inhaltlichen Aufbaues der Sprache“ (ebd.). Wie die – seit 1949 zumal in der Zeitschrift *Muttersprache* – angestrebte „systematische Aufhellung von Wechselwirkungen zwischen Sprache und Gesamtkultur“ (ebd., S. 206) sich unter sprachpflegerischen Aspekten im Detail hätte gestalten können, bleibt unklar, die Notwendigkeit „einer synchronistischen Erforschung der Wortbildungsmöglichkeiten“ (ebd., S. 209) bleibt Appell.

– Vgl. zum Komplex Sprachpflege/Sprachkultur des weiteren Albrecht Greule/Elisabeth Ahlvers-Liesel: *Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis, Zielsetzung*. Darmstadt 1986, und Jürgen Scharnhorst/Erika Ising (Hg.): *Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege*. Berlin 1976

vor allem mit welcher Bedeutung im Verhältnis zu den Bedeutungen der anderen Wörter des Wortfeldes, in dem das entlehnte Wort seinen Platz gefunden hat.“ Und er fuhr fort: „Einen solchen Gruppierungsversuch hat im Jahre 1960 Leo Weisgerber in der Zeitschrift *Muttersprache* vorgelegt. [...]”¹² Er war damit der erste Fachwissenschaftler, der nach dem blamablen Niedergang des deutschen Sprachpurismus, nach der hierauf eingetretenen Stille und nach der Neugründung der Gesellschaft für deutsche Sprache in ihrer Zeitschrift zum Fremdwortproblem grundsätzlich Stellung nahm. Er ging aber mit keinem Wort auf die Gründe ein, warum man in Deutschland und in der Sprachgesellschaft seit 1937 in der Fremdwortfrage so zurückhaltend geworden war.“

Positiv vermerkte Polenz, daß Weisgerber den Versuch unternommen hatte, den Fremdwortschatz im Rahmen „einer synchronischen Zuordnung zur Wortschatzstruktur des heutigen Deutsch“ zu behandeln. Die „methodologischen Folgerungen“ beurteilte Polenz aber als überwiegend „unbefriedigend“. Das betrifft zumal Weisgerbers „Wertungsskala“: „Bei den wichtigen Kategorien ‚schädlich‘ und ‚hinderlich‘ vermischt Weisgerber jedoch Synchronie mit Diachronie und gibt fragwürdige Beispiele, die geeignet sind, die Sprachpflege wieder auf die alten Irrwege zu locken.“ So gebe Weisgerber „Beispiele für eine recht wirklichkeitsferne diachronische Schädlichkeit, indem er sich auf den alten Grammatiker Schottel beruft, der gesagt habe, ‚daß eine einmal aufgegebene Sprachwurzel für kein Gold der Erde wiedererworben werden kann‘. Und so hält Weisgerber ‚Fremdwörter‘ wie *Onkel* und *Tante* für ‚schädlich‘“. Demgegenüber müsse „man sich fragen, wer denn durch die Entlehnung von *Onkel*, *Tante* (und *Cousine*) einen Schaden erlitten haben soll: sicher nur die Sprache als methodologische oder ideologische Abstraktion des diachronisch denkenden Sprachbetrachters, nicht aber die Sprachstruktur und die Sprachgemeinschaft.“¹³

Hier wies Polenz (vielleicht unwillentlich) auf ein zentrales Moment der Wesensbestimmung der Sprache bei Weisgerber hin: auf die – mal diachronisch (sprachengeschichtlich), dann vor allem synchronisch (soziologisch und zeichentheoretisch) gefaßte – Gleichursprünglichkeit der methodologischen und ideologischen Begründung des

¹² Leo Weisgerber: „Das Fremdwort im Gesamtrahmen der Sprachpflege“. In: *Muttersprache*, 1960, 70. Jg., S. 1–6; vgl. des weiteren Leo Weisgerber: „Sprachpflege und leistungsbezogene Sprachbetrachtung“. In: *Muttersprache*, 1963, 73. Jg., S. 97–104; ebd., insbes. S. 101 f., abwägende Überlegungen zur dazumal kurrenten Debatte über Abkürzungswörter, zunehmende Substantivierung, Fremdwörter u. a. sowie das Bemühen um eine wissenschaftliche Begründung der Sprachpflege gegenüber Common-sense-Urteilen; ablehnend dazu B. A. Serébrennikow (Hg.): *Allgemeine Sprachwissenschaft*. Bd. 1: *Existenzformen, Funktionen und Geschichte der Sprache*, München/Salzburg 1973, S. 493, Anm. 157: Die „Definition der Aufgaben der Sprachkultur“ sei „zu eng“, weil auf die Ablehnung falscher Verwendungsweisen abgestellt: „Damit unterschätzt L. Weisgerber erheblich die wichtige positive Seite der bewußten Normierung der Sprache.“

¹³ Vgl. auch Weisgerbers darauf antwortende Anmerkungen zu den „sehr lebhaften Diskussionen“ zwischen Polenz, Sternberger, Korn u. a. in Leo Weisgerber: „Die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung“. In: *Wirkendes Wort*, 1963, Heft 5, S. 265 f.

Sprachgemeinschaftstheorems. Das Scharnier der Verschränkung von Methodologie und Ideologie wird die Idee des sprachlichen Weltbildes sein, zu der sich folgende Feststellungen von Polenz nicht feindlich verhalten: „Für ‚hinderlich‘ hält Weisgerber Fremdwörter, die ‚dem Entstehen einer einheimischen Bildung im Wege stehen‘.“ Die apostrophierte „Echtheit des geschichtlichen Bildes“ sollte man hier lieber ganz beiseite lassen, denn die Sprache ist nicht für die Geschichte da, sondern für die legitimen Bedürfnisse der Sprecher. [...] Mit solcher historistischen und unsoziologischen Sprachbetrachtung, wie sie Weisgerber hier – entgegen seiner sonstigen Methodik – passiert ist, können der Sprachpflege jedenfalls keine neuen, besseren Wege gezeigt werden.“

Immerhin: Weisgerbers frühe „Begriffslehre“¹⁴ galt Polenz in ihren synchronischen Ansätzen als prinzipiell brauchbare Methode für eine Neubewertung und -ausrichtung der Lehnwortforschung – auch als Antidot gegen einen nach wie vor virulenten diachronischen Irrationalismus in der Sprachphilosophie, der Theorie der Sprachpflege und der Sprachkritik, wie sie musterhaft durch Dolf Sternberger vertreten worden sei. Polenz betonte dabei vor allem – gegen die Mystifikation der Sprachgemeinschaft gerichtet –, daß Sprache kein „nationales Idol“, sondern ein Werkzeug der Verständigung sei: „Viele Sprachreiner glaubten – ähnlich wie noch heute viele Sprachkritiker [Sternberger et al.; J. R.] – die Sprache vor dem Sprachgebrauch der Sprachgemeinschaft schützen zu müssen, als ob die Sprache ein mystisches Wesen sei, dem die Sprecher zu dienen hätten. Die Sprache gehört vielmehr der Sprachgemeinschaft und dient ihr als Verständigungsmittel.“

Jürgen Schiewes Überblick über Theorie und Praxis der Sprachkritik zählt dagegen Weisgerber dezidiert just zu jener sprachkritischen Lehre, die Polenz als mystifizierend und irrational brandmarkte. Zumindest nennt er Weisgerber den entscheidenden Anreger für Sternberger et al. „Sternberger, Storz, Süskind und auch Korn gehören politisch dem Wertkonservativismus an. Ihr traditionelles Werteverständnis zeigt sich auch in ihrem Sprachbegriff, der eng an die historische Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, insbesondere Wilhelm von Humboldts, und die an sie anknüpfende inhaltbezogene Sprachwissenschaft, wie sie vor allem Leo Weisgerber vertreten hat, gebunden ist. Sie schrieben ihre Werke aus der Vorstellung heraus, daß Sprache, Denken und Kultur eng miteinander verknüpft und daß in der Sprache bestimmte Weltansichten angelegt sind.“¹⁵

¹⁴ Vgl. Leo Weisgerber: „Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?“ In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 1927, 15. Jg., S. 161–183; siehe Näheres zu diesem bis heute hie und da als wegweisend, zumindest als äußerst bedeutend beurteilten Text in Abschnitt II. 2. 2.

¹⁵ Schiewe, a. a. O., S. 209

Daß für Sternberger et al. laut Schiewe „moralischen Kategorien der Humanität bzw. Inhumanität auch sprachliche Kategorien entsprechen“¹⁶, ist schwer zu leugnen. Daß Sternberger jenen Konnex beispielhaft an Hand des Jargonbegriffs „Betreuung“ herausarbeitet,¹⁷ ist insofern erwähnenswert, als Sternberger im Nachwort des *Wörterbuches des Unmenschen* ebendiese Strategie der Entmenschlichung nochmals durch Bezug auf Weisgerber und dessen Aufsatz „Der Mensch im Akkusativ“¹⁸ einer detaillierten Erörterung unterzieht. An Weisgerber anknüpfend heißt es: „Die offizielle Sprache der Diktaturen, der nationalsozialistischen wie der kommunistischen, ist besonders reich an solchen teils alten, teils neuen Verben, die die Person in den Akkusativ verdammen: ‚erfassen‘, ‚einsetzen‘, ‚ausrichten‘ [...]. Dasjenige Exempel, das wir (schon 1945) im *Wörterbuch des Unmenschen* vor allem in dieser Hinsicht untersucht haben, ist das ‚Betreuen‘, es gehört in dieselbe Reihe, und zwar in die besonders auffällige Kategorie der Verben, die mit der Vorsilbe ‚be-‘ gebildet sind. Weisgerber hat sich übrigens ausdrücklich auf diese Glosse bezogen. Vielleicht ist der Gelehrte hier von der Sprachkritik infiziert worden.“¹⁹

Die Übereinstimmung ist im folgenden frappant – wie das (ungewollte?) Mißachten all der Arbeiten Weisgerbers, die durchaus hätten im *Wörterbuch* gestreift werden können, hätte es auch den sprachwissenschaftlichen Diskurs im Nationalsozialismus berücksichtigt. Sternberger weiter: „Seine [Weisgerbers; J. R.] These lautet, daß diese Versetzung der Person in den Akkusativ eine Enthumanisierung der Sprache wie auch des in ihr ausgedrückten Gesellschaftsverhältnisses anzeige. Und das ist ja nicht so weit entfernt von dem, was wir mit den derberen Worten unseres Titels meinten [...]. Eine leise Nuance liegt allenfalls darin, daß Weisgerber mit seinem Terminus ‚Enthumanisierung‘ dieser Erscheinung den Charakter eines Prozesses gegeben hat, wobei denn immer leicht und auch gewiß nicht ohne Überzeugung der Eindruck der Zwangsläufigkeit hervorgerufen wird, während wir die sprachliche Unmenschlichkeit gleichsam in actu bloßzustellen, darum an der Möglichkeit menschlicherer Wendungen [...] nicht schlechthin verzweifeln zu sollen meinten.“²⁰

¹⁶ Ebd., S. 230

¹⁷ Vgl. Dolf Sternberger/Gerhard Storz/Werner Süskind: *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*. 3. Aufl. der neuen, erw. Ausgabe mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik, Hamburg/Düsseldorf 1968, S. 31 ff.

¹⁸ Leo Weisgerber: „Der Mensch im Akkusativ“. In: *Wirkendes Wort*, 1958, Heft 8, S. 193–205, insbes. 200: Der Mensch sei „Schauplatz eines gedanklichen Eingriffs, also Objekt im vollen Sinne [...], im Akkusativ wird er geistig einer Verfügungsgewalt unterworfen“.

¹⁹ *Wörterbuch*, a. a. O., S. 273 f.; vgl. Weisgerber: „Akkusativ“, a. a. O., S. 193 und 202 f.

²⁰ *Wörterbuch*, a. a. O., S. 274; vgl. auch *Der Große Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, hrsg. v. Paul Grebe, Mannheim 1959, S. 465, wo die Akkusativierung als „die geistige Haltung des modernen Massenzeitalters“ bezeichnet wird, eine Haltung, „aus der heraus der Mensch schließlich auch ‚berentet‘ wird“.

Ablehnend dagegen Herbert Kolb: „Der inhumane Akkusativ“. In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, 1960, Heft 3, S. 177, der festhält, daß der Akkusativ „weder inhuman noch human“ sei, sondern „eine grammatische Form, die von human und inhuman Gesinnten gebraucht werden kann“. Den später öfter wiederholten Vorwurf des Panlinguismus richtete anschließend Werner Betz („Zwei Sprachen in Deutschland?“

Eine Frage wäre, ob der Terminus ‚Enthumanisierung‘ nicht die Diagnose der Enthumanisierung der Gesellschaft ihrerseits enthumanisiert, nämlich in unpassend technokratischer Weise formuliert. Mit Sternbergers leisem Zweifel an der schicksalsverhangenen „Zwangsläufigkeit“, die Weisgerbers Analyse dieser Entwicklung rechtfertigend zu attestieren scheint, ist jedenfalls auf den größeren Problemzusammenhang dessen verwiesen, was Weisgerber überhaupt unter Gesellschaft, d. h. unter der Sprachgemeinschaft in ihren historisch bedingten Ausformungen verstand. Schiewe indessen begnügt sich mit dem Hinweis, Sternberger et al. hätten dasselbe gemeint wie Weisgerber, der den inhumanen Kasus unter dem Aspekt der „Verfügungsgewalt“, unter die der Mensch gerate, kritisiert habe.²¹

War es in den sechziger Jahren und ist es auch heute somit der Diskurs der Sprachpflege und des Normerhalts, so ist es daneben die Diskussion um Deutsch als europäische Amtssprache, in der Weisgerber in neuerer Zeit am Rande der Auseinandersetzungen als Bezugspunkt dient, von dem aus die Verfechter eines größeren Geltungsbereiches des Deutschen angegriffen werden.

1998 hatte der ehemalige Präsident des Goethe-Instituts, Hilmar Hoffmann, gegen die „Zurückdrängung deutscher Kultur und Sprache“ agitiert und erläutert: „Die Bundesregierung hat sich in den ersten dreißig Jahren nach dem Krieg zurückgehalten, um nicht wieder den Eindruck zu erwecken, als erhoben die Deutschen die Hegemonieansprüche. Aber ich finde, nach einem halben Jahrhundert wäre es zumindest an der Zeit, Deutsch als offiziell anerkannte Sprache in Brüssel entsprechend zu würdigen.“²² In der überregionalen Wochenzeitung *Jungle World* stellte der Linguist Alfred Schobert Hoffmanns Offensive zugunsten einer Aufwertung des Deutschen in einen größeren mentalpolitischen Zusammenhang. Er deutete Hoffmanns Äußerungen dahingehend, daß Kultur-, und d. h. Sprachpolitik erkannt habe, „kulturelle Abschottung sei im Zeitalter der Globalisierung nicht mehr möglich“, um dann das Bündel der assoziierten Interventionen – auch hier wieder zum Beispiel die „Klage über Anglizismen in der Sprache, insbesondere in der Jugendsprache“ – folgendermaßen zu interpretieren: „Von Bedeutung ist, daß nach mehreren Jahren Vorlauf

In: *Merkur*, 1962, Nr. 175, S. 878 f.) an Weisgerber, dessen geharnischte Replik alsbald folgte („Werner Betz und die Kritik. Das Ende eines Versuchs“. In: *Wirkendes Wort*, 1962, Heft 6, S. 372–374); zu jener dann noch einmal sachlich Werner Betz: „„Authentisch‘ oder ‚autoritär‘?“ In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, 1963, Heft 1/2, S. 117–118

²¹ Vgl. Schiewe, a. a. O., S. 230. Die Inkohärenz eines sprachpflegerischen (und sprachwissenschaftlichen) Diskurses, der zwischen den Koordinaten Weisgerber, Humboldt, Polenz und Sternberger hin- und herpendelt, macht vielleicht einsichtig, warum einige solcher Theoriebezüge, Querverweise und Aneignungen, die bis in die neuere Fachliteratur abstrahlen, hier noch einmal betrachtet wurden.

²² Zit. nach Alfred Schobert: „Bei ‚Kids‘ dreht nicht nur der Opa durch – Deutsche Sprachpflege ist längst nicht mehr nur ein Thema der Rechten“. In: *Jungle World*, 18. Mai 1998

wieder ein Thema des deutschen Identitätsdiskurses, nämlich Schutz und Förderung der deutschen Sprache, breitenwirksam in einer informellen Allianz durchgesetzt wird. [...] Es geht längst nicht nur um die vermeintliche Benachteiligung Deutschlands und deutscher Industrie, da die Institutionen der EU Französisch und Englisch privilegieren [...]. Auch ist das Gezeter um die Rechtschreibreform kein Produkt des Wohlgefallens an der Schönheit der deutschen Schriftsprache.“²³ Sondern Schobert sah in all dem „Aufhänger einer sprachpolitischen Offensive, die von den Kräften des völkischen Nationalismus initiiert wurde“.²⁴ Diese Allianz reiche „von Alfred Mechttersheimer, dessen Deutschland-Bewegung in diesem Jahr mit einer sprachnationalistischen Selbstverpflichtungserklärung hausieren geht, bis hin zu Günther Zehm, der [...] in der *Jungen Freiheit* [einer dem rechtsnationalen Spektrum zugehörigen Wochenzeitung; J. R.] eine Lanze für den relativistischen Sprachidealismus und die ‚Muttersprache‘-Philosophie des vormaligen Ahnenerbe-Sprachwissenschaftlers Leo Weisgerber bricht.“²⁵

Auch Schobert dient, wie zuvor Konrad Lischka, der Verweis auf Weisgerber als Signal für eine ideologische Zuspitzung der politischen Rede über die Funktion der Sprache als gemeinschaftsverbürgender, kulturschaffender Kraft. „Sprachpolitik des Deutschen“, führt er aus, „rührt unmittelbar an das Zentrum des völkischen Nationalismus, dessen Reinheitswahn in verschiedenen Variationen, mal neben-, mal gegeneinander, der ‚Sprache‘ und dem ‚Blut‘ galt“.²⁶

Inwieweit und mit welchen unterschiedlichen Akzentuierungen sich Weisgerber für ein Programm der homogenen Sprach- oder Volksgemeinschaft veranschlagen ließ und läßt, möchte diese Arbeit im weiteren Verlauf diskutieren. Darüber hinaus scheint ein wissenschaftshistorischer Aspekt von Belang, auf den Schobert abschließend zu sprechen kommt. Bei „den gegenwärtigen Bemühungen zur Reinerhaltung der deutschen Sprache“, so Schobert, „wird ausdrücklich an eine Diskurstradition angeknüpft, die nach 1945 zurückgedrängt, verdrängt oder verleugnet wurde, doch in Speichern und Archiven – oder im Giftschränk – überdauert hat.“²⁷ Womöglich hat diese Diskurstradition, die man als Geflecht bestimmter Begriffsbildungs- und Argumentationsstrategien bezeichnen könnte, auch in Texten, in Arbeiten von Leo Weisgerber, die nach 1945 entstanden und offen zugänglich waren, ihre Fortsetzung gefunden, und zwar eventuell ungebrochener, als es Schoberts Verdacht nahelegt, es existiere seit 1945 eine subkutane Strömung der idealistisch-

²³ Ebd.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd.

relativistischen und chauvinistischen Sprachwissenschaft.²⁸ Es wäre dann am Werk Weisgerbers eine Theoriegenese als -kontinuität zu beschreiben, die trotz verschiedener Begriffsverschiebungen und -umbildungen stets auf den zentralen Gedanken der ‚Sprachgemeinschaft‘ zugeschnitten blieb. An die Stelle der geheimgeschichtlichen Mutmaßung – oder der, das wäre eine begrüßenswerte Ergänzung, archivgeschichtlichen Recherche – soll deshalb hier die Lektüre der maßgeblichen Texte Weisgerbers treten,²⁹ in

²⁸ Subkutan kann sie schon dann nicht gewesen sein, wenn man nur Weisgerbers außerordentlichen Einfluß – besonders in Nordrhein-Westfalen – in Fragen der Sprachdidaktik (Lehrplangestaltung etc.) in Betracht zieht. Vgl. etwa Leo Weisgerber et al.: „Gutachten über die Ausbildung der Volksschullehrer in Nordrhein-Westfalen vom 27. 2. 1957“. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 1958, 4. Jg., S. 404–420; vgl. auch Leo Weisgerber: „Sprache und geistige Gestaltung der Welt“. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 1960, 2. Beiheft („Didaktik der Lehrerbildung. Bericht über den vierten Deutschen Pädagogischen Hochschultag vom 7. bis 10. Oktober 1959 in Tübingen“), S. 5–16, insbes. S. 15: „[E]s ist an der Zeit, daß unsere Schule – und vor allem der Deutschunterricht aller Schulen – endgültig den Übergang von einer Form, die trotz vieler Besserungen immer noch den Charakter der Schriftschule trägt, zu einer Form, die den Namen Muttersprachenschule verdient, vollzieht. [...] [E]s geht unmöglich an, daß ihre Bedingungen speziell durch die Forderungen der Rechtschreibung und ihre weithin zufälligen Regeln noch weite Strecken des Unterrichts bestimmen. Die richtige Einordnung der Schrift in eine ganzheitliche Sprachpädagogik ist eine Grundbedingung dafür, daß eine vollgültige muttersprachliche Erziehung aufgebaut wird.“ Vgl. des weiteren Leo Weisgerber: „Die fruchtbaren Augenblicke in der Spracherziehung“. In: *Wirkendes Wort*, 1952, Heft 4, S. 266 f., wo die Aufgabe muttersprachlicher Erziehung dahingehend bestimmt wird, „dem Menschen seine *Stellung und Verantwortung im Ganzen der Muttersprache und Sprachgemeinschaft* so weit bewußt [zu] machen, daß er die darin beschlossenen Forderungen im Sinne einer Sprachethik erkennt und anerkennt“, einer Ethik, die zielt auf „die Mitverantwortung für ein gemeinsames Gut und das Mit-Einstehen für die ganze Gemeinschaft. Es ist ein menschliches Grundverhältnis, das sich natürlicherweise äußert in der *Liebe zur Muttersprache* und der *Teilnahme am Schicksal der Sprachgenossen*.“ Und: „Die muttersprachliche Erziehung ist gewonnen, sobald wir Lehrer haben, denen selbst in ihrer Jugend und Ausbildungszeit das Wunder der Muttersprache aufgegangen ist“ (ebd., S. 265). Vgl. auch Leo Weisgerber: „Das Ziel und die Aufgaben des muttersprachlichen Unterrichts“. In: Alexander Beinlich (Hg.): *Handbuch des Deutschunterrichts im ersten bis zehnten Schuljahr*. Bd. 1, Emsdetten 1959, S. 23–38; Leo Weisgerber: „Die Entfaltung der Sprachengabe“. In: Wilhelm Luzian Höffe (Hg.): *Sprachpädagogik – Literaturpädagogik*. Frankfurt/M/Berlin/Bonn/München 1969, S. 38–50; sowie Leo Weisgerber: „Von den Sprachen zu den Muttersprachen“. In: Erich Weißer (Hg.): *Das Prinzip der Ganzheit im Deutschunterricht*. Darmstadt 1967, S. 84–104; vgl. des weiteren Weisgerbers beratende Mitarbeit an *Deutscher Sprachspiegel. Sprachgestaltung und Sprachbetrachtung*. Düsseldorf 1950 ff.

Vgl. als allgemeine Würdigung des Sprachdidaktikers Weisgerber etwa Hans Schorer: „Die Bedeutung Wilhelm von Humboldts und Leo Weisgerbers für den Deutschunterricht in der Volksschule“. In: *Sprache – Schlüssel zur Welt. Festschrift für Leo Weisgerber*, hrsg. v. Helmut Gipper, Düsseldorf 1959, S. 109 f.: „Erst die Arbeiten von Leo Weisgerber fanden in den dreißiger Jahren langsam einen immer größeren Leserkreis, und als nach 1945 auch eine Neubesinnung für den Deutschunterricht notwendig wurde, sah man fast überall in ihnen den tragenden Unterbau. Es war dabei besonders wichtig, daß in der Ausbildung der Volksschullehrer die Bücher von Weisgerber zu Standardwerken wurden und die junge Lehrergeneration damit in die Sprachauffassung Humboldts hineinwachsen konnte. In Leo Weisgerber fand Humboldt nach einhundert Jahren den berufenen Interpreten, der durch sein Verbundensein mit der Lehrerbildung die Bedeutung der Sprachphilosophie für die Didaktik und Methodik des Deutschunterrichts darlegen konnte und der sich bis zum eigenen Unterrichtsversuch um eine muttersprachliche Bildung in diesem Sinne bemüht.“ Vgl. des weiteren Siegfried Grosse: „Kontinuität und Diskontinuität in der Sprachwissenschaft“. In: Hans Trümpy (Hg.): *Kontinuität – Diskontinuität in den Geisteswissenschaften*. Darmstadt 1973, S. 206: „Nach 1945 hat die inhaltsbezogene Grammatik eine große Entfaltung und damit auch Wirksamkeit im praktischen Bereich erlebt und deshalb einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der Schulgrammatiken ausgeübt.“

²⁹ Damit ist, wie schon bei Polenz angeklungen war, eine weitgehende Entscheidung zugunsten eines theorie- und textgeschichtlichen Verfahrens gefällt. Wir folgen hier – auch im Hinblick auf das Problem der Vermittlung von Theorie-/Fachgeschichte und Gesellschafts- und Wirkungsgeschichte – den Argumenten bei Clemens Knobloch: „Über die Schulung des fachgeschichtlichen Blickes: Methodenprobleme bei der Analyse des ‚semantischen Umbaus‘ in Sprach- und Literaturwissenschaft“. In: Georg Bollenbeck/Clemens Knobloch (Hg.): *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*. Heidelberg 2001, S. 230 f.: Es sei „die Konzentration auf die kommunikative, der Gesellschaft zugewandte Außenseite geisteswissenschaftlicher Fächer wohlbegründet. Gerade Fächer wie die germanistische Literatur- und Sprachwissenschaft [...] entwickeln eine

denen das Verhältnis zwischen Sprache, Individuum und sozialer Objektivität, d. h. Gesellschaft, unter dem Gesichtspunkt fortgesetzter sprachphilosophischer Grundlegungsbemühungen thematisiert wird – vor 1933, zwischen 1933 und 1945 und nach 1945.

Vorläufig darf also festgehalten werden, daß ein wesentliches Interesse dieser Arbeit darin besteht, zu klären, wie bei Weisgerber – sofern ja ihm zufolge „die sprachliche Erkenntnis ihrem Wesen nach gesellschaftlich“³⁰ ist – das Soziale, die Objektivierung der sprachlichen und sozialen Beziehungen der Individuen, aus der Perspektive der Sprachphilosophie gedacht und in welchem kategorialen Rahmen es sprachphilosophisch ‚justiert‘ wird. Am Grad der Abstraktion, dem sich die Momente des individuellen sprachlichen Handelns unterworfen sehen, läßt sich dann der Zuschnitt einer Theorie erörtern, die explizit als wirkungsgerichtete, umfassende Sprachwissenschaft in Erscheinung tritt. Im Bemühen, das Verhältnis von Sprachphilosophie und Gesellschafts- resp. Gemeinschaftsbegriff zu erhellen, mag somit eventuell mehr aufscheinen als die antiquarisch-historiographische Situierung eines gealterten Gegenstandes. In Konfrontation mit einem Begriff der Dialogizität, der das je individuelle sprachliche Handeln im Kontext der Alterität betont, sollten die Defizite der Weisgerberschen Konzeptualisierung des Sprachlich-Sozialen schließlich so deutlich werden, daß auch die gegenwärtigen – gewiß peripheren – Weisgerber-Referenzen als (sprach-)politische Kalküle Kontur gewinnen.

Immerhin zeigen die punktuellen Rekurse bei Lischka und Schobert, daß mit dem Werk Leo Weisgerbers nach wie vor offenbar ein sprachphilosophischer Entwurf zitiert, bemüht oder in Ausschnitten aktualisiert wird, der mit weitreichenden Ansprüchen verbunden ist oder an den Forderungen angeschlossen werden können, die über den fachwissenschaftlichen Kern sprachphilosophischer Fragen (seien sie beispielsweise grammatikalischer, semiotischer oder erkenntnistheoretischer Art) hinausgehen. Weisgerber selbst lieferte ein Programm mit generalistischem Impetus, eine Theorie, die von der erkenntnistheoretischen Grundlegung, daß die Erschließung der Welt und mithin Erkenntnis

relativ autonome Logik des Aufspürens und Einverleibens potentiell resonanter Themen und Motive, mit deren Hilfe sich das Fach [...] in Stellung bringen kann. So gesehen ist gerade die exoterische Publizistik kein Trug- und Scheinbild, das einfach zu entlarven wäre, wodurch dann die ‚hinter‘ ihm befindlichen ‚eigentlichen‘ Wirkkräfte des Faches zum Vorschein kämen. Sie ist vielmehr die ‚Membrane‘ zwischen der disziplinären Logik des Faches und der gesellschaftlichen Kommunikation. [...] Hier werden Veränderungen angestoßen und handfestere Ressourcen rekrutiert, hier spielt der Wettkampf der Fächer um Aufmerksamkeit, Reputation, Mittel und Stellen, hier wirbt das Fach seinen Nachwuchs und entfaltet das Bild, das es der Gesellschaft bieten möchte. Und hier entfalten sich auch die Ansprüche und Erwartungen gesellschaftlicher Machtzentren gegenüber dem Fach.“

³⁰ Leo Weisgerber: *Muttersprache und Geistesbildung*. Göttingen 1929, S. 87

überhaupt sprachlich geleitet bzw. präformiert sei, bis zur sprachpolitischen Konkretisierung des Weltbildgedankens und des Sprachgemeinschaftsparadigmas reicht.

Bei Lischka wie bei Schobert scheint „Weisgerber“ als eine Art Diskursmarke zu fungieren, die sich auf der Demarkationslinie zwischen Aufklärung und Reaktion und an der Front eines neuen, medial verzweigten und verflüssigten Kulturkampfes plazieren läßt. Mehr als der eine oder andere Hinweis auf gewisse popularisierte und sedimentierte Elemente seiner Theorie findet sich dabei jedoch nicht. In einem ähnlich gelagerten, aber fachlich enger gefaßten Zusammenhang spricht der Sprachwissenschaftshistoriker Gerd Simon vom „Linguisten-Papst“³¹ Weisgerber, dessen Äußerungen zur Wortbildung im Falle des Begriffs ‚Muttersprache‘ für die deutsche Sprachwissenschaft bis heute verbindlich geblieben seien.

Simon stellt ein längeres Zitat von Weisgerber voran:

„[...] man kann geradezu von vier Höhepunkten muttersprachlicher Wirkungen im Leben des deutschen Volkes sprechen. Gekennzeichnet sind diese Höhepunkte nicht zuletzt durch das Aufkommen von Sprachprägungen, die schon auf den ersten Blick etwas von der Tragweite dieser Geschehnisse erkennen lassen: zunächst die Prägung des Namens Deutsch, sodann das Aufkommen des Wortes Muttersprache, weiter die Rede von der uralten deutschen Haupt- und Heldensprache, und das Lied von des Deutschen Vaterland, das reicht, so weit die deutsche Zunge klingt. Man sieht, daß diese Vorgänge recht verschiedenartigen Lagen der deutschen Volksgeschichte angehören; sie zeigen uns das Werden des ersten deutschen Reiches, den deutschen Aufbruch an der Wende zur Neuzeit, den tiefsten äußeren Niedergang, die erste Erneuerung des Volksgedankens in der Neuzeit.“

Daran knüpft Simon die Bemerkung an: „In diesem Zitat des deutschen ‚Linguisten-Papstes‘ – wie man ihn schon früher nannte – Johann Leo Weisgerber, 1940 im Zusammenhang des *Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften* entstanden, ist zusammengefaßt, was bis in die Gegenwart hinein das Rückgrat sprachgeschichtlicher Rückblicke in der Germanistik bildete. Selbst Strukturalisten wie Eugenio Coseriu haben sich diesem Geschichtskonstrukt nicht entziehen können.“³²

Laut Simon figuriert Weisgerber also als Autorität, gegen dessen „Gedankengut“, das „Wegbereiter, Weggenossen und Nachfolger“ verbreiteten und verbreiten, er mit Ahlzweig

³¹ Gerd Simon: „Rezension von: Claus Ahlzweig: *Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache*. Opladen 1994“; zit. nach www.uni-tuebingen.de

³² Ebd. Einen Beleg für Coserius Haltung liefert Simon hier nicht.

die diskursanalytische und historische Rekonstruktion des Begriffs ‚Muttersprache‘ anmahnt. Der Hinweis, daß ‚Muttersprache‘ ursprünglich eine Lehnübersetzung des mittellateinischen *materna lingua* war und die Vernakulärsprache, die Sprache der nicht literarisierten Bevölkerungsschichten, bezeichnete, ist indes so neu nicht. Im 16. Jahrhundert wird ‚Muttersprache‘ auf die Schriftsprache der Gebildeten übertragen – ein sprachpolitischer und Bildungsvorgang, der die „Volkssprache“ in den Dienst der sich entwickelnden Schriftlichkeit jenseits des Lateinischen stellt, sie mithin einer grammatischen Modellierung zuführt.

In diesem bildungsgeschichtlich-sozialen und institutionellen Spannungsverhältnis bewegt sich seit langem der Gebrauch des Begriffs ‚Muttersprache‘, und die Germanistik hat dies durchaus zur Kenntnis genommen. Hubert Ivo hat am Leitfaden des Begriffes der „muttersprachlichen Bildung“ einen Rückblick auf die sprachdidaktische Reflexion im 20. Jahrhundert formuliert, der sich keineswegs dem Verdikt Weisgerbers unterwirft und die disparaten sprachdidaktischen Momente der Muttersprachenkonzepte erörtert:

„Zugespitzt lassen sich zwei Konzepte unterscheiden, die das Nachdenken über das Unterrichten der Muttersprache in Deutschland während dieses Jahrhunderts bestimmt haben bzw. bestimmen. Das eine orientiert die Aufgaben dieses Unterrichts an den Zielen nationaler Identitätsbildung, das andere interpretiert diese Aufgaben als kommunikative, die sich zwar im Medium einer Einzelsprache, eben des Deutschen, stellen, in ihrem wesentlichen Gehalt aber durch sozial-kulturelle Merkmale nichtsprachlicher Art definiert sind.

„Das erste Konzept hat sich überlebt“, in einer solchen Formulierung könnte sich ein bundesrepublikanischer Konsens bis zum Ende des alles dominierenden Ost-West-Gegensatzes ausgedrückt finden. Dieses Konzept ist aber auch, insofern es den Aufstieg des Nationalsozialismus vorbereiten half und von diesem in Anspruch genommen werden konnte, ein abgewehrtes Thema; abgewehrt im Sinne einer kathartischen Auseinandersetzung mit der Last der deutschen Geschichte.“³³

Wie immer Abwehr und/oder Aufarbeitung vonstatten gingen und welche genauen Folgen sie in der sprachdidaktischen Praxis oder in der institutionellen Reflexion über die Ausrichtung und die Traditionen der Sprachdidaktik zeitigten, das Werk Weisgerbers dürfte in der

³³ Hubert Ivo: *Muttersprache, Identität, Nation. Sprachliche Bildung im Spannungsfeld zwischen einheimisch und fremd*. Opladen 1994, S. 9 f.; ebd. auch eine ausführliche Kritik der Humboldt-Aneignung durch Weisgerber – vgl. das Kapitel „Gewendeter Humboldt. Leo Weisgerbers sprachwissenschaftliche Fundierung muttersprachlicher Bildung“, S. 152 ff.

Germanistik nicht mehr jene unangefochtene Orientierungsmacht darstellen, die Simon suggeriert. Gleichwohl, eine „Enthistorisierung“ wenn nicht „des Muttersprachbegriffs“³⁴, so doch des Weltbildbegriffs – und dergestalt eine fortdauernde ‚stille‘, unhinterfragte Geltung zentraler Kategorien aus dem Fundus der Weisgerberschen Theorie – mag heute zuweilen zum Beispiel noch im Bereich des schulischen Unterrichts³⁵ und in der Lehrerbildung von Bedeutung sein. Wenigstens legen dies – eher zufällige – Funde nahe. Am Institut für Sprechwissenschaft und Psycholinguistik der Universität München stellt ein Seminar zum Thema „Sprache und Weltbild“ Weisgerber kanonisierend in eine Reihe u. a. mit Herders Sprachentstehungstheorie, mit Humboldts „Konzeption der Einheit von Sprache und Denken (Bewußtsein)“, die „grundlegend“ sei „für linguistische Zentralthemen: das Verhältnis von Sprache und Kommunikation sowie von Sprache und Gesellschaft“, mit der „Völkerpsychologie“ Wilhelm Wundts und dem sprachlichen Relativitätsprinzip der sogenannten Sapir-Whorf-Hypothese – und zwar so, als seien der theoretische Universalismus und die Lehre von der sprachlichen Zwischenwelt vorderhand gültige Paradigmen, Lehrgegenstände wie jede andere auch: „Der Feldtheoretiker Leo Weisgerber ist dafür bekannt, daß er eine energetische Sprachwissenschaft, die [sich] an W. v. Humboldt anlehnt, entwickelt hat. Um seine Gedanken zu belegen, hat er die Sprache als Ganzes untersucht: Muttersprache und Sprachgemeinschaften, die Wirkung der Muttersprache im Bereich des Geistigen, des Kulturellen und des Geschichtlichen und das sprachliche Können beim Menschen.“³⁶

Weniger naiv, indes gleichermaßen auf eine wertfreie, nur schwach historisierende systematische Einordnung in den Bestand des sprachwissenschaftlichen Nachdenkens bedacht, referiert Wilhelm Köller³⁷ die Grundzüge der Weisgerberschen Sprachauffassung. Der Horizont der sprachwissenschaftlichen Fragestellungen ist so weit gespannt, wie es dem Gestus der Theorie entspricht. „Im 20. Jahrhundert ist das Problem der Beeinflussung der Erkenntnis und des Denkens durch die Sprache im allgemeinen und durch die grammatischen Ordnungsformen im besonderen in drei Theoriebildungen wieder thematisiert worden, die sich relativ unabhängig voneinander entwickelt haben“³⁸, hebt Köller an und führt, nachdem

³⁴ Simon, a. a. O.

³⁵ Vgl. zum Beispiel den Eintrag „Wortfeld“ im Glossar „Deutsch Schulwissen Oberstufe“ (www.netschool.de), in dem von den „grundlegenden Werken“ Weisgerbers die Rede ist.

³⁶ www.psycholinguistik.uni-muenchen.de/seminar/sprache_weltbild.html

³⁷ Wilhelm Köller: *Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens*. Stuttgart 1988; hier zit. nach der Homepage der Mauthner-Gesellschaft, www.mauthner-gesellschaft.de. Ebd. sind auch Auszüge aus Leo Weisgerber: *Die sprachliche Gestaltung der Welt*. Düsseldorf 1973, einsehbar. (Die Jahresangabe müßte allerdings „1962“ lauten.)

³⁸ Gemeint sind neben Weisgerber die Allgemeine Semantik von Korzybski und das sprachliche Relativitätsprinzip von Whorf. Es erstaunt, daß der mit dem Namen Wittgenstein verbundene *linguistic turn* in

er zunächst Weisgerbers Leistung betont, die inhaltbezogene Grammatik explizit „in der Tradition Humboldts“ und in Fortschreibung der Begriffe ‚Weltansicht‘, ‚innere Sprachform‘, ‚Ergon‘ und ‚Energeia‘ entwickelt zu haben³⁹, aus:

„Grundlegend für Weisgerbers Denkansatz ist die These, daß wir es im Denken und Erkennen nicht direkt mit der Welt des Seins zu tun hätten, sondern mit unseren Bildern davon. Bei der Umwandlung der Welt des Seins in die Welt des Bewußt-Seins spielten geistige Zwischenwelten als Vermittlungsinstanzen eine aktive Rolle. Die wichtigste geistige Zwischenwelt in diesem Vermittlungsprozeß zwischen der Welt der Objekte und der Welt der Subjekte ist für Weisgerber die Sprache bzw. die konkrete Muttersprache, deren Strukturordnung all unsere Wahrnehmungs- und Denkprozesse einfärbe.“

An die Stelle der Bilder der geschichtlich früheren und erkenntnistheoretisch ‚tiefer‘ angesiedelten Schichten bzw. Zwischenwelten treten also – im Verlauf der Phylo- wie der Ontogenese – die Wörter, die „künstlichen Zeichen“. Sie erheben sich über alle anderen Signale, Abbilder oder Ausdrucksformen aller anderen Weltzugangsweisen, etwa der sinnlichen oder leiblichen. In ihnen ist etwas aufgehoben und zugleich hinzugewonnen. Der gemeinschaftliche und der individuelle Spracherwerb bedeuten einen Zugewinn an Erkenntnis, indem Sprachgemeinschaft und Sprachakteure sich die Fähigkeit zur Abstraktion von der ‚stummen‘, sinnlichen Evidenz des In-der-Welt-Seins aneignen.⁴⁰ Die erkenntnistheoretisch privilegierten sprachlichen Zeichen konstituieren ein System ‚erstarrter‘ Erfahrung, für das man durchaus den Begriff der ‚Kultur‘ reservieren könnte. Die sprachlichen Zeichen bilden ein Raster, das die Orientierung auf ein Etwas in der Welt, auf

der Philosophie keine Erwähnung erfindet. Skeptisch zur Übereinstimmung zwischen Korzybski, Whorf und Weisgerber: Giulio C. Lepschy: *Die strukturelle Sprachwissenschaft. Eine Einführung*. München 1969, S. 114 und 235, Anm. 306

³⁹ Bemerkenswert ist, daß Köller den Totalitätsanspruch der streng inhaltbezogenen Sprachwissenschaft unterstreicht und im gleichen Atemzug deren statische Anlage, d. h. die synchronische Betrachtungsweise zustimmend hervorhebt: „Sein Konzept der inhaltsbezogenen Grammatik ist dabei in einem umfassenden Sinne als inhaltsbezogene Sprachwissenschaft zu verstehen, weil sein Grammatikbegriff das Wörterbuch und die Syntax umfaßt und dazu dient, die konkret manifestierte Strukturordnung einer Sprache zu erfassen. ‚Grammatik ist alle Betrachtung der Sprache als Ergon; ihr Ziel ist das Bewußtmachen eines sprachlichen ‚Bestandes‘.“

⁴⁰ Bei Humboldt liegt eine der wesentlichen Funktionen der Sprache in ihrem ‚Bemühen‘, „zum Gedanken und zur Intellectualität hinzuführen, und den Empfindungen und den Regungen des Wollens“, d. h. den nicht-sprachlichen, den gestischen, körperlichen Ausdrucksweisen „eine allgemeinere Form zu leihen“. Das Allgemeinere bezeichnet das Abstrakte, das von der Unmittelbarkeit des besonderen Ein- und Ausdrucks absieht bzw. über sie hinausgeschritten ist. Ob damit das je Besondere der individuellen Lebensäußerung im Wort, in der Sprache aufgesogen und nivelliert wird und im begrifflichen Entschluß zur Welt schließlich verlorengeht, ist damit freilich nicht gesagt. (Vgl. Wilhelm von Humboldt: *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*. In: Wilhelm von Humboldt: *Werke in fünf Bänden*, hrsg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 1963, Bd. III, S. 163)

eine Sache oder einen anderen, lenkt, das das In-der-Welt-Sein organisiert und (an-)leitet, das der Dingwelt (und darüber hinaus der Welt des Sozialen) eine Ordnung einschreibt, die die Sprecher zur Sprache und zum Tragen bringen. Nach Maßgabe der Regeln und ‚Inhalte‘ dieser Ordnung bilden sich die sprachlichen Akteure ein Bild jener Welt, die erst durch das Prisma der sprachlichen Zwischenwelt sichtbar wird⁴¹ – und zwar in der ihr gemäßen Färbung. Die (Selbst-)Manifestation der Muttersprache ist eine stete und unwillkürliche, durch das von unsichtbarer Hand geleitete Worten der Welt immerzu reproduzierte, und es ist die Muttersprache, die den Bestand ihrer ‚Inhalte‘, der grammatischen Formen und der Wörter, eigenständig und, von der Dingwelt emanzipiert, eigendynamisch umwandelt, sozusagen in einem autonomen Prozeß permanenter kultureller Schöpfung.⁴²

Weisgerbers „statische Betrachtungsweise“ erweitert sich, wie Köller betont, dort zur diachronischen, wo die historische Genese der „geistigen Inhalte sprachlicher Formen [...], die sich in einer Sprachgemeinschaft konventionell stabilisiert haben“⁴³, in den Blick gerät. Inhaltbezogene Sprachforschung zielt also auch auf das Werden des spezifischen Wortens, das Werden des Weltbildes, das sich in der inneren Sprachform manifestiert (hat). Köller konstatiert gar eine „rückprägende Kraft“ der einmal ausgeformten grammatischen „Strategien“ und der „strategischen Prinzipien [...], nach denen wir unsere Wortarten typologisch differenzieren“⁴⁴: „Als einen zur inneren Sprachform der indogermanischen Sprachen gehörenden sprachlichen Zugriff deutet Weisgerber auch die strukturelle Gliederung des Satzes in Subjekt und Prädikat, die Ausdruck eines spezifischen Denkstiles sei, der eine starke rückprägende Kraft bekommen habe, nachdem er sich einmal grammatisch durchgesetzt habe.“⁴⁵

Am Primat des Weltbildgedankens rüttelt Köller nicht. Im Gegenteil attestiert er Weisgerber, die von Humboldt entlehnte Vermittlung von Ergon und Energieia konsequent in das Theorem der sprachlichen Zwischenwelt eingearbeitet zu haben:

„Wenn Weisgerber im Zusammenhang mit seinem Konzept der sprachlichen Zwischenwelt von einem sprachlichen Weltbild spricht, dann kann dadurch das Mißverständnis nahegelegt werden, daß er die sprachliche Zwischenwelt als eine

⁴¹ Bediente man sich weiterführend der Metaphern der ‚Einfärbung‘ und der optischen Brechung bzw. Perspektivierung, so ließe sich salopp sagen, daß sämtliche Mitglieder einer Sprachgemeinschaft durch dieselbe Brille blicken.

⁴² Weisgerber spricht von der „Eigentätigkeit und Eigenleistung des menschlichen Geistes“ (zit. nach Köller, a. a. O.).

⁴³ Köller, a. a. O.

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Ebd.

statische Strukturordnung ansieht. Entgegen vielen verkürzenden Darstellungen muß aber festgestellt werden, daß Weisgerber unter dem Begriff des sprachlichen Weltbildes nichts Statisches versteht, sondern durchaus etwas Dynamisches, nämlich den Stil der Weltaneignung, der sich in einer bestimmten Muttersprache jeweils konkretisiert. ‚Aber es geht in den Begriff des Weltbildes der Sprache auch das Energetische ein, das Humboldt in der inneren Sprachform gesehen hat.‘ [Weisgerber; J. R.]⁴⁶

Eine solche Generalverteidigung, die Weisgerbers Selbstausslegung zustimmend zitiert, nimmt sich heute selten aus. An prominenter öffentlicher Stelle, in der *Neuen Zürcher Zeitung*, hat demgegenüber der Weisgerber-Schüler Helmut Gipper 1999 zunächst eher vorsichtig „zur Geschichte einer umstrittenen Idee“ Stellung bezogen – der Idee, „daß Wortschatz und Struktur einer Sprache nicht nur das Weltbild ihrer Sprecher, sondern auch deren Denkvorgänge prägen könnten“.⁴⁷

Ob der Begriff des Weltbildes von jenem der Denkvorgänge überhaupt zu trennen ist, soll hier nicht en détail erörtert werden. Erwähnenswert ist aber, daß der relativ unscharfe, weil schon bei Weisgerber weitgefaßte Begriff Weltbild entweder der erkenntnis-, grammatik- oder zeichentheoretischen Differenzierung bedarf oder diverse Folgefragen aufwirft, die sich in apologetischer Lesart stets auf dieses Zentrum der Theorie hin organisieren lassen. Wenn das sprachlich vermittelte oder generierte Weltbild die Erkenntnis des Außersprachlichen überhaupt erst ermöglicht und deren Prozessualität strukturiert, wären die ‚Denkvorgänge‘ der Sprecher, also die konkreten Akte der Welterschließung, in ihm als verbindliche Muster bereits angelegt. Nur eine Identität von Weltbild und Denken könnte somit garantieren, daß die muttersprachliche Zwischenwelt auch die ihr zugemessenen weitreichenden Funktionen übernimmt und das Funktionieren der homogenen sprachgemeinschaftlichen Weltaneignung sicherstellt. Andernfalls entbehrte die Rede vom Weltbild eines Bezugs außerhalb desjenigen Rahmens, in dem Begriffe lediglich zu Zwecken der Positionierung in wissenschaftlichen Kontexten und Institutionen situiert werden. Ohne Konvergenz von Denken und sprachlichem Weltbild, das ja einen spezifischen Denkstil erzeugen, dokumentieren und fortentwickeln soll, wäre der Bedeutungsumfang des Begriffs Weltbild äußerst gering, ja, der Begriff bliebe leer.

Ungeachtet dieser Fragen adelt Gipper die Idee der sprachlich fundierten Weltansicht, die Idee des Weltbildes oder der Weltansicht (die schwankende Verwendung einerseits

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Helmut Gipper: „Die Sprache als Instrument der Weltansicht“. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 10. Juli 1999

synonymer, andererseits disparater Varianten könnte ein Indiz für die wissenschaftsstrategisch gewollt offene Konzeption der inhaltbezogenen Sprachforschung sein). Er speist sie ein in einen Diskurs, der die mächtige Tradition einer umfassend intendierten sprachphilosophischen Reflexion zu Rate zieht. Gipper verweist auf Nikolaus von Kues, auf Bacon, Locke, Vico, Hamann, Herder und Humboldt, um anschließend die Pionierleistung Weisgerbers als jenes Humboldt-Interpreten zu betonen, der die bis heute unabgeholte Idee des sprachlichen Primats in aller Philosophie nicht fallengelassen habe. Zu Weisgerber als Erbe Humboldts äußert er:

„Trotz der Bemühungen einzelner Sprachwissenschaftler wie Heymann Steinthal um Humboldts Werk wurde es erst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts von dem Bonner Sprachwissenschaftler Leo Weisgerber erneut aufgegriffen und ausgewertet. Daraus entstand die sprachwissenschaftliche Richtung, die als Neohumboldtianismus bezeichnet worden ist. Über den deutschen Sprachraum hinaus hat sie, mit Ausnahme von Japan und Korea, kaum Einfluß gewinnen können.“⁴⁸

In letzterer Bemerkung schwingt Bedauern mit, und dieses Bedauern zielt auf die Vorherrschaft des in den bundesdeutschen sprachwissenschaftlichen Debatten seit den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts konkurrierenden Paradigmas der generativen Transformationsgrammatik. Anders als „die ganz andersartige“ Grundlegungsbemühung Chomskys habe wenigstens Benjamin Lee Whorf „die These von der sprachlichen Weltansicht [...] wieder ins Gespräch gebracht“⁴⁹, und in einer Synthese der Whorfschen Grundvorstellungen und des Weltbildkonzeptes bei Weisgerber sieht Gipper ein wissenschaftliches Programm skizziert, das seine rationale Dignität beibehalten habe und – unbeeinträchtigt von politischen Kontaminationen – Resultate hervorbringen könne, die für

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd. Daß der Universalgrammatik Chomskys das „sprachliche Relativitätsprinzip“ bei Whorf opponiert, deutet auf die nach wie vor klar gezogenen Grenzen hin, die im sprachphilosophischen Diskurs von den Grundannahmen her zwischen zwei widerstreitenden Schulen, die beide einen gewissen Alleinvertretungsanspruch formulieren, gezogen werden. Exterritorialität, also Ausschluß des antinomisch Anderen, und Exklusivität gehen hier unausgesprochen in eins.

Whorf selber, dessen Ausführungen Gipper zum Anlaß einer vertiefenden Untersuchung über die Sprache der Hopi und über die weltbildkonstitutive Rolle von Einzelsprachen genommen hat, zieht Weisgerber nur dort heran, wo es die These sprachlich umgrenzter „Wahrnehmungsfelder“ zu bestätigen gilt. (Vgl. Benjamin Lee Whorf: *Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. Reinbek bei Hamburg 1963, S. 85.) Peter Kraussers Nachwort zu ebendiesem Band proklamiert denn auch folgerichtig bloß, statt eine forschungslogische Übereinstimmung zwischen Weisgerber und Whorf aufweisen zu können: „Weisgerbers und Whorfs Arbeiten sind im wesentlichen unabhängig voneinander entstanden. Die Konvergenz der von verschiedenem Material ausgehenden Gedanken ist daher erstaunlich und sicherlich bedeutsam.“ (Ebd., S. 142)

die Disziplin der Sprachphilosophie, ergo für ein von allen externen Faktoren unberührtes, freilich fiktives Gebilde reiner wissenschaftlicher Fragestellungen und Lösungen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung blieben:

„Beide Begriffe: ‚sprachliches Weltbild‘ und ‚sprachliches Relativitätsprinzip‘ enthalten einen rationalen, nachprüfbaren Kern. Derartige Untersuchungen bleiben wichtig und sinnvoll und können, sofern Verwechslungen mit wissenschaftlichen Weltbildern und ideologischen Weltanschauungen sorgsam vermieden werden, zu aufschlußreichen Ergebnissen führen.“⁵⁰

Unbeeindruckt von einer zum Teil scharf ablehnenden Rezeption Weisgerbers, trennt sich Gipper implizit von allen Einwänden, die eine konstitutive Verschränkung von Weltbildtheorie und (Sprach-)Politik behaupten (konnten), um das Substantielle, das er aus dem Weisgerberschen Textkorpus herauspräpariert, zu retten, ja zu rehabilitieren und abzuschirmen gegen dessen eigene Theoriegeschichte. Daß Wissenschaft, vornehmlich jene hochangesiedelte von der Sprache, jene, umfassender und veraltet gesprochen, ‚weiche‘ Wissenschaft der Kultur und des Geistes, von einer als mystisch und feindlich vorgestellten politischen Inanspruchnahme und Verpflichtung, die hier unter der psychologischen Kategorie der Fehlleistung, des intellektuellen Mangels, der „Verwechslung“ firmiert, in ihren Kernbegriffen nicht berührt sein soll, scheint doch weniger positivistisches Credo als vielmehr Zeichen für eine Tendenz nicht nur des Wissenschaftsbetriebs der Gegenwart zu sein, die dem Leitgedanken der Enthistorisierung gehorcht.

In Gippers Zuschnitt verbürgt die heutige Beschäftigung mit dem Werk Weisgerbers ein letztlich diffus an kollektiv-mentalistiche, um nicht zu sagen: völkerpsychologische Vorstellungen erinnerndes hermeneutisches Projekt. Sprachphilosophie, so Gipper, könne „zu einem wirklichen Verstehen der Geistesentwüchlichkeiten der Völker führen, wenn die Verschiedenheiten tatsächlich erkannt sind“.⁵¹ Hier aktualisiert sich, scheinbar unberührt von jeder (sprach-)politischen Konkretisierung der Fragen der ‚Völkerverständigung‘, eine Deutung jener kanonisierten Stelle aus Humboldts Abhandlung *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, in der die erkenntnistheoretische Funktionsbestimmung der Sprache (als Weltansichten generierendes Organon) mit der Formulierung eines

⁵⁰ Gipper: „Weltsicht“, a. a. O.

⁵¹ Ebd.

Forschungsprogramms zusammenfällt, das von der Sache, von den Anforderungen des Gegenstandes her im muttersprachlichen Bezirk verankert sein muß:

„Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen, und unabhängig von ihnen, in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Geist nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern.“⁵²

Die Reduktion des sprachlichen Zeichens auf einen willkürlich gewählten und daher willkürlich sich von anderen unterscheidenden Namen, den man einer Sache anheftet oder den man für die Repräsentation eines Vorstellungsinhalts reserviert, hat Humboldt bekanntlich als vorwissenschaftlich charakterisiert.⁵³ Im gleichen Zusammenhang indessen, in dem er den Konventionalismus zurückweist, scheint die Auffassung auf, daß die Sprachforschung – die eben keine bloße „Sprachenforschung“ mehr sein⁵⁴ und sich nicht länger des Isolationismus, den die Antike gepflegt habe⁵⁵, befleißigen dürfe – nicht in der schlechten Subjektivität des reinen Eigenen und der zweckrationalen Verengung verharren kann:

„Die Verschiedenheit der Sprachen ist ihm [dem Konventionalisten und Isolationisten; J. R.] nur eine Verschiedenheit von Schällen, die er, gerichtet auf Sachen, bloss als Mittel behandelt, zu diesen zu gelangen. Diese Ansicht ist die dem Sprachstudium

⁵² Zit. nach ebd.

⁵³ Vgl. Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 153: „Die Vorstellung, dass die verschiednen Sprachen nur dieselbe Masse der unabhängig von ihnen vorhandenen Gegenstände und Begriffe mit andren Wörtern bezeichnen und diese nach andren Gesetzen, die aber, ausser ihrem Einfluss auf das Verständnis, keine weitere Wichtigkeit besitzen, an einander reihen, ist, ehe er tiefer über die Sprache nachdenkt, dem Menschen zu natürlich, als dass er sich leicht davon losmachen könnte.“

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 144

⁵⁵ Ein Isolationismus, der die Frage nach dem Wesen der Sprache nach außen und nach innen vorstrukturiert hat – nach außen im Desinteresse an der Erforschung fremder Sprachen, nach innen in der Bestimmung der Sprache zum „Werkzeug“. (Vgl. ebd., S. 145)

verderbliche, diejenige, welche die Ausdehnung der Sprachkenntnisse verhindert, und die wirklich vorhandene tot und unfruchtbar macht.“⁵⁶

Humboldt negiert eine technisch-instrumentelle, eine „todte“ Auffassung von Sprache, und er negiert ebenso ein Interesse an Sprache, das zwar – notwendigerweise – beim Eigenen beginne, dort aber stehenbleibe und das Ende seiner Bemühungen beschließe. Zeichentheorie und Geschichtsphilosophie sind bei Humboldt nie zu scheiden, und sie verpflichten sich dem immerzu gewärtig zu haltenden Telos: daß die „wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts eine der grossen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit“⁵⁷ sei.

Ohne an dieser Stelle allzu ausführlich über Weisgerbers und in der Folge Gippers Humboldt-Deutung zu urteilen, überrascht gleichwohl Gippers beinahe nonchalante ‚Entskandalisierung‘ jener Einwände gegen Weisgerber, die sowohl dessen Humboldt-Indienstnahme als auch andere wissenschaftsideologische Zuspitzungen benannt und kritisiert hatten.⁵⁸ Gipper schreibt, Humboldts Forschungsprogramm aufgreifend:

„Humboldt hatte diese fundamentale Einsicht [des Muttersprachenprimats für den Sprecher und den Sprachforscher; J. R.] auf Grund der Erforschung zahlreicher Sprachen gewonnen, aber an keiner die sprachliche Weltansicht konkret nachgewiesen. Dies hat dann Leo Weisgerber am Beispiel der deutschen Sprache versucht: Weisgerbers erstes diesbezügliches Werk trägt denn auch den Titel *Vom Weltbild der deutschen Sprache* (1950). Leider lösten seine Bemühungen einen unnützen Streit aus, weil der sprachliche Weltbildgedanke mit dem ideologischen und durch die politischen Ereignisse in Verruf geratenen Gedanken der Weltanschauung verwechselt wurde. So konnte gerade bei der Beschränkung auf das Deutsche eine nationalistische Absicht unterstellt werden. Dabei gibt Weisgerber mit der Analyse seiner Muttersprache eben nur ein Beispiel, das durch die Untersuchung weiterer Sprachen zu ergänzen wäre.“⁵⁹

Daß Gipper als „erstes diesbezügliches Werk“ eine Arbeit aus dem Jahr 1950 heranzieht, verwundert um ein nicht geringes. Nachfolgend präzisiert er noch einmal dogmatisch:

⁵⁶ Ebd., S. 153

⁵⁷ Ebd., S. 148

⁵⁸ Vgl. etwa Adam Schaff: *Sprache und Erkenntnis*. Wien 1964

⁵⁹ Gipper: „Weltsicht“, a. a. O.

„Unbestreitbar bleibt, daß schon der Wortschatz jeder Sprache kein durch alphabetische Ordnung in Wörterbüchern mühsam geordneter Sandhaufen ist, sondern daß in ihm die sinnlich erfahrbare und geistig gedeutete Welt so geordnet ist, daß er allen Bedürfnissen der Sprecher gerecht zu werden vermag. Dazu kommt die begrenzte Zahl von Satzbauplänen, die Aussagen verschiedenster Art ermöglichen. Es ist nicht schwer einzusehen, daß dadurch auch das Denken der Sprecher unbemerkt, aber unausweichlich in bestimmte Bahnen gelenkt wird, die sich im Vergleich mit den Möglichkeiten anderer Sprachen als sprachspezifisch erweisen. Den untrüglichen Schein liefert jede Übersetzung.“⁶⁰

Soll die Übersetzungsproblematik ein hinreichender Beweis für die Abgeschlossenheit, die (relative) Undurchdringlichkeit und die Lenkungsfunktion des muttersprachlichen Gepräges sein, so avisiert Humboldt eine wechselseitige und stetig zu steigernde Verständigung der Sprecher unterschiedlicher Herkunft – und zwar ohne deren Besonderheiten zu verletzen oder zu schmälern, sondern sie vielmehr zu achten und zu bereichern: „Die Sprache umschlingt mehr, als sonst etwas im Menschen, das ganze Geschlecht. Gerade in ihrer völkertrennenden Eigenschaft vereinigt sie durch das Wechselverständniss fremdartiger Rede die Verschiedenheit der Individualitäten, ohne ihnen Eintrag zu tun.“⁶¹

Für den Augenblick muß es genügen, das prekäre Verhältnis zwischen Humboldt und Weisgerber sowie einer Weisgerber-Interpretation zu beleuchten, die bis heute nahtlosen Anschluß an zweierlei Ahnen sucht, die mehr oder weniger einerlei Auffassung vom Wesen der Sprache vertreten haben sollen. Daß – im Kontrast zu diesem heiklen Postulat der beträchtlichen Affinität zwischen Humboldt und Weisgerber – Humboldts Teleologie der Versöhnung in der dialogischen Korrelation der Sprachen und der Sprecher um so prägnanter als normativer Bezugsrahmen sprachphilosophischer Reflexion seine gegenwärtige Geltung behaupten darf, eine solche Überlegung beansprucht in dieser Arbeit ihr Recht.

Abseits der Erwägung, Weisgerbers Werk vor dem Hintergrund zu lesen, die dort gestellte Frage nach der sprachlichen Bedingtheit gesellschaftlicher und politischer Bindungen als ungeschmälert aktuelle einzustufen, wurde auf Weisgerber in jüngerer Zeit

⁶⁰ Ebd. Vgl. die identische Argumentation in Helmut Gipper: „Die energetische Sprachauffassung J. L. Weisgerbers als Ansatzpunkt für die Erforschung des Weltbildes der französischen Sprache“. In: *Bildung und Erziehung*, 1954, Heft 7, S. 587–599

⁶¹ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 150

auch dort Bezug genommen, wo die *prima vista* rein sprachtechnischen Probleme der letzten Rechtschreibreform zur Debatte standen.

Ob es sich bei den teils heftig geführten Auseinandersetzungen über das neue Regelwerk um einen „unnützen Streit“ gehandelt hat, ist hier nicht zu entscheiden. Einer der unnachgiebigsten Gegner des Mannheimer Erlasses, Theodor Ickler, jedenfalls attackierte die „Zwangsbeglückung der Sprachgemeinschaft mit einer ‚verbesserten‘ Orthographie“⁶² aufs heftigste. Er stellte in Abrede, daß „die Staatlichkeit in der Orthographienormierung“⁶³ angerufen und anerkannt werden müsse, und verteidigte das alte Regelwerk mit dem Argument, die Orthographie sei etwas von den Schreibenden Geschaffenes und organisch Gewachsenes, das keinerlei Korrekturen bedürfe: „So sind Sprache und Schrift ein Werk der ‚unsichtbaren Hand‘: Ergebnis menschlichen Tuns, aber nicht menschlichen Planens.“⁶⁴

Wenn sich nun jenes Werk, unbewußt erschaffen durch die schreibenden Kräfte der Sprachgemeinschaft, „zu jedem Zeitpunkt in einem Zustand relativer Ausgewogenheit befinde[t], der bewußte Eingriffe wenig ratsam erscheinen läßt“⁶⁵, sind die Antipoden identifiziert: die Behörden, der Staat und ihre Vertreter und Legitimationsbeschaffer.⁶⁶

„Die Neuregelung“, konstatiert Ickler, „versucht also nicht, die Intuitionen der Sprachgemeinschaft zu rekonstruieren und besser zu beschreiben, sondern verdrängt sie durch die theoretischen Annahmen und Setzungen einer Expertengruppe.“⁶⁷ Eine fundamentale Anmaßung ist hier angesprochen: die Anmaßung, daß das Gebilde (Schrift-)Sprache ein gezielt gestaltbares, modifizierbares sei und daß man die intuitive Produktivität der „Kulturgemeinschaft“⁶⁸ reglementieren könne, d. h. ihre (mehr als bloß technischen) Ausdrucksformen zu Formalitäten degradieren dürfe.

Der größte Feind des lebendigen Sprachorganismus, der sich selbst einen Regelkorpus gibt, der nicht mehr als ein Abbild des Gebildes, sozusagen eine exakte Momentaufnahme sein kann, ist der Verwaltungsakt – und ein flankierendes sprachtheoretisches Selbstverständnis, das sich *vor* die Gegebenheiten des schriftsprachlichen Status quo setzt und

⁶² Theodor Ickler: *Kritischer Kommentar zur „Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“ mit einem Anhang zur „Mannheimer Anhörung“*. 2., durchges. und erw. Aufl., Erlangen/Jena 1999, S. 13

⁶³ Ebd., S. 12

⁶⁴ Ebd., S. 1; dort aber auch die folgende Einschränkung: „Das bedeutet nicht, daß die Schreibenden sich niemals Gedanken gemacht oder sogar Theorien zurechtgelegt und ihr Schreiben danach eingerichtet hätten. Auch sind bewußte planerische Eingriffe insbesondere bei der Schulorthographie nicht auszuschließen. Überhaupt ist die Entwicklung der Orthographie zumindest in den letzten beiden Jahrhunderten ohne die Institution Schule und damit ohne didaktische Reflexion nicht vorstellbar.“

⁶⁵ Ebd., S. 2

⁶⁶ Vgl. ebd.: „Abgesehen von der rechtlichen Frage, ob der Staat überhaupt befugt sei, in die Sprache einzugreifen, muß man also Zweifel haben, ob einzelne oder eine Expertenkommission über die höhere Weisheit verfügen, die zur Verbesserung eines solchen hochdifferenzierten Systems erforderlich wäre.“

⁶⁷ Ebd., S. 5

⁶⁸ Ebd., S. 7

ihn von einem exterritorialen Standpunkt aus gewaltsam zu verändern sucht, statt sich bei der exakten, gegenstandstreuen Deskription dessen zu bescheiden, was die Sprachgemeinschaft selbsttätig – und in bestmöglicher Form – hervorbringt.

Icklers Angriff gilt nun nicht allein den Reformern, sondern obendrein ihren Vorläufern, zumal Leo Weisgerber, dessen Begriff der Sprachgemeinschaft dem Icklerschen Modell in Grundzügen Pate gestanden hat. Dabei wirft Ickler Weisgerber vor, was dessen Grundlegung des Sprachgemeinschaftsbegriffs eigentlich dementiert: Staatsnähe. Das benennt einen Interventionismus, der schwerlich mit einer Konzeption der Sprachgemeinschaft zu koinzidieren vermag, die nach allen Seiten deren Naturwüchsigkeit, deren Organizität in Werden und Walten betont.

Zur „Staatsgläubigkeit“ Weisgerbers führt Ickler aus:

„Dieser Wortführer der Reformer in den fünfziger Jahren hatte aus dem Scheitern der Stuttgarter Empfehlungen die Lehre gezogen, ‚daß man neue Formen der Willensbildung suchen‘, nämlich ‚die Unterstützung durch Behörden, die für Schule und amtlichen Gebrauch Anweisungen geben können‘⁶⁹, in Anspruch nehmen müsse

⁶⁹ Das Teilzitat entstammt: Leo Weisgerber: *Die Verantwortung für die Schrift*. Mannheim 1964, S. 62. In einem Beitrag auf der Homepage www.rechtschreibreform.com mit dem Titel „Die Rechtschreibreform – Propaganda und Wirklichkeit“ verschärft Ickler unter Rekurs auf dasselbe Zitat seine Angriffe auf Weisgerber, den Avantgardisten einer Reformschule, die früh erkannt habe, „daß eine Rechtschreibreform ohne das Bündnis mit der Sprachmacht nicht zu haben“ und „der Wille der Sprachgemeinschaft anders nicht zu brechen“ sei. Fürwahr, es scheint sich hierbei um eine Art kriegerischen Akt zu handeln, der sich schon in den siebziger Jahren im Zuge der Initiativen zur Einführung der (gemäßigten oder auch radikalen) Kleinschreibung ankündigte. Die Homepage des Bundes für vereinfachte Kleinschreibung (www.sprache.org/bvr) zitiert Weisgerber, den „Anführer der Kleinschreibungsfront“ (Ickler) und „Vorkämpfer der Kleinschreibung“ (ders.), noch heute als Gewährsmann. – Ein Nebenaspekt der Debatte ist die völlige „Übereinstimmung zwischen der Reform von 1944 und der anno 1996“, die „im Primat [bestehe], das beide der gesprochenen Sprache einräumen“, wie Heribert Kuhn betonte („Die Oralprimaten – Rechtschreibung aus dem Geist der Schriftverachtung“. In: *Frankfurter Rundschau*, 31. Oktober 2000). Dankwart Guratzsch („Die Kleinschreibung spart 35.000 Tonnen Blei“. In: *Die Welt*, 4. Oktober 2000) zitierte eine Äußerung Hitlers, der gesagt haben soll, „durch eine Vereinfachung [könne] erhebliche Zeit in der Ausbildung gespart werden“, und schlußfolgerte, was beispielsweise die Ersetzung des „ß“ durch „ss“ nach kurzem Vokal, die Silbentrennung nach Sprechsilben und anderes mehr anbelangt: „In (deutlich) abgespeckter Form sind [die] Vorschläge, die durch die Kriegsereignisse nicht mehr umgesetzt wurden, in die jüngste Rechtschreibreform eingegangen.“ Und: „Was von den Reformpädagogen der 68er-Bewegung als Waffe gegen ein repressives Bildungssystem verstanden wurde, war seinem Ursprung nach ein Erzeugnis des repressivsten Staatssystems, das in Deutschland je regiert hat.“ –

Weisgerber selbst vertraute Anfang der sechziger Jahre scheinbar nicht mehr auf die inneren Kräfte der Sprachgemeinschaft und stellte eine Entfremdung zwischen Sprachgemeinschaft und „dem objektivierten Gebilde“ der Sprache fest. Aufzuschlüsseln ist dieser neuartige Antagonismus nur dann, wenn man eine unterderhand vonstatten gegangene Ablösung der Sprache von der sie doch auch tragenden Sprachgemeinschaft annimmt. So wäre jetzt mit der Sprachgemeinschaft nur noch die Menge der Sprecher gemeint, eine qualitätslose und kompetenzlose Entität, der die Sprachplanung zu Leibe rücken muß. Vollständig lautet obiges Zitat weiter: „Der Sprachgemeinschaft gegenüber ist die Macht des objektivierten Gebildes viel zu groß geworden, als daß man mit inneren Entschließungen weiterkäme. Zum mindesten muß zur Verwirklichung von Vorschlägen (selbst einstimmigen) die Unterstützung von Behörden in Anspruch genommen werden, die für Schule und amtlichen Gebrauch Anweisungen geben können.“ Deutlicher ist die Rolle einer außersprachlichen Exekutivgewalt kaum zu benennen. In einer autobiographischen Skizze aus dem Jahr 1974 hat Weisgerber auf die persönliche

[...]. Infolge dieser Einsicht wurde damals das verhängnisvolle Bündnis der Reformwilligen mit der Staatsmacht eingeleitet, das den jüngsten Reformversuch zwar erst ermöglichte, aber auch für sein Scheitern verantwortlich ist.“⁷⁰

Ickler sieht in Weisgerber einen willfährigen Diener des Staates, der die Rechte der Sprachgemeinschaft, die sich aus der historisch-immanenten, unbezweifelbaren Sinnhaltigkeit aller gewonnenen schriftsprachlichen Vereinbarungen herleiten, verletzt oder gar liquidiert. Das verwundert, und doch liefert Ickler einen weiteren Beleg dafür, daß Weisgerber Mitte der sechziger Jahre der Sprachgemeinschaft sozusagen Versagen vorwirft, um ihre Maßregelung – so personalisiert ist in diesem Kontext von der ‚Kultur‘ und der ‚Kulturgemeinschaft‘ beiderseits die Rede – zu rechtfertigen:

„Über die Notwendigkeiten der Sprache hat die Sprachgemeinschaft und nicht der Staat zu befinden, und das gilt entsprechend für die Schrift, so sehr der Tatsache Rechnung zu tragen ist, daß die Behörden durch ihre Anweisungsbefugnisse für den Schulunterricht und den amtlichen Schriftverkehr den Anspruch auf entsprechende Mitwirkung haben. Sicher hat die Unfähigkeit der Sprachgemeinschaft, die ihr zukommende Aufgabe zu lösen, die Behörden auf den Plan gerufen.“⁷¹

Ickler reißt einen Widerspruch auf, der nicht unmaßgeblich ist. So dezidiert Weisgerbers sprachphilosophisches Begründungsprogramm auf allen Gegenstandsebenen Abstand zu halten meint vom Politischen, so sehr es leugnet, ein funktionales Bündnis mit den Staatsakteuren einzugehen, so sehr verkehrt sich nun das Dementi, (Schrift-)Sprache sei auch ein Resultat politischen und gesellschaftlichen, zuzeiten eingreifend-planenden Handelns, in sein Gegenteil. Nicht mehr die Sprachgemeinschaft wortet nun in Eigenverantwortung die Welt und sorgt dafür, daß die Formen und Regeln des (schrift-)sprachlichen Korpus den „Notwendigkeiten“ der geistigen Erschließung der Welt und der korrekten Repräsentation jener Leistungen in Texten und Schriftzeugnissen nachkommen; sondern eine außersprachgemeinschaftliche Exekutive korrigiert, leitet neu an, lenkt jetzt die

Ausfüllung einer solchen Rolle dadurch hingewiesen, daß er hervorhob, „was ich fast zwanzig Jahre hindurch an zeit, arbeit und gutem ruf an fragen von schrift und rechtschreibung gesetzt habe“ (Leo Weisgerber: „Fünf jahrzehnte sprachforschung“. In: *Wirkendes Wort*, 1974, Heft 1, S. 20).

⁷⁰ Ickler, a. a. O., S. 12

⁷¹ Weisgerber: *Verantwortung für die Schrift*, S. 76; hier zit. nach Ickler, a. a. O., S. 12 f. (Im folgenden werden Zitate aus den größeren Publikationen Weisgerbers nach der ersten vollständigen Quellenangabe nur mit Jahreszahl und Seitenangabe belegt.)

Sprachgemeinschaft, weil sie ihre Aufgaben (etwa diejenige, sich beständig auf sich selbst zu besinnen und, lapidar gesprochen, ‚Ordnung zu halten‘) nicht mehr gewissenhaft erledigt.⁷²

Man kann diese Lücke, die sich im geschlossenen System der inhalt- und wirkungsbezogenen Sprachwissenschaft Leo Weisgerbers auftut, als Moment der Korrektur begreifen. Es erscheint jedoch gerechtfertigt, mit Blick auf die Entstehungsgeschichte und Entwicklungsdynamik der Weisgerberschen Theorie von einer systematischen Leerstelle zu sprechen, die je nach wissenschaftlicher und politischer Konjunktur mit außersprachwissenschaftlichen Begründungszusammenhängen und Begriffskomplexen belegt resp. gefüllt wurde.

Auch solche entlehnten Konstruktionen sucht diese Arbeit zu benennen. Neben der theorie- und textgeschichtlichen Rekonstruktion sollen zudem Aspekte der Wirkung beleuchtet werden, die das Werk Leo Weisgerbers innerhalb der Gemeinschaft der Sprachwissenschaftler auslöste.⁷³ Im Vordergrund steht insgesamt der Versuch, einen

⁷² Warum und wann eine solche (degenerierte) Entwicklungsstufe erreicht sein soll, ist unklar. Ickler nennt in einem Atemzug mit Weisgerber den Reformbefürworter Dieter Nerius, der die „freie Entwicklung“ der Schrift bzw. der „Schreibung“ dann an ihr Ende gelangt sieht, wenn nur noch wenige Fälle nicht verbindlich geregelt sind: „Nach der Herausbildung einer für die ganze Sprachgemeinschaft einheitlichen Orthographie [...] kann nicht mehr wie vorher von einer mehr oder weniger freien Entwicklung der Schreibung gesprochen werden, da die umfassend ausgeprägte und offiziell verbindliche Norm das nicht zuläßt. Veränderungen einzelner Schreibungen können sich zwar auch weiterhin im Sprachgebrauch vollziehen, aber nur in den Bereichen, die nicht vollständig kodifiziert sind oder in denen die Kodifizierung einen gewissen Spielraum zuläßt, wie etwa bei der Fremdwortschreibung oder in der Getrennt- und Zusammenschreibung. Eine Veränderung der Orthographie in den eindeutig kodifizierten Bereichen ist jedoch jetzt nur noch durch eine Änderung der kodifizierten Norm, eine Orthographiereform, möglich, die durch dazu bevollmächtigte Gremien oder Personen vorzubereiten und durch entsprechende Verfügungen staatlicher Organe durchzusetzen wäre.“ Wenn aber die Orthographie vor der Reform weithin stabil und gesichert ist, wozu dann eine Reform? (Vgl. Dieter Nerius et al.: *Deutsche Orthographie*. Berlin 1989, S. 32 f.; hier zit. nach Ickler: Vortrag, a. a. O.; ebd. äußert Ickler: „Den Schülern wird gegenwärtig nicht nur die allgemein übliche Rechtschreibung vorenthalten, sondern der Staat benutzt die Schüler geradezu, um eine allgemeine Schreibveränderung zu erzwingen.“)

⁷³ Zu erwähnen wären hier z. B. schon einmal Studien zur Feldtheorie (etwa Rudolf Hoberg: *Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung*. Düsseldorf 1970) oder Peter Schmitter: *Das sprachliche Zeichen. Studien zur Zeichen- und Bedeutungstheorie in der griechischen Antike sowie im 19. und 20. Jahrhundert*. Münster 1987, S. 176 ff.; des weiteren eine Transzendental Sprachphilosophie, wie sie Helmut Gipper vertritt. In *Das Sprachapriori. Sprache als Voraussetzung menschlichen Denkens und Handelns* (Stuttgart-Bad Cannstatt 1987), einer Problematisierung der Rolle der „Sprache im System Kants“, heißt es programmatisch: „Durch Leo Weisgerber kam ich [...] mit der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts in Berührung, die mir den Schlüssel zur Beantwortung der erkenntnistheoretischen Fragen bot, die mich bewegten. Hier lernte ich, daß die Sprache für den Menschen weit mehr ist als bloßes Werkzeug der Mitteilung und Verständigung. Ich erkannte, daß Mitteilung und Verständigung zwischen Menschen erst dann existentiell bedeutsam werden können, wenn es etwas mitzuteilen gibt. Dies aber leistet die Sprache, die uns den geistigen Schlüssel zur Welt bereitstellt und damit Erkenntnismittel *par excellence* wird.“ (Ebd., S. 7) Die These von der – quasi existentialistisch nobilitierten – Erschließungsfunktion der Sprache wird, ganz so, wie es Gipper „bei meinem verehrten Lehrer Leo Weisgerber gelernt“ (ebd., S. 129) hat, erweitert und zugleich eingeeengt – erweitert dergestalt, daß Sprache das Apriori des Denkens überhaupt sei (Gipper postuliert „die zentrale Rolle der Sprache als Bedingung der Möglichkeit aller Wissenschaft und aller Philosophie“ [ebd., S. 11], d. h. aller menschlichen Erkenntnistätigkeit), und eingeeengt dahingehend, daß es immer die Muttersprache sei, die einer sozial, politisch und historisch umgrenzten Gruppe von Sprechern, von *native speakern*, ein bestimmtes Weltbild einpräge und sozusagen vor-schreibe, wie die Erfahrung der gegenständlichen Welt und der Prozeß ihrer Erkenntnis vonstatten gehe: „Die Art und Weise, wie eine Sprachgemeinschaft in immerwährender Anstrengung ihre Erfahrungswelt versprachlicht und damit auf den Begriff bringt, wie sie den ‚Prozeß des Wortens der Welt‘

holistisch angelegten Theorietypus in seiner ‚Physiognomie‘ zu beschreiben und in theoretische sowie zeitgeschichtliche Kontexte zu stellen, die für die Ausbildung einer breit fundierten und umfassend eingreifend ausgerichteten Philosophie der Sprache und der sprachlichen Gemeinschaft explizit oder implizit von Bedeutung waren.

(L. Weisgerber) vollzieht und damit eine bestimmte ‚sprachliche Weltansicht‘ hervorbringt, die für alle Angehörigen der Sprachgemeinschaft als Bedingung der Möglichkeit sinnvollen Sprechens, Denkens und Handelns bereitsteht, dies macht gerade das aus, was hier als Sprachapriori in die Erkenntnistheorie eingebracht werden soll.“ (Ebd., S. 150) Der Sinngarant des muttersprachlichen Apriori, das (für) die Sprecher denkt, konkretisiert sich zuletzt im unverändert von Weisgerber übernommenen apodiktischen Apriori des (mutter-)sprachlichen Weltbildes, das nun als gesicherte Erkenntnis auch nicht mehr in Anführungszeichen stehen muß: „Es sollte überzeugend klargeworden sein, wie unzureichend alle Bestimmungsversuche der Sprache sind, die sie als ‚Mittel‘ und ‚Werkzeug‘ der Verständigung und der Mitteilung hinstellen und darin ihre Besonderheit bereits als erfaßt erachten. Hierzu ist die Sprache allererst fähig und in der Lage, wenn die in ihr beschlossenen Bedingungen der Möglichkeit solcher praktischer Zwecke bereits vorgeben sind. Dies ist aber schon vorgängig erfolgt im ‚Prozeß des Wortens der Welt durch die Sprachgemeinschaft‘, wie Leo Weisgerber es ausgedrückt hat, einem Prozeß, der von jedem, der in die jeweilige Sprachgemeinschaft hineinwächst, mit der Spracherlernung nachvollzogen worden ist und zum Erwerb und zur Verfügung über das geführt hat, was W. v. Humboldt eine sprachliche Weltansicht, Leo Weisgerber später ein sprachliches Weltbild genannt hat.“

Also liegt noch *vor* der apriorischen Erkenntnisfunktion der Wörter und der grammatischen Ordnungs- und Urteilsstrukturen die sich des erkenntnisleitenden Wortens nicht bewußte Erkenntnistätigkeit der Sprachgemeinschaft? Und ist folglich das muttersprachliche Weltbild ein dem Sprachapriori vorgeordnetes Apriori des Unbewußten, ein Weltbildaprioriapriori? – Die „alles ins Schema von ‚Muttersprache‘ und ‚Weltansicht‘ pressende [Humboldt-]Interpretation Weisgerbers und seiner Nachfolger H. Gipper [...] und H. Seidler“ lehnt Gottfried Seebaß (*Das Problem von Sprache und Denken*. Frankfurt/Main 1981, S. 51) rundheraus ab.

– Zu weiteren, methodisch an Weisgerber orientierten Untersuchungen vgl. etwa Hildegard Wagner: *Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung*. Düsseldorf 1970, und Werner Ingendahl: *Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung*. Düsseldorf 1971

II. Wirkungsgeschichte und Sprachwissenschaft in der Geschichte

II. 1. Ein ‚metahistoriographischer Weisgerber‘?

Anläßlich des hundertsten Geburtstages von Leo Weisgerber veranstaltete der „Studienkreis ‚Geschichte der Sprachwissenschaft““ am 12./13. März 1999 in Münster ein Kolloquium, das sich der gesamten Spannweite des Werkes von Weisgerber widmen und auch die politischen Implikationen des historisch gewordenen Argumentationsapparates nicht außer acht lassen wollte.⁷⁴ Der Begriff des Argumentationsapparates soll hier vorläufig die Gesamtheit der Weisgerberschen Texte in ihrer konzentrischen Organisation bezeichnen. Denn alle wesentlichen Elemente der inhaltbezogenen, ab den fünfziger Jahren „energetisch“ genannten Sprachwissenschaft lagen, so haben es auch frühere Interpreten und Weggefährten Weisgerbers mitunter betont, bereits 1929 mit Weisgerbers Grundlegungsschrift *Muttersprache und Geistesbildung* vor. Dieser Initiationstext, eine Art Keimzelle, aus der eine kaum überschaubare Zahl rekursiver und projektiver Überlegungen zu allgemeinen Fragen der Sprachwissenschaft sowie zu enger gefaßten Anwendungsproblemen hervorging, markiert jenen Neuanfang, der sich mit Weisgerber sprachwissenschaftshistorisch eröffnet hat – zumindest in für das 20. Jahrhundert einzigartiger Weise eröffnet haben soll, folgt man den emphatischen Interpreten des kontinuierlich entfalteten resp. akkumulierten Werks.

Der Zeitraum des Wirkens von Leo Weisgerber im akademischen Leben und in der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit ist heute aus einem größeren zeitlichen Abstand überschaubar. Eine durchaus als epochal zu bezeichnende theoretische Formation ist beschreibbar und sprachwissenschaftshistoriographisch situierbar, die sich nicht mehr in Bewegung befindet. Damit ist ein Einschnitt gegeben, der einen anderen Umgang mit Weisgerber ermöglicht, ja vielleicht erzwingt, als ihn die zeitnahen, bisweilen durch persönliche Verpflichtungen tangierten und durch tagespolitische Brisanz aufgeladenen Debatten hätten pflegen können. Zudem stellt sich die Frage, wo Weisgerber u. U. anschlussfähig bleibt, d. h. in welchen Perspektiven seines Wissenschafts- und Sprachbegriffs – und sei’s aus der Position der bestimmten Negation – sich Grundfragen einer soziologisch fundierten oder gesellschaftlich orientierten Theorie der Sprache reformulieren lassen,

⁷⁴ In der Ankündigung von Peter Schmitter hieß es: „Papers dealing with Weisgerber’s theory and philosophy of language, Weisgerber’s place in the history of linguistics, the Weisgerber reception in Germany, Europe or at overseas, and Weisgerber’s political position will be welcomed.“ (Zit. nach www.emich.edu/~linguist/issues)

obschon ein solches Unterfangen gleichfalls schlecht beleumundet sein und als überholt angesehen werden könnte.

Die Vor- und Beiträge des Münsteraner Kolloquiums sind in einem Sammelband dokumentiert.⁷⁵ Sie dürften nicht nur die augenblicklich einzig relevanten Stimmen zum Werk Weisgerbers sein, einige von ihnen zeichnen darüber hinaus ein wissenschaftsgeschichtlich begründetes Bild, das eine distanzierte Zugangsweise widerspiegelt, die die „Begriffspolitik“ in Weisgerbers Argumentationen erhellt und also weniger biographische Verstrickungen in politische Machtverhältnisse, sondern politische Kontaminationen der Sprachphilosophie selbst ins Zentrum der Auseinandersetzung rückt.⁷⁶

Man kann dies als qualitativen Zugewinn in der Geschichte der Weisgerber-Rezeption verbuchen.⁷⁷ Verspätet scheint, wenn auch am Rande der allgemeinen Aufmerksamkeit, eine elaborierte textimmanente und intertextuelle Analyse zur ihrem Recht zu gelangen, wie sie in der Literaturwissenschaft schon vor längerer Zeit unternommen wurde. Daneben behaupten sich weiterhin affirmative, die Tradition prolongierende Auslegungen sowie Versuche einer partiellen Fortschreibung bestimmter Aspekte der Weisgerberschen Theorie, die sich ausdrücklich jenseits des Dualismus ‚Kritik oder Apologie‘ angesiedelt sehen.⁷⁸ Hans Glinz beispielsweise würdigt Weisgerber dezidiert als „Pionier“, der „mit seinen Arbeiten seit den späten 20er Jahren [...] im deutschsprachigen Wissenschaftsraum ein Klima“ geschaffen habe, „das auch für die Aufnahme meiner – ebenso kognitiv wie pragmatisch orientierten – grammatischen Arbeiten viel günstiger war als dasjenige in der traditionellen Grammatik“.⁷⁹

⁷⁵ Klaus D. Dutz (Hg.): *Interpretation und Re-Interpretation. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899–1985)*. Münster 2000

⁷⁶ Zu nennen ist hier vor allem Clemens Knobloch: „Begriffspolitik und Wissenschaftsrhetorik bei Leo Weisgerber“. In: ebd.

⁷⁷ Einige der Aufsätze nehmen auch Bezug auf Ergebnisse, zu denen der „Arbeitskreis Sprachwissenschaft und Politik“ an der Universität Frankfurt/Main 1993 gekommen war. Sie sind dokumentiert in: Hubert Ivo (Hg.): *Leo Weisgerber: Engagement und Reflexion. Kritik einer didaktisch orientierten Sprachwissenschaft*. Frankfurt/Main 1994. Die vorliegende Arbeit versucht, einige Aspekte der dort behandelten Fragen, zumal das Verhältnis von Sprache und Gesellschaft, von Sprachgemeinschaft und Individuum, aufzugreifen, neu zu bündeln und unter den Gesichtspunkten der Erklärungskraft und der Kompetenz einer soziologisch motivierten Sprachwissenschaft zu bewerten.

⁷⁸ Sehr vage spricht Olga Dobrunova über „Ideen von L. Weisgerber bei der kognitiv-linguistischen Forschung“ (in: Dutz, a. a. O., S. 213 ff.). Im Rahmen einer kognitiv-funktionalistischen Betrachtung „des Kommunikationsaktes“ bindet sie Weisgerbers „national-psychologisch[e]“ Deutung der „Sprachstruktur“ (S. 215) als Option für eine ‚inhaltliche‘, d. h. wohl gemeinschaftsmentalistische Erweiterung der funktionalen Pragmatik an: „Für die kognitive Betrachtung können L. Weisgerbers Ideen der ‚muttersprachlichen Sehweise‘ oder der national bedingten ‚Zwischenwelt‘, die Weisgerber vertrat, in bestimmter Auffassung von Bedeutung sein, z. B. als einige Faktoren, die manche Momente bei der Redeproduktion und -rezeption erklären und beeinflussen. Von Bedeutung sein können auch Überlegungen vom Empfang der Information als ‚Täter‘ oder ‚Zeuge‘ der Ereignisse, in der Interpretation in bezug auf den Kommunizierenden.“ (S. 218)

⁷⁹ Hans Glinz: „Zwei Grundphänomene in den Sprachen. Text-Bestandstücke auf verschiedener gedanklicher Ebene, dominante Teile und Inhaltsteile – verbale Semanteme, als semantisch-syntaktische Grundmuster, die eigentlichen ‚Satzbaupläne‘“. In: Dutz, a. a. O., S. 31; vgl. auch die Würdigung in Hans Glinz: „Die philosophischen Grundlagen der Sprachinhaltsforschung“. In: *Sprachphilosophie/Philosophy of Language/La*

Glinz spielt dabei auf die Neuordnung des Raumes an, in dem sich (Sprach-)Wissenschaft durch die Plazierung neuer Begriffe, die Durchsetzung neuer Methoden und die Kombination bestimmter Theorieelemente zu einem neuartigen Grundlagenprogramm verdichtet. Im speziellen meint Glinz Weisgerbers Zurückweisung der dazumal herrschenden diachronischen Lehre der Junggrammatik. Im Moment der bestimmten Negation, der Kritik eines Sprachbegriffs, der sich auf die Erforschung des Lautwandels kapriziert hatte, schälte sich zugleich die zeichentheoretische Neubestimmung heraus. Bruch und Initiation, Negation und Setzung sind, wissenschaftsgeschichtlich kein ungewöhnliches Verfahren, ein- und dasselbe Ereignis.⁸⁰ Weisgerbers semiotische Setzung zielte – darüber hinaus gerichtet gegen die zweite Verengung der Junggrammatik, gegen das Axiom, Sprache diene lediglich der Kommunikation, nicht der Kognition⁸¹ – auf „die Leistung der Sprache als Erkenntnisform“, „und damit“, so Glinz weiterführend und Weisgerbers fortwirkende Verdienste beschreibend, „bestärkte und verfeinerte er meine Auffassung des Saussureschen Begriffs des sprachlichen

philosophie du langage. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, hrsg. v. Marcelo Dascal et al. 1. Halbbd., Berlin/New York 1992, S. 815, wo als Verdienste Weisgerbers aufgezählt werden: a) „der ständige Hinweis, die Sprache sei ein soziales Objektivgebilde, und damit ein wichtiger Beitrag zur Überwindung psychologischer Kurzschlüsse“; b) „die Sensibilisierung weiterer Kreise in Wissenschaft und Öffentlichkeit für die Wichtigkeit der Sprachverwendung“.

⁸⁰ Dem Bedürfnis nach (Er-)Neuerung schien ein allgemeines akademisches Klima des Aufbruchs entgegenzukommen. Iwar Werlen (*Sprache, Mensch und Welt. Geschichte und Bedeutung des Prinzips sprachlicher Relativität*. Darmstadt 1989, S. 106 f.) äußert zur Strömung der „Neuhumboldtianer“: „Die jüngeren Linguisten der Zeit spüren das Bedürfnis nach einem Neuanfang, einer Erneuerung der Sprachwissenschaft. Die Selbsteinschätzung wird etwa deutlich in einer der Sprache gewidmeten Nummer der Zeitschrift *Faust* (1925/26, Heft 6), wo in einem redaktionellen Beitrag steht: ‚Im allgemeinen aber konnte man sagen, daß die Sprachwissenschaft in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an einem völligen Mangel an Ideen litt und eine mäßige Dressur mäßige Werke erzeugte‘ [...]. Fünf Jahre später kann Gunter Ipsen in einem Forschungsbericht über die Sprachphilosophie dann über die ‚neuen Ideen‘ berichten.“ Weisgerber wird diesen Synkretismus weitertreiben, akzentuiert unter jenen Zugriffsvoraussetzungen, die Werlen bei Ipsen beobachtet: „Der entscheidende Rückgriff aber geht auf Humboldt: Sein Begriff der inneren Form gilt als zentraler Begriff der neuen Sprachphilosophie. Ipsen selbst definiert ihn wie folgt: ‚innere Sprachform ist das Bildungsgesetz des tragenden Bedeutungsgefüges der Sprache, das eine kategorial geformte Welt als Wirklichkeit meint‘ [...].“ (Ebd., S. 106 f.)

⁸¹ Diese Gerichtetheit der Abgrenzung bleibt ein Forscherleben lang bindend und kehrt, wie sämtliche Grundannahmen, die *Muttersprache und Geistesbildung* 1929 formuliert, in nie abreißen, meist redundanten Neuinszenierungen des einmal Gesetzten, des ehemals Neuen und in der Kontinuitätslogik dann zeitlos Neuen, wieder. „Der Abstand, der zwischen den Definitionen der Sprache als Ausdrucks- oder Verständigungsmittel und ihrer Auffassung als einer Kraft geistigen Gestaltens besteht, ist auf den ersten Blick offenbar“, heißt es 1962 in Leo Weisgerber: *Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik*, Düsseldorf 1962, S. 11, und die durch den Evidenzmythos gekräftigte Grundlegung des neuen Forschungsprogramms findet sich sodann an den entscheidenden Fortgang „von einer naiven zu einer wesensgemäßen Betrachtung“ (ebd.) verwiesen – eine philosophische Wesensorientierung, die bereits in den zwanziger Jahren der ‚äußerlichen‘, positivistischen Limitation in der Sprachwissenschaft opponierte.

So dynamisch Weisgerbers Sprachbegriff konnotiert ist, so unerschütterbar beharrt Weisgerber selbst auf den einmal gewonnenen Einsichten über die aktive Leistung der Sprache: die formende (innere) Form, die wirkende Wirklichkeit (des sozialen Objektivgebildes), die bildende Kraft des sprachlichen Weltbildes. Werlen, der sich auf obige Stellen bezieht und die „Eigentümlichkeit[] Weisgerbers“ hervorhebt, „Wörter dynamisch zu verwenden“ (a. a. O., S. 111, Anm. 115), aber Weisgerbers Schriften vor 1945 unbeachtet läßt, betont an anderer Stelle, bei der knappen Erwähnung der „früheren Arbeiten“: „Es wird dabei deutlich, daß viele der später immer wiederkehrenden Beispiele Weisgerbers in dieser Zeit erarbeitet wurden – so die Untersuchungen über den Geruchssinn, über den Ausdruck von Farben und Glanzerscheinungen, über Sinnesempfindungen allgemein, über Verwandtschaftsbezeichnungen.“ (Ebd., S. 110, Anm. 113)

Zeichens: alle diese Zeichen (samt den ganzen Kombinations-Formen für sie) sind *von Menschen geschaffene* Einheiten und Strukturen, sie dienen primär der *Kategorisierung der Welt*, nicht nur der Kommunikation mit anderen – [...] sie sind *zugleich sozial* (in Kommunikation und Interaktion erworben) wie *individuell* (durch den stets erforderlichen ‚Nachvollzug alles von andern Gelernten im eigenen Kopf‘) – sie sind daher *radikal geschichtlich-soziale* Erscheinungen, als individueller Besitz und als ‚soziales Objektivgebilde‘, mit allen damit verbundenen Konsequenzen.“⁸²

Mehrere, dem Weisgerberschen Theoriegebilde eingeschriebene Gegenstandsbereiche fallen hier zusammen: die Frage nach der Sprachentstehung, die Frage nach der erkenntnistheoretischen Dimension der Sprache (der tragenden Rolle im Prozeß des Denkens), die Frage des Spracherwerbs, die Frage nach der Geschichtlichkeit der ‚Erscheinungen‘, der lautlichen Zeichen als geistigen Marken, die Frage der Sprecherkompetenz (des Subjekts) und die Frage nach der (höheren) Wirklichkeit der Gesamtheit der Sprachbesitzer (der Sprachgemeinschaft). Diese sowohl strukturell (auf den Bestand an sprachlichen Mitteln und Schemata bezogen), kognitiv als auch historisch-gesellschaftstheoretisch akzentuierten Fragen sieht Glinz durch Weisgerber als radikale gestellt: als grundsätzliche, grundlegende, d. h. der Sprachwissenschaft einen (neuen) Grund legende und den Wissenschaftsraum ergreifende, also raumgreifende. Und er sieht sie, ohne es explizit zu machen, als unverzichtbare Bestandteile eines Ganzen an, einer Theorie, die nicht umhinkann, sich allen diesen Fragen zuzuwenden und sie unter einem übergeordneten Aspekt – hier: des Zeichenbegriffs – zu beantworten. Allerdings folgt Glinz keineswegs ‚allen damit verbundenen Konsequenzen‘, sondern beschränkt sich darauf, den Aspekt des grammatischen Schematismus neu zu fassen und Weisgerbers Begriff der ‚Satzbaupläne‘ durch jenen der ‚verbalen Semanteme‘ zu revidieren.⁸³ Unberührt davon bleibt freilich die

⁸² Glinz: „Grundphänomene“, a. a. O., S. 31. In jüngster Zeit hat Glinz (*Languages and their Use in Our Life as Human Beings*. Münster 2002; hier zit. nach www.sprachtheorie.de) in einem autobiographisch-wissenschaftsgeschichtlichen Rückblick die herausragende Initialwirkung von *Muttersprache und Geistesbildung* gewürdigt, „in my opinion the very best book that Weisgerber has ever written. [...] I welcomed especially that Weisgerber emphasized the *cognitive functions* of the languages, aside from their communicative functions.“

⁸³ Er führt aus: „diese Semanteme entsprechen in meinen Augen dem, was Weisgerber als ‚Satzpläne‘ oder ‚Satzbaupläne‘ suchte – nämlich als die Bedingungen für das beobachtbare Schaffen immer neuer konkreter ‚Sätze‘.“ („Grundphänomene“, a. a. O., S. 47) Dann überschreitet Glinz Weisgerbers grammatischen Transzendentalismus der wenigen bindenden „Formstrukturen“ (so auch kritisch gegenüber Saussure: „nothing is given ‚a priori‘, nothing conditioned by a preexisting logic“ [*Languages*, a. a. O.]) im Hinblick auf ein weniger strenges, durch eine Vielzahl von Semantemen geprägtes, reichhaltiges Muster der „Wortketten“ („Grundphänomene“, a. a. O., S. 48), das vor allem eine didaktische Variabilität gewährleiste, die den individuellen Ansprüchen des Fremdsprachenschülers gerecht werde.

In dieser Schwerpunktverlagerung lag Glinz zufolge schon zu Weisgerbers Lebzeiten ein gewisses Konfliktpotential. Die terminologische Abweichung und vor allem die starke Berücksichtigung des subjektiven Faktors (statt von blanker muttersprachlicher Prägung, statt von der Einprägung der Wortfelder und Baupläne

Einschätzung, daß Weisgerber eine (sozusagen metahistorisch Geltung beanspruchende) revolutionäre Neuorientierung der Sprachphilosophie eingeleitet hatte, die sich auch in konkreten wissenschaftsinstitutionellen Maßnahmen und Organisationsanstrengungen niederschlug, einschließlich einer spezifischen fachlichen und politischen Semantik, die politisch wirkte in zweierlei Hinsicht: nach innen, um Mitarbeiter zu rekrutieren und fest an ein langfristiges Projekt und an dessen Leitvorstellungen zu binden,⁸⁴ nach außen, um diesem

sprach Glinz über den Spracherwerb unter handlungs- und kommunikationstheoretischen Prämissen) führten scheinbar zu ernsthaften persönlichen Verwerfungen – ein Geständnis, das durchaus nicht den akademischen Usancen Genüge leistet: „Nun mußte ich im Laufe der 60er Jahre immer mehr einsehen, daß die im Kreise der ‚Inhaltbezogenen Forschung‘ verwendete Terminologie viele Mißverständnisse und eine sachlich unbegründete Ablehnung hervorrufen konnte [...], und so begann ich, statt weiterhin von ‚Wortinhalten‘ zu reden, für die Inhaltsseiten der Wörter (und der ganzen Strukturen) wieder das allgemein übliche Wort ‚Bedeutungen‘ zu verwenden. [...] Dadurch und durch meine Betonung der Wichtigkeit des *individuellen Erlernens* aller Wortbedeutungen und syntaktisch-semantischen Muster (von den ersten Lebenstagen eines Kindes an, aus dem Ganzen von Kommunikation und Handeln heraus, nicht primär von ‚Feldern‘ und ‚Gesetzen‘ her) habe ich Weisgerber offensichtlich weh getan, wie sein Aufsatz ‚Erlernen von Bedeutungen und Ausschöpfen sprachlicher Geltungen‘ [...] belegt.“ (Ebd., S. 32 f.) Ebenjener Text (Leo Weisgerber: „Erlernen von Bedeutungen oder Ausschöpfen von Geltungen? Hugo Moser zum 65. Geburtstag“. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 1974, 41. Jg., S. 257–270) bezeugt in der Tat, wie harsch Weisgerber mit einem Renegaten umgehen konnte, der die „Leistung der Sprache für zwei Menschen“ (Glinz: *Languages*, a. a. O.), also die Bedeutung der Intersubjektivität für einen wesensgemäßen Sprachbegriff hervorhob und für pragmatische und textlinguistische Orientierungen eintrat. Weisgerber warf Glinz „Verstrickung“ in die (behavioristische) Kommunikationswissenschaft vor, attestierte ihm, „in eine lautlich-inhaltliche Wirnis“ zu geraten (Weisgerber: „Erlernen von Bedeutungen“, a. a. O., S. 260), einen überkommenen Bedeutungs-begriff zu restituieren und „offensichtlich der energetischen Betrachtungsweise zurückhaltend gegenüber[zustehen], während ich eine pragmatische Herleitung für einen Kurzschluß halten würde“ (ebd., S. 264). „Entscheidend bleibt aber, das Bedeutungsdenken von den Überbelastungen zu befreien, die ihm aus der Diskrepanz von soziologischer und individualistischer Betrachtungsweise entstehen. Der große Bruch in der Entwicklung in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts, der die Klärung der Bedeutungsfragen um Jahrzehnte zurückwarf, kam ja aus der Gegensätzlichkeit von Sprach- und Sprechforschung, genauer aus der Rangordnung, in der die ‚konkreten‘ Vorgänge des Sprechens bei weitem den ‚abstrahierten‘ Befunden der Grammatik vorangestellt werden.“ (Ebd., S. 263) Glinz sodann „ist auch Individualist genug, um individualistische Argumentationen über Gebühr auszudehnen.“ (Ebd., S. 267)

Glinz wiederum bekräftigte auch später seine antihagiographischen Abgrenzungsbestrebungen und nannte als hervorstechenden Grund Weisgerbers „grundsätzliche[] Ablehnung jedes Ansatzens an individuellen Verstehensreaktionen und individuellen Textproduktionen“ („Grundlagen der Sprachinhaltsforschung“, a. a. O., S. 814).

– Werlen urteilt angesichts der unmittelbaren Folgen, die Weisgerbers methodologisches Postulat einer vierstufigen energetischen Sprachwissenschaft zeitigte (die Partialisierung in ergon-betrachtende laut- und inhaltbezogene sowie in energiea-betrachtende leistung- und wirkungsbezogene Forschung; vgl. Weisgerber 1962, S. 23), daß das Gesamtunterfangen gescheitert sei. Die weitenteils bloß „exemplifizierende und eklektische Theorie“ (Werlen, a. a. O., S. 119) generiere kein schlüssiges Gesamtbild und lasse einen Ausweis der Wesensdefinition auf allen Gegenstandsebenen vermissen. „Interessant“ erscheint ihm aber, daß Weisgerbers Ausdehnungsstrategie auch den Bereich der Syntax erfasse. Anschließend referiert er ohne Wertung, daß „alle anderen grammatischen Kategorien“ dem Weltbildgedanken gehorchten – als muttersprachlich bedingte Welterschließung bzw. als „Sichtweise der Welt“.

Daß Weisgerbers weniger begründete als vielmehr apodiktische Ansicht, ein syntaktischer Bauplan müsse „für die ganze Sprachgemeinschaft Geltung haben“ (Weisgerber 1962, S. 385), zu „einer lebhaften Diskussion“ (ebd., Anm. 121) geführt habe, weist auf die Rolle von Glinz zurück, der die Termini des „Weltbildes“ und der „inneren Sprachform“ nicht annähernd so umfassend und ausschließend gebraucht wissen wollte wie Weisgerber. (Zur gesamten Debatte vgl. Hugo Moser [Hg.]: *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt 1962.)

⁸⁴ Vgl. Glinz' Bemerkungen zu den regelmäßigen Treffen des Arbeitskreises „Sprache und Gemeinschaft“ und seine Einschätzung: „Weisgerber was, undoubtedly, in these years the leading linguistic theoretician in the German-speaking academic world [...]. He had held this leading position since the late twenties“ (*Languages*, a. a. O.). – Glinz zeigt sich dankbar für Weisgerbers insistierendes Auftreten, seine Ermunterungen, „seine

Projekt die nötige Distinktionskraft gegenüber konkurrierenden Forschergemeinschaften zu verleihen.

Bis heute sind derartige politsemantische Anstrengungen zum Ausbau oder Erhalt des in Rede stehenden Argumentationsapparates noch nicht gänzlich verblaßt.⁸⁵ Geht man davon aus, daß sprachphilosophische Konzepte mit einem hinreichenden Totalitätsanspruch bezüglich ihrer Problembearbeitungskompetenz und bezüglich ihrer stark intentionalen, mithin im Wissenschaftsfeld und auf öffentlichem Terrain Bedeutung und Orientierungssinn produzierenden Problemlösungskompetenz ein kohärentes System aus Begriffen zur Verfügung stellen müssen, die ihrerseits hinreichend metaphorisch, d. h. interpretierbar sind, so leuchtet ein, weshalb etwa Helmut Gipper mit unverminderter Hartnäckigkeit einen Terminus wie den des ‚Weltbildes‘ verteidigen kann.⁸⁶ Denn nur dann, wenn der Weltbildbegriff hinreichend unscharf und gleichzeitig präzise gefaßt ist, wenn er einerseits durchlässig genug ist, damit in ihn aktualisierende Bestimmungen einfließen können, und er andererseits ausreichend konturiert ist, um ‚auf ihn bauen‘ zu können, bricht die hermeneutische resp. interpretative Kontinuität nicht ab. Was der Terminus des Weltbildes – bei hinreichender Bestimmtheit – alles unter sich faßt, verdeutlicht eine Definition

eindringlichen Forderungen“ und seine konkrete Hilfe beim Anschub der wissenschaftlichen Karriere. Das eine ist Personalpolitik, das andere aber eine Begriffspolitik, die zu handfestem Opportunismus führte: „Während meiner Mitarbeit im ‚Arbeitskreis Sprache und Gemeinschaft‘ bemühte ich mich daher, meinen Wortgebrauch demjenigen des Kreises anzupassen, um nicht rein durch die Nicht-Verwendung der hier üblichen Sprechweise auch sachliche Mißverständnisse heraufzubeschwören. Das gelang mir offenbar so gut, daß ein außenstehender Beobachter wie Gerhard Helbig glaubte, ich hätte mich von Saussure und meinen empirisch-strukturalistischen Verfahren weg bewegt und eine Position Weisgerber–Humboldt übernommen“ („Grundphänomene“, a. a. O., S. 32). Deutlicher wird der Zusammenhang in *Languages* (a. a. O.) beschrieben: „I had cooperated with Weisgerber since 1954 in the group of authors which developed the textbook *Deutscher Sprachspiegel*. Now he offered me one of the (few) full-time jobs in the Arbeitskreis. [...] I was in full agreement with Weisgerber’s scientific and practical (also: pedagogical) objectives, but I distrusted his methods, the way in which he thought these objectives could be reached, and I totally rejected his views on the almost complete identity of *language* community and *political* community (the ‚Volk‘ as he called it). So I tried to present to all members of the Arbeitskreis my empirical methods of linguistic analysis. [...] I had some difficulties in making many of my colleagues understand what I was aiming for with all my procedures and the resulting inventories of words and structures.“ Auch zu Hennig Brinkmann stand Glinz „often in sharp opposition“.

⁸⁵ „Politsemantisch“ meint zweierlei: 1) Ein sprachwissenschaftlicher Begriff/ein sprachwissenschaftliches Konzept drückt über seinen eigentlichen theoretischen Bedeutungsgehalt hinaus das – Bedeutung/Geltung produzierende – Verhältnis aus, in das sich Sprachwissenschaft zu den gesellschaftlichen Rezeptionsbedingungen und -möglichkeiten und zur Gesellschaft als politischer Formation setzt oder gesetzt sehen will. 2) Das vergesellschaftete sprachwissenschaftliche Konzept erläutert hinwieder den Bedeutungsempfängern, den Adressaten, in welches Verhältnis sie sich zur Gesellschaft, zur sprachlich-sozialen Formation, setzen sollen oder gesetzt sehen sollen/müssen, d. h., es produziert rückwirkend theoretische (soziolinguistische) Bedeutung, die sich am Kriterium der Kohärenz zu messen hat. Im zirkulären politsemantischen Verweiszusammenhang schießen normativ-praktischer Hintergrund/Anspruch (der Theorie), methodische Klärung und Entäußerung (der Theorie) zusammen. Idealerweise drücken sich diese Verhältnisse politsemantisch aus, werden also nicht propagiert, sondern am Richtmaß der Plausibilität orientiert und – als begriffliche Arbeit – organisiert. Semantische Resonanz einer Theorie im Gesellschaftlichen meint deshalb per se politische Relevanz oder wenigstens politischen Relevanzwillen.

⁸⁶ Am ausführlichsten bereits in: Helmut Gipper: *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*. Frankfurt/Main 1972

Weisgerbers aus dem Jahr 1931, in der neben dem Definitionsbemühen die osmotische Vieldeutigkeit der anschluss- und aufwertungsfähigen Begriffe zutage tritt: „Gemeint ist damit der Schatz von Wissen, von Begriffen und Denkformen, von Überzeugungen und Wertungen, der in der Sprache einer Gemeinschaft wirklich ist, der in und mit dieser Gemeinschaft lebt als Sammelpunkt des Schaffens der früheren Generationen und als Voraussetzung für das Arbeiten seiner jetzigen und künftigen Träger, als geistige Lebensluft, in der jeder, der in eine Sprachgemeinschaft hineingeboren wird, lebt und atmet und mit der er als etwas natürlich Gegebenem rechnet.“⁸⁷

Die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung eines Protagonisten und seiner ‚Richtung‘ bemißt sich offenbar auch daran, welches Maß an deutender Apologie sie mobilisieren können und ob die metaphorische Strahlkraft zentraler Termini groß genug ist, um sich über die wissenschaftlichen Konjunkturen hinweg zu erhalten. So engagiert Gipper nach wie vor den Kampf um die Definitionsmacht oder Interpretationsvormacht annimmt, so sehr schwingt bei ihm (und anderen Vertretern einer äußerst werktreuen Auslegung und Fortschreibung) indes folgerichtig auch Bedauern darüber mit, daß den Gruppenarbeiten, den breit angelegten wissenschaftlichen Unternehmungen beispielsweise rund um den 1956 gegründeten Arbeitskreis „Sprache und Gemeinschaft“, nicht die Konstanz bzw. die dauerhafte Aufmerksamkeit beschieden war, die ihnen gemäß der Leitfigur Weisgerber hätte beschieden sein sollen oder müssen.⁸⁸

Weisgerber hatte das Schwerpunktvorhaben „Sprache und Gemeinschaft“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit großen Hoffnungen als „ein wissenschaftliches Ereignis“ annonciert, „das gewiß in den Annalen der Forschung vermerkt zu werden verdient“.⁸⁹ Es galt ihm zufolge, „einen sachgemäßen Einblick in den Aufbau einer Muttersprache zu gewinnen“, und zwar durch die Erhellung der Prozesse „des Wortens der Welt durch die gesammelte Sprachkraft einer Sprachgemeinschaft“. Dem sogleich enger gefaßten Ziel „des Bewußtmachens der deutschen Sprache“ sollten all jene Ansätze und (Vor-)Arbeiten dienen, die die inhaltbezogene Sprachforschung seit den zwanziger Jahren hervorgebracht hatte (Weisgerber nannte hier Untersuchungen von Porzig, Ipsen und ihm selbst, darüber hinaus spätere von Trier, Brinkmann, Hartmann, Glinz und Moser), und es war erklärte Absicht, „alle diese Ansätze zusammenzuführen und sie [...] bei aller

⁸⁷ Leo Weisgerber: „Sprachvergleichung und Psychologie“. In: Leo Weisgerber: *Zur Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung. Aufsätze 1925–1933. Zur Vollendung des 65. Lebensjahres Leo Weisgerbers*, hrsg. v. Helmut Gipper, Düsseldorf 1964, S. 339

⁸⁸ Daß Gipper in diesem Zusammenhang den Vorwurf des Eigeninteresses, ja des wissenschaftlichen Egoismus anklingen läßt, soll hier schon einmal erwähnt sein. Näheres unter Punkt II. 2.

⁸⁹ Leo Weisgerber: „Sprache und Gemeinschaft. Ein neues Schwerpunktvorhaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft“. In: *Wirkendes Wort*, 1956, Heft 6, S. 376

Eigenständigkeit der Einzelforscher doch soweit zu verbinden, daß die Zugänge zum gleichen Ziel einer ‚inhaltbezogenen deutschen Grammatik‘ wirksam werden“.⁹⁰

Der ausgesprochene Wille zur methodischen, personalen und organisatorischen Synthese, der sich unmißverständlich auch darin äußerte, den anfänglichen Stand bloßer „Diskussionen“ zu überwinden und „im ganzen deutschen Sprachbereich die Art der Verbindung zwischen den Forschern“ herzustellen, „die nötig ist, um ein so umfassendes Werk in überschaubarer Zeit zustande zu bringen“⁹¹, fußte auf einer appellativen Rhetorik, die Weisgerbers eigene frühere Rede vom Schicksal der Sprachwissenschaft, das sich gewissermaßen widergespiegelt sehe im Schicksal der Sprachgemeinschaft, die zu einem angemessenen Verhältnis zu ihrer Sprache finden müsse, wieder aufgriff:

„Es war ein alter Gedanke der Notgemeinschaft, bei Aufgaben, die mehrere Fachgebiete berühren, sinnvolle Schwerpunkte zu bilden, in denen durch das Zusammenführen der am selben Problem beteiligten Forscher eine wechselseitige Förderung gewonnen und durch den ständigen Austausch eine möglichst umfassende Betrachtung gesichert wird. Galten solche Bemühungen zunächst vor allem Aufgaben der Volksgesundheit und des materiellen Volkswohls, so hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft auch das ‚geistige Volkswohl‘ nicht aus den Augen gelassen. Den Beweis liefert die Einbeziehung der Sprache in das Schwerpunktprogramm.“⁹²

Weisgerber strich die hochgradige, ja mit elementaren medizinischen und sozialen Versorgungsleistungen gleichzustellende Bedeutung der – als Grundlagenforschung – praxisorientierten Sprachwissenschaft heraus. Es schien mithin in den fünfziger Jahren noch immer (oder wieder, bedingt durch die Erfahrungen und die politisch-organisatorischen sowie bildungspolitischen Folgen des Zweiten Weltkriegs?) jener sprachwissenschaftliche und -didaktische Mangelzustand zu herrschen, der nach einer (abermaligen) Neubewertung der sprachwissenschaftlichen Methoden und Aufgaben verlangte. Folglich kehrten die – in dieser Arbeit später genauer zu betrachtenden – Ansprachen wieder, die schon Weisgerbers Schriften aus den zwanziger Jahren getragen hatten: einerseits in der Kritik an einem verdinglichten Gegenstandsverständnis, das Sprache wie „ein totes Objekt“⁹³ behandle, andererseits in der Idee eines systematischen interdisziplinären Zusammenschlusses, die

⁹⁰ Ebd., S. 377

⁹¹ Ebd., S. 378

⁹² Ebd., S. 377

⁹³ Ebd.

darauf insistiert, daß Sprachforschung einem umfassenden Bedürfnis antworten müsse, das aus der Gesellschaft selbst heraus formuliert werde, einem Bedürfnis, das gewissermaßen die in Mitleidenschaft gezogenen Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens – um Unterstützung bittend – zur Sprache bringe. So „sollen am deutschen Beispiel die Grundsätze einer wissenschaftlichen Erforschung der Wechselbeziehung von Sprachgemeinschaft und Muttersprache erarbeitet werden, eine Aufgabe, die nicht nur die Vielheit der linguistischen Disziplinen, sondern praktisch alle Formen geisteswissenschaftlicher Arbeit angeht“, führte Weisgerber aus und ergänzte: „Es ist ein grundlegendes Geschehen des geistigen und sozialen Lebens, in dem eine Sprachgemeinschaft ihre Muttersprache ausbildet und zugleich durch diese Muttersprache zusammengeschlossen und beeinflußt wird. Aus diesem Zusammenhang entspringen zahllose Anstöße und Wirkungen im geschichtlichen und kulturellen Leben.“⁹⁴

Dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach Wiederbewußtwerden oder -erstarken der ‚muttersprachlichen Kräfte‘ sollte das Forschungsprojekt „Sprache und Gemeinschaft“ entgegenkommen. Es sollte, bei wachem Zeitbewußtsein, Impulse aufnehmen und zum Anlaß nehmen, der Sprachwissenschaft jene (geistig, sozial, kulturell und geschichtlich definierte) Rolle zurückzugewinnen, die ihr auf Grund der zentralen *gesellschaftlichen* Bedeutung der Sprache gebührt. Weisgerbers diesbezüglicher organisatorischer Anstrengung, eine folgenreiche forschungspraktische, durch Homogenität der Interessen abgesicherte Initiative voranzutreiben, blieb indes der gewünschte Erfolg, der sich erst durch die lückenlose Dominanz einer bestimmten Sprachauffassung in Lehre und Schule (und zwar im gesamten deutschsprachigen Raum) eingestellt hätte, verwehrt. Vielleicht waren jene fachlichen und außerfachlichen Kräfte nicht zu kontrollieren, die Weisgerber bereits 1956 in der ihm eigenen vagen Eindringlichkeit dafür verantwortlich gemacht hatte, daß sich die Sprachwissenschaft in einem Zustand der Not, der Agonie befand: „Längst ist theoretisch erkannt, daß eine Sprache nicht ein totes Objekt, sondern eine lebendige Kraft von unabsehbarer Wirkungsweite ist. Und auf allen Gebieten spürt man, daß vom Stand der Sprache Wesentliches für den Erfolg der Arbeit abhängt. Aber die Wissenschaft und erst recht die Öffentlichkeit hat sehr wenig Einsicht in diese Wirkungen.“⁹⁵

Es bleibt vorerst das Paradox zu konstatieren, daß Weisgerber einerseits die Bedürfnisse der Öffentlichkeit benannte, um seinen methodischen Forderungen außerwissenschaftliche Legitimation zu verschaffen, andererseits die mangelnde Sensibilität

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ Ebd.; vgl. auch Weisgerbers eindringliches Plädoyer, der Sprachwissenschaft (wieder) ihren zentralen Platz in der öffentlichen Diskussion zuzuweisen, in der das technisch-naturwissenschaftliche Denken die Oberhand gewonnen habe – Leo Weisgerber: „Die Entdeckung der Sprache“. In: *Das Gespräch*, 1952, Ausgabe A, Folge 1, S. 15–16

der Öffentlichkeit mahndend beklagte, ihre eigene Bedürftigkeit und damit die Dringlichkeit und Bedeutsamkeit eines bestimmten wissenschaftlichen Unternehmens auch anzuerkennen und zu fördern – um schließlich eine Wende einzuklagen, für die dieser Tage zumindest außerhalb der Universitäten wieder verschiedene Stimmen zu werben beginnen.

Dem heutigen heterogenen Erscheinungsbild dessen, was man verallgemeinernd als Aneignung Weisgerbers im Horizont der gegenwärtigen wissenschaftlichen und (wissenschafts-)geschichtlichen Fragestellungen bezeichnen kann, tragen Klaus D. Dutz' einleitende Bemerkungen zu oben genanntem Sammelband Rechnung. Eine Bestandsaufnahme darüber, welche Forschungsmotive, -verfahren und -ziele Weisgerbers heute noch von welchem Belang und wie zu bewerten seien, müsse mit einem hohen Grad an Divergenz rechnen. Verbunden mit der Hoffnung, „daß das Werk Leo Weisgerbers auch heute noch von virulentem Interesse sein kann“⁹⁶ und „daß das vorliegende Thema nicht aus dem Gesichtsfeld der Historiographen der Linguistik fallen wird“⁹⁷, reklamiert Dutz zudem einen neuen Standpunkt dergestalt, „daß sich hier, vielleicht zum ersten Mal überhaupt, in kompakter Form die *Rezeption* des Weisgerberschen Werks ‚metahistoriographisch‘ betrachten läßt“.⁹⁸

D. h.: Anstelle einer manichäischen Sicht auf Weisgerbers Werk sei jetzt, geraume Zeit nach den letzten großen Würdigungen bzw. Anfechtungen, die Möglichkeit eines pluralistischen und reflexiv-historiographischen Diskurses eröffnet. Anhand „der Fülle einzelner Betrachtungspositionen“ und „Rezeptionspositionen“⁹⁹ müßte mithin das jeweilige historiographische Vorverständnis derer zum Thema werden, die Weisgerber sprachwissenschaftsgeschichtlich einzuordnen versuchen. Vor allem jedoch sei überhaupt erst einmal zu fragen, wie der Gegenstand im Licht einer divergenten Rezeptionslage erscheine – d. h. als was genau man ‚Weisgerber‘ betrachte: als Person der Geschichte? Als (herausragenden) Vertreter eines sprachphilosophischen Paradigmas? Oder wäre es darum zu tun, „die theoretischen und methodologischen Voraussetzungen für die Handlungen und Entscheidungen des Wissenschaftlers“ zu klären, wie bereits Peter von Polenz argumentiert hatte?¹⁰⁰

Dutz umreißt das Spannungsfeld der jüngsten Studien wie folgt:

⁹⁶ Klaus D. Dutz: „Vorbemerkung. Interpretation und Re-Interpretation“. In: Dutz, a. a. O., S. 8

⁹⁷ Ebd., S. 9

⁹⁸ Ebd., S. 8 f.

⁹⁹ Ebd., S. 9

¹⁰⁰ Siehe Abschnitt I.

„In bestimmten Fällen der historiographischen Arbeit sieht man sich [...] nicht nur mit der Fragestellung konfrontiert, *warum* geschichtliches Wissen rekonstruiert werden soll, *wie* es rekonstruiert werden mag, *wo* dieses Wissen und *wo* die Rekonstruktion verortet werden kann, sondern auch mit der Fragestellung, *was* rekonstruiert werden soll. [...] Im Falle des Werks und der Person Johann Leo Weisgerbers läßt sich die Fragestellung nicht ganz einfach beiseite schieben. Ist es wirklich trivial zu sagen, daß man Werk und Person eines Forschers nicht voneinander trennen kann? Oder ist es methodologisch geboten, genau dieses zu tun? Jemandem, der wie Weisgerber in einer neuzeitgeschichtlich gesehen nicht einfachen Zeit aufgewachsen, erzogen, ‚sozialisiert‘ ist und in dieser Zeit geisteswissenschaftlich gearbeitet und gelehrt hat, sich in einer – metahistoriographisch gesprochen – ‚korrekten‘ Haltung anzunähern, fällt nicht leicht. Zu nahe liegen die gesellschaftlichen, politischen und sozialen Gegebenheiten an die Person einerseits und an deren Lehre andererseits gekettet, um ihn, den Forscher, als ‚singulär‘ beschreiben zu können. Teilweise zu fern liegen die Umstände, unter denen man die Person und das Werk als ‚singulär‘ vollständig beschreiben könnte.“¹⁰¹

Also keine Isolierung der biographisch-zeitgeschichtlichen oder der theoriegeschichtlichen Momente – der eine wie der andere ‚Weisgerber‘ wäre jeweils einer unverzichtbaren historiographischen Dimension beraubt. Zugleich sollten die zeitgeschichtlichen Umstände, wie genau sie auch enggeführt wären mit der eigensinnigen Logik der Forschung, nicht für so deterministisch erachtet werden, daß der wahre, überdauernde ‚Weisgerber‘ unter ihnen verschüttet würde.

Von derartigen Verschiebungen, Abgrenzungen und Vermittlungsversuchen gibt gleichfalls Angelika Rütters Tagungsbericht¹⁰² Kunde. Rüter betont, daß der „argumentative wie kritische ‚Seiltanz‘ in der *Rekonstruktion* von genuin ‚linguistischer Arbeit‘ und der *Rolle*, die die damals nicht unprominenten Wissenschaftler in ihrem Bereich wahrnahmen“, zwischen oder auf zwei Ebenen stattfindet und zwei grundverschiedene hermeneutische Bezugsrahmen berücksichtigen müsse: zum einen die vergangene Gegenwart, die sich durch eine „Interpretation der zeitlichen Teilhabe des Interpretierten“ erschließe und also auf einer horizontalen Ebene, sozusagen auf Augenhöhe mit dem Werk in der ihm eigenen Zeit operiere, zum zweiten die Geschichte der Interpretation selbst, also die (konfliktuöse)

¹⁰¹ Dutz: „Vorbemerkung“, a. a. O., S. 7

¹⁰² Angelika Rüter: „Re-Interpretation der Interpretation. Ein Bericht“. In: Dutz, a. a. O., S. 11 ff.

Abfolge der Deutungskonzepte, Rezeptionskonjunkturen und Kritiken (bis hin zum Versiegen der Auseinandersetzung), die als „historiographische Vergleichung derzeitiger Kenntnisstände mit früheren“¹⁰³ in den Blick zu treten habe. So sei heute die Möglichkeit gegeben, Weisgerbers Werk auf zweierlei Weise zu historisieren und zu aktualisieren: als Gegenstand der Interpretation in klassischer, auslegender Hinsicht, die ein werkimmanentes Interesse mit einem streng historisch umgrenzten werkkontextuellen verbindet, und als re-interpretiertes Interpretandum. Letzterer metahistoriographischer Zugang könnte dann zu einer differenzierten, d. h. durch die Geschichte der Kritik angereicherten Betrachtungsform führen, insofern isolierte Aspekte des Weisgerberschen Werkes im Lichte der Brechung durch bisherige Interpretationen und Argumentationen andere, von Weisgerber selbst nicht intendierte Geltungs- und Wirkungsdimensionen gewinnen.

„Nach jeweils längeren Zwischenräumen der Nicht-Rezeption“¹⁰⁴ stehe also nun, so Rütters Resümee der 1999er Tagung, eine Neubesinnung auf das Werk Weisgerbers an, die einerseits der traditionalistischen Elemente nicht entbehren könne, andererseits an begriffliche und historiographische Verfahren verwiesen sei, die dem Duktus Weisgerbers fremd und aber deshalb gewinnbringend seien, weil sie den zu befragenden Theorietypus partiell in bislang unberücksichtigten Perspektiven deuten und problematisieren könnten.

Die Themen, die eine Bearbeitung lohnten, sind indes weit gefächert. Rüter nennt a) Weisgerbers „Interpretation des Saussureschen Werkes“ und deren Ausrichtung „eher an den soziolinguistischen (oder soziologischen) Aspekten der Schriften Saussures“; b) die Frage nach dem innertheoretischen Stellenwert des Begriffs der Sprachgemeinschaft, mit dem Schwerpunkt auf der Überlegung, „daß Wissenschaftsentwicklung nicht von politischer Entwicklung zu trennen ist“; c) den heuristischen Status einer Interpretation, die sich darüber Klarheit verschaffen müßte, „in welcher Form und Weise es berechtigt ist, bei Leo Weisgerber von ‚Sprachtheorie‘ zu reden, oder ob vielleicht nicht der Terminus ‚Sprachauffassung‘ als adäquater anzusetzen ist“¹⁰⁵; d) „die Interpretationen der Rolle und

¹⁰³ Ebd., S. 11 f.

¹⁰⁴ Ebd., S. 11

¹⁰⁵ Als dritter, meist synonym gebrauchter Begriff wäre jener der ‚Sprachphilosophie‘ zu nennen. Was zunächst die ‚Sprachauffassung‘, das nicht weiter explizierte, grundlegende Vorverständnis des Sprachtheoretikers, von der Methodenlehre scheidet, die der Sprachtheorie als begriffliches Gerüst zugrunde liegt oder gar Sprachtheorie als geschlossenes System interner Verweise konstituiert, ist schwer zu bestimmen. Beide Termini sind notwendigerweise metaphorisch, also gestisch – sie ‚sagen‘ bzw. zeigen an: „Hier wird Sprache in all ihren denkbaren Aspekten behandelt: in ihrem ‚Wesen‘, in ihren ‚Gestalten‘, in ihren ‚Funktionen‘, in ihren ‚Wirkungen‘.“ Für die Teilaspekte werden also abermals metaphorische Ausdrücke in Anschlag gebracht, deren jeweilige wissenschaftliche Aura die generelle Unhintergebarkeit der Fragerichtung und des Gehaltes der Termini betont. Als Verbund oder Verweissystem konstituieren sie die ‚Sprachtheorie‘, die ihrerseits, in einem letzten Überbietungsgestus, auf den höheren Geltungsanspruch der ‚Sprachphilosophie‘ zurückgreift. Die normative Kraft des Begriffs ‚Sprachphilosophie‘ hinwieder adelt die als ursprünglich gesetzte

Wirkung Weisgerbers im sogenannten ‚Dritten Reich‘ und „den derzeitigen Diskussionsstand über die Funktion deutscher Wissenschaftler (und der Wissenschaft als Instrumentarium) in dieser Zeitspanne“; e) die daraus folgende Frage, ob die „selbstverpflichtete Anpassung“ mit einer, theorietyologisch betrachtet, „Gesamtstruktur der Unterwerfung“ korrespondiere, die Weisgerbers Argumentationsapparat artikuliert und operationalisiert; f) die Renaissance der „Muttersprachauffassung“ in den Nachfolgestaaten der UdSSR, vor allem in bezug auf eine sprachpolitische Reformulierung des Rechts auf Ausübung der ‚natürlichen‘ Einzelsprache;¹⁰⁶ und, zum Schluß, f) den Streit über die

‚Sprachauffassung‘, und beide Begriffe fallen gewissermaßen zusammen, so daß der heuristisch reichhaltigste mit dem heuristisch dürrsten Terminus zur Deckung gelangt.

Mir scheint, daß eine solche *zirkuläre Gestik* jedem auf Grundlegung ausgerichteten sprachtheoretischen Nachdenken, das dahin tendiert, ein geschlossenes Verweissystem zu bilden, inhärent ist. Es bedürfte eines metasprachtheoretischen Instrumentariums, um die Sprache der Sprachphilosophie nach distinkten Kriterien zu analysieren und die Begründungskompetenz einzelner metasprachlicher Wendungen zu erhellen. Daß wir über ein solches Instrumentarium schwerlich verfügen und daß man sich mutmaßlich einen infiniten Regreß einhandeln würde, dürfte kaum von der Hand zu weisen sein. (Daß Kerstin Kucharczik in ihrer Arbeit *Der Organismusbegriff in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts* [Berlin 1998, Diss.] angesichts der „Flut von wissenschaftlichen Publikationen zum Thema ‚Metaphern in wissenschaftlichen Arbeiten‘“ [ebd., S. 70] auch nur ein gleichwertiges Nebeneinander der verschiedenen Positionen konstatieren kann, ist symptomatisch für die Schwierigkeit, einen wissenschaftstheoretischen Standpunkt zu gewinnen, der die ‚Zulässigkeit‘ und Bevorzugung bestimmter metaphorischer Redeweisen in sprachwissenschaftlichen Argumentationen begründen könnte.)

Das Problem der epistemologischen und heuristischen ‚Stärke‘ oder ‚Schwäche‘ der wissenschaftlichen Rede von ‚Sprachphilosophie/-theorie/-auffassung‘ bleibt nicht auf Weisgerber beschränkt, sondern gilt m. E. für alle Sprachwissenschaft, die als ‚Sprachphilosophie‘ in Erscheinung tritt, nennt sie sich auch, je nach Anforderungen der dominanten akademischen Gepflogenheiten, ‚Sprachtheorie‘ oder ‚Sprachauffassung‘. Gottfried Seebaß’ große Studie *Das Problem von Sprache und Denken* (a. a. O.) z. B. spricht, unabhängig vom jeweiligen Gegenstand (Herder, Humboldt, Wittgenstein, analytische Ansätze, funktionalistische Konzepte etc.), stets synonym von ‚Sprachtheorie‘, ‚Sprachphilosophie‘, ‚Sprachauffassung‘, zudem von ‚Ansätzen‘, ‚Zugängen‘, ‚Zusammenhängen‘, ‚Argumenten‘, ‚Begründungen‘. Bei Humboldt und Herder sucht Seebaß zwar hier und da zwischen ‚philosophischer‘ und ‚empirischer‘ ‚Auffassung‘ zu unterscheiden, behält aber bezeichnenderweise die Anführungszeichen bei.

Für die Bezeichnungsproblematik innerhalb des metasprachlichen Redens scheint mir keine überzeugendere Lösung als die metaphorische (Hilfs-)Konstruktion vorzuliegen, weshalb für den weithin synonymen Gebrauch besagter Begriffe zu plädieren ist. Allenfalls soziologische Distinktionsfunktionen wären zu erörtern – in dem Sinne, daß es durchaus einen Unterschied machen kann, unter welchen Voraussetzungen man die Diskursmarke ‚Sprachauffassung‘ setzt (als Herabsetzung angesichts einer als elaborierter firmierenden ‚Sprachtheorie‘) oder ‚Sprachphilosophie‘ ‚sagt‘, um sich gegen eine die Wesensschau scheuende empiristische, naive ‚Sprachauffassung‘ abzugrenzen.

¹⁰⁶ In Dutz (a. a. O., S. 121 ff.) unterbreiten Evgenij F. Kirov und Maria W. Beljaeva „Einige Überlegungen zur Muttersprachentheorie von J. Leo Weisgerber“. Ohne eine sprachpolitische Konkretisierung anzustreben, betonen sie gleichwohl implizit Weisgerbers herausragende Bedeutung für ein Muttersprachenkonzept, aus dessen Relativität der explizite Anspruch auf eine ‚idioethnische‘ Autonomie abzuleiten ist. Die Autoren halten „in der Sprachtheorie von Weisgerber“ die „globale Idee der Relativität“ (ebd., S. 127) für das zentrale Motiv, auf Grund dessen man heute an der unbezweifelbaren Idee eines vorrangigen und unhintergehbaren muttersprachlichen Weltzugangs festzuhalten habe.

Gerade hinsichtlich der in Abschnitt I. diskutierten, weitgehend tagespolitisch ausgerichteten Rekurse auf Weisgerber scheint der dogmatische Impetus der Autoren aufschlußreich. Sie übersetzen die „spezifische innere Form der Sprache“ in den Terminus des „ideoethnischen Charakters“ von Einzelsprachen schlechthin und stellen Weisgerber das Zeugnis aus, mit ihm habe, nach Humboldt, Sapir und Whorf, Sprachwissenschaft das „Niveau der Relativitätstheorie, des Gipfels der Wissenschaftlichkeit, erreicht“ (ebd., S. 121).

Ihre affirmative Interpretation, die, außergewöhnlich genug, einen außerhalb der historischen Zeit angesiedelten heuristischen Edelwert proklamiert, der durch die Anlehnung an die naturwissenschaftliche Forschung zusätzliche Dignität erlangt, bemüht einerseits die auf Vierkandts Soziologie der Sprache als eines

„terminologischen Übereinstimmungen“ und über „inhaltlich deutliche Differenzen“ zwischen Humboldts und Weisgerbers Sprachauffassung – ob nämlich Weisgerber der Titel eines „Humboldt redivivus“ zu Recht verliehen worden sei oder man vielmehr die „Linie Humboldt–Weisgerber“ heute wenn nicht kappen, so doch dahingehend relativieren müsse, daß Weisgerbers Humboldt-Interpretation deutliche Züge einer (unausgesprochenen) Leugnung der Humboldtschen Elemente von „Geschichtlichkeit und Subjekt“¹⁰⁷ aufweise.

So vielgestaltig die Aufgaben sein mögen, die sich einer gegenwärtigen Auseinandersetzung mit dem Werk Leo Weisgerbers auf den Ebenen der Theoriegeschichte, der Theorieexegese und der Interpretation der Interpretationsgeschichte stellen, so mehrdeutig oder unvereinbar mögen Antworten ausfallen. Und in dem Maße, in dem man Widersprüche auf Objekt-/Gegenstands- und Subjekt-/Forschungsseite konstatiert, ist auch ein Versuch in Zweifel zu ziehen, Ordnung oder Orientierung dergestalt zu schaffen, daß man, einem von Klaus D. Dutz während des Münsteraner Kolloquiums unterbreiteten Vorschlag folgend, ‚Weisgerber‘ manichäisch in einen ‚Vierkant-Weisgerber‘ und einen ‚Humboldt-Weisgerber‘¹⁰⁸ unterteilt; obschon beide Komposita die wichtigsten Eckmarken eines Werkes bezeichnen, das in seinem ‚Wesen‘, seiner argumentativen Substanz, und seiner Wirkung dann hinreichend genau umrissen ist, wenn folgende Strategie sich zu erkennen gibt: die Synthese *zwischen* weit auseinanderliegenden Polen, die Verbindung heterogener, ja mitunter disparater Theorieelemente, die ihrerseits aus Aneignungen zwischen jenen Intertexten gewonnen werden. In diesem Raum (historischer und theoretischer Kontexte) gibt sich Weisgerbers Synkretismus eine Form, für die der Anspruch erhoben wurde (und wird), es handele sich um eine originäre Theorie der Sprache.

Kulturgutes zurückgehende Feststellung, daß der muttersprachliche Korpus eine „funktionale Realität“ darstelle, die den „Spracherscheinungen“ (so Weisgerbers Begriff) des „Sprechens“ und des „Wortgut[es] eines Menschen“ (ebd., S. 122) übergeordnet sei; andererseits schneidet sie die noch bei Weisgerber zumindest taktisch ins Spiel gebrachte vierte „Daseinsform“ der „Sprache als allgemein menschliches Prinzip“ ab und proklamiert, mit dem Spracherwerb sei eine „Sprachvision“ verbunden, die „uns beim Einstieg in die Muttersprache“ vor Augen führe bzw. die Augen dafür öffne, daß die Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft „die Eigenheit des Volkes“ ausdrücke und sich die Sprachgemeinschaft im „Charakter der Sprache“ auch „das Recht auf ihre Geschlossenheit“ und Festigkeit attestiere – indem sie ihren Mitglieder stillschweigend mitteilt, als selbständig artikulierende Wesen keinerlei Recht beanspruchen zu können, die lexikalisch-syntaktische Struktur zu modifizieren. Die Sprache: „– sie denkt für uns“ (ebd., S. 122), und sie stellt „das Schema des sprachlichen Funktionierens eines Individuums“ zur Verfügung, insofern die Sprachtheorie „die Begrenzung des begrifflich-lexikalischen Umfangs des sprachlichen Organismus eines Individuums“ selbst sichert – durch die Prämisse, daß die Muttersprache sowohl nach außen, gegenüber anderen Einzelsprachen, als auch nach innen, gegenüber dem Muttersprachenanwender, ihre höhere (theoretische wie reale) Wirklichkeit immer schon beweist, aus sich selbst heraus, d. h. eigentlich: durch den theoretischen Ausweis jener hierarchischen Gliederung der Wirklichkeitsebenen der Sprache.

¹⁰⁷ Rüter, a. a. O., passim

¹⁰⁸ Zit. nach ebd., S. 12, Anm. 4

II. 2. „Wirkung ausüben“ – Biographie, Werkentwicklung, akademisches Leben

An huldigenden Äußerungen zur Person und zum Werk Leo Weisgerbers hat es jahrzehntelang nicht gefehlt. Sowohl zu Lebzeiten als auch postum von Weggefährten und Schülern ausgesprochene Ehrbezeugungen betonten einerseits die persönliche Integrität des Forschers, andererseits die Verdienste, die sich Weisgerber auf dem wissenschaftlichen Terrain erworben habe.¹⁰⁹ Zahlreiche Beiträge für Festschriften und Aufsatzsammlungen¹¹⁰ sowie in Fachorganen erwähnen zustimmend Weisgerbers Einflüsse, Eingriffe und wissenschaftliche, niemals wissenschaftspolitisch genannte Interventionen. Gemeinsam ist ihnen oft ein weihevoller Ton, der, obwohl den Genres der Huldigung, der Geburtstagsadresse oder des Nekrologs unvermeidlich innewohnend, gleichwohl etwas von dem wissenschaftlichen Klima vermittelt, in dem Weisgerbers Werk – um in der ihm durchaus affinen organologischen Terminologie zu reden – gedieh und stetig wuchs.

II. 2. 1. Retrospektiven

Johann Leo Weisgerber wird am 25. Februar 1899 in Metz, damals Reichsland Elsaß-Lothringen, geboren. Seine Eltern sterben früh, Mutter Maria 1904, Vater Nikolaus Ludwig 1913. 1917 legt Leo Weisgerber die Reifeprüfung ab und geht als Soldat in den Krieg, an die flandrische Front. Von 1918 bis 1921 studiert er Indogermanistik, Vergleichende Sprachwissenschaft, Germanistik, Romanistik und Keltologie an der Universität Bonn. Es folgen (Gast-)Semester in München (bei Karl Voßler) und Leipzig. „Die äußeren Bedingungen der besatzungszone und die inneren verhältnisse der bonner universität“, so Weisgerber selbst in einem Rückblick 1974, „brachten dem aus dem feld zurückgekehrten,

¹⁰⁹ Das schließt oft den Hinweis auf Weisgerbers Wirken in Lehre und Ausbildung ein. Beispielhaft sei Johann Knobloch („Geburtstagsgruß für J. Leo Weisgerber“. In: *Muttersprache*, 1979, 89. Jg., S. 1) zitiert: „Groß ist die Zahl der Studenten, die in Leo Weisgerber ihren Lehrmeister sehen dürfen: Sprachwissenschaftler, aber auch Philologen, die heute im Schuldienst wirken und die sich als Ergänzung des Fachstudiums die Sprachphilosophie wählten. [...] Die Persönlichkeit Weisgerbers, sein unbeirrtes Eintreten für Recht und Wahrheit sind vielen zum Leitbild ihres eigenen Lebens geworden. [...] Ein denkwürdiges Wort sprach Dekan W. Zorn, als die letzte Vorlesungsstunde aus Anlaß seiner Entpflichtung zu einer Feier im Kreise seiner zahlreich erschienenen Schüler und Freunde gestaltet worden war: von der wahren geistigen und sittlichen Größe des Gelehrten, der, obwohl selbst oft angegriffen, niemanden jemals angegriffen habe.“

¹¹⁰ Vgl. *Sprache – Schlüssel zur Welt*, a. a. O.; vgl. Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O.; vgl. Leo Weisgerber: *Rhenania Germano-Celtica. Gesammelte Abhandlungen. Dem Autor zum siebenzigsten Geburtstag am 25. Februar 1969*, hrsg. v. Johann Knobloch und Rudolf Schützeichel, Bonn 1969

von der heimatstadt Metz abgeschnittenen, eine wider erwarten ungestörte studienzeit.“¹¹¹ 1923 promoviert er bei Rudolf Thurneysen in Bonn mit der Arbeit „Die Handschriften des Peredur ab Efracw in ihrer Bedeutung für die kymrische Sprach- und Literaturgeschichte“¹¹² zum Dr. phil. und legt die Prüfung zum Lehramt an höheren Schulen ab (Fächer: Deutsch, Französisch, Vergleichende Sprachwissenschaft).

1925 habilitiert sich Weisgerber beim Indogermanisten Ferdinand Sommer mit der (ungedruckten) Arbeit *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform. Eine Untersuchung über das Wesen der Sprache als Einleitung zu einer Theorie des Sprachwandels*. Bernhard Weisgerber, Sohn von Leo Weisgerber, bezeichnet die im Dezember 1924 bei der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Bonn eingereichte Schrift als „ein groß angelegtes Unterfangen, das Leo Weisgerber sein Leben lang begleitet und beschäftigt hat“¹¹³, ein Unterfangen, an das sich, wie es Helmut Gipper ausdrückt, „eine rastlose Weiterarbeit“¹¹⁴ anschloß.

Leo Weisgerber nimmt mehrere Tätigkeiten auf: als Studienreferendar an der Städtischen Oberrealschule Bonn (bis 1926), als Privatdozent an der Philosophischen Fakultät (1925) und als Dozent für Deutschunterricht und Volkskunde an der Pädagogischen Akademie Bonn (1926–1927). Didaktisch arbeiten und breit wirken zu wollen, das scheint ihm von Anbeginn ein übergeordnetes Gebot gewesen zu sein.¹¹⁵ „Wie eine solche

¹¹¹ Weisgerber: „Fünf jahrzehnte sprachforschung“, a. a. O., S. 16; vgl. auch ebd.: „Das eigene suchen knüpfte in dieser zeit vor allem an K. Vossler und A. Vierkandt an (F. de Saussure kam in der inflationszeit noch nicht in den gesichtskreis des anfängers).“

¹¹² Gedruckt in: *Zeitschrift für celtische Philologie*, 1925, 15. Jg., S. 66–186

¹¹³ Bernhard Weisgerber: „Sprache und Kultur. Zu Leo Weisgerbers Leben und Werk“. In: *Leo Weisgerber. Leben und Werk. Aus Anlaß der Übergabe seines Nachlasses an die Brüder Grimm-Gesellschaft e. V. in Kassel am 25. November 2000*, hrsg. und bearb. v. Bernhard Weisgerber, Kassel 2000, S. 11. Ursprünglich trug die Habilitationsschrift den Titel *Sprache als Kulturwandel*. Es war damit ein umfangreiches Projekt skizziert, dessen Realisierung sich (zunächst) als unmöglich erwies. Übrig blieb – unter obigem Titel – die Einleitung. „Sie enthält“, so Bernhard Weisgerber, „in nuce wesentliche Elemente von Leo Weisgerbers späterer Sprachtheorie und spiegelt gleichzeitig in aufschlußreicher Weise die sprachwissenschaftliche Diskussion der frühen 20er Jahre.“ (Ebd.) Da bis dato keine Druckfassung existiert, müssen wir uns an entsprechender Stelle auf das Referat und die Lektüre von Bernhard Weisgerber stützen.

¹¹⁴ Helmut Gipper: „Vorwort“. In: Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 7

¹¹⁵ „Viele Schüler scharten sich schon seit 1926 um den an der Pädagogischen Akademie in Bonn beamteten Dozenten“, teilt Johann Knobloch mit („J. Leo Weisgerber zum 85. Geburtstag“. In: *Muttersprache*, 1983/84, 94. Jg., S. 383). Weisgerber selbst („Fünf jahrzehnte sprachforschung“, a. a. O., S. 20) hegte die Hoffnung, daß sein didaktisches Wirken einmal entsprechend gewürdigt und fortgesetzt werde: „Vielleicht bietet sich [...] bald eine entsprechende möglichkeit, die linie meiner bemühungen im bereich der sprachpädagogik zu skizzieren. Acht tage nach meiner antrittsvorlesung als universitätsdozent am 28. 5. 1925 hielt ich meine erste lehrprobe an einer sexta der bonner oberrealschule. Seither brachten fünfzig jahre sprachpädagogischer arbeit genug erfahrungen, die den sprachwissenschaftlichen erkenntnissen parallel laufen und die bei der desolaten lage der heutigen linguistisierung des muttersprachlichen unterrichts einige bleibende stützen festhalten konnten.“

Vgl. auch Leo Weisgerber: „Das Wissen vom Satz in der Sexta“. In: *Wirkendes Wort*, 1952/53, Heft 6, S. 365–376

wissenschaftliche Arbeitsleistung in so kurzer Zeit zu bewältigen war, das bleibt mir bis heute ein Rätsel“¹¹⁶, gesteht Bernhard Weisgerber.

Von 1926 bis 1927 übernimmt Leo Weisgerber die Vertretung der Sprachwissenschaft und die Leitung des Sprachwissenschaftlichen Seminars an der Bonner Universität. 1927 erhält er einen Ruf an die Universität Rostock und wird ordentlicher Professor für Vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit. 1938 wechselt er nach Marburg auf den Lehrstuhl für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft. 1942 kehrt Weisgerber nach Bonn zurück, wo er, trotz eines Rufes nach Tübingen (1946) und eines Rufes nach München (1952), bis zu seiner Emeritierung 1967 bleibt. Auf seinen Wunsch wird die *Venia legendi* von „Keltologie und Allgemeine Sprachwissenschaft“ in „Allgemeine Sprachwissenschaft und Keltologie“ umgewidmet – eine Akzentverschiebung, die Weisgerbers Willen illustriert, weniger als Spezialist denn als Generalist wahrgenommen zu werden. Das verträgt sich mit der Einschätzung Helmut Gippers, der schon in den Arbeiten der zwanziger Jahre „das lebhafteste Aufmerken Leo Weisgerbers nach allen Seiten“¹¹⁷ dokumentiert sah.

Ein von Bernhard Weisgerber zusammengestelltes Datenregister¹¹⁸ führt neben Ehrungen (Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim, 1960; Ehrendoktorat der Universität Leuven, Belgien, 1965; Verdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland, 1975) und Mitgliedschaften (u. a. im Institut für deutsche Sprache, Mannheim, dessen Mitbegründer Leo Weisgerber ist, in der Gesellschaft für deutsche Sprache und in der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften) noch „weitere Tätigkeitsgebiete“¹¹⁹ auf: Leo Weisgerber war,

¹¹⁶ Bernhard Weisgerber: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 12

¹¹⁷ Helmut Gipper: „Vorwort“. In: Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 9

¹¹⁸ Bernhard Weisgerber: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 12

¹¹⁹ Zu erwähnen hätte man Weisgerbers Tätigkeit als Gutachter in sprachpolitischen Fragen, z. B. seine Kommentare zum Pariser Südtirol-Abkommen aus dem Jahr 1946, das die Gleichstellung des Deutschen als Amtssprache gegenüber dem Italienischen regelte; vgl. Leo Weisgerber [et al.]: *Vertragstexte als sprachliche Aufgabe. Formulierungs-, Auslegungs- und Übersetzungsprobleme des Südtirol-Abkommens von 1946*. Bonn 1961; und Leo Weisgerber: *Übersetzungsfehler im Südtirol-Konflikt*. Innsbruck 1961. Dort, ursprünglich eine öffentliche Universitätsvorlesung, spricht Weisgerber emphatisch in den politischen Raum. „Der Fremde“, eröffnet er, „der in diesen Tagen inmitten eines Landes weilt, in dem jede Nachricht, die über die Behandlung des Südtirol-Problems vor den Vereinten Nationen über den Ozean kommt, Kopf und Herz eines jeden in ihren Bann zwingt, ist Zeuge einer Wirkung geschichtlicher Texte, die keinen unbewegt lassen kann.“ (Ebd., S. 5) Diese Wirkung sieht er durch gravierende Übersetzungsfehler hervorgerufen, die Einschränkungen der Rechte der „Österreicher-Tiroler“ (ebd., S. 17) nach sich zögen. Eine falsche Interpretation/Übersetzung der Begriffe ‚Gleichstellung‘ bzw. ‚vollständige Rechtsgleichheit‘ liefere den „Anhalt, den Italien aus dem Südtirol-Abkommen vorbringt, um die Errichtung der Region Trient-Südtirol vertraglich zu rechtfertigen, dort, wo Österreich-Südtirol nur den völligen Widerspruch dieser Maßnahme zu den Gesamtklauseln, dem Wortlaut und dem Sinn des Abkommens feststellen [kann; im Org. können; J. R.]“ (Ebd., S. 18 f.) Weisgerbers Position bewegt sich hingegen auf festem, nicht-juristischem Boden einer „natürlichen Ordnung“: „Zur Rechtsgleichheit gehört etwa das selbstverständliche muttersprachliche Sich-Bewegen in allen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens, ohne Einmischung ungewollter Machtausübung, ohne Zwang zum Erlernen einer fremden

wie erwähnt, 1956 Initiator des Arbeitsvorhabens „Sprache und Gemeinschaft“ im Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1957 Gutachter über die Ausbildung der Volksschullehrer in Nordrhein-Westfalen und Mitverfasser der Empfehlungen des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung vom 15. Oktober 1958, die als „Wiesbadener Empfehlungen“ der Ständigen Konferenz der Kultusminister vorgelegt wurden. Vorher, von 1940 bis 1944, war er im Funkhaus Rennes für die Sendungen in bretonischer Sprache zuständig gewesen,¹²⁰ ab Oktober 1941 hatte er in Rennes am Keltischen Institut der Bretagne federführend gearbeitet.¹²¹

„Von großer Bedeutung sind Weisgerbers Arbeiten zu den keltischen Sprachtrümmern des Kontinents“, schrieb Karl Horst Schmidt nach Leo Weisgerbers Tod am 8. August 1985, „noch heute unentbehrliche“ fachwissenschaftliche Studien seien hervorzuheben. Doch vor allem „innerhalb der Allgemeinen Sprachwissenschaft“ habe Weisgerber „die Entwicklung des Faches nicht nur in Deutschland nachhaltig beeinflußt und viel Zustimmung, aber auch Ablehnung erfahren.“¹²²

Werner Besch würdigte den „bedeutenden Gelehrten“ als fächerübergreifend, ja innerhalb der institutionell ausdifferenzierten Germanistik in singular anmutender Weise interdisziplinär tätig gewesenem Präzeptor, der „in allen diesen mit Sprache bzw. Sprachen befaßten Disziplinen“, von der Allgemeinen Sprachwissenschaft über die Keltologie bis zur geschichtlichen Landeskunde, „wegweisende Forschungsarbeit geleistet [habe], die über die

Sprache, ohne Furcht vor *Unterwanderung*, ohne *Durchlöcherung des Volksbodens* durch *Überfremdung* städtischer Zentren, ohne Unterstellung unter Beamte anderer Herkunft“ (ebd., S. 11; Herv. J. R.).

Zum sprachpolitischen Engagement vgl. des weiteren: Leo Weisgerber: *Sprachenrecht und europäische Einheit*. Köln/Opladen 1959; Leo Weisgerber: „Sprachenkampf – Sprachenrecht – Sprachenfriede“. In: Christian Hallier (Hg.): *Studien der Erwin von Steinbach-Stiftung*. Frankfurt/Main 1975, S. 1–27; und Leo Weisgerber: „Die deutsche Sprache im Kalten Krieg. Sprachliche Entfremdung zwischen Ost und West?“ In: *Deutsche Rundschau*, 1963, Heft 6, S. 42–49; dort deutliche Worte gegen die „geistige Unterwanderung“, die „inhaltliche Aushöhlung“ und die „sprachliche Infektion“ auf Grund „des bolschewistischen Eindringens in den deutschen Sprachbereich“ (passim).

¹²⁰ Zu Weisgerbers ‚erfolgreicher‘ Tätigkeit im Funk vgl. Belinda Albrecht: „Bretonische Lautaufnahmen und ihr Bearbeiter Rudolf Thurneysen“. In: Sabine Heinz (Hg.): *Die Deutsche Keltologie und ihre Berliner Gelehrten bis 1945*. Frankfurt/Main 1999, S. 99; vgl. auch Ronan Calvez: „Le rééchantement d’un monde. Mouvement breton, nazisme et émissions de radio en breton“. In: ebd., S. 101–138

¹²¹ Vgl. Joachim Lerchenmüller: „Wissenschaft im Weltanschauungskrieg. Weisgerbers Arbeit in der besetzten Bretagne und die Wissenschaftspolitik der SS“. In: Dutz, a. a. O., S. 186 ff. Lerchenmüller zitiert einen Bericht Weisgerbers an den Rektor der Universität Bonn aus dem Juli 1944: „Im Zusammenhang mit den Aufgaben, die infolge der Besetzung der Bretagne seit Juli 1940 für die Wehrmacht auftraten, ergaben sich rasch zahlreiche Fragen, die zugleich einer fachlichen und wissenschaftlichen Bearbeitung bedurften. Wenn es sich auch zuerst darum handelte, die unter dem Gesichtswinkel der Wehrmachtnotwendigkeiten geeignetsten Kräfte in der Bretagne selbst zu finden und heranzuziehen, so wuchs dieser Ansatz rasch zu einem Mittelpunkt heran, der für die Gestaltung des geistigen Lebens in der Bretagne ebenso wichtig wurde wie für die Verbindungen der dortigen Bestrebungen mit der deutschen Wissenschaft. Ihren sichtbarsten Ausdruck fand diese Entwicklung in der Gründung des Framm Keltiek Breizh (Kelt. Institut der Bretagne).“ (Ebd., S. 187)

¹²² Karl Horst Schmidt: „Johann Leo Weisgerber. 25. 2. 1899–8. 8. 1985“. In: *Zeitschrift für celtische Philologie*, 1986, Bd. 41, S. 287. Weisgerbers wichtigste keltologische Arbeiten, darunter die 1931 erschienene, von Schmidt besonders hervorgehobene Untersuchung „Die Sprache der Festlandkelten“, sind versammelt in: Leo Weisgerber: *Rhenania Germano-Celtica*, a. a. O.; vgl. des weiteren *Die Namen der Ubier*. Köln/Opladen 1968.

erhebliche direkte Wirksamkeit in den 50er und 60er Jahren hinaus in Deutschland und darüber hinaus Anerkennung gefunden hat.“¹²³

„Schulebildend von Bonn aus“ sei Weisgerber aufgetreten, so Besch, und zwar als Sprachtheoretiker, der der alten Disziplin eine gänzlich neue methodologische Grundlage gegeben habe. Weisgerber hatte die ‚Szenerie‘ der Akademie, der Konferenzen, der Publikationsforen geprägt, vielleicht eine Zeitlang maßgeblich bestimmt, im mindesten aber hatte er früh eine terminologische und kategoriale Basis für die Wissenschaft der Sprache gelegt, die nicht nur tradierte Hinsichtnahmen auf den Gegenstand zu überholten, inadäquaten Entschlüsselungen des Phänomens der Sprache degradierte, sondern überdies eine gewendete *Sprache über die Sprache* nach sich zog (bzw. schuf), die explizit ausschloß, was einst Gültigkeit beanspruchte, und explizierte, was nunmehr weitreichende Geltungsansprüche generierte. Daß eine solche Neuorientierung ihrerseits explizit wissenschaftsstrategisch an eine innovative, das für ‚gewöhnlich‘ Erachtete eben neuartig ausdrückende und darstellende Terminologie, also an eine explizit fachsprachliche Korrektur gebunden ist, legte schon das Ende der Einleitung von *Muttersprache und Geistesbildung* dar: „Man wird vielleicht erstaunt sein, daß die gewöhnlichen Ausdrücke wie *Sprache, Satz, Wort, Bedeutung* so umstritten sind und in so verschiedener Weise gefaßt werden. Umso begreiflicher ist es, daß tiefgehende Änderungen der Fachausdrücke ein erneutes Durchdenken des ganzen Gebietes erfordern, spiegelt sich doch darin das Fortschreiten des Denkens an entscheidenden Punkten.“¹²⁴ Die radikal erneuerte, leistungsbezogene Sprachbetrachtung findet somit ihre Basis (auch) in der Darstellung eines Inhaltes, der der Darstellung vorgängig ist und dennoch – jenseits bloßer Widerspiegelung, bloßer Repräsentation durch die Terminologie – nur in der Darstellungsweise des bestimmten (wissenschaftlichen) Sprachspiels oder einer bestimmten, d. h. einer das Wesentliche ausdrückenden Sprachform sich zeigt; bzw. sich zeigen, sich *demonstrieren* läßt. Daß somit die terminologische Erneuerung und Normierung der Lenkung des wissenschaftlichen Prozesses zu dienen hatte, darauf wies Weisgerber wenig später, 1933, unmißverständlich hin: „Für jede Art von Forschung ist es lebensnotwendig, daß sie die besonderen Denkmittel, die zur Bearbeitung ihres Gebietes dienen, sorgsam ausbaut, mit der nötigen und möglichen Klarheit festlegt und ihre Verwendung so lenkt, daß die Durchführung

¹²³ Werner Besch: „Leo Weisgerber 1899–1985“. In: *Rheinische Vierteljahresblätter*, 1985, Bd. 49, S. VII. Diese Anerkennung fußt auch auf Weisgerbers beharrlichem Tagesengagement im Wissenschafts- und Kulturbetrieb. Über seine Mitwirkung im Institut und Verein für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande äußert Besch: „Schon gleich 1942 als Mitglied in den damaligen Institutsausschuß berufen und zum stellvertretenden Direktor des Instituts ernannt, hat er sich mit Erfolg um die Weiterführung bzw. Wiederaufnahme eines geregelten Institutsbetriebs in dieser schwierigen Zeit bemüht.“ (Ebd.) Vgl. auch Werner Besch: „Nachruf auf Leo Weisgerber“. In: *Jahrbuch Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften*, 1985, S. 46 ff.

¹²⁴ Weisgerber 1929, S. 7

der Forschungsarbeit und die Weiterentwicklung des ganzen Wissenszweiges in der bestmöglichen Form gesichert wird. Diese Arbeit vollzieht sich in der Schaffung und Fortentwicklung einer besonderen Terminologie jedes Forschungszweiges.“¹²⁵

„Die Szene, in der über Sprache nachgedacht und gesprochen wird, hat sich durch Weisgerbers Wirken völlig verändert (viele der Jüngeren können das heute nicht mehr wissen)“, blickte Hennig Brinkmanns Nachruf zurück und konstatierte ohne Umschweife, daß dieser Szenenwechsel auf der Bühne der Sprachwissenschaft seither längerfristig keinem neuerlichen hat weichen müssen. Mehr noch: Die durch Weisgerber bewerkstelligte Neuordnung des Frage- und Argumentationsfeldes der Sprachwissenschaft habe trotz zahlreicher Anfechtungen und Rückschläge und „nach dem“ – quasi hegelianischen – „Durchgang durch manche modischen Betrachtungsweisen“ zeitlose Verbindlichkeit erlangt, sei, immun gegen substantielle Problematisierung, Standard geworden.¹²⁶

Ohne näher zu begründen, welches Bild diese Szene abgegeben und welches Bild sie sich selbst im dauerhaften Prozeß der Selbstverständigung und Stabilisierung gegeben hatte, und ohne anzudeuten, durch welche Akteure (neben Weisgerber) und welche Akkumulations- und Akklamationstechniken sie beherrscht und strukturiert wurde, pries Brinkmann weniger Weisgerbers akademisch-argumentative Umsichtigkeit und, als Norm wissenschaftlicher Tätigkeit und Evolution verstanden, die zwanglose Kraft des besseren Arguments, sondern die Macht, die sich mit seinem Eintreten für das Neue verband oder manifestierte. „So kann heute nicht mehr leichthin von ‚Bedeutung‘ und ‚Bedeutungsforschung‘ gesprochen werden, seitdem Weisgerber 1927 seine Kritik an der ‚Bedeutungslehre‘ vorgelegt hatte [...].“¹²⁷ Statt

¹²⁵ Leo Weisgerber: „Das Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie“. In: Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 413; dort auch die zeitgemäße Krisendiagnose der terminologischen Verwirrung in der Sprachwissenschaft, eines „Versagen[s] der Sprachwissenschaft“ (ebd., S. 414), dem Weisgerber durch den „stetigen, dem jeweiligen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis entsprechenden Ausbau der Terminologie“ (ebd., S. 413) begegnen möchte.

¹²⁶ Hennig Brinkmann: „Zu Leo Weisgerbers Lebenswerk“. In: *Wirkendes Wort*, 1985, Heft 6, S. 333

¹²⁷ Es handelt sich um eine der frühesten Arbeiten Weisgerbers, um seine – laut Schriftenverzeichnis (siehe Näheres in Abschnitt III.) – fünfte Publikation; vgl. Leo Weisgerber: „Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?“, a. a. O. Im zeitlichen Umfeld entstanden etliche Aufsätze, die Weisgerbers simultan einsetzendes pädagogisches Wirkungsinteresse belegen; vgl. etwa „Volkskundliche Arbeit an den pädagogischen Akademien“. In: *Mädchenbildung auf christlicher Grundlage*, 1926, Heft 22, S. 633–634; und „Begriffspflege in der Grundschule“. In: *Die neue Schule*, 1927, Heft 1, S. 10–24, wiederabgedruckt in Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 51 ff.; dort, in Zeiten „des Übergangs und der vielfachen Unsicherheit“ (ebd., S. 51) formuliert, eine der frühesten Fundamentalkritiken an den „formale[n] Ziele[n] des Lesen- und Schreibenlernens“ (ebd., S. 52) und das entsprechende Plädoyer für die Vermittlung der Sprachinhalte, d. h. für die Einübung in die muttersprachliche Begriffswelt als Erwerb der Begriffs-/Wortfelder, verbunden mit dem Ausblick auf die – in den fünfziger Jahren dann angegangene – Entwicklung einer inhaltbezogenen Grammatik – denn es existiere „kein Werk, weder ein wissenschaftliches noch ein unterrichtliches, das uns über den Aufbau unserer muttersprachlichen Begriffswelt belehrte“ (ebd., S. 65).

Bemerkenswert ist, daß Brinkmann Weisgerbers ‚sprengende‘, umwälzende Wirkung derart früh einsetzen sieht, noch vor der kanonisierten Arbeit *Muttersprache und Geistesbildung*. Im folgenden kommt er auf Weisgerbers zweiten Schlüsseltext zu sprechen, den Beitrag „Sprache“ zu Vierkants *Handwörterbuch der*

dessen hat sich der von Weisgerber eingeführte Begriff ‚Sprachinhalt‘ durchgesetzt“¹²⁸, fuhr Brinkmann fort und sprach aus, daß (Sprach-)Wissenschaft in ihren Entwicklungsverläufen, in ihren Entwicklungsschüben, -sprüngen und -umkehrungen (so sie denn den Selbstanspruch der einschneidenden Veränderung transportiert) auch den einfachen bzw. vereinfachenden, einprägsamen Sprachregelungen gehorcht, zumal dann, wenn eine ‚große (Erfinder-)Persönlichkeit‘ die fachlichen Fragen auf entscheidende Weise anders stellt und zugleich die Antworten auf sie (er-)findet. Abweichung/Konfrontation und Zusammenführung/Synthese bilden im Prozeß wissenschaftlicher Entwicklung zwei sich wechselseitig bedingende Momente, sobald Grundlegung als radikale Innovation und nicht als vermittelnde, etablierte Wissensbestände be- und umarbeitende Progression angestrebt wird.¹²⁹

Soziologie (1931). Mit jenem verbindet sich in der Tat – zusammen mit *Muttersprache und Geistesbildung* – der Entwurf und die zugleich bereits fast vollständige Ausbildung der Theorie der Sprache als „gesellschaftlicher Erkenntnisform“.

Die langfristige Wirkung des Aufsatzes zur Bedeutungslehre bestätigt Gerd Simon: „Kontinuitäten und Brüche in der deutschen linguistischen Bedeutungsforschung 1933 und 1945“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 180: „Weisgerbers Abtrennung des linguistischen Bedeutungsbegriffs von dem der nicht-linguistischen Disziplinen, seine Reduktion auf den Sprachinhalt und seine Enthistorisierung kennzeichnen in seinem Gefolge oder auch unabhängig davon die linguistische Semantik weitgehend bis in unsere Tage.“ Zudem gesteht Simon Weisgerber eine hochgradig entwickelte interdisziplinäre Aufmerksamkeit zu: „Weisgerber gehört eigentlich zu den wenigen Sprachforschern seiner Zeit, die die Entwicklung in nicht-linguistischen Nachbarfächern wie Philosophie, Psychologie und Pädagogik stets aufmerksam verfolgen.“ (Ebd., S. 175)

¹²⁸ Brinkmann, a. a. O., S. 333

¹²⁹ Weisgerber tritt in besagtem Aufsatz aus dem Jahr 1927 zunächst als umsichtiger Historiograph in Erscheinung. Er rekapituliert die Entwicklung der Bedeutungslehre, indem er ihren Wandel von einer „Hilfswissenschaft“ der Lexikographie zur durch Elemente der Psychologie aufgewerteten historischen Gesetzeswissenschaft (als Lehre vom Bedeutungswandel) skizziert. Zugleich setzt er sich aber in Beziehung zu jenen „Stimmen“, die eine Abkehr von der Lautforschung fordern und die „Zukunftsaufgabe der Sprachwissenschaft“ in der „Erforschung des Sinnes der Sprachgebilde“ erblicken (Weisgerber 1927, S. 161). Bei Strafe des Untergangs der Sprachwissenschaft sei die „Zukunftsentwicklung unserer Wissenschaft“ (ebd., S. 162) davon abhängig, ob „eigene Fehler, falsche Wege“ erkannt würden und ein Resonanzraum für „ein verstärktes Aufklingen der tiefsten Überzeugung der beginnenden Sprachwissenschaft“ geschaffen werde (ebd., S. 161).

Diese dramatische Wendebewegung vollzieht Weisgerber nun selbst, indem er der Bedeutungslehre attestiert, sie sei „tatsächlich ein Irrweg, ein letzter Ausläufer überholter Sprachauffassung. Es fehlen ihr überhaupt die Voraussetzungen zu einer Wissenschaft. Wie will man Gesetzmäßigkeiten in Dingen des Sprachinhalts feststellen, wenn man die äußere Lautform des Wortes zum Maßstab nimmt? Man male sich die merkwürdige ‚Seelenwanderungslehre‘ aus, die sich dabei ergäbe!“ (Ebd., S. 174)

Voraus geht dieser schroffen Kehre eine hier nicht in allen Einzelheiten darzustellende Kritik der Vorstellung, daß ‚Bedeutung‘ aus einer – wie immer gedachten – Verbindung von Name/Wort/Lautform mit einem Begriffsinhalt und/oder einem Vorstellungsinhalt entstehe – eine, so Weisgerber, den Wortinhalten äußerliche, klassifizierende, wesensfremde Definition, ein bloß verstandesmäßiges Herantragen einer Lehrvorstellung an eine grundsätzlich mißverstandene Sache, das sprachliche Zeichen, das nämlich als Einheit von Laut und Inhalt aufzufassen sei. Weisgerber attackiert die so bezeichnete sprachwissenschaftliche „Formel, unter der eine falsche Sprachauffassung, insbesondere eine unzutreffende Anschauung vom Wesen des Wortes, mit dem Sinn der Sprachgebilde fertig werden wollte“ (ebd., S. 165), und er ersetzt sie, die falsche Formel/Auffassung, durch eine neue, die wesensgemäße Formel/Auffassung: „[D]iese irrtümliche ‚Wort‘auffassung wiederum ist das Ergebnis einer falschen Sprachauffassung, die zur Sprache nur die Lautzeichen rechnet, die Sprachinhalte aber als etwas jenseits der Sprache Liegendes betrachtet. Hier liegen die letzten Fehlerquellen der Bedeutungslehre, und ihre Irrtümer können nur beseitigt werden, wenn man in folgenden Punkten umdenken lernt: Sprache ist nicht bloßes Mittel, seelische Inhalte unbestimmter Herkunft mitzuteilen oder auszudrücken, sondern sie ist intellektuelle Gestaltung der Welt, sie gibt erst dem einzelnen

Das Maß der Definitionsmacht als verfeinerter und verzweigter Diskursmacht – und als Resultat der Begriffsbildungsarbeit – bemißt sich somit an der Strenge und Komplexität

diese so geformten Inhalte.“ (Ebd., S. 170) – Zur Kritik an Weisgerbers, des „Hauptwortführer[s]“ abschätziger Auffassung, „die Semasiologie sei eine pseudowissenschaftliche Betrachtungsweise“, und zu ihrer Rolle in der Indogermanistik/Germanistik der zwanziger Jahre vgl. Bruno Quadri: *Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung. Eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung*. Bern 1952, S. 157 ff., hier 159 und 164; Franz Dornseiff wandte gegen Weisgerbers Forderung nach begriffsgeschichtlicher Betrachtung ein, es komme „auf eine Selbsttäuschung hinaus, wenn W. dort noch eine Begriffsgeschichte in komplizierter Tiefe hinter der Bezeichnungsgeschichte fordert“ (zit. nach ebd., S. 169, Anm. 671). Gleichfalls Jost Triers Konzept des von oben gegliederten Wortfeldes hielt Dornseiff für eine wissenschaftliche, den Sprachtatsachen oktroyierte Mystifikation. Jost Trier (*Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts*. Heidelberg 1973 [Nachdruck der Erstauflage 1931]) hinwieder sah sich in „fast vollkommen[er]“ „Übereinstimmung“ (ebd., S. 18, Anm. 1; vgl. auch S. 15) mit Weisgerbers Position. – Kritisch gegen eine Emphasisierung der Bedeutungslehre wie bei Weisgerber: Heinz Kronasser: *Handbuch der Semasiologie. Kurze Einführung in die Geschichte, Probleme und Terminologie der Bedeutungslehre*. Heidelberg 1952, S. 35; eine abwägende Erörterung bei Oskar Reichmann: *Deutsche Wortforschung*. Stuttgart 1969, S. 28 f. und 36; die Weisgerber-Trier-Position hinwieder vertritt gegen Kronasser und Quadri Helmut Gipper: *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung. Neuere Sprachbetrachtung im Austausch mit Geistes- und Naturwissenschaften*. 2., verb. Auflage, Düsseldorf 1969, S. 9, 13 und 32 ff. –

Daß Weisgerber für die Genese von ‚Bedeutung‘, also Wortinhalten, die Dimension der Rede, des Verstehens, der Alterität als untauglich (und als psychologistische Verirrung) erachtet (vgl. Weisgerber 1927, S. 171 und S. 174), darauf sei ebenso hingewiesen wie auf die synonyme Verwendung von ‚Sprachauffassung‘ und ‚Formel‘. Die Frage, die oben aufgeworfen wurde (siehe Anm. 32), nämlich welchen wissenschaftstheoretischen Status Begriffe wie ‚Sprachauffassung‘ oder ‚Sprachtheorie‘ beanspruchen können, ist im Hinblick auf die strategisch-begriffliche Physiognomie der Sprachtheorie zu beantworten. In den fünfziger Jahren wird Weisgerber wieder von sprachwissenschaftlichen „Formeln“ sprechen (siehe Abschnitt II. 2. 2.), während ab *Muttersprache und Geistesbildung* die Termini ‚Sprachauffassung‘ und ‚Sprachwissenschaft‘ bestimmend sind.

Die konfrontative und belehrende Diktion des hier behandelten Aufsatzes allerdings unterstreicht vor allem, daß es Weisgerber um eine grundsätzliche *Richtigstellung* zu tun ist, um eine unumkehrbare Entscheidung für den Weg, den die Sprachwissenschaft einzuschlagen habe. Dieser radikale Innovationswille findet seinen Ausdruck etwa in der Anfechtung der zeitlichen Ordnung von Bedeutungen in der Etymologie und der alphabetischen Ordnung der Bedeutungen (für Weisgerber: nur „Namen“) in den Wörterbüchern. Ein spätes Echo auf die daraus resultierende Umwälzung der Bedeutungstheorie bzw. deren Ersetzung durch die Wortinhalts- und Feldforschung findet sich bei Knobloch („Weisgerber zum 85.“, a. a. O., S. 383): „Die Hauptaufgabe des Gelehrten durch mehr als fünf Jahrzehnte eines Forscherlebens von seltener Fruchtbarkeit blieb es, unsere unter der Vorherrschaft der Form aufgebauten Grammatiken und Wörterbücher zu verwandeln in Darstellungen, die von der inhaltlichen Leistung ausgehen und tatsächlich einen Einblick in das Weltbild der jeweiligen Sprache vermitteln, um dieses Weltbild in seiner vollen Wirksamkeit erscheinen zu lassen“. Diese Worte aus dem Jahr 1941 enthalten im Kern die Aussage eines späteren Werkes, die man wohl zu Recht als einen Auftrag an die sprachwissenschaftliche Forschung in aller Welt ansehen kann: *Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen* [1963]. Es sind dies Etappen auf dem Wege der Erkenntnis, von denen seit der Antike bisher vorwiegend nur die erste beschrritten worden war. Lautlehre und Formenlehre sind die hauptsächlichen Kapitel jeder Grammatik im traditionellen Sinn, und jedes Wörterbuch beweist mit seiner alphabetischen Ordnung des Wortschatzes, die zwar praktisch ist, aber innere Zusammenhänge zerschneidet, die Vorherrschaft des Lautwandels auch bei allen Wörtern.“

So setzt Weisgerber, durchaus im Sinne Brinkmanns (siehe Anm. 53) und seine Bedeutung – qua Revision der Tradition – in aller bisherigen und aller künftigen Geschichte der Sprachwissenschaft anmeldend, schon 1927 einen entscheidenden Punkt: Die „wahre Wortlehre“ (Weisgerber 1927, S. 176) bricht die Vorherrschaft der „Pseudowissenschaft“ der Sammler und Sortierer (ebd., S. 177). Und sie bahnt der Disziplin jene umfassende, fächerübergreifende Interventionsvollmacht an, die sich später soziologisch und kulturwissenschaftlich einlösen soll: „Es steht im Grunde Sprachauffassung gegen Sprachauffassung. Die Beseitigung der falschen Auffassung von ‚Wort‘ und ‚Bedeutung‘ ist tatsächlich nötig, um die Bahn für eine Untersuchung der sprachlichen Inhalte freizumachen. Damit sind ganz von selbst Ausstrahlungen auf alle Gebiete der Sprachwissenschaft und noch weit darüber hinaus verbunden.“ (Ebd., S. 183)

An den 1927 formulierten Positionen zur Semantik hat Weisgerber dann bis ins hohe Alter ohne Abstriche festgehalten; vgl. Leo Weisgerber: „Bedeutungswandel“. In: Joachim Ritter (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 1, Darmstadt 1971, Sp. 761–762; und Leo Weisgerber: „Bezeichnungswandel“. In: ebd., Sp. 908–909

des wissenschaftlichen Dispositivs,¹³⁰ der Gesamtheit der begrifflichen Zugriffe und ihrer systematischen internen und externen Korrespondenzen (in Texten, Vorträgen, Arbeitskreisen, Institutsgemeinschaften usw.). Der Schulbegründer verkörpert und ‚belebt‘ dieses Dispositiv, indem er am kontinuierlichen Auf- und Ausbau der Methodenlehre wirkt und in Lehre und Forschung fortgesetzt Zustimmung einholt.¹³¹

Von Leo Weisgerber muß so etwas wie Faszination ausgegangen sein, er muß eine nicht unbedingt übliche Überzeugungskraft ausgestrahlt haben.¹³² Ohne sich der Gefahr auszusetzen, in mythisierende lebensgeschichtliche Spekulationen zu verfallen, scheint dennoch die Verschränkung von Leben und Werk außergewöhnlich ausgeprägt gewesen zu sein. Hans Schwarz würdigte „ein von asketischer Leidenschaft geistigen Schaffens durchdrungenes Leben, dessen unverlierbarem Eintrag für Sprachwissenschaft und

¹³⁰ Der Begriff entstammt der machttheoretischen Genealogie Michel Foucaults (vgl. *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt/Main 1971). Er soll hier keineswegs überstrapaziert, noch in Foucaults eigener vernunftkritischer, transzendental-historischer Dramatisierung beglaubigt werden. Er bezeichnet an dieser Stelle nicht einen alle Humanwissenschaften immer schon bestimmenden Willen, sich zur Diskurs- und Machtformation zu verhärten, sondern fungiert als Statthalter für ein komplexes, nur durch intensive wissenssoziologische Nachforschungen, die Interviews mit Zeitzeugen und Weggefährten einschließen würden, relativ exakt nachzeichenbares Verhältnis von theoretischen Texten, zeitlich und institutionell bedingten Realisationsstrategien ihrer Gehalte und der öffentlichen Bekräftigung der Rolle, die sich der Wissenschaftler als öffentlich orientierter zuschreibt.

¹³¹ Hinweise auf Weisgerbers Einfluß sind in der Literatur in der Regel recht pauschal gehalten. Daß Weisgerber über Macht verfügte, dürfte kaum zu bestreiten sein. Wie sich diese Stellung in Personalfragen ausdrücken konnte, verdeutlicht an einem Beispiel Gerd Simon („Vorwort“. In: *Sprachwissenschaft und politisches Engagement*, a. a. O., S. 7 f.): „Sie [die Gesellschaft für deutsche Sprache; J. R.] machte in letzter Zeit in spektakulärer Weise wieder von sich reden, als es um die Entlassung des verantwortlichen Redakteurs eines ihrer Zeitungsorgane, Siegfried Jäger, ging, der es nicht nur verstanden hatte, ebendieses Organ – die *Muttersprache* – aus ihrer wissenschaftlichen Mittelmäßigkeit, um nicht zu sagen ‚Hinterwelt‘, heraus an die vorderste Linie der Fachzeitschriften zu führen, sondern es auch noch gewagt hatte, einen Beitrag abzdrukken, in dem der Titel der Zeitschrift als nicht mehr zeitgemäß hingestellt wurde. Auch bei diesem Vorgang spielte Weisgerber, der als wissenschaftlicher Berater im Kuratorium der GdS eine herausragende Funktion inne hat, eine zentrale Rolle.“ Weisgerber selbst machte nur einige distanzierte Andeutungen zu diesem Vorgang; vgl. Leo Weisgerber: „Hat das Wort ‚Muttersprache‘ ausgedient?“ In: *Muttersprache*, 1970, 80. Jg., S. 164

Zu den wissenschaftspolitischen Funktionen, die Weisgerber übernahm, wäre an dieser Stelle zu ergänzen, daß er „seit 1933 dem Gesamtvorstand des Sprachvereins angehört hatte“ (Török, a. a. O., S. 249). Nach 1945 sei, so Török, Weisgerbers Einfluß auch dahingehend dokumentierbar: „Die Gesellschaft für deutsche Sprache offenbart sich [...] als Hüter und Wahrer der Gedanken Weisgerbers, sie wird Sprachrohr einer harmonisierenden *Muttersprachen-Ideologie*, wird zur Agentin des Wortens der Welt.“ (Ebd., S. 262)

¹³² Konrad Reppen (Rede. In: *In memoriam Leo Weisgerber. Reden gehalten am 15. Januar 1986 bei der Akademischen Gedenkfeier der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*. Bonn 1986, S. 9) attestierte Weisgerber, er habe „mit einer Fülle von Werken [...] Jahrzehnte hindurch außergewöhnlich anregend und vorbildhaft das Fach in Deutschland und in Teilen des Auslandes maßgebend beeinflusst. Er gehörte zu denen, die etwas auszusagen hatten, auf die man hörte und an denen man sich orientierte.“ Reppen beteuerte, Weisgerber habe „überzeugen, nicht herrschen“ wollen.

Knobloch („Weisgerber zum 85.“, a. a. O., S. 383) berichtete von „begeisterte[n] Weggefährten“. Andernorts verlautbarte er: „Seine Neubegründung der Sprachwissenschaft hat ihm zahlreiche Schüler zugeführt, deren verpflichtende Aufgabe es ist und bleibt, eigenständig jene Richtung weiterzuentwickeln, die der Bonner Meister [...] ihnen gewiesen hat.“ („Leo Weisgerber zum Gedenken“. In: *Der Sprachdienst*, 1985, Heft 9/10, S. 148) Und Hans Eggers („Nachdenkliches über Aktiv und Passiv“. In: *Muttersprache*, 1979, 89. Jg., S. 47) verneigte sich im Namen der Schüler: „[...] wir wollen auf jenen Pfaden des Nachdenkens wandeln, die Weisgerber uns gewiesen hat.“

Philosophie epochale Bedeutung zukommt“.¹³³ „Leben und Werk sind aufs engste miteinander verknüpft“, bekräftigt Bernhard Weisgerber.¹³⁴ Seinen Niederschlag fand Weisgerbers Leben in einem Werk, dem, entgegen dem ursprünglichen Impuls des Bruchs mit der in den zwanziger Jahren herrschenden Lehre,¹³⁵ der Drang zur Folgerichtigkeit, zur schrittweisen, irritationsfreien Vervollständigung und nicht zuletzt zur Selbsttraditionalisierung innewohnte. Noch 1973, in *Zweimal Sprache*, wollte Weisgerber der dazumal beherrschend gewordenen transformationsgrammatischen Strömung „die *innere Folgerichtigkeit* eines umfassenden Sprachbildes entgegenstellen“¹³⁶, und nichts weniger meinte und meint die Rede von der Schulbildung: Schulbildung bedarf der Beständigkeit, die sich in hinreichend redundanten und hinreichend zeitangepaßten Versionen des einmal formulierten Sprachverständnisses und Bildungsauftrags ausdrückt.¹³⁷

Brinkmann skizzierte das sukzessive an Umfang und Nachdrücklichkeit gewinnende Werk wie folgt: Weisgerbers „große Konzeption von der umfassenden Wirkung der Sprache“, die Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre im wesentlichen ausgebildet vorlag, habe zwanzig Jahre später durch „sein systematisches Hauptwerk“, die Tetralogie *Von den Kräften der deutschen Sprache*¹³⁸, ihre endgültige Gestalt gefunden. Auf dieser Grundlage – den systematisierten Überlegungen, daß die Menschheit sich in muttersprachliche Gemeinschaften

¹³³ Hans Schwarz: „Leo Weisgerber 85 Jahre“. In: *Wirkendes Wort*, 1984, Heft 2, S. 77. Man fühlt sich fast an eine Charakteristik erinnert, die Theodor W. Adorno von Hegel gab: „Wie die bloße empirische Person dessen, der denkt, hinter der Gewalt und Objektivität des Gedankens, den er denkt, zurückbleibt, wann immer der Gedanke einer ist, so ist der Anspruch der Wahrheit eines Gedankens nicht dessen abbildliche Angemessenheit an den Denkenden, nicht die armselige Wiederholung dessen, was er ohnehin ist. Sondern solcher Anspruch bewährt sich an dem, was über die Befangenheit im bloßen Dasein hinausgeht, und worin der einzelne Mensch, damit es endlich gelinge, sich seiner selbst entäußert. Von dieser Entäußerung zeugt Hegels leidvolle Gebärde, das zerdachte Antlitz dessen, der sich buchstäblich zu grauer Asche verbrennt.“ („Drei Studien zu Hegel“. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. 5, Frankfurt/Main 1970, S. 293)

¹³⁴ Bernhard Weisgerber: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 12

¹³⁵ „Die junge Generation der zwanziger Jahre wollte eben weg vom Positivismus der Älteren“, formuliert es Konrad Reppen bündig (a. a. O., S. 8). Daß die Junggrammatiker einst selbst mit dem Impetus des Bruchs und des großen Neuanfangs, ja „mit rabiater Resolutheit“ aufgetreten waren, unterstreicht Rudolf Ruzicka (*Historie und Historizität der Junggrammatiker*. Berlin 1977, S. 4); ebd., S. 17 f., im übrigen auch die m. E. sachgemäße Zurückweisung des einseitigen Standardurteils über den reinen Physikalismus der Junggrammatik.

¹³⁶ Leo Weisgerber: *Zweimal Sprache. Deutsche Linguistik 1973 – Energetische Sprachwissenschaft*. Düsseldorf 1973, S. 12; ebd., S. 154 ff., bezeichnenderweise auch noch einmal eine Rekapitulation der Debatte über den Bedeutungsbegriff aus den zwanziger Jahren.

¹³⁷ Gerd Simon („Deutscher Strukturalismus 1933–1945“, <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/zwirner1-3.pdf>, S. 1) hebt – in einem Vergleich mit Eberhard Zwirner – an Weisgerber „breite Allgemeinbildung, das riesige, die Fächergrenzen weit übersteigende, zentral philosophisch-psychologische Interessenspektrum, die Praxisorientiertheit selbst des theoretischsten Erkenntnisstrebens, das Bedürfnis nach einer Zusammenschau, das Bemühen um unangreifbare Aussagen“ hervor und schränkt zugleich ein: „Er strebte [...] nach äußerer Macht oder nach einer Ebene, von der aus er die Kritik möglicher Konkurrenten mit Tricks und Können unter dem Mantel des Respekts gefangenzuhalten vermochte.“ (Ebd.)

¹³⁸ Leo Weisgerber: *Von den Kräften der deutschen Sprache*, 4 Bde.: *Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins*. Düsseldorf 1949; *Vom Weltbild der deutschen Sprache*. Düsseldorf 1950; *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur*. Düsseldorf 1950; *Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache*. Düsseldorf 1950

teile und der einzelne, „ohne daß er dabei eine Freiheit der Wahl hat“, sich in die jeweilige Sprachgemeinschaft eingliedert¹³⁹ – wandte sich Weisgerber sprachrechtlichen und sprachgeschichtlichen Fragen zu. Beide Vorhaben basierten auf der Auffassung, daß es ein „Daseinsrecht“ jeder (Erst-)Sprache gebe, das sich aus der geschichtlichen Tiefendimension der Muttersprache (und der sie tragenden Sprachgemeinschaft, des „Volkes“) herleite. So habe Weisgerber im vierten Band der Tetralogie durch die Darstellung, „wie die ‚Deutschen‘ durch ihre Sprache zu sich selbst kommen“, den Schlußstein zur ganzheitlichen Sprachtheorie gesetzt – um anschließend den zweiten Band Anfang der sechziger Jahre nochmals zu überarbeiten, in zwei Halbbände zu teilen und angesichts des sich anbahnenden Paradigmenwechsels in der Sprachwissenschaft die *Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik*¹⁴⁰ neu zu konturieren.¹⁴¹ Die Revisionen führten zu einer griffigen Typologie, die die inhaltbezogene (gestalt- und inhaltbezogene) von der energetischen (leistungs- und wirkungsbezogenen) Sprachbetrachtung trennte.¹⁴² Weisgerber verteidigte die energetische „Sehweise“ zumal gegenüber der Transformationsgrammatik und wich keiner Auseinandersetzung aus. „Auf vielen Feldern hat Weisgerber entschieden eingegriffen“, faßte Brinkmanns Retrospektive zusammen. „Es ist bedauerlich, daß bei der Diskussion um Themen, die Weisgerber (um der Sache willen, wie etwa bei der Rechtschreibreform) wichtig waren¹⁴³, unnötig heftige Auseinandersetzungen entstanden sind, die den Blick für die Sache

¹³⁹ Das zweiteilige Konzept der Gliederung ist schon in *Muttersprache und Geistesbildung* ausformuliert: einerseits der äußeren Gliederung als Separation der Sprachgemeinschaften, andererseits der inneren Gliederung als Integration des einzelnen in die Sprachgemeinschaft. Johann Knobloch nannte im übrigen *Muttersprache und Geistesbildung* zu Recht „den Grundstein für den geschlossenen Bau einer ganzheitlichen Sprachbetrachtung“ („Widmung und Einführung“. In: *Rhenania Germano-Celtica*, a. a. O., S. 6).

¹⁴⁰ 3., Neubearb. Aufl. Düsseldorf 1962; und *Die sprachliche Gestaltung der Welt*. 3., Neubearb. Aufl. Düsseldorf 1962

¹⁴¹ Bd. 3 und 4 bleiben unverändert. Vgl. Weisgerbers („Fünf Jahrzehnte Sprachforschung“, a. a. O., S. 18 f.; Herv. J. R.) eigene Äußerungen über „den fruchtbarsten Abschnitt meiner Tätigkeit“ von 1950 bis 1962: „Die Zeit der von Humboldt geahnten energetischen Sprachbetrachtung schien gekommen. Gestützt auf die allgemeine philosophische Aufwertung der Sprache [...], angeregt durch einen sehr lebhaften Meinungsaustausch in Fachkreisen und Öffentlichkeit wurde vor allem die Voraussetzung für jegliche Weiterarbeit herausgearbeitet, der Prozess der sprachlichen Gestaltung der Welt durch jede Sprachgemeinschaft in ihrer Muttersprache. Meinung und Gegenmeinung, zu erwartende Missverständnisse und unerwartete Bestärkung, vor allem aber die offenkundige Bestätigung von der Sache selbst her lassen mich in diesem Ansatz, ‚die sprachliche Gestaltung der Welt aufzudecken‘ (1950 – 1954 – 1962), den Höhepunkt möglicher sprachwissenschaftlicher Arbeit sehen; der Gedanke der ‚muttersprachlichen Zu- und Ausgriffe‘ kann nicht mehr eliminiert werden.“

¹⁴² Leo Weisgerber: *Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen*. Düsseldorf 1963. Zur vierstufigen Gliederung vgl. auch Knobloch: „Weisgerber zum Gedenken“, a. a. O., S. 148. Knobloch sieht das „Heimatrecht“ auf (Mutter-)Sprache implizit schon auf der zweiten, der inhaltbezogenen Stufe ausgesprochen, und zwar in einer vieldeutigen psychogeographischen Analogie: „Sprache ist Inhalt. Ein Sprachvolk schuf sich in seiner Muttersprache seine sprachliche Weltansicht, eine sprachliche Heimat, die den einzelnen formt, so wie auch seine Landschaft an der Ausprägung seiner Persönlichkeit teilhat.“

¹⁴³ Johann Knobloch (a. a. O., S. 7) stilisierte Weisgerber in diesem Zusammenhang zu einer Art Befreier, dessen „mutige[] Schriften [...] in Sachen der deutschen Rechtschreibung gegen die Versklavung durch ein undurchdringliches Regelsystem gerichtet“ gewesen seien.

Weisgerbers Beschäftigung mit Fragen der orthographischen Norm setzte in den fünfziger Jahren ein, und in einem Diskussionsbeitrag verwies er 1960 auf den wegweisenden Aufsatz von G. Winter im ersten

Nachkriegsheft der Zeitschrift *Muttersprache*, „Die Änderung der deutschen Rechtschreibung“ (1949, 59. Jg.). (Vgl. „Rechtschreibreform. Ein Briefwechsel“ [zwischen Bernt von Heiseler und Leo Weisgerber]. In: *Muttersprache*, 1960, 70. Jg., S. 133)

Ebd. unterstreicht Weisgerber, daß die Orthographiedebatte, angestoßen und vertieft durch die Gesellschaft für deutsche Sprache und die Arbeitsgemeinschaft für Sprachpflege, der dazumal durch eigenorthographische Initiativen in Österreich aufgekommenen „Gefahr von Teilaktionen“, d. h. der Zersplitterung der „ganzen deutschen Sprachgemeinschaft“ (ebd.) entgegenwirkte. Seine eigene Rolle als Mitarbeiter im Arbeitskreis für Rechtschreibregelung (s. o.) sieht er bekräftigt durch „die laute Warnung nicht zuletzt der Vertriebenenverbände, daß auch in Schriftfragen nichts geschehen dürfe, was die Gefahren der deutschen Spaltung vergrößern könnte“, und diese Warnung „trifft sich völlig mit der Grundthese der ‚Stuttgarter‘ und erst recht der ‚Wiesbadener‘ Empfehlungen“ (ebd.).

Vor einem solchen sprachpolitisch-nationalpolitischen Hintergrund antwortet Weisgerber Heiseler Interventionen. Heiseler, der als „Volksbürger“ auftritt, der sich „die sehr gefährdete Lage unseres Volkes in seiner politischen, kulturellen und sprachlichen Existenz in dem heutigen Weltaugenblick“ (ebd., S. 130) vor Augen führe, warnt zwar nicht vor der Einführung der Kleinschreibung, aber vor der von Weisgerber selbst angeregten Aufhebung der Doppelkennzeichnungen von Vokallängen und -kürzen. „Das ist der Augenblick nicht, wo man an die Schriftgestalt der Sprache rühren dürfte. Denn das Überlieferte – wiewohl nur ‚Äußerlichkeit‘ – wirkt sich in solcher Lage aus als Schutz für das innere Leben und den Zusammenhang der Sprache“ (ebd., S. 132).

Wo die Redaktion der *Muttersprache* „Fronten“ und „Fehden“ ausgemacht hatte (vgl. ebd., S. 129; Vorbem.), steht Weisgerber im „Kampf der bewahrenden und der ins Neue strebenden Kräfte“ (ebd., S. 130) nicht zurück. Nicht nur, daß er, wie gesehen, Fragen der Sprachpflege, der Normierung und der bestehenden Sprachnorm als politische Fragen nach dem – sprachlich verbürgten und künftig zu sichernden – ‚Volks‘ zusammenhalt behandelt, darüber hinaus mahnt er an, „Schriftfragen [...] immer zu beziehen auf die Sprache und zu entscheiden von den Notwendigkeiten der Sprache aus.“ (Ebd., S. 133) Das meint nicht weniger, als schriftsprachliche Regelungsprobleme unter der Obhut *eines* genuin sprachphilosophischen, also die konkreten Sprachwirklichkeiten transzendierenden Paradigmas zu formulieren und zu lösen: „Wenn wir uns darüber einigen können, daß wir das, was in der Schrift nötig und möglich ist, beurteilen von dem aus, was für die Sprache dringlich und förderlich ist, dann müßten sich die Auseinandersetzungen über Rechtschreibreformen in eine Höhenlage bringen lassen, die den beschämenden Ton der Herabsetzung des Gegners (zumeist des Reformfreundes) übergehen läßt in ein gemeinsames Suchen nach dem Richtigen.“ (Ebd., S. 134)

Hier geht es also um die Geschicke der (deutschen) Sprache, hier sind keine Parteien mehr gefragt: So liest sich ein verklausuliertes sprachpolitisches Ansinnen, das die (geschichtlich weit zurückgreifende) Entfremdung zwischen Laut und Buchstabe, zwischen (Volks-)Geist und Schrift, „zwischen Lautung und Schreibung“ – und d. h.: die „Versteinerung“ der muttersprachlichen Kräfte im orthographischen Korpus – zum Anlaß nimmt, die widerstreitenden Positionen unterm Banner der sprachgemeinschaftlichen Einheit zur Raison zu rufen.

Daß diese höhere Raison ihren Kulminationspunkt in einer grundsätzlichen Kritik der (Buchstaben-)Schriftlichkeit findet, ist von erheblichem Belang. Weisgerbers Eintreten für eine lautsprachliche Lösung oder zumindest eine lautsprachlich akzentuierte Reform verdeckt einerseits die Herkunft der Einzel-/Muttersprachen aus der Entwicklung von Schriftsprachen, andererseits verschiebt er damit das Theorem des sprachlich-sozialen Objektivgebildes hinter die Kulisse der Reformdebatte.

Denn Weisgerber setzt sich als Reformdidaktiker in Szene, der den Sprachunterricht von „ungeheueren Anstrengung[en]“ (ebd., S. 135) zu befreien und den „Raum der Sprache selbst“ (ebd.) wieder zu entlasten gedenkt vom „äußere[n] Gewicht“ der schriftsprachlichen Regelungen – und zwar mit folgender Argumentation, in der der Gestus der Entfremdungskritik auf jenen der sprachphilosophischen Wesensschau aufsattelt: „Die Schrift tritt allzuleicht in den Vordergrund, weil sie das sinnlich Greifbarste, das am stärksten Geregelte, das am mühsamsten Erlernte, das am leichtesten Beobachtbare im Bereich der Sprache ist.“ Auf der phänomenologischen Ebene sei der Domäne der Schrift also anzulasten: Sie ist ein Handgreifliches, Begreifliches, Zuhandenes, Zugängliches (und nicht zu Schauendes, zu Entbergendes); sie ist ein Gefertigtes (nicht Gewachsenes); sie *kommt erst* in den Sprachbesitz (und *ist nicht* organischer Teil des Sprachbesitzes); sie ist etwas Tatsächliches, faktisch zu Registrierendes (und nicht geistig/sprachphilosophisch zu Erschließendes). Aus dieser Diagnose, Schrift sei Akzidens (und nicht Substanz), folgert, begleitet von organologischen Metaphern: „Das alles sichert ihr [der Schrift; J. R.] im Urteil derer, die mit ihr umgehen, ein Übergewicht, das ein Musterbeispiel für die Macht der ‚objektivierten Gebilde‘ im Gemeinschaftsleben ist. Diese Macht muß um der Sprache willen so weit gelockert und gebändigt werden, daß sie nicht die Verfügungsgewalt ihrer Schöpfer überwuchert. Einer der tiefsten Beweggründe der Rechtschreibkämpfe ist der Anspruch des Menschen auf Freiheit auch seinen eigenen Schöpfungen gegenüber.“ (Ebd., S. 134) Deshalb sei „eine möglichst organische Weiterentwicklung mit einer möglichst starken Entlastung“ zu fordern (vgl. ebd., S. 135).

verstellt haben.“¹⁴⁴ Weisgerbers Lebenswerk fand also, Brinkmann zufolge, in der Sprachpolitik und in der Sprachwissenschaftspolitik zwei seiner belangvollsten Zielpunkte.

1984 hat Helmut Gipper den Konnex Leben–Werk ausführlich beleuchtet.¹⁴⁵ Auch er deutete Weisgerbers intensive wissenschaftsinstitutionelle Tätigkeit an. „Zu verdanken“ sei es Weisgerber, „daß die Angewandte Sprachwissenschaft am Sprachwissenschaftlichen Institut der Universität Bonn eine Heimstatt in Gestalt einer besonderen Abteilung fand.“¹⁴⁶ Die Sicherung des akademischen Feldes ergänzten vielfältige monetäre und publizistische Maßnahmen. Weisgerber war Mitbegründer und/oder kontinuierlicher Mitarbeiter von Fachzeitschriften wie *Wörter und Sachen*, *Wirkendes Wort*, *Sprachforum* und *Lexis*, die auf weiten Strecken die Verbreitung der Lehre garantierten. Zugrunde lag sämtlichen Aktivitäten ein festes „Programm“: „Die Angewandte Sprachwissenschaft sollte für alle Sprachfragen, die im öffentlichen Leben ständig auftreten, sei es in der Politik, in der Wirtschaft und Werbung, sei es in den Einzelwissenschaften und Schulen, ihre beratende Hilfe anbieten.“¹⁴⁷

Es ist eine erstaunliche Volte, daß Weisgerber als ein identitätspolitische didaktische Konzepte maßgeblich mitbestimmender Theoretiker sein Programm im bildungspolitischen Kontext der (späteren) Reform(sprach-)didaktik verankern kann. (Vgl. in diesem Zusammenhang auch die zitierten kritischen Stimmen zur jüngsten Rechtschreibreform in Abschnitt I.) Auf der Seite der erkenntnistheoretischen Reformulierung des Sprachthemas wird Weisgerber die Wiedergewinnung der geistigen Dimension der Sprache zu begründen versuchen. (Vgl. Abschnitt II. 2. 3.) Auf der Seite der orthographischen Revision verfolgt er die eingeschlagene Richtung einer radikalen Kritik der Schriftlichkeit weiter. 1961 merkt Weisgerber in seiner Dankesrede anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises an, „daß der Buchstabe in einem recht umstrittenen Rufe erscheint. Man könnte Seiten füllen mit Zitaten, die dem Buchstaben wenig geneigt sind.“ (Leo Weisgerber: *Der Buchstabe und der Geist. Rede anlässlich der feierlichen Überreichung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim durch den Herrn Oberbürgermeister am 5. März 1961*. Mannheim 1961, S. 9) So etwa mit dem Satz: „„Durch den Buchstaben zum Geist‘ möchte ich mir [...] zum Motto wählen.“ (Weisgerber 1927, S. 161)

Zu Weisgerbers wiederkehrenden Einlassungen zu Fragen der Rechtschreibreform vgl. im näheren: „Schriftfragen – ganzheitlich gesehen“. In: *Muttersprache*, 1952, 62. Jg., S. 186–190; *Die Grenzen der Schrift. Der Kern der Rechtschreibreform*. Köln/Opladen 1955; „Die Aussichten einer Rechtschreibreform“. In: *Sprachforum*, 1956/57, 2. Jg., S. 286–294; „Herr oder Höriger der Schrift? Das Vorspiel zur Rechtschreibreform“. In: *Wirkendes Wort. Sammelband I: Sprachwissenschaft*. Düsseldorf 1962, S. 68–77; „Der Rechtschreibkreisel dreht sich weiter“. In: *Wirkendes Wort*, 1974, Heft 1, S. 20–21; „Rechtschreibreform. Bedingungen, Umfang und Zeitpunkt“. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik*, 1974, 6, S. 43–60; „Aufschub auf Sankt-Nimmerleins-Tag. Zum Stand der Rechtschreibreform“. In: *Der Sprachdienst*, 1980, Heft 1, S. 1–4

¹⁴⁴ Alle Zitate in diesem Absatz: Brinkmann, a. a. O., S. 334 f.

¹⁴⁵ Helmut Gipper: „Leben und Werk Johann Leo Weisgerbers“. In: Helmut Gipper (Hg.): *Schriftenverzeichnis Leo Weisgerber, zusammengestellt von Klaus D. Dutz. Leo Weisgerber zum 85. Geburtstag*. Münster 1984, S. 11–32

¹⁴⁶ Ebd., S. 21

¹⁴⁷ Ebd. Vgl. die Programmschrift zu einer „noch aufzubauenden“, „zukunftsgerichteten Sprachwissenschaft“ und zu den „Bonner Bestrebungen“ am Sprachwissenschaftlichen Seminar: Günther Kandler: „Angewandte Sprachwissenschaft. Name und Wesen eines kommenden Wissenschaftszweiges“. In: *Wirkendes Wort*, 1952/53, Heft 5. Die Angewandte Sprachwissenschaft, so Kandler, „fehlte bisher im doch so weit verzweigten Bau unserer wissenschaftlichen Organisation, ja selbst als Gedanke im Gemeinbewußtsein der geistigen Welt.“ (Ebd., S. 257) Es müsse „einen Ort in der Wissenschaft geben, wo die vielfältigen Sprachnöte der Praxis zusammenlaufen und aus umfassender Kenntnis der sprachlichen Phänomene [...] in stetiger, geschlossener Weise ihre sachgemäße Beachtung finden.“ (Ebd., S. 258) Auch deshalb sei das „Gesamtgebiet der Pädagogik“ (ebd.) einzubegreifen und „die unmittelbare Zusammenarbeit mit der örtlichen Schulpraxis [auch schon] in Gang gesetzt“ (ebd., Anm. 8). Des weiteren „sollen neben Forschung und Unterricht auch die Beziehungen nach außen

Die Bescheidenheit, Weisgerber und sein Kreis hätten lediglich Hilfe angeboten, ist allerdings nicht recht angebracht.

Wird heute, unter veränderten Umständen einer unübersichtlicher gewordenen, in zahllose Segmente zersplitterten Kulturöffentlichkeit, über die „Öffentlichkeitswirkung von Sprachwissenschaft“ nachgedacht, führt man ins Feld, „daß Sprachwissenschaft insbesondere dann starke öffentliche Beachtung findet, wenn sie sich heterogenen gesellschaftlichen Perspektiven öffnet und keinen L’art-pour-l’art-Purismus wissenschaftlicher Komplexität pflegt. Besser eine Hypothese, die zwar nicht bis ins letzte abgesichert ist, aber breit beachtet und diskutiert wird, als eine, die über jeden Zweifel erhaben, aber umständlich formuliert ist und nicht wahrgenommen wird.“¹⁴⁸

Selbst wenn Gipper konzidiert, Weisgerbers (zweites) Zentralwerk *Von den Kräften der deutschen Sprache*, mit dem er einen „Meilenstein in der neueren sprachwissenschaftlichen Literatur“ gesetzt habe, könne heute durch seine Terminologie „als zu metaphorisch und gefühlsträchtig empfunden werden“¹⁴⁹, so war Weisgerber sicher ein großer, wenngleich bescheiden auftretender „Kommunikator“¹⁵⁰, der in eigener Sache – seiner selbst sicher, auf der Grundlage einer mit hochgradig metaphorischer Terminologie arbeitenden, als vollends gesichert betrachteten Theorie – *durch* seine Thesen *für* seine Thesen kommunizierte und eine beträchtliche öffentliche Wirkung erzielte; und zwar weil ein Werk, das, beginnend mit *Muttersprache und Geistesbildung* und unermüdlich leidenschaftlich dem – so Weisgerber – „unerschöpfliche[n] Thema *Muttersprache*“¹⁵¹ verpflichtet, selbst proklamiert, „reich an neuen Einsichten, an theoretischen, methodischen und pädagogischen Gesichtspunkten“¹⁵² zu sein, nur unter den Prämissen, das Neue a) plastisch, bildhaft darzulegen, b) als systematischen, auf Zugänglichkeit angelegten Zusammenhang vorzulegen und c) als eingreifendes, einwirkendes Programm vorzustellen, seine öffentliche Aufmerksamkeit anzustoßen vermag. Denn „neue wissenschaftliche

– zu allen Stellen der Wissenschaft und des Lebens – unter den Gesichtspunkten praktischer Sprachaufgaben ihre Pflegestätte finden“ (ebd., S. 259).

Unschwer ist an solchen hochgestimmten Äußerungen der Umriß des Weisgerberschen Unterfangens zu erkennen. Und so heißt es auch: „Einen Grundstock zur Erfüllung unseres neuen Faches bieten die Schriften Leo Weisgerbers, vor allem über den Zusammenhang von Sprache und Kultur [...]. Es ist bei einem der bedeutendsten Vertreter einer Sprachbetrachtung, die nicht nur nach der Herkunft, sondern vor allem auch nach der Leistung des Sprachschatzes fragt, natürlich kein Zufall, wenn sich der Weg zur angewandten Sprachwissenschaft, die er tatsächlich, wenn auch nicht gerade unter diesem Namen, seit Jahrzehnten zu fördern bemüht ist, wie von selbst ergibt und wir hier die bedeutendste systematische Hilfe finden.“ (Ebd., S. 265)

¹⁴⁸ Florian Langenscheidt: „Was erwarten die Verlage?“ In: Gerhard Stickel (Hg.): *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Institut für deutsche Sprache Jahrbuch 1998*. Berlin/New York 1999, S. 85

¹⁴⁹ Gipper: „Leben und Werk“, a. a. O., S. 18

¹⁵⁰ Langenscheidt, a. a. O., S. 85

¹⁵¹ Leo Weisgerber: „Vom Sinn des Unterrichts in fremden Sprachen“. In: Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 280

¹⁵² Gipper: „Leben und Werk“, a. a. O., S. 18

Richtungen“, so Gipper, „sind immer reich an metaphorischen Ausdrücken, weil das Neuland am besten auf solchem Wege zu erschließen ist.“¹⁵³

Weisgerber erschloß das Neuland durch seine erste große veröffentlichte Schrift, *Muttersprache und Geistesbildung*. Hennig Brinkmann versteht sie zu Recht als „Konzeption der Sprache [...], die er [Weisgerber; J. R.] dann in unermüdlicher, beharrlicher, konsequenter und doch beweglicher Weiterarbeit nur noch nach allen Seiten ausbauen brauchte“.¹⁵⁴ Hubert Ivo hat angeregt, *Muttersprache und Geistesbildung* und das sich daraus organisch entfaltende Werk – den Werkorganismus, ließe sich sagen – unter dem Gesichtspunkt des „Paradigmawechsels“ zu lesen; so kommt nicht nur jenem Text, sondern dem gesamten

¹⁵³ Ebd. Der Kern des Neuen erschließt sich in Weisgerbers metaphorisch-synonymer Rede, Sprache sei ein „System“ bzw. ein „Organismus“. Synonymität verstärkt die metaphorische Wirkung eines Terminus, weil sie den neuen Begriffen einen semantisch-kontextuellen Halt verleiht, der Nachdrücklichkeit durch die Erweiterung des Bedeutungsumfangs eines Begriffes erzeugt.

Kucharczik (a. a. O., S. 70 f.) ist im Hinblick auf die Konstitution der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert der Frage nachgegangen, „warum gerade Metaphern für die Neueinführung einer wissenschaftlichen Terminologie als besonders prädestiniert erschienen.“ Dabei betont sie zu Recht, daß Metaphern als Reduktionen oder Ellipsen zu verstehen sind, mit deren Hilfe „neu zu bezeichnende, bis dato unbekannt Gegenstände“ ausgezeichnet werden. Der Gestus der Entbergung/Entdeckung bedarf solcher „absolutgesetzte[r] Vergleiche[]“ (ebd., S. 70) wie „Sprache ist ein Organismus“, um wissenschaftliche Kommunikation sozusagen ad hoc herzustellen, mithin „Verständigung dort [zu] suggerieren, wo die Analyse noch gar nicht geleistet ist“ (ebd., S. 73).

Die durch die – oft in ein Oppositionsverhältnis gesetzte – Zentralmetapher („Sprache ist ein Organismus“, „Sprache ist ein System“ – „Sprache ist kein Mittel der Verständigung“, „Sprache ist keine Ansammlung äußerlicher Laute“) illuminierte Neuerung muß aber zugleich – als plausible, ‚dichte‘ Gegenstandserschließung – gegenüber konkurrierenden Metaphern ihre Undurchlässigkeit behaupten: „Indem man sich auf die Metapher beruft, ruft man die gemeinsame Gewißheit auf, die dann als eine Art Mauer gegen die Infragestellungen dient, die von der Sache her ausgehen.“ (Ebd., S. 76)

Die gruppenbildende, nach außen gerichtete Kraft der sprachwissenschaftlichen Metapher ist unübersehbar. Daneben organisiert sie aber auch die theoretischen Binnenverhältnisse neu – als (unvermeidlich) metaphorische Wissenschaftskonzeption. Die Kriterien der Totalität und der Kohärenz müssen allerdings kurzuschließen sein mit einer auf denselben Bildebenen operierenden Vorstellung davon, wie sich die außerwissenschaftlichen, die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse organisieren. Was Kucharczik pauschal zur Organismusmetapher im 19. Jahrhundert anmerkt, erhellt durchaus die Begründungs- und Wirkungsstruktur des Weisgerberschen Werkes (auch wenn zur Organismusmetapher die weit bedeutenderen Metaphern *Geist*, *Geistesleben*, *Gemeinschaft*, *Weltbild* hinzutreten [vgl. die späteren Ausführungen in Abschnitt II. 2. 2.]): „So gründet sich die Organismusmetapher u. a. auf ein ontologisches Modell, das *alles*, und damit ist gemeint, alle individuellen, sozialen, politischen, philosophischen und sprachlichen Prozesse und Phänomene als ‚organisch‘ auffaßt, und zwar [...] sowohl in allen Einzelteilen als auch in der Summe dieser Einzelteile. Demnach sind metaphorische Begriffe nie arbiträr und damit beliebig austauschbar oder in Rand- und Teilbereichen ersetzbar, sondern gerade weil sie Teil eines philosophischen Lebensmodells sind, gehört ihre Nicht-Ersetzbarkeit im Rahmen dieses Modells zu ihren konstitutiven Grundeigenschaften.“ (Ebd., S. 77)

¹⁵⁴ Hennig Brinkmann: „Leo Weisgerber zum 60. Geburtstag“. In: *Wirkendes Wort*, 1959, Heft 2, S. 126. Brinkmann gibt aber irrtümlich *Muttersprache und Geistesbildung* als Druckfassung der Habilitationsschrift aus, gleichfalls Knobloch („Weisgerber zum Gedenken“, a. a. O., S. 148). Eggers (a. a. O., S. 47) berichtet vom „erhebliche[n] Aufsehen“, das *Muttersprache und Geistesbildung* verursacht habe, „und wir erkannten, daß unseren damals noch ausschließlich historisch ausgerichteten Sprachstudien durch Weisgerbers Werk eine überzeugende neue Betrachtungsweise an die Seite gestellt wurde.“ Knobloch hinwieder („Geburtstagsgruß“, a. a. O., S. 1) erinnert an eine Stimme aus der Zeitschrift *Muttersprache*: „Es ist möglich, daß dieses Buch von tief einschneidender Bedeutung für die Sprachwissenschaft wird.“ Während indes Knobloch den späteren Siegeszug des Strukturalismus „mit dem teuren Preis eines Verzichts auf Wirklichkeit und Lebenswahrheit“ beklagt und Saussure rückwirkend wieder für Weisgerber veranschlagt, zieht Eggers ein höher gestimmtes Fazit: „Im Rückblick auf fünf Jahrzehnte eines konsequent verfolgten Forschungsweges darf der Jubilar sich heute sagen, daß seine Hoffnungen – nicht zuletzt durch sein eigenes Wirken – sich erfüllt haben.“ (a. a. O.)

Œuvre der ihm eingeschriebene und durch es artikulierte und kommunizierte Anspruch auf (in die Zeit verlängerte) Innovation zu:

„Das Lebenswerk Weisgerbers ist bestimmt von der ganz persönlichen Anstrengung, einen solchen Paradigmawechsel herbeizuführen, das neue Paradigma konzeptionell zu formen, in ihm wissenschaftliche Praxis zu organisieren und ihm eine kommunikative Infrastruktur zu verschaffen. Niemand wird einem Lebenswerk seine Anerkennung versagen, das – alles Thematische, alles Einzelne und vor allem alles Zeitgeschichtliche erst einmal außer acht gelassen – imposant allein schon darum ist, weil es zeigt, wie ein einzelner Mensch die Frage nach der Relevanz sprachwissenschaftlicher Forschung so zu seiner eigenen gemacht hat, daß er ihr, wie wir es vielleicht ausdrücken können, sein Leben gewidmet hat.“¹⁵⁵

Weisgerbers Lebensarbeit, „in die Breite und Tiefe entfaltet“, „mit dem Drang zu immer weiter entwickelter Systematik“¹⁵⁶, versuchte immer aufs neue die „Relevanz“ sprachwissenschaftlicher Reflexion, konkreter Forschung und des Engagements in sprachpolitischen Debatten unter Beweis zu stellen. Beharrlich *lenkte* Weisgerber, im direkten Wortsinn verstanden, den „Blick“ auf „die Bedeutung der Sprache fürs Leben“. Dabei schloß sich der Kreis, bevor er werkgeschichtlich gezogen wurde. Wie sich die Relevanz des Sprachlichen im steten Insistieren darauf reproduziert, daß der Sprache im Gefüge der Kultur die höchste Bedeutung gebührt und die Sprachgemeinschaft jedem einzelnen diese Bedeutung sozusagen vor Augen führt, indem Weisgerber die wirkende Macht des von ihm situierten Gegenstandes zu beweisen versucht, so kehren die methodischen Richtlinien ins Leben zurück, in ein Leben, das sich selbst der Frage nach dem Ersten (der Sprache) unterwarf. Aus der Sprachwissenschaft heraus zu leben – diesen festen Vorsatz hatte Weisgerber selbst bereits 1928, vor dem Hintergrund der fortgesetzten Krisendiagnosen, formuliert: „[...] die Entfremdung zwischen ihr [der Sprachwissenschaft; J. R.] und dem Leben wird bald behoben sein, wenn der Sprachwissenschaftler versucht, aus seiner Wissenschaft zu leben, von seinem Gegenstand aus zur Deutung der Erscheinungen beizutragen, die ihn und die Allgemeinheit bewegen.“¹⁵⁷

¹⁵⁵ Hubert Ivo: „Vorwort“. In: *Engagement und Reflexion*, a. a. O., S. 7

¹⁵⁶ Brinkmann: „Weisgerber zum 60.“, a. a. O., S. 127

¹⁵⁷ Leo Weisgerber: „Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung“. In: Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 137

Lebenskreis und Werkkreis kongruieren: „Ausgangs- und Zielpunkt sprachwissenschaftlicher Arbeit“¹⁵⁸, merkt Ivo an, sei bei Weisgerber und in dessen eigenen Worten die „Besinnung auf das Wesen der Sprache“¹⁵⁹. Diese Besinnung auf das Wesen der Sprache ist eine auf die Grundlagen, Methoden und Ziele der Sprachwissenschaft, also auf die Gegenstandskonstitution, die Gegenstandsbearbeitung und die Operationalisierung der Erkenntnisse der Gegenstandsbearbeitung, die an den Anfang zurückverwiesen resp. mit der (ursprünglichen) unter-stellten Sprachauffassung abgeglichen werden.

Sprachwissenschaftliche Selbstbesinnung kommt einer Selbstermächtigung der Wissenschaft gleich, indem sich die Selbstreflexion auf drei Dimensionen erstreckt: auf den – unter wissenschaftsimmanenten und externen Aspekten – zu wählenden Gegenstandsbereich, „um zu erkennen, an welchen Punkten die Arbeit am nötigsten ist“; auf die Verwertungschancen und Anknüpfungsmöglichkeiten, d. h. die Aufwertungsoptionen im akademischen Milieu (darauf, „wo die Sprachwissenschaft bei der bestehenden geistigen Lage mit den Nachbarwissenschaften zusammenarbeitet“); und auf die Frage, „wie sich in dem Eingreifen in die lebenswichtigen Fragen unseres Zeitalters ihr Sinn erfüllt“¹⁶⁰, also Sprachwissenschaft Bedeutung erlangt dann, wenn sich ihre Erkenntnisse in der gesellschaftlichen Praxis erfüllt sehen.

Weisgerber sieht den „Sinn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache“ darin, daß „die Wissenschaft von der Sprache eingreift in das Ganze menschlicher Geistesarbeit“¹⁶¹. Sie greift ein, indem sie „die Sprachwissenschaft der letzten 100 Jahre durchmustert“, die Beschränkungen der jeweiligen Teildisziplinen benennt, sie überwindet und sämtliche Fragen an das Wesen der Sprache (in diachronischer wie synchronischer Hinsicht) auf „ihren Mittelpunkt“ hin neu organisiert. Eine solche Synthese verschafft der Sprachwissenschaft wieder jene Potenz, die aus den Augen verloren worden war und aus der sich nun ihre vielfältigen Kompetenzen deduzieren lassen.

Unter allen Bereichen, die Sprachwissenschaft abdeckt, genießt der Topos der gemeinschaftserzeugenden und -strukturierenden Kraft der Sprache übergeordnete Bedeutung. Das Primat eines solchen energetischen Zugriffs und Programms, also einer ab ovo wirkungsbezogenen Begründung und praktischen Umsetzung dieses Begründungszusammenhangs, bildet die Kadenz des „Erfolgsbuches“¹⁶² *Muttersprache und*

¹⁵⁸ Ivo: „Vorwort“, a. a. O., S. 7

¹⁵⁹ Weisgerber 1929, S. 142

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Ebd.

¹⁶² Peter Hartmann: „Die Sprachbetrachtung Leo Weisgerbers – System und Kritik“. In: *Der Deutschunterricht*, 1959, Heft 1, S. 113

Geistesbildung, jenes „frühe[n] Entwurf[s]“, der „zur Grundlage einer Lebensarbeit werden konnte“¹⁶³:

„Das also scheint mir das Entscheidende: der Mensch, der in seine Sprache hineinwächst, steht für die Dauer seines Lebens unter dem Bann seiner Muttersprache, sie ist wirklich die Sprache, die für ihn denkt. Und wie ein Volk seine Sprache ausgestaltet, so wirkt diese wieder zurück auf die Gemeinschaft und die Späteren. In diesem Sinne ist die Muttersprache Schicksal für den einzelnen, die Sprache des Volkes Schicksalsmacht für die Gemeinschaft. [...] Unter solchen Gesichtspunkten, scheint mir, muß die Sprachwissenschaft an ihre Arbeit gehen; dann hat sie die Einstellung, von der aus sie ihren Sinn im Zusammenwirken menschlicher Geistesarbeit erfüllen kann, durch die sie die Wirkung ausüben wird, die ihr kraft des Wirkungsbereiches ihres Gegenstandes, der Sprache, zukommt.“¹⁶⁴

Bis der Standpunkt, die „Einstellung“, das Sich-Verhalten zur Sache, gewonnen werden konnte, d. h. die Gegenstandskonstitution, die die Sache selbst von der Sprachwissenschaft fordert, jene Form gefunden hatte, in der die Möglichkeit der Wirkung quasi transzendental in den Gegenstand selbst zurückverlegt ist, war der Prozeß der Gegenstandsfindung selbst „Gegenstand eines heftigen Kampfes“¹⁶⁵. Weisgerber denkt die Genese der Theorie und ihre Durchsetzung von Beginn an konfliktuös, und er wird nicht nachlassen, das Methodentableau dadurch zu verteidigen, daß er verlangt, sich dezisionistisch zu Form und Funktion der Sprachtheorie zu verhalten, nämlich „Entscheidungen dieser Art“¹⁶⁶ zu fällen, Sprache unter ganzheitlichen, zusammenführenden, anleitenden Registern des „Eingreifens“ zu denken. Abermals fallen Werk und Leben zusammen: Das Eingreifen zugunsten einer Theorie, die per definitionem eine eingreifende ist, legitimiert sich aus dem Auftrag, der sich „kraft des Wirkungsbereiches ihres Gegenstandes“ organisch erschließt. Sprachwissenschaft figuriert als aus dem Inneren (dem Wesen der Sprache, ihrer ‚inneren Form‘, dann dem Kern der Sprachtheorie) ins Außen totalisierte Argumentationsanordnung und Diskursberufung, und Weisgerber selbst, so könnte eine personalisierende Zuspitzung argumentieren, gehorchte jenem Gesetz der Sprache, das er geborgen hatte. Wie sich diese Konzeptualisierung, die den inneren Bau der (Einzel-)Sprache unter dem normativen Anspruch seiner systematizistischen

¹⁶³ Brinkmann: „Weisgerber zum 60.“, a. a. O., S. 127

¹⁶⁴ Weisgerber 1929, S. 164

¹⁶⁵ Ebd., S. 142

¹⁶⁶ Ebd.

Vollkommenheit zum Thema machte, mit persönlicher ‚Betroffenheit‘ verband, darauf hat Glinz 1992 in einer bemerkenswerten kurzen Abschweifung aufmerksam gemacht: „Als ich einmal in einem Zweiergespräch mit Weisgerber auf die Unvollkommenheit aller sprachlichen Mittel und auf die immer wieder anzutreffenden Grenzen für eine klare Ordnung und Systematisierung hinwies, protestierte er leidenschaftlich und sagte (den ersten Teil des Satzes habe ich nicht mehr wörtlich im Kopf, ich kann ihn nur sinngemäß wiedergeben, aber der abschließende Vergleich mit dem Haufen Sand ist mir noch im Ohr): ‚Und wenn es in der Sprache wirklich so wenig Ordnung gibt, wie Sie es sagen, so ist sie für mich uninteressant und nicht besser als ein Haufen Sand.‘“¹⁶⁷

Weisgerber stellte „die Frage nach der Relevanz sprachwissenschaftlichen Wissens“¹⁶⁸, indem er den wissenschaftlichen Auftrag aus der Sache selbst deduzierte und diesen Erkenntnisertrag zugleich in sie hineintrug. Eine solche „‚verstehende‘ Sprachwissenschaft“¹⁶⁹ verzahnt, die Frage nach dem Wesen als Wesensbestimmung und Wesenserkenntnis beantwortend, den philosophischen Zugriff mit dem Wirkungsgedanken, und jener findet Halt im Grund, im Wesen des Sprachlichen, dessen Wirkungsform die der Sprachgemeinschaft ist: einer Kulturformation, in der sich die Formung des sprachlichen Wissens von der Welt immer schon vollzogen hat.

Weisgerbers Theorie der Sprache ist vom Grunde her eine politische. Als Sprachwissenschaft ist sie, nobilitiert oder stilisiert zur Sprachphilosophie, auch eine strategisch-politische, deren Urteilskraft und -befugnis transzendental begründet wird. „Weisgerber orientiert die Sprachwissenschaft *im Grundsatz* didaktisch. Im Begriff des ‚Wirkens‘ findet er Kriterien, die das Urteil leiten, welches Wissen um die Sprache es wert ist, gewußt, also erworben und weitergegeben zu werden.“¹⁷⁰

Der normative (und nicht einfach unter Aspekten der Stoffbegrenzung vorgenommene) Zuschnitt des reflexiven Wissens, das gelehrt, das in Bildungseinrichtungen vermittelt werden soll, erfolgt unmittelbar aus dem Zuschnitt des Reflexionswissens, das aus der „Umstellung“, der neuen (Aus-)Richtung der

¹⁶⁷ Glinz: „Grundlagen der Sprachinhaltsforschung“, a. a. O., S. 813 f. Damit einher ging Weisgerbers ‚Hemmung‘, Axiome und Programmthesen am sprachlichen Material detailliert zu bestätigen (analog wiederholten sich die Beispiele der Farbadjektive und der Verwandtschaftsnamen); vgl. Volker Heesch: „L. Weisgerber“. [Kap.] In: Claus Heesch: *Grundfragen der Linguistik*. Stuttgart/Berlin/Köln/Main 1972, S. 55: „Die Scheu des Theoretikers vor dem Hinabsteigen in die Tatsachen liegt wohl, wie es Glinz formuliert, in Weisgerbers ‚Respekt vor der Größe der Sprache‘ [...], der nicht durch Betrachtung einzelner Sprechakte und Texte, sondern nur durch eine Wesensschau des allen Individuen gleichermaßen verbindlichen Phänomens der Sprache schlechthin beizukommen ist.“

¹⁶⁸ Ivo: „Vorwort“, a. a. O., S. 8

¹⁶⁹ Werlen, a. a. O., S. 118; dieser Titel wäre allerdings vornehmlich der Humboldtschen Auffassung des Sprachstudiums zu verleihen.

¹⁷⁰ Ivo: „Vorwort“, a. a. O., S. 8; Herv. J. R.

Sprachtheorie erwächst. Weisgerber motiviert die Identität von Allgemeiner und angewandter Sprachwissenschaft gleichursprünglich: Die sprachwissenschaftliche Forschung, die sich die Traditionen, Fragestellungen und Argumentationen ihres Faches und benachbarter Fächer aneignet, um sich im Ganzen der Tradition und der Geisteswissenschaften zu verorten und zugleich das Ganze prägend neu zu gewichten, sieht sich verwiesen an die praktischen Belange und, aus Weisgerbers Sicht, kurrenten Nöte der sprachlichen Bildung; denn „die gleichen Fragen“ – jene nach der „Rolle der Sprache im menschlichen Geistesleben“, gestellt unter den erweiterten Gesichtspunkten, die im „Rahmen der Geisteswissenschaft“ formuliert seien, zumal im Hinblick auf das *Leben in der und der Sprachgemeinschaft selbst* – „traten in anderer Gestalt an mich heran, als ich im Verlauf meiner Tätigkeit an Universität, Pädagogischer Akademie und Schule vor der Aufgabe stand, künftigen Lehrern klar zu machen, worum es eigentlich beim Sprachunterricht geht, und diese Auffassung in die Tat umzusetzen.“¹⁷¹

Eine Tatwissenschaft, eine Pragmaphilosophie: Sie bewährt sich, als anleitende, ja anweisende Sprachwissenschaft, zuletzt in den „Kämpfe[n] um den Sprachunterricht“, indem sie unmißverständlich für eine „Lösung“ einsteht, die die Unübersichtlichkeit sowohl auf dem wissenschaftlichen als auch auf dem didaktischen Feld beseitigt. Weisgerbers Flurbereinigung läßt keinen Zweifel daran, daß eine Theorie der Sprache, die sich auf ihre Kernfragen besinnt und orientierungshemmende Verzweigungen, einer dem „Geistesleben“ entfremdete, in die eigene Terminologie und Logik versponnene Forschungen kappt, durchaus der (auch heutzutage immer wieder geforderten) Komplexitätsreduktion dient, und zwar offensiv. Daß sich nach der Klärung der „Hauptpunkte [...] viele weitere Fragen von selbst erledigen“, ist Weisgerbers Credo – so sehr es ihm ein Bedürfnis ist, daß die eigenen Ausführungen „fruchtbar werden für die Wissenschaft, den Unterricht und die *Allgemeinheit*“.¹⁷²

An welchen Orten der Allgemeinheit die Theorie Weisgerbers fruchtbar, d. h. wirksam werden konnte, wäre näher zu beleuchten. Unbestreitbar ist, daß Weisgerber „vom Mittelpunkt einer geschlossenen Auffassung her“ die vermißten „leitenden Gesichtspunkte“ umriß, „damit [etwas] erreicht werden“¹⁷³ konnte. Sein Ziel war die Formulierung verbindlicher Maßstäbe für Forschung und didaktische Praxis. Weisgerbers Fokussierung auf die ontologischen Funktionen/Leistungen der Sprache

¹⁷¹ Weisgerber 1929, S. V

¹⁷² Ebd., S. VI; Herv. J. R.

¹⁷³ Ebd., S. 6

geht von Anbeginn einher mit einer dynamischen Wissenschaftsethik, einem Forschungsimperativ, der nicht verhehlt, die Idee einer wertneutral, empiristisch oder quasi naturwissenschaftlich inspirierten Sprachwissenschaft als nicht nur überholt, sondern vorwissenschaftlich, fehlorientiert, der Sache selbst entfremdet darzustellen. Den „Blick scharf auf die Kernfragen“ gerichtet, konstatiert und projiziert er, scheinbar konzilient: „Die Beschäftigung mit den sprachlichen Dingen hat noch nicht überall die entscheidenden Stellen erreicht; auch wenn man nicht an alle wissenschaftliche Arbeit den Wert- und Nützlichkeitsmaßstab anlegen darf, wird man ein Gedeihen der Wissenschaft nur erwarten, wenn sie in all ihren Zweigen gleichmäßig gefördert wird.“¹⁷⁴ Gefördert werden muß sie aber in zweierlei Richtung, sozusagen an den philosophischen Anfang zurückgerichtet und aufs Ziel der pädagogischen Verwirklichung des Wirkungsgedankens ausgerichtet. Sprachwissenschaft soll die Norm wissenschaftlicher Verfahren und Leitbegriffe setzen hinsichtlich der Erstbegründung (dessen, was Sprache ist), und sie soll die Maßstäbe der Umsetzung jener Norm setzen, die exakt umgrenzten Wege bahnen zu einer der sprachphilosophischen Programmatik streng angemessenen didaktischen und (sprach-)politischen Verwertung.

„Daß der Sprachunterricht sich aus der Erkenntnis des Wesens der Sprache herleiten muß, wird niemand bestreiten“, dekretiert Weisgerber, und die eigene (als allgemeine) Intention deduziert sich daraus gewissermaßen wie von selbst: dem „Fehlen eines brauchbaren Maßstabes“¹⁷⁵ entgegenwirken zu wollen. Auf der Grundlage des Mangelbefundes, es fehle „die eigentliche Sprachwissenschaft, die eben die Sprache in all ihren Erscheinungsformen, Auswirkungen und Beziehungen zu erfassen sucht“, bricht Weisgerber 1929 mit dem sprachwissenschaftlichen Kanon und stiftet durch die „Zusammenschau in diesem Sinne“ eine neue Lehre – die in isolierte Betrachtungsbereiche aufgegliedert, forschungspraktisch verfeinert und im Vermittlungsprozeß des öffentlichen Wirkens wieder zusammengefügt wird. *Muttersprache und Geistesbildung* bildet den Auftakt und die Grundlage für eine Pragmaphilosophie der Sprache, die gezielt außerwissenschaftliche Rückkoppelungseffekte zu erzeugen sucht. Sprachwissenschaft im Zuschnitt Weisgerbers – als immer schon gleich bedeutsame Allgemeine und angewandte

¹⁷⁴ Ebd.

¹⁷⁵ Ebd., S. V

Sprachwissenschaft – ist nicht öffentliche Aufgabe, sondern öffentliche Angelegenheit per se, ja eine Wissenschaft des Öffentlichen.¹⁷⁶

Die immense Bedeutung und die Wirkung dieses Einschnitts im sprachwissenschaftlichen Diskurs sind vielfach hervorgehoben worden. Ausgehend von *Muttersprache und Geistesbildung*, habe Weisgerber „in immer wieder erneuerten Ansätzen“ ein „mit immer mehr überzeugendem Beispielstoff angereichertes Lehrgebäude“¹⁷⁷ errichtet. Im Zuge der Anerkennung dieser konsequenten Entwicklung, die man als fortlaufende Exemplifikation der Explikation verstehen sollte, treten stets zwei Aspekte in den Vordergrund.

Zum einen habe Weisgerber die „obwaltende Idee einer jeweils von Kultur und Geschichte einer Sprache geprägten, von Sprache zu Sprache verschiedenen geistigen Zwischenwelt“ an Humboldt gewonnen, indem er dessen für zu unscharf erachteten Kategorien „erst wissenschaftliche Klarheit und Tragweite“¹⁷⁸ verliehen habe. Weisgerber habe die bei Humboldt skizzierten „Einsichten“ reformuliert und für jene Praxis der Forschung zugänglich gemacht, die er als „Humboldt redivivus“ dann selbst organisierte.¹⁷⁹ Helmut Gipper ernennt Weisgerber deshalb zum Wiederentdecker Humboldts, der dessen Leitvorstellung, „daß Sprache ein Organismus eigener Art ist, in dem alles mit allem zusammenhängt“, zur Basis der energetischen Sprachwissenschaft umgebildet habe, indem er den Gedanken der synchronen Gliederung auf der Seite der Wortfelder und jenen der synchron-sozialen und politisch-diachronen Gliederung auf der Seite der sprachlichen (Selbst-

¹⁷⁶ Dem widersprach das Wissenschaftsideal der Junggrammatik; vgl. Friedrich (= Fritz) Stroh: *Handbuch der Germanischen Philologie*. Berlin 1952, S. 314: „[D]ie Grundwerke dieser Richtung [drangen] niemals in breite Kreise, geschweige ins Volk. Werbende Wirkung ging von dieser Generation nicht aus, sie galt ihr sogar als unwissenschaftlich.“

¹⁷⁷ Schwarz, a. a. O., S. 77. Ähnlich Bernhard Weisgerber: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Zu Leo Weisgerbers 100. Geburtstag“. In: *Wirkendes Wort*, 1999, Heft 1, S. 5 [identisch mit: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Zwei Zentralbegriffe in der Sprachtheorie Leo Weisgerbers“. In: Dutz, a. a. O., S. 107–120]: Es „zeigt schon diese frühe Veröffentlichung Leo Weisgerbers die Grundlinien und das Spektrum seiner Forschungen in den folgenden Jahrzehnten.“

¹⁷⁸ Schwarz, a. a. O., S. 77

¹⁷⁹ Schwarz (ebd.) distanziert sich vom jenem Titel, der auf Leonhard Jost zurückgeht (*Sprache als Werk und wirkende Kraft. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der energetischen Sprachauffassung seit Wilhelm von Humboldt*. Bern 1960, S. 124: „Mit Cassirer und Weisgerber setzt ein neues Verständnis der Grundgedanken Humboldts ein, und Weisgerber erscheint geradezu als ein *Humboldt redivivus*“), weil er Weisgerber dem Verdacht aussetze, ein „Neuromantiker“ zu sein. In der Tat: „Träumerische Schwärmerei“ läßt Weisgerber zu keinem Zeitpunkt aufkommen. Seine Terminologie ist zwar vom Gedanken der Dynamik beseelt, in ihrer Zielgerichtetheit gewinnt sich jedoch bisweilen eine forsche Klarheit, die man nicht mit dem Kommandoton, aber mit den technizistischen Anweisungsklängen der konservativen Soziologie der zwanziger und dreißiger Jahre in Verbindung bringen kann.

Erst 1999, in seinem Abriß „Leo Weisgerber – Leben und Werk“ (in: Dutz, a. a. O., S. 25), schwenkt auch Helmut Gipper gewissermaßen um: „Man hat Weisgerber deshalb [als] Humboldtus redivivus bezeichnet, aber man wird seiner Leistung nicht gerecht, wenn er nur als Epigone eines großen Vorgängers angesehen wird.“

)Tätigkeit „in mühevoller Detailarbeit“ entfaltet habe. Kurz: Weisgerber konzipierte das „Sprachganze als ein organisches Miteinander von inhaltstragenden Formen“.¹⁸⁰

Zum anderen enthüllte Weisgerber anlässlich der „neue[n] Standortbestimmung der Sprachwissenschaften im Rahmen der Geisteswissenschaften“ eine „universale Betrachtungsebene“, die „die Ebene des Sprachindividuums“ verlasse¹⁸¹ und „Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“¹⁸² situiere. Was *Muttersprache und Geistesbildung* in die Form der Programmschrift gießt, geht in der Tat auf die Habilitationsschrift zurück. Hans

¹⁸⁰ Ebd., S. 24 f. „Er erweitert [...] den Humboldtischen Ansatz in vielfältiger Weise“, heißt es ebd. „Er blickt über die Grenzen des eigenen Faches hinaus“. 1984 („Leben und Werk“, a. a. O., S. 19) teilt Gipfer mehrfach mit: „Die Weisgerbersche Sprachauffassung steht ganz auf Humboldtischem Boden.“ „Leo Weisgerber ist der eigentliche Neohumboldtianer par excellence.“ (Ebd., S. 23) Im Zusammenhang mit der Thematisierung von Weisgerbers Rolle im Nationalsozialismus: „Man übersah geflissentlich, daß Leo Weisgerber in der nationalsozialistischen Zeit wegen seiner Humboldtischen Betonung der sprachlich-geistigen – und nicht der rassischen – Grundlagen der Gemeinschaft eines Volkes heftig angegriffen worden war“ (ebd., S. 23 f.).

¹⁸¹ Dem Impuls, der vorgeblichen individualistischen Verengung der Sprachtheorie entgegenzutreten, begegnet man bei Weisgerber allenthalben und in allen (Lebens- und) Werkphasen – „bei allem Gedankenreichtum der Vosslerschen Sprachbetrachtung empfand er dessen individualistisch-ästhetisierende Einschätzung der Sprache als Spiegel der Kultur doch als unbefriedigend“ (Gipfer: „Leben und Werk“, a. a. O., S. 12); oder: „Obwohl er einer einseitigen Psychologisierung der Sprachbetrachtung immer ablehnend gegenüberstand, weil er fürchtete, es könnten hier individualpsychologische Gesichtspunkte den Vorrang vor soziologischen gewinnen [...]“ (ebd., S. 21 f.).

Mit der – selbst in psychologische Kategorien gefaßten – Negation einer herausragenden Rolle des Individuums in der Erforschung der Sprache korrespondiert die psychologisierende Erklärung, warum Weisgerber die Muttersprache zum Ausgangspunkt der Sprachwissenschaft bestimmte und sich kontinuierlich den Problemen der Minderheitensprachen und des Sprachenkampfes/Sprachfriedens widmete: „Die zweisprachige Umgebung [in der er aufwuchs; J. R.] und die besonderen politischen Verhältnisse in dem umstrittenen Grenzland schärfen schon von Kindheit an das Bewußtsein für Sprachfragen und weckten ein lebhaftes Interesse für die damit verbundenen Probleme.“ (Ebd., S. 11)

Von diesem Interesse legt schon 1932 der Aufsatz „Zweisprachigkeit“ (in: Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 423 ff.) Zeugnis ab. Zweisprachigkeit wird als psychologisch-pädagogisches und sprach- resp. kulturpolitisches Problem behandelt. Weisgerbers Befund von der Gefährdung der Persönlichkeitsentwicklung bis zur Persönlichkeitsspaltung (vgl. ebd., S. 425) nimmt sich dramatisch aus. Durch zweisprachige Erziehung sieht er „das einheitliche geistige Wachstum, die Geschlossenheit der Persönlichkeitsentfaltung, die Kraft der geistigen Konzentration, die Geradheit des Charakters und die Einsatzbereitschaft für Gemeinschaftsaufgaben“ (ebd., S. 426) aufs äußerste bedroht. Dasselbe Phänomen konstatiert er auf der Seite der Sprachgemeinschaft: „Der Fall einer als Ganzes zweisprachigen Sprachgemeinschaft ist unausdenkbar, und wir sehen, wie bereits eine stärkere Durchsetzung einer Sprachgemeinschaft mit einer fremden Sprache zum Zerfall der bodenständigen Kultur führt.“ (Ebd., S. 428) Als Beispiel für eine solche ‚Zersetzung‘ des ‚natürlichen‘ Geltungsraumes der Muttersprache dient ihm Luxemburg: „In den Gebieten, die nicht unter fremdem politischen Zwang stehen, wird immer deutlicher ausgesprochen, daß die Zweisprachigkeit für diese Gruppen selbst sehr gefährvoll ist. Die zweisprachige Luxemburger Oberschicht führt selbst ihre Neigung zu bloß zersetzender Kritik und die Minderung ihrer geistigen Schöpferkraft auf ihre Zweisprachigkeit zurück“ (ebd.).

Noch 1966 bleibt diese Argumentation zugunsten „der muttersprachlichen Einsprachigkeit“ (Leo Weisgerber: „Vorteile und Gefahren der Zweisprachigkeit“. In: *Wirkendes Wort*, 1966, Heft 2, S. 88) unverändert, abzüglich einiger allzu offenkundiger Bodenmetaphern, doch nach wie vor mit identischen Beispielen – etwa über „die [Luxemburger; J. R.] tiefsitzende Neigung zum Kritisieren (immerfort genährt durch die Möglichkeit, alles von zwei sprachlichen Standpunkten aus zu betrachten)“ (ebd., S. 81). Gegen den Bilingualismus spreche daher die Sorge um die „Entfaltung [der] Gesamtpersönlichkeit“ (ebd., S. 76) als einer Gemeinschaftspersönlichkeit, mithin die verderbliche „confusion des langues und damit corruption du langage [...]“: Absinken der Sprachkraft führt notwendig zu Einbußen in der Exaktheit des Denkens und Handelns“ (ebd., S. 78) und zu einer „Störung dessen [...], was wir heute den ‚Prozeß des Wortens der Welt‘ nennen“ (ebd., S. 82). Darüber hinaus sprächen die allerorten tobenden Sprachenkämpfe eine deutliche Sprache. – Im selben Sinne nennt Stroh (*Handbuch*, a. a. O., S. 327) Einsprachigkeit „schicksalhaft notwendig“.

¹⁸² Gipfer: „Leben und Werk“, a. a. O., S. 15

Schwarz wählt dafür die Formel, Weisgerber habe „als erster den bislang übersehenen Anteil der Sprache an Welterkenntnis und -verständnis mit allen seinen Folgen dem wissenschaftlichen Zugriff erschlossen und damit, nach Kants *Kritik der reinen Vernunft*, die zweite kopernikanische Wende in der Erkenntnistheorie eingeleitet“.¹⁸³

Den Zeitpunkt dieser Wende also markiert *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform. Eine Untersuchung über das Wesen der Sprache als Einleitung einer Theorie des Sprachwandels* (1924).¹⁸⁴ *Muttersprache und Geistesbildung* macht gleich mit den ersten Sätzen ausdrücklich darauf aufmerksam, verbunden mit der Ankündigung jener Programmatik, deren soziologische und geisteswissenschaftliche Dimensionierung durch die (dann folgende) Erwähnung der Anreger Alfred Vierkandt und Hans Freyer benannt wird¹⁸⁵: „Seit meiner (ungedruckten) Habilitationsschrift *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform* hat mich die Frage nach dem Wesen der menschlichen Sprache nicht mehr losgelassen. Und

¹⁸³ Schwarz, a. a. O., S. 77. Diese Formel wurde mit wissenschaftsgeschichtspolitischen Intentionen immer wieder bemüht; vgl. etwa Gipper (*Bausteine*, a. a. O., S. 16), der Weisgerbers Entdeckung, Sprache sei „eine überpersonale geistige Kraft“, Ende der sechziger Jahre wie folgt kontextualisiert: „G. Schmidt-Rohr, der in seinem noch immer unentbehrlichen Werk *Mutter Sprache* [Jena 1933 – 2., umbenannte Aufl. von *Die Sprache als Bildnerin der Völker*; J. R.] die neuen Gedanken wesentlich förderte, spricht von einer ‚kopernikanischen Wendung‘, die sich damit in der Sprachwissenschaft anbahnte.“

Zur politischen und zur Intellektualbiographie von Schmidt-Rohr vgl. Gerd Simon: „Einleitung zu Georg Schmidt(-Rohr): *Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens*“, <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/schmidt-rohr.pdf>, S. 1: „1918 entwickelte er zusammen mit dem Bestsellerautor Paul Rohrbach ein sprachpolitisches Konzept für die besetzten Teile Rußlands. In diesem Kontext entstand auch eine Denkschrift: ‚Was muß man tun, um die kommende Revolution abzuwenden?‘“ Zu *Mutter Sprache* heißt es: „In dieser 2. Auflage hatte er seinen Sprachfaschismus gegenüber dem Rassenfaschismus des Nationalsozialismus eher noch verschärft und wurde entsprechend heftig attackiert. Ein Parteiausschlußverfahren gegen ihn hatte allerdings auf Grund der Interventionen von Karl Haushofer und Hugo Bruckmann – beide gehörten zum engsten Kreis um Hitler in seiner Münchner Zeit – keinen Erfolg. Die Parteikanzlei erklärte Schmidt-Rohrs Opus magnum aber dennoch zum ‚Krassesten‘ unter den NS-getarnten Publikationen. Nichtsdestoweniger baut Himmeler diesen ideenreichen Linguisten 1943 als Leiter der sprachsoziologischen Abteilung in das Amt A des ‚Persönlichen Stabs‘ der SS ein mit dem Ziel, ein geheimes sprachpolitisches Amt vorzubereiten.“

¹⁸⁴ Weisgerbers Selbstzeugnis („Fünf Jahrzehnte Sprachforschung“, a. a. O., S. 16) bestätigt den ‚revolutionären‘ Charakter der Arbeit aus der Nahperspektive: „F. Sommer [...] nahm sie als bonner habilitationsschrift [...] an, obwohl er, nach seinen eigenen Worten, beim durcharbeiten ‚blut geschwitzt‘ hatte.“

¹⁸⁵ Vgl. auch Bernhard Weisgerber: „‚Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform‘. Ein Beitrag zu Leo Weisgerbers ungedruckter Habilitationsschrift aus dem Jahre 1924“. In: *Orbis Linguarum*, 2001, Nr. 17 (hrsg. v. der Universität Wrocław in Leguica/Polen; hier zit. nach der Online-Ausgabe www.ifg.uni.wroc.pl/orbis/2001/17_01/weisggot.html). Bernhard Weisgerbers Einordnung besagter Schrift „in die Wissenschaftsgeschichte“ betont, daß Weisgerber Sprache „von Anfang an als Geschehen, als Prozeß und nicht als Bestand oder Produkt begriffen habe“. „Ebenfalls von Anfang an wird Sprache im gesellschaftlichen Kontext gesehen“, insbesondere durch Bezug auf Humboldts Begriff der Nation und Vierkandts 1923 erschienene *Gesellschaftslehre*. Bernhard Weisgerber gibt hier zudem erstmals das vollständige Inhaltsverzeichnis und die überschaubare Literaturliste wieder, die auch den für Weisgerbers Ausarbeitung des Konzepts der inneren Sprachform äußerst bedeutsamen Aufsatz von Walter Porzig „Der Begriff der inneren Sprachform“ (In: *Indogermanische Forschungen*, 1923, 41. Jg., S. 150–169) enthält. „Unter wissenschaftsgeschichtlichem Gesichtspunkt“, so Bernhard Weisgerber, „scheint mir die Auswahl, die Leo Weisgerber getroffen hat, besonders interessant. Die meisten dieser Namen haben in der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie bis heute einen guten Klang: Karl Bühler, Ernst Cassirer, Walter Porzig, Karl Voßler, auch Ferdinand de Saussure und Wilhelm Wundt kann man noch zu dieser Gruppe rechnen. Viele von ihnen waren damals noch wenig bekannt, so daß man dieser Auswahl durchaus einen zukunftsweisenden Charakter zusprechen kann.“

die Zwischenzeit hat meine Ansicht durchaus bestätigt, daß hier entscheidende Dinge immer noch der Lösung harren, daß vor allem die Umstellung in der Sprachwissenschaft zu einer allen Seiten gerecht werdenden Forschung nicht möglich ist, bevor die Rolle der Sprache im menschlichen Geistesleben und damit die Eingliederung der Sprachwissenschaft in den Rahmen der Geisteswissenschaften von neuem umrissen ist.“¹⁸⁶

Wie wurde die „Rolle der Sprache im menschlichen Geistesleben“ 1924 umschrieben?¹⁸⁷ Weisgerber dachte dort das Verhältnis von Sprache und Sprachgemeinschaft noch unter dem Titel der „Sprachgenossenschaft“.¹⁸⁸ Die Sprachgenossenschaft bildet sich durch die „Sprechkreise“ oder Schnittflächen, die sich aus der „Verständigungsmöglichkeit bei gemeinsamen Ideenkreisen“ zwischen den überlappenden Sprechkreisen der einzelnen Sprecher ergeben. Die so gewonnene jeweilige Sprachgenossenschaft fundiert daraufhin „die betreffenden Kulturgemeinschaften“, ohne zunächst den einzelnen schon vollends zur Quantité négligeable zu erklären.¹⁸⁹

Doch der Vorrang der Sprachgenossenschaft (als Sprachgemeinschaft) vor allen anderen Faktoren, die – als soziale, idiolektale, bildungsbedingte Einflüsse – die Kulturgemeinschaft bestimmen könnten, wird alsbald festgeschrieben:

„Es wird niemand behaupten wollen, dass die speziellen Kulturgemeinschaften blosse Unterabteilungen der Sprachgenossenschaft wären; aber es ist klar, dass die Sprachgenossenschaft eine sie alle umfassende Bedeutung hat. Bei allen Wechselwirkungen innerhalb von Gemeinschaften, gleichviel welcher Art, wirken Kräfte mit, die sich aus der Zugehörigkeit zur gleichen Sprachgenossenschaft ergeben.“

Gegen Ende der Habilitationsschrift identifiziert Weisgerber schließlich die Begriffe „Volk“ und „Sprache“ unter der Obhut des Kulturgemeinschaftskonzepts, das „durch die gemeinsame

¹⁸⁶ Weisgerber 1929, S. V; vgl. auch Weisgerbers Äußerungen aus dem Jahr 1928 (Weisgerber: „Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung“, a. a. O., S. 122): „[...] wenn die Sprache im Leben des Menschen eine so wichtige Stelle einnimmt, daß man den Besitz der Sprache geradezu als entscheidendes Merkmal des Menschseins ansieht, dann muß doch auch die Wissenschaft von der Sprache eigentlich die umfassendsten Fragestellungen aufweisen.“

¹⁸⁷ Alle Zitate aus *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform* nach: Bernhard Weisgerber: „Sprache und Kultur“, a. a. O., „Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“, a. a. O., und „Muttersprache und Sprachgemeinschaft“, a. a. O., passim

¹⁸⁸ Die Rede von „Sprachgenossen“ findet sich dann wieder sehr spät in Leo Weisgerber: *Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung*. Düsseldorf 1971, S. 211 – möglicherweise ein schwacher terminologischer Reflex auf die damals vielerorts diskutierten soziolinguistischen Ansätze.

¹⁸⁹ Laut Bernhard Weisgerber („Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“, a. a. O.) arbeitete Weisgerber noch mit der Trias *parole* (als Gegenstand der Sprachpsychologie), *langue* (... der Sprachsoziologie) und *langage* (... der Sprachphilosophie).

Sprache gekennzeichnet ist“. „Im Vergleich zu späteren Schriften“, kommentiert Bernhard Weisgerber, „wird die Rolle des Individuums innerhalb der Sprachgemeinschaft (wohl auch im Hinblick auf seine – später zu behandelnde – Mitwirkung im Sprachwandel) hier noch deutlich betont:“¹⁹⁰

„So ergibt sich für den Einzelnen eine zwar im Vergleich zur Gesamtmasse dessen, was er von der Sprache ohne die Möglichkeit eigener Kontrolle übernimmt, geringe Betätigungsfreiheit, die aber doch ausreicht, um jedem einzelnen Sprachorganismus einen besonderen Charakter zu verleihen; nur ist diese Eigentätigkeit hineinzustellen in den Zusammenhang der Gesamtsprache: die Sprache dient, vor aller individueller Verwertung, den Zwecken der Gemeinschaft; sie ist ein Kulturgut, und als solches weder unabhängig noch allein abhängig von Einzelindividuen.“

Das Verhältnis zwischen Individuum und (Mutter-)Sprache, zwischen individuellem und Gemeinschaft ist hier und da noch ein ungeklärtes, offenes. *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform* endet mit einem Terminus, der gleichwohl so obskur deucht, wie er ein grundsätzliches Mißtrauen zum Ausdruck zu bringen scheint. Das Individuum, pleonastisch zum „Einzelindividuum“ aufgebauscht, scheint eine mißliche Größe zu sein, deren Stellenwert es innerhalb des entstehenden sprachwissenschaftlichen Systems zu minimieren, anders zuzuschneiden gilt. Daß die Sprachverwendung allerdings bereits als bloße „individuelle Verwertung“ firmiert und schon dem Postulat unterworfen wird, die Sprachtätigkeit sei als Eigenes in den größeren Sprachorganismus „hineinzustellen“, deutet an, wie die höhere Rationalität der gemeinschaftlichen Zwecksetzung das Subjekt in Bedrängnis bringen wird. Dem entspricht eine terminologisch noch schwankende, aber schon hinreichend klar perspektivierte Passage des Einleitungskapitels zur wissenschaftlichen Positionierung und politischen Orientierung der Sprachforschung:

„Von allen Kulturwissenschaften verlangt die Sprachwissenschaft am entschiedensten eine kollektivistische Betrachtungsweise. Ohne den Einzelheiten des Folgenden vorzugreifen, möchte ich hier schon auf den ausgesprochen ‚demokratischen‘ Charakter der Sprache hinweisen; sie ist der Verbreitung nach das allgemeinste Kulturgut, der Verwendung nach am leichtesten dem einzelnen, gleichviel welcher Schicht er angehört, anzupassen und doch wieder ihrem Verständigungszweck

¹⁹⁰ Bernhard Weisgerber: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 3

entsprechend am stärksten und eindeutigsten mit der Tradition verbunden. Dieser Charakter setzt sich überall, trotz allen Lehrens und Lernens von Sprachen, durch, und so kann nur eine kollektivistisch eingestellte Betrachtungsweise dem Gegenstand gerecht werden. Demnach sind alle individualistisch orientierten Anschauungen über die Triebkräfte und Ursachen sprachlichen Geschehens abzulehnen oder wenigstens erst in zweiter Linie zu berücksichtigen, so sehr sie auch dem Wesen ihrer Urheber entsprechen mögen; sie zeigen uns meist nur Möglichkeiten, *nicht Wirklichkeiten* des Sprachgeschehens. Wenn so in dieser Skizze z. B. die namentlich an K. Voßler anknüpfende Betrachtungsweise der Sprache als Kunst verhältnismässig wenig zur Geltung kommt, so geschieht dies nicht, weil ich etwa die Möglichkeit oder Tatsächlichkeit künstlerischer Verwertung der Sprache auch im täglichen Sprechen nicht anerkannte, sondern weil sich von diesem Standpunkt aus nicht die Tatsächlichkeit des Sprachgeschehens erfassen lässt. Ich stimme hier vollständig A. Vierkant bei“.¹⁹¹

Weisgerber habe mit *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform* „die sprachlichen Voraussetzungen der Kultur und des Kulturwandels“ eruiert, heißt es bei Bernhard Weisgerber, ja die „Grundlage“ aller Kultur erschlossen, in transzendentaler Hinsicht die „Bedingung ihrer Möglichkeit“¹⁹². Ein daran anschließbares offenes Konzept der Kulturforschung, das die sprachliche Vermittlung jeder Welterkenntnis und jedes sozialen Aktes als stete Hervorbringung unterschiedlicher, von vielerlei Bedingungen abhängiger Weltzugangsweisen diskutieren würde, liegt indes nicht im Interesse und im Horizont der synthetischen Pioniertat Leo Weisgerbers. Die Orientierung auf den Volksbegriff bleibt laut Bernhard Weisgerber unausweichlich – gleich dem ein Wissenschaftlerleben lang ungebrochenen Bekenntnis, das zwar als „Überzeugung“ auftritt, an der Leo Weisgerber mit äußerstem Willen festgehalten habe, das aber doch auch mehr als Überzeugung gewesen sei, nämlich die Konsequenz eines konsequent durchgehaltenen und ausgeformten Gedankens – des Primats der sprachlichen Allgemeinheit vor dem Besonderen:

„Die Verbindung von Sprachwissenschaft, (idealistischer) Sprachphilosophie und Soziologie führt konsequenterweise zur Ausbildung einer Sprachtheorie, die ihr Hauptaugenmerk auf die Sprachinhalte und das Verhältnis von Sprache und

¹⁹¹ Herv. J. R.

¹⁹² Bernhard Weisgerber: „Sprache und Kultur, a. a. O., S. 13

Gemeinschaft legte. Ein Volk ist eine Sprachgemeinschaft – das ist die Überzeugung, die Leo Weisgerber schon in seiner Habilitationsschrift vertreten und – trotz aller Anfeindungen – auch in der Folgezeit durchgehalten hat.¹⁹³

Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform diente einer ersten Auffächerung oder Aufschlüsselung der Schlüsselbegriffe, *Muttersprache und Geistesbildung* schlif diese zurecht und setzte Marken wie Maßstäbe durch den wissenschaftspraktischen, „programmatischen Charakter“¹⁹⁴. „Inzwischen hatte Leo Weisgerber als Sprachwissenschaftler in Deutschland wie im ‚Ausland‘ bereits einen so hohen Bekanntheitsgrad erreicht, daß auch die Nationalsozialisten, mit deren mecklenburgischem Gauleiter Hildebrandt er einen heftigen Streit ausgefochten hatte, seine Teilnahme am Kopenhagener Kongreß nicht verhindern konnte“¹⁹⁵, faßt Bernhard Weisgerber die erste (entscheidende) Dekade der Werkentwicklung zusammen. Der im Anhang mitgegebene deutsche Erstdruck ebendieses Kopenhagener Vortrags¹⁹⁶ dient ihm als letztgültige Widerlegung aller Stimmen, die eine wie immer ausgeprägte Konformität zwischen Werk und politischen Zielen des Regimes zur Diskussion stell(t)en. Dabei wehrte Leo Weisgerber dort unmißverständlich alle Überlegungen ab, ob das Gesetz, „das undurchbrechlich über dem geschichtlichen Leben der Menschheit waltet, das *Gesetz der Sprachgemeinschaft*“, „durch übervolkliche oder allgemeingültige Arten des Begreifens“¹⁹⁷ relativiert, ergänzt, reflektiert werden sollte.

Leo Weisgerber war angelangt, wo er festen Stand hatte finden wollen und weiter würde finden können: bei der Apologie der muttersprachlichen Gemeinschaft, in der sich geschichtliche, soziale und politische Kräfte bindend und zwingend realisieren. Er präsentierte eine „Kette von Überlegungen“¹⁹⁸, die nicht mehr reißen würde und die sich zum Kreis dessen auslegen ließ, worin Sprachwissenschaft ihre Grundlagen, ihren „Sinn“ und ihre Aufgaben apostrophiert sah: von der „naturgesetzlichen Gewalt“, mit der „jeder Mensch in

¹⁹³ Ebd., S. 14; vgl. auch Bernhard Weisgerber: „Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“, a. a. O., o. S.: „Die entsprechenden eindeutigen Passagen lesen sich im nachhinein wie ein Vorgeschmack künftiger ideologischer Auseinandersetzungen“ – es folgt folgendes Zitat: „Es kann nach diesen Ausführungen nicht schwer sein, das Verhältnis von Sprache und Volk zu bestimmen. Der Begriff ‚Volk‘ läßt sich nur als ‚Kulturgemeinschaft‘ umschreiben, und zwar als Gemeinschaft, die im Gegensatz zur staatlichen Gemeinschaft durch die gemeinsame Sprache gekennzeichnet ist. Es gibt keine Möglichkeit, ein Volk vom Standpunkt der Rasse aus zu umgrenzen [...]“

¹⁹⁴ Bernhard Weisgerber: „Sprache und Kultur, a. a. O., S. 16

¹⁹⁵ Ebd.

¹⁹⁶ Leo Weisgerber: „Sprache und Begriffsbildung“. Vortrag zur Eröffnung der ersten Plenarsitzung des 4. Internationalen Linguistenkongresses in Kopenhagen am 28. August 1936. In: *Leo Weisgerber. Leben und Werk*, a. a. O., S. 27–36

¹⁹⁷ Ebd., S. 34

¹⁹⁸ Ebd., S. 28

früher Jugend einer Sprachgemeinschaft eingegliedert“ wird, von den „Denkmitteln der Soziologie“, die mit den „Grammatikabstraktionen“ brechen halfen und Sprache als „überpersönliche ‚Wirklichkeit‘“ justierten, von der „gestaltenden Kraft“ des muttersprachlichen Weltbildes bis – auf höherer Stufe – abermals zu dem Leitsatz: „das Leben [...] zwingt ihn [den einzelnen; J. R.] mit unerbittlicher Gewalt in eine Sprachgemeinschaft hinein.“

Weisgerber wies auf den „sprachlichen Lebensraum“, eine Art biopsychische Sphäre, den „ersten[n], naturgegebene[n] Raum“, hin, in der sich der einzelne aufhalte. „Wo wir es mit dem bewußten Menschen zu tun haben, müssen wir ihn als einen durch die Sprache, die Begriffswelt der Muttersprache Geformten ansehen“¹⁹⁹, lautete der Forschungsimperativ,²⁰⁰ und jenem zu folgen, daran hinderten keine Umstände, so verschieden sie gewesen sind.

„Die ersten Nachkriegsjahre waren für meinen Vater eine Zeit erstaunlicher Produktivität“²⁰¹, schrieb Bernhard Weisgerber. In rascher Folge entstanden umfängliche Arbeiten, als Mitbegründer der Zeitschrift *Wirkendes Wort* eröffnete er die erste Nummer mit dem Beitrag „Die tragenden Pfeiler der Spracherkenntnis“, „dessen Thesen [...] nahtlos an den Kopenhagener Vortrag von 1936 anschließen“.²⁰²

Nahtlos schloß sich die Gründung des Arbeitskreises „Sprache und Gemeinschaft“ an. Er spielte „eine wichtige Rolle für die Entwicklung der Sprachwissenschaft in Deutschland“²⁰³. „Mit liebenswürdiger Beharrlichkeit“, erinnerte sich Johannes Erben, habe Weisgerber ihn bis zu seiner Auflösung 1965 geleitet.²⁰⁴ Durch den Kreis habe „damals Sprachwissenschaft in wichtigen Problemfeldern Geschichte gemacht“²⁰⁵, und Weisgerber

¹⁹⁹ Ebd., S. 32

²⁰⁰ Ebd., S. 34 f., noch appellativer: „Die damit gestellten Aufgaben sind nur zu lösen, wenn wir unsere Arbeit beziehen auf die Ganzheit des menschlichen Lebens, wenn wir uns richten nach der Sinn- und Weltordnung der Erscheinungsformen des Sprachlichen, und wenn wir die Leistung der sprachlichen Tatsachen als Maßstab für ihre Bearbeitung und Einordnung festhalten. Nur so gewinnen wir eine Form des Arbeitens, die Raum bietet für jede notwendige Einzelforschung und zugleich die Erfüllung unserer Hauptaufgabe sichert: die gestaltende Kraft der Sprache im Menschenleben in ihren Wurzeln, ihren Erscheinungsformen und ihren Auswirkungen aufzuzeigen.“

²⁰¹ Bernhard Weisgerber: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 6

²⁰² Ebd., S. 7

²⁰³ Ebd.

²⁰⁴ Gipper: „Leo Weisgerber“, a. a. O., S. 26, macht, wir deuteten es oben an, für das Scheitern des Projekts wissenschaftliche Egoismen verantwortlich: „Mehrere größere Monographien sind aus dieser Arbeit hervorgegangen. Das große Ziel aber, die Erarbeitung einer umfassenden inhaltbezogenen Grammatik des Deutschen, ist leider nicht erreicht worden. Es lag wohl daran, daß einige Mitglieder doch auf die Eigenständigkeit ihrer Forschungsansätze bedacht waren und sich den Leitideen eines solchen Gemeinschaftswerks nicht unterordnen mochten.“

²⁰⁵ So Helmut Gipper (Rede. In: *In memoriam Leo Weisgerber*, a. a. O., S. 20), der die Geschichtsmächtigkeit (d. h. die Fähigkeit, über [Sprachwissenschafts-]Geschichte zu verfügen und diese zu prägen) derjenigen, die sich um Weisgerber scharten, also auch seiner selbst, hervorhebt. Eine ähnliche Selbstzuschreibung von Bedeutung und die Betonung von andauernder Wirkung der gefestigten Forschergemeinschaft, einhergehend mit dem Pathos der didaktischen Umsetzung der Grundlagenforschung, findet sich – zu Lebzeiten Weisgerbers – bei

habe eine „Offenheit“²⁰⁶ bewiesen, die „im Interesse der Sache“ Auseinandersetzungen einschloß: „Allerdings sollte es immer eine faire, konstruktive Auseinandersetzung sein, kein Operieren mit simplifizierenden Unterstellungen, kein ideologisches Diffamierenwollen“²⁰⁷ einzelner Gedanken, die aus einem Zusammenhang gelöst und verzerrt wiedergegeben werden, und schon gar nicht ein bewußtes Verschweigen aus Opportunismus. Auch davon ist L. Weisgerber nicht verschont geblieben – in den Jahren, als die deutsche Germanistik, wie die Romanistin Schlieben-Lange treffend bemerkt, ‚unter einem geradezu traumatischen Zwang zum Vaternord‘ gestanden hat, d. h. die eigene Wissenschaftstradition fast gänzlich beiseite schob, um mehr oder weniger kritiklos die transformationelle Grammatik zu übernehmen (*Soziolinguistik* [...]).“²⁰⁸

Knobloch (a. a. O., S. 6): „Eine Gemeinschaft von Kollegen und Schülern hat sich um Sie geschart, die mit Ihnen und nach Ihrer Arbeitsweise und Sprachbetrachtung Gehalt und Wirkkraft der Muttersprache untersucht, nicht zuletzt, um die Ergebnisse in den Dienst des Schulunterrichts zu stellen – eine verpflichtende Aufgabe jeder weiterführenden Forschung.“

²⁰⁶ Bei Gipper (Rede, a. a. O., S. 20) wird Weisgerber anders charakterisiert: „Er nahm Anregungen auf, wenn sie ihm brauchbar schienen, aber sein Weg blieb doch unverwechselbar ein eigener: die Richtung bestimmte er letztlich für sich allein.“

²⁰⁷ Angespielt ist hier auf Walter Boehlichs Bemerkungen zu Weisgerbers Verhältnis zum Nationalsozialismus. Während die wissenschaftliche Welt Weisgerber „im Rahmen des Üblichen“, so Reppen (a. a. O., S. 9), ehrte, habe sich Boehlich gewissermaßen als Exterritorialer des „Vorwurf[s] der NS-Gesinnung gegenüber einem Mann wie Weisgerber“ befleißigt, und das sei „infam“ gewesen (ebd., S. 10). „Es war die Zeit“, mokiert sich Reppen, „als die bequeme Formel: ‚Wer weiß noch was von wem?‘, die inzwischen zu einem Ritual der Massenmedien geworden ist, zuerst erprobt wurde.“ Aus beinahe verschwörungstheoretischer Perspektive liest sich die Sachlage so: „Walter Boehlich, einer der damals mächtigen Journalisten, hatte Weisgerbers Verhalten im Dritten Reich schon in den 50er Jahren mit tatsachenwidrigen Behauptungen angegriffen. In gleicher Weise, durch entstellte und verdrehte Zitate, griff er nun 1964 erneut öffentlich an. Der Westdeutsche Rundfunk, der dafür die Plattform abgegeben hatte, konnte erst nach elf Monaten, nach nahezu einem ganzen Jahr zermürender und zeitraubender Gegenbemühungen, zu einem Widerruf gezwungen werden.“ (Ebd., S. 9)

²⁰⁸ Johannes Erben: Rede. In: *In memoriam Leo Weisgerber*, a. a. O., S. 26. Ob mehr oder weniger kritiklos oder nicht – übernommen, d. h. rezipiert wurden etwa ab 1965 zudem soziolinguistische Modelle unterschiedlicher Provenienz, etwa das Codemodell Basil Bernsteins. (Zur Sprachbarrierentheorie und zur kompensatorischen Spracherziehung vgl. Frithjof Hager/Hartmut Haberland/Rainer Paris: *Soziologie und Linguistik. Die schlechte Aufhebung sozialer Ungleichheit durch Sprache*. Stuttgart 1973, und Horst Holzer/Karl Steinbacher [Hg.]: *Sprache und Gesellschaft*. Hamburg 1972) Daß Weisgerber an „diese sprunghafte Entwicklung“ (Brigitte Schlieben-Lange: *Soziolinguistik. Eine Einführung*. 3., überarb. und erw. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln 1991, S. 34; Erbens ‚Vaternord‘-Zitat steht ebd., S. 57, mit ausdrücklicher Nennung Weisgerbers) der Soziolinguistik keinen ernsthaften Anschluß suchte, ist verwunderlich. Statt dessen verlegte er sich auf die Verteidigung der energetisch-erkenntnistheoretischen Funktion der (mutter-)sprachlichen Zeichen und Syntaxstrukturen (in Abgrenzung von Chomskys auf das Individuum zugeschnittenem Biologismus), die aber doch im Konzept der „gesellschaftlichen Erkenntnis“, die durch die Sprache fundiert sein sollte, also in einer ausdrücklich soziologisch inspirierten und pointierten Theorie der Sprache aufgehoben war. 1973 (Leo Weisgerber: „Sprache in der kopernikanischen Wende“. In: *Muttersprache*, 1973, 83. Jg., S. 129) setzte er die „Soziolinguistik“ dann von der „Sprachsoziologie“ ab. Letztere sah er „in der sprachwissenschaftlichen Grundreihe Sprachphilosophie – Sprachsoziologie – Sprachpsychologie“ aufgehoben und für „die Gesamtheit der Gemeinschaftsphänomene“ verantwortlich. „Offenbar kann die Sprachsoziologie alle soziolinguistischen Probleme erreichen, dagegen die Soziolinguistik nicht alle sprachsoziologischen.“ Näher begründet wurde diese Aussage nicht. Im Gegenteil. Wenige Abschnitte später kommentierte Weisgerber „die ‚emanzipatorischen‘ Bestrebungen der Sprachbarrierendiskussion“ mit dem Hinweis auf seinen Aufsatz „Begriffspflege in der Grundschule“ (a. a. O.) aus dem Jahr 1926, in dem die aktuellen Fragen bereits behandelt und gelöst worden seien – mit der Forderung nach der Einübung in das „Weltbild der Muttersprache“, „mit all seinen räumlichen und sozialen Abstufungen, die nun einmal aus dem Gedanken der Ganzheit einer Sprache nicht auszuschließen sind, aber doch den Kern derselben Sprache nicht zerstören“ (ebd., S. 130).

Damals also schien der Wirkungskreis Weisgerbers eingeeengt, bedingt durch externe Faktoren. „Für Leo Weisgerber waren die 50er Jahre die Jahre des Erfolgs und der Anerkennung. Zu seinen Vorlesungen strömten die Studenten, manche brachten tragbare Sitzgelegenheiten mit, um in den Gängen noch einen Platz zu finden. In den Lehrplänen der Schulen fanden Weisgerbersche Gedanken Eingang“, rekapitulierte Helmut Gipper 1986, und dann, in den sechziger Jahren, „kamen Zeiten des Rückschlags“²⁰⁹, nicht der grundsätzlichen Widerlegung, doch der Bedrängnis. Bedrängt wurde Weisgerber von zwei Parteien, einer wissenschaftspolitischen und einer wissenschaftsgeschichtlichen.

Wissenschaftspolitisch machte sich, wir wiesen bereits darauf hin, eine „jüngere Linguistengeneration“ bemerkbar, die ihr Selbstverständnis und ihre Methoden aus dem taxonomischen Strukturalismus und bald aus den Prämissen der generativen Transformationsgrammatik bezog. Der Generationenkonflikt gewann handfeste Formen: „An den zahlreichen neugegründeten Universitäten schossen neue Lehrstühle für Linguistik wie Pilze aus dem Boden, und kein Bewerber hatte eine Chance, der sich nicht als mit den neuen Methoden vertraut erweisen konnte“, klagt Helmut Gipper. „Was Leo Weisgerber und andere angeregt und aufgebaut hatten, galt nun als überholt, ja als rückständig und unwissenschaftlich. Eine progressive Linguistik sollte diese belastete Sprachwissenschaft ablösen.“²¹⁰

Aus retrospektiver Sicht hat Helmut Gipper („Leben und Werk“, a. a. O., S. 21) nolens volens auf diese Lücke hingewiesen, die er freilich nicht als Lücke, sondern als früh erfüllte Leistung wahrnimmt: „Leo Weisgerber hat vieles bereits vorweggenommen, was in der modernen Linguistik als Neuentdeckung gilt. Von Anbeginn seines Schaffens war der soziale Bezug, in dem sich alle Sprachprozesse vollziehen, ein zentraler Gesichtspunkt. Manches, was die Soziolinguistik später an Fragestellungen aufwarf, ist hier bereits angelegt, allerdings nicht in der verengenden Sicht einer Sprachbarrierenproblematik.“ Vielleicht weil Weisgerber Sprachbarrieren, seien sie individuell (psychologisch) oder schichtenspezifisch bedingt und ausgeprägt, wegreutscherte bzw. subsumierte? Und „deutlich pragmatische Ansätze, die für die Pragmalinguistik zu nutzen wären“ (ebd.), selbst tilgte? Oder übersah?

²⁰⁹ Gipper: Rede, a. a. O., S. 20 f. In „Leben und Werk“, a. a. O., spricht Gipper von „einer Frontstellung zwischen dem, was Weisgerber unter ‚Sprachwissenschaft‘ verstand, und dem, was die Jüngeren als ‚Linguistik‘ mit strengerem wissenschaftlichen Anspruch vertraten“ (S. 25). Wir werden im näheren darauf zurückkommen. Glinz („Grundlagen der Sprachinhaltsforschung“, a. a. O., S. 813) stellt übereinstimmend fest, „Weisgerbers Arbeiten aus den 50er und 60er Jahren“ hätten „fühlbare Auswirkungen auf Wissenschaft und Schulpraxis“ gehabt.

²¹⁰ Gipper: Rede, a. a. O., S. 22. Was hier als Affront einer organisierten Gruppe Mißgünstiger erscheint, hatte konkrete wissenschaftspolitische und institutionsevolutionäre Hintergründe, die sich über methodologische Grundsatzentscheidungen artikulierten und schließlich forschungspraktisch umsetzen ließen, d. h. zu einer zügig ausdifferenzierten ‚Modernisierung‘ des Faches führten. Utz Maas (*Grundkurs Sprachwissenschaft I. Die herrschende Lehre*. München 1973, S. 21) beschreibt zwei Momente, die für den Linguistikboom verantwortlich waren: „einerseits eine wissenschaftliche Lobby, die aus den Personen bestand, die in den fünfziger und sechziger Jahren sich mit den neuen Richtungen der Linguistik beschäftigt (und z. T. auch an ausländischen Universitäten studiert) hatten, die aber zunächst in Deutschland in ihrer Karriere durch die Vertreter der traditionellen Philologien behindert wurden. Für sie war die Forderung nach Linguistik statt Philologie eine Frage des beruflichen Fortkommens, und in generalisierter Form vertraten sie dieses Interesse auch noch, nachdem einzelne von ihnen ins akademische Establishment aufgestiegen waren. Die Rationalisierung ihres Anspruchs auf Lehrstühle lieferte eine methodologische Argumentation, die die Existenzberechtigung der traditionellen Philologien in Frage stellte: In Übereinstimmung mit der wissenschaftstheoretischen Entwicklung,

Laut Bernhard Weisgerber sah sich Leo Weisgerber mit „einer formalen Methode der Sprachbeschreibung“ konfrontiert, „die sich im wesentlichen auf die Syntax konzentrierte und nicht selten unkritisch von der englischen auf die deutsche Sprache übertragen wurde [...]. Die kritischen Stimmen kamen zunächst vornehmlich aus der DDR, wo Leo Weisgerbers Sprachauffassung zwar einen hohen Bekanntheitsgrad genoß, seine ‚idealistische‘ Grundeinstellung sich aber nicht mit der herrschenden Ideologie vereinbaren ließ.“²¹¹

Schmerzlicher schienen die Attacken aus dem eigenen akademischen Milieu zu sein, in dem es ja seinen Platz zu behaupten und weiterhin lehrend und leitend zu wirken galt. Vor allem das *Funk-Kolleg Sprache* „verkaufte sich als ‚kopernikanische Wende‘ in der Linguistik“²¹², agitierte durch ein höchst eingegengtes Sprachmodell, wonach Sprache ein „Instrument der Kommunikation“ und ein „sozial vereinbartes System von Zeichen“ sei, und erledigte den ‚Fall Weisgerber‘ en passant (und mit einem an Ignoranz grenzenden grotesken Fehlurteil): „Dementsprechend hat das Hauptwerk des deutschen Linguisten Leo Weisgerber, das längere Zeit von großem Einfluß war, den Titel *Vom Weltbild der deutschen Sprache*. Auf diese Weise wird die Linguistik zu einer Spielart des Darwinismus – mit der Aufgabe, ein zweifelhaftes nationales Selbstverständnis abzusichern.“²¹³

Der politische Konflikt um Begriffe und Konzepte, „in den sich Leo Weisgerber mit unnötig großem Engagement einließ“²¹⁴, löste sich schließlich, folgt man Helmut Gipper,

die der Faschismus in Deutschland verhindert hatte und die auch in der restaurativen Nachkriegsentwicklung nicht nachgeholt wurde, betonten sie die Konstitution einer Wissenschaft durch ihre Verfahren: unterschiedliche Verfahren begründeten so unterschiedliche bzw. autonome Wissenschaften.“

Näheres zu diesem Paradigmenstreit siehe Abschnitt II. 2. 3.

²¹¹ Bernhard Weisgerber: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 8. Bernhard Weisgerber bezieht sich auf den prominenten Aufsatz von Manfred Bierwisch: „Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden“. In: *Kursbuch*, 1966, Nr. 5, S. 77–152

²¹² Bernhard Weisgerber: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 9

²¹³ Klaus Baumgärtner: „Einführung in Inhalt, Methode und Didaktik“. In: *Funk-Kolleg Sprache 1. Eine Einführung in die moderne Linguistik*. Frankfurt/Main 1973, S. 17. Es ist hier nicht der Ort, den gesellschafts- und bildungspolitischen Hintergrund einer den universitären und den öffentlichen Raum durchdringenden, im Rahmen der Bildungsreform z. T. äußerst kontrovers geführten Debatte über Grundlagen und Gegenstandsbereiche der Sprachwissenschaft/Linguistik als Sprachlehre nachzuzeichnen. (Näheres in Abschnitt II. 2. 3.) Daß eine – nach ‚naturwissenschaftlichem‘ Vorbild – objektiviertes und operationalisierbares Wissen hervorbringende (und sehr rasch erfolgreich institutionalisierte) Linguistik in ihrem Ansinnen, Verfahren für eine leichter kontrollierbare Grammatik und demzufolge bessere sprachliche Unterrichtung (hinsichtlich höherer Chancengleichheit etc.) zu entwickeln, gescheitert ist, läßt sich im näheren „aus der Pseudo-Zuordnung von wissenschaftlicher und didaktischer Thematisierung von Sprache“ zeigen; vgl. Hubert Ivo: *Deutschdidaktik. Die Sprachlichkeit des Menschen als Bildungsaufgabe in der Zeit*. Hohengehren 1999, S. 133 ff., hier S. 134; ähnlich Maas: *Grundkurs*, a. a. O., S. 23 ff. Dort wird eine scharfe Kritik am Reizwortklima formuliert, das führende Reformlinguisten im Verbund mit kultusministeriellen Verwaltungen und den (Rundfunk-)Medien schufen, sowie an den vagen methodischen Grundlagen und Zielvorstellungen einer Disziplin, die sich nun im Zuge einer Selbstavantgardisierung zur Leitwissenschaft erhob – und gleichermaßen rasch zur „Legitimationswissenschaft“ wurde.

²¹⁴ Gipper: Rede, a. a. O., S. 22

zugunsten der Weisgerber-Schule²¹⁵ (und als Wiedereinsetzung der zweiten kopernikanischen Wende) durch entschiedenes Entgegenreten Weisgerbers und das Verblässen der Gegenkonjunktur – so daß, so Bernhard Weisgerbers rückblickende Gegenwartseinschätzung, „die *Sprachgemeinschaft* ein zentraler ‚Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung‘ bleib[t]“ und „daß – um im Stil Humboldts und Leo Weisgerbers zu formulieren – die Kräfte weiterwirken, die in diesen Wörtern [Sprachgemeinschaft und Muttersprache; J. R.] beschlossen sind. Denn nur so können die Termini ihre Tragweite erweisen, in der Weiterentwicklung der Sprachwissenschaft wie in ihrer Auswirkung auf den Sprachunterricht und nicht zuletzt als Wegweiser der Sprachpolitik.“²¹⁶

Die wissenschaftliche Kontroverse wurde indes von einer zweiten Konjunktur begleitet, deren Interesse sich auf die Fachgeschichte richtete²¹⁷:

„Es kam die Zeit der allgemeinen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Ära, und dabei konnten natürlich auch die Universitäten nicht ausgespart bleiben. Da fand man nun heraus, daß Leo Weisgerber mit seinem Eintreten für das Recht auf Muttersprache und der Betonung, daß diese als geistiges Band die Deutschen zu einer Nation zusammengeführt habe und sie zusammenhalte, den Nationalsozialisten in die Hände gearbeitet habe. Es trifft zu, daß er den Anschluß Österreichs und des deutschsprachigen Sudetenlandes an das deutsche Reich begrüßt hat, wie die Mehrzahl der Betroffenen selbst. Es läßt sich kaum bestreiten, daß er damit die Parole ‚Heim ins Reich!‘ de facto unterstützt hat. Aber man muß doch sogleich hinzufügen, daß es sich hier nicht um einen tagespolitisch begründeten Opportunismus handelte, sondern um die Genugtuung über die äußere Realisierung des Zusammenschlusses von Menschen gleicher Muttersprache zu der sozialen Gemeinschaft, die er schon 1924 als die natürliche Form der geistigen und kulturellen Zusammengehörigkeit mit den Begriffen ‚Sprachgemeinschaft‘ und ‚Sprachgenossenschaft‘ beschrieben hatte.“²¹⁸

²¹⁵ Es verbietet sich nicht, von einer Schule zu reden. Gipper (ebd.) überliefert „das böse Wort“ von der „Weisgerberei“, die in Bonn beherrschend gewesen sei – freilich um damit auf das Milieu anzuspielen, aus dem heraus „die Angriffe der 60er Jahre“ lanciert worden waren.

²¹⁶ Bernhard Weisgerber: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 10

²¹⁷ Strenggenommen ist die wissenschaftliche Kontroverse über ‚Modernität‘ der Linguistik vs. veralteten, wenn nicht korrumpierten Wissenschafts- und Bildungsbegriff in dieser Phase nicht von einem (zumindest polemisch ins Feld geführten) historiographischen Interesse am Fach zu trennen. Maas (*Grundkurs*, a. a. O., S. 22) verweist auf „die Auseinandersetzung mit der überkommenen Ordinarienuniversität, deren Repräsentanten insbesondere in der Germanistik für eine Wissenschaft standen, die im faschistischen Deutschland Legitimationsfunktionen übernommen hatte (in diesem Kampf gegen die damaligen Lehrstuhlinhaber trafen sich so die Interessen der linguistischen Hochschullehrerlobby und der fortschrittlichen Studenten: die Attacken gegen die ‚völkische Germanistik‘, die von inzwischen zu Hochschullehrern avancierten Linguisten wie Peter von Polenz, Klaus Baumgärtner u. a. vorgetragen wurden, standen denen der Studenten um nichts nach).“

²¹⁸ Bernhard Weisgerber: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 21

Mehrerlei Argumente sollen hier entlasten: a) die normative Kraft des Faktischen: Die Politik schafft einen Zustand, den „die Mehrzahl“ begrüßt; der Wissenschaftler begrüßt eine Politik, die der (angebliche) Wille der Mehrheit ratifiziert; wenn die Mehrheit (immer) recht hat, kann nicht unrecht sein, daß sich der Wissenschaftler auf die Seite der Mehrheit begibt und damit (Sprach-)Politik betreibt, ohne Politik zu betreiben – ein hermetischer, zirkulärer Positivismus, eine auf ihre verschlungene Weise prekäre Aufhebung der alten Dichotomie zwischen Geist und Macht; b) opportunistisch kann ein solches Vorgehen nicht sein, weil es, ex cathedra beurteilt, keinen opportunistischen, tagespolitischen Verhaltensmustern genügt, sondern durch die – nun wieder herabsetzend als nicht-wissenschaftlich titulierte – sekundäre Umsetzung eines höheren, eines philosophischen, theorieimmanenten Motivs bloß den inneren Auftrag der Geisteswissenschaft bestätigt sieht – eines genuin linguistischen Moments, um dessen Realisierung sich der Text nicht bekümmert, die er aber an die Politik delegiert, die nachholend exekutiert, was die Theorie implizit (oder mitunter auch explizit) gefordert hat; nachholend c) deshalb, weil die Forderung schon vor der Zeit in den (Wissenschafts-)Raum gestellt worden war, sie also einerseits als außerhalb der akuten Zeit und damit abermals höhere Programmatik vorgestellt wurde, andererseits aber nun, durch die ‚Anschlußpolitik‘, auch nachträglich jene Wertschätzung findet, die ihr, als Forderung nicht eines Sprachpolitikers, sondern eines Sprachphilosophen, längst zugestanden habe.

Zu diesen Punkten hinzutritt ein viertes, ein metahistoriographisches Entlastungsargument. Gipper fährt fort:

„Hinzu kam jedoch, daß die leitenden Begriffe der Weisgerberschen Sprachauffassung aus späterer Sicht mißdeutet werden konnten. So wurde der ideologisch neutrale Begriff ‚Weltbild der deutschen Sprache‘ mit der ideologisch belasteten nationalsozialistischen ‚Weltanschauung‘ gleichgesetzt, mit dem er nun wirklich nichts zu tun hat. Ähnlich wurde dann auch der Weisgerbersche Ausdruck ‚volkhaf‘ mit ‚völkisch‘ vertauscht, und so wurde Weisgerber als Befürworter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hingestellt.“²¹⁹

Warum „leitende Begriffe“ mißdeutet werden „konnten“, bliebe zu fragen. Allein, daß sie mißdeutet, also falsch verstanden und in falsche Kontexte gerückt wurden, sei nicht der Wirkungsgerichtetheit, der ideologischen Permissivität und der politsemantischen Brisanz des

²¹⁹ Gipper: Rede, a. a. O., S. 21

Weisgerberschen Argumentationsapparates anzulasten. Die Unzulässigkeit der Mißdeutung, der mutwilligen Fehlinterpretation, mußte also bloßer Willkür entspringen. In dieser Logik der Denunziation ergriffen dann Gegner die einfache, stets gegebene Möglichkeit, Sachverhalte zu diskriminieren, indem man sie verdrehte, vertauschte, mit assoziativ naheliegenden Begriffsfeldern verwechselte, um sich das eigentliche Ziel der Anwürfe, die Person, die für die Begriffe einsteht, auszurichten, sie zu stellen, hin-zustellen. Daß „ideologisch neutrale“ in „ideologisch belastete“ Begriffe umgetauft werden, muß mithin ein untrügliches Zeichen für einen dezidiert unwissenschaftlichen Umgang mit den in Rede stehenden Leitbegriffen sein. Daß hingegen bei Gipper selbst der Begriff der Ideologie in bloßer pejorativer, vorthoretischer Absicht benutzt wird (und nicht etwa als methodischer Zugriff diskutiert wird, der die Binnen- und die Außenbezüge zwischen wissenschaftlicher Theorie, wissenschaftlicher Praxis und gesellschaftlicher Praxis zu klären bemüht wäre), unterstreicht, wie eine Interpretation, die auf die Konservierung eines zeitlos gültigen Bestandes an sprachwissenschaftlichen Argumenten und Leitvorstellungen bedacht ist, ihrerseits in der binären Logik der strikten Parteilichkeit befangen bleibt.²²⁰

Selbst wenn die höhere wissenschaftstheoretische Wertigkeit des sprachlich begründeten Weltbildbegriffs in Abgrenzung zu jenen der Weltanschauung und des wissenschaftlichen Weltbildes elaboriert werden soll, kehrt der Reflex wieder, diejenigen, die angeblich lediglich Unvereinbares vermischen und vermengen, von denjenigen zu scheiden,

²²⁰ Zuflucht sucht diese lediglich mit Gegenbehauptungen und einfachen Umkehrungen operierende Abwehr bei der pathetischen Personalisierung. Die Integrität des Angegriffenen liefert den finalen Beweis für die Unbotmäßigkeit der Kritik: „Es folgten einige diffamierende Angriffe, die mit berechtigter Wahrheitsfindung nichts mehr zu tun hatten. Dabei wurde übersehen, daß die Sprachgemeinschaft, von der Weisgerber gesprochen hatte, eine geistige Gemeinschaft war und keine politische, und schon gar keine rassische. Und es wurde verschwiegen, daß er während des Dritten Reiches gerade wegen dieser Betonung des geistig-sprachlichen Fundaments als nicht linientreuer Gelehrter heftig angegriffen worden war. Es wurde aus Parteikreisen gegen ihn polemisiert und ihm ‚volksfeindliche Sprachphilosophie‘ und ‚Sprachwissenschaft auf Schleichwegen‘ vorgeworfen. [...] Am Rande sei noch angemerkt, daß Weisgerber nie Parteimitglied war und als gläubiger Katholik die immer stärker werdende kirchenfeindliche Tendenz des Regimes nicht gutheißen konnte.“ (Ebd., S. 21 f.) Und aus der Nahperspektive des „Mitstreiters“: „Er war ein bescheidener Mensch, der das Rampenlicht der Öffentlichkeit nie gesucht hat und es doch nicht verhindern konnte, daß er in das Zeitgeschehen hineingezogen wurde“ (ebd., S. 14), in das der einen und in das der anderen Zeit: „Leo Weisgerber war, um es abschließend zu sagen, ein durch und durch friedfertiger Mensch, der niemandem etwas zuleide getan hat, weder während der Nazizeit noch danach. Streitbar wurde er nur dann, wenn er seine Sprachwissenschaft angegriffen und gefährdet sah. Dann konnte er zum unermüdlichen Kämpfer seiner Sache werden.“ (Ebd., S. 23)

1999 legt Gipper ein weiteres Detail vor: Schon in Rostock „hatte sich Weisgerber wegen seiner betont katholischen Gesinnung und seines Eintretens für einen wegen ‚Beleidigung des Führers‘ verurteilten Prälaten Feinde gemacht. Dies wurde deutlich, als Gutachten über ihn im Hinblick auf mögliche Berufungen nach Göttingen und Bonn angefordert wurden. Die Dozentenschaft äußerte sich zwar anerkennend zu seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und seinem Interesse an Fragen der Hochschule. Bei seiner charakterlichen und politischen Beurteilung sei allerdings sein katholischer Glaube zu berücksichtigen. Aufgrund dieser weltanschaulichen Bindung werde es ihm aber nie möglich sein, ein wirklicher Nationalsozialist und aktiver Kämpfer für den Nationalsozialismus zu werden.“ („Leo Weisgerber“, a. a. O., S. 26 f.)

Was meint hier „Interesse an Fragen der Hochschule“? Und Anerkennung „seiner wissenschaftlichen Tätigkeit“? Daß Weisgerbers Forschung und seine wissenschaftliche Praxis konform gewesen sein müssen? Näheres hierzu siehe Abschnitt III. 4. 1. 3.

die wissenschaftlich konsistent argumentieren. Gipper hat wiederholt²²¹ und vor allem in dem umfanglicheren Aufsatz „Sprachliches Weltbild, wissenschaftliches Weltbild und ideologische Weltanschauung“²²² die Anstrengung unternommen, diesbezüglich Klarheit zu schaffen – eine Klarheit, die sich dann nicht in den Dienst der Verteidigung Weisgerbers stellt, wenn ein anders sortiertes wissenschaftliches Umfeld es nicht erlaubt, den der gerade zu bestreitenden Diskussion entfremdeten Gewährsmann in den Vordergrund zu rücken.

Hier, in genanntem Aufsatz, gesteht Gipper Weisgerber einen einzigen globalen Fußnotenverweis zu, gerade einmal zwei verschämte, fast kryptische Reverenzen tauchen im Fließtext auf. Das mag eine Marginalie sein, zeigt jedoch, welchen Wandlungen (sprach-)wissenschaftliche Argumentationen unterliegen bzw. willentlich unterzogen werden, sobald es die territorialen Begrenzungen des akademischen Betriebs verlangen.

Allerdings macht Gipper deshalb keinerlei substantielle Abstriche von Weisgerbers Weltbildthese. Im Gegenteil, er stärkt die Argumente für den Mentor, indem er ihn nicht sprechen, sondern implizit zur Geltung gelangen läßt, und zwar an der bekannten Frontlinie zwischen „zwei Forschungsrichtungen [...], die sich unvereinbar gegenüberzustehen scheinen“²²³, zwischen dem szientistischen Sprachverständnis der Chomsky-Schule und einem, „das man als transzendental-hermeneutisch kennzeichnen kann“.²²⁴

Gipper greift nun engagiert in den Prozeß der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung ein. Er weist darauf hin, daß Forschungsprozesse oftmals von irrationalen, weltanschaulichen Voraussetzungen geleitet seien, daß die Ablösung des Tradierten bisweilen „in langwierigem und schwankendem Kampf“ bewerkstelligt werde und dann „eine auf persönlicher Überzeugung beruhende Gesamtschau der Zusammenhänge zwischen Mensch und Welt“ das neue wissenschaftliche Weltbild manifestieren helfe, im Rückgriff auf den weltanschaulichen, ideologischen Hintergrund, der allerdings „nicht

²²¹ Vgl. etwa Helmut Gipper: „Muttersprachliches Weltbild und wissenschaftliches Weltbild“. In: *Sprachforum*, 1956, Heft 2, S. 1–10

²²² In: Jörg Zimmermann (Hg.): *Sprache und Welterfahrung*. München 1978, S. 160–176

²²³ Ebd., S. 160

²²⁴ Ebd., S. 162; ebendiese Kennzeichnung ist Weisgerbers eigene. Gipper weist darauf nicht hin. Anderweitige taktische Zugeständnisse seien hier nur gestreift, beispielsweise Gippers Bemerkung zu Humboldt: „Für ihn stand ganz außer Frage, daß es nur ein einziges Menschengeschlecht gibt“ (ebd.), oder die Wiedereinführung der Dimension des Sprechaktes in die Wortfeldtheorie: „Das Feld selbst aber ist erwachsen aus dem Miteinander sinnverwandter Ausdrücke einschließlich ihrer Oppositionen, die in konkurrierenden Gebrauchsweisen so eingegrenzt und eingliedert werden, daß jedes zugehörige Wort seine Geltung sowohl aus der Anwendung in urteilender Rede als aus der Stellenwerthaftigkeit in der sprachlichen Gliederung empfing.“ (Ebd., S. 167 f.) Die Genesis von Bedeutung/Wortinhalten scheint also doch nicht subjektlos (und sei ein Kollektivsubjekt unterstellt) vonstatten zu gehen, wenn das auch zu Begründungskalamitäten führt: „So grenzen wir Sprache mit Sprache ein und vollziehen damit nach, was wir ‚unbewußt‘, wußten‘, wenn diese paradox scheinende Ausdrucksweise erlaubt ist.“ (Ebd., S. 168)

wertend, sondern lediglich charakterisierend gemeint²²⁵ sei. Der Begriff des sprachlichen Weltbildes hingegen sei – das beweise Gippers eigener Rekurs auf die jetzt zu Rate gezogenen Autoritäten Adam Schaff, Bruno Liebrucks und Gottlieb Frege – immun gegen jede vorrationale Kontamination und dürfe mit den Oppositionsbegriffen „unter keinen Umständen verwechselt werden“²²⁶.

Eine solche Behauptung wehrt den Vorwurf der „idealistischen Spekulation“ dadurch ab, daß sie sich auf eine „jederzeit nachprüfbare Tatsache“ beruft, „nämlich die, daß die Fülle der sinnlich wahrnehmbaren und geistig denkbaren Gegenstände, die uns in unserer Lebenswelt begegnen können, in jeder natürlichen Sprache, wenn überhaupt, dann in verschiedener Weise gegeben und gegliedert sind.“²²⁷

Die Zuflucht in die quasi-empiristische Verifikation einer These, die zur sprachwissenschaftlichen Theorie von unverminderter Begründungskompetenz aufgewertet und damit unangreifbar wird, reagiert abermals durch scheinbar säuberliche Trennung und Abschottung auf ein Phänomen, das die Weisgerber-Schule rezeptionsgeschichtlich begleitet hatte: „Leider hat es auch eine ‚nationalsozialistische Weltanschauung‘ gegeben, die dem Begriff des sprachlichen Weltbildes nach dem zweiten Weltkrieg schweren Schaden zugefügt hat, weil der sprachwissenschaftliche Begriff – z. T. böswillig – mit dem politischen vermengt wurde.“²²⁸

Nach einer längeren Zeit der Fehlbetrachtung und Mißachtung allerdings wendete sich das Blatt wieder zugunsten einer achtsamen Wahrnehmung des Weisgerberschen Werks. Das mag am Gesetz der zeitlosen Geltung zeitungebundener argumentativer Wertigkeit liegen. „Für die Sprachwissenschaft wie auch für andere Forschungsbereiche darf vielmehr gelten: Was gut war, bleibt gut, was vergessen war, kommt wieder“²²⁹, resümiert Gipper andernorts. Auf Rückschläge und Ranküne wird die Renaissance folgen, mutmaßt er,²³⁰ begünstigt durch

²²⁵ Ebd., S. 164

²²⁶ Ebd., S. 165

²²⁷ Ebd.

²²⁸ Ebd., S. 164 f.

²²⁹ Gipper: Rede, a. a. O., S. 24

²³⁰ Ebd.: „Sein Werk wird weiterwirken, auch wenn es im Augenblick etwas still um die inhaltbezogene Sprachwissenschaft geworden ist. Nach wie vor stecken in ihr wegweisende sprachwissenschaftliche und sprachphilosophische Gedanken und große Forschungsaufgaben. Weil dem so ist, wird sie auch, dessen bin ich sicher, ihre Renaissance erfahren.“ Noch emphatischer zog Hans Schwarz (a. a. O., S. 77) 1984, zum 85. Geburtstag Weisgerbers, die Summe eines Lebenswerks, „das seinesgleichen sucht“ (Gipper: „Leben und Werk, a. a. O., S. 30): „[...] an Anfeindungen hat es den Lehren des Jubilars nicht gefehlt. Widerlegt freilich hat sie bisher niemand. So werden auch in Zukunft weder Sprachwissenschaft noch Erkenntnistheorie jemals an ihnen vorbeigehen können: Dem großen Sprachdenker Leo Weisgerber ist ein Ehrenplatz unter den herausragenden Gestalten der abendländischen Geistesgeschichte sicher.“

Das sind einzelne Stimmen von Weggefährten. Daneben finden sich selten ähnliche Lobpreisungen. Eine Ausnahme macht etwa noch Oswald Szemerényi (*Richtungen der modernen Sprachwissenschaft. Teil II: Die fünfziger Jahre 1950–1960*. Heidelberg 1982, S. 251 ff.): „Es wäre ein Jammer, wenn die dem Dienst der

eine veränderte, abermals umgeschlagene wissenschaftliche (und politische) Atmosphäre, wie Johannes Erben anmerkt: „Erst nach der Wiederentdeckung der semantischen, pragmatischen und gesellschaftlichen Dimension der Sprache beginnt man wieder – in West und Ost – die von L. Weisgerber aufgeworfenen Grundfragen in ihrer Bedeutung zu ermesen. L. Weisgerbers Name steht beinahe für ein Programm der Sprachwissenschaft.“²³¹

II. 2. 2. Rücklauf: Formierung und Einbindung

Im Vorwort zu *Muttersprache und Geistesbildung* nennt Weisgerber Ernst Cassirer als einen seiner zentralen Gewährsmänner. Er tut dies nicht bloß, um der akademischen Gepflogenheit der absichernden, stützenden Zitation Genüge zu leisten, sondern er bettet sein Urteil, die „wohl wichtigste Leistung“ der jüngeren Zeit sei „die philosophische von E. Cassirer“²³², in einen Abriß darüber ein, was er selbst für wesentlich und fortschrittlich „in der Erörterung der Grundbegriffe“ einer neu zu situierenden Theorie der Sprache erachtet. Bei der Prüfung der dem eigenen Projekt vorlaufenden sprachwissenschaftlichen Argumentationen spannt er zugleich den Horizont auf, vor dem er methodische Zugriffe auf das Sprachliche bewertet wissen möchte. Es sei das „Prüfmittel der Leistung“, mit dessen Hilfe sprachtheoretische Ansätze evaluiert werden müßten, und wenn als oberste der „Hauptaufgaben der Sprachbetrachtung“ ebendiese Leistungsfunktion in den Blick, ins Zentrum gerate, sei notwendigerweise von der muttersprachlichen Begründung oder Imprägnierung des Leistungsgedankens zu reden. Dort, im semantischen Milieu des Begriffs Muttersprache, gewinnt der Leistungsbegriff sogleich seine Konturen als Leitbegriff, als Axiom, das unter sich verschiedene Sprachverhältnisse faßt und sortiert – das Verhältnis zwischen erkenntnistheoretischer Dimension und Sprecher bzw. Sprachgemeinschaft, das daraus abgeleitete Verhältnis zwischen Sprecher und Sprachgemeinschaft und dasjenige zwischen

Bedeutung huldigende inhaltbezogene Sprachforschung nicht wenigstens mitspielen könnte. Vielleicht bietet aber der langsam doch unverkennbar sich abzeichnende Niedergang der transformationellen Grammatik eine weitere Chance dieser so sympathischen, weil besonders stark auf das Inhaltliche, das heißt: auf die Bedeutung ausgerichteten Schule. Sie wird sie hoffentlich ergreifen.“ (Ebd., S. 269)

²³¹ Erben, a. a. O., S. 26 f.

²³² Weisgerber 1929, S. 5. Auch über sechzig Jahre später hat diese Einschätzung Bestand; vgl. Jürgen Trabant: „Einleitung“. In: ders. (Hg.): *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Frankfurt/Main 1995, S. 9 f.: „Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen* von 1923 ist der glänzende Auftakt jener Denk-Bewegung, die in den zwanziger und dreißiger Jahren geradezu einer Explosion philosophischer Sprachreflexion in systematischer und historischer Hinsicht gleichkam und zu der – in chronologischer Reihenfolge – Autoren wie Voßler, Buber, Ammann, Heidegger, Funke, Fiesel, Hankamer, Ipsen, Weisgerber, Bühler, Stenzel, Kainz, Hönigswald etc. beigetragen haben.“ Damit steht der *linguistic turn* tatsächlich „in eine[m] größeren Kontext“ (ebd.), als es die auf die angelsächsische sprachanalytische Philosophie konzentrierte Lehrmeinung suggeriert.

Sprache und Volk. Die Teilbereiche der sprachwissenschaftlichen Untersuchung sind sodann in einer deduktiven Hierarchie angeordnet: „Denn nur die Muttersprache vollbringt für den einzelnen, für ein Volk die volle sprachliche Leistung. Das Verhältnis des einzelnen zu seiner Muttersprache, des Volkes zu seiner Sprache erschließt uns die richtige Einschätzung der sprachlichen Erscheinungen. Aus diesem Verhältnis leitet sich alles andere ab.“²³³

Weisgerber arbeitet zweigleisig. Aneignung/Kritik und Entwurf gehen Hand in Hand. Zunächst allerdings inszeniert er eine Absetzung von jenen defizitären Modi der Sprachbetrachtung, die er der pragmatischen Eindimensionalität und Vorwissenschaftlichkeit zieht und die – und hier öffnet sich der Raum, in dem Sprachwissenschaft in den zwanziger Jahren ihr neues Selbstverständnis als Sprachphilosophie imaginiert – „meist ganz getrennt von den philosophischen und psychologischen Bemühungen um die Sprache“²³⁴ operieren.

Die (Schul-)Grammatik gilt ihm als „versteinerte“, als präskriptive, an das instrumentell verkürzte Schreibverhalten appellierende und gekettete „regelgebende Wissenschaft“, und um die Vorrangigkeit der (Mutter-)Sprache vor der als zweitrangig, als abkünftig aufgefaßten Schriftsprachlichkeit zu untermauern, führt er den Utilitarismus der Grammatiker mit der den Äußerlichkeiten der Lautformen sklavisch ergebenden Sprachgeschichtsforschung eng.²³⁵

Sprachwissenschaft als Knecht des Alltags, als Magd der Tatsachen, der sozialen und schulischen Wirklichkeit, Wissenschaft auch als Büttel der historisch-vergleichenden Philologie ohne höheren Anspruch auf Wahrheit, auf Wesens- und Zusammenschau: Gegen die „Normwissenschaft“ gleichwie das „Tatsachen‘-Sammeln“²³⁶ wird ein Wissenschaftspathos lanciert, das sich entfernt von den Niederungen der anwendungsbezogenen Linguistik, das nicht in den Ruch gerät, sich dienstbar machen zu müssen für die kleinwertigen Prozesse des sprachlichen Verkehrs, das mithin sich löst aus den Zwängen sprachpflegerischer Normendiskussion oder bildungspolitischer Praxis.

Deskriptiv statt präskriptiv, wertfrei statt normsetzend soll Sprachwissenschaft figurieren, und dies, um – eingedenk des „so unsachgemäßen Zustandes“²³⁷ – gleichwohl eine Norm zu errichten, die nicht eine politisch, historisch oder sozial unterfütterte, vermittelte,

²³³ Weisgerber 1929, S. 7

²³⁴ Ebd., S. 3

²³⁵ Ebenso schlecht beleumundet ist eine sprachwissenschaftliche Praxis, die die „Erlernung fremder Sprachen“ fördern will (vgl. ebd.). Reichmann (a. a. O., S. 25) zieht aus der Ablehnung der Lautbezogenheit den Schluß, „daß seine [Weisgerbers; J. R.] Theorie eigentlich keine Sprachtheorie im Sinne gleicher Berücksichtigung von Ausdrucks- und Inhaltsebene, sondern eine besonders zu verstehende semantische Theorie“ sei.

²³⁶ Weisgerber 1929, S. 3

²³⁷ Ebd.

reflektierte ist, sondern eine philosophische, eine epistemologische.²³⁸ Die Norm der sprachwissenschaftlichen Arbeit, stets angereichert mit Imponierbegriffen wie etwa jenem der „tieferen Erkenntnis“, konstituiert jedoch ihrerseits ein Arbeitsfeld, das nun – weihevoller, würdevoller – wieder die zunächst abgewehrten Aufgaben einschließt. Diesen Umschlag über den Umweg der Abwehr begleitet der Einsatz von fachübergreifenden Glanzbegriffen aus dem Fundus der Geisteswissenschaften, die lange abgeschnitten waren vom Sprachstudium: *Geist, lebendige Beziehung, Geistesleben etc.*

Exemplarisch für diese strategische Dramatisierung, die sowohl den Gegenstand (die Sprache) als auch die Gegenstandskonstitution (die Sprachwissenschaft) in ihren Bann zieht, darf folgende Passage gelesen werden, ein Abschnitt, in dem nicht zufällig von einer „unheilvollen Lücke“ die Rede ist und der eingerahmt wird von Bemerkungen, die – bezogen auf die Lage der Sprachdidaktik – „Schäden“ und manch Verfallserscheinung mehr diagnostizieren:

„Wie häufig ist zu beobachten, daß der Sprachunterricht am wenigsten in lebendiger Beziehung zu den anderen Unterrichtszweigen steht. Und aus den vielfachen Versuchen, dem Sprachunterricht neue Gestalt zu geben, erhellt mit größter Eindringlichkeit, daß hier die leitenden, aus dem Wesen des Gegenstandes gewonnenen Gesichtspunkte fehlen, die allein festen Anhalt und zweckmäßige Gestaltung vermitteln können. – Schließlich können wir ganz allgemein feststellen, daß in allen geisteswissenschaftlichen Bestrebungen eine unheilvolle Lücke entstanden ist, weil die Sprache, eine der wichtigsten Kulturerscheinungen in der Menschheit, in ihrer Bedeutung nicht erkannt, in ihren Auswirkungen kaum geahnt ist. Und doch ist es ohne tiefere Erkenntnis der sprachlichen Fragen unmöglich, das menschliche Geistesleben zu verstehen.“²³⁹

Dies ist Weisgerber in nuce und in toto, gesprochen aus der Zeit heraus, gesprochen in den zeitlichen, werkgeschichtlichen Raum hinein, der sich über zeitgeschichtliche Epochen und Brüche hinweg erstrecken wird als Kontinuum der Maßstabsetzung, Anhaltsgabe und des

²³⁸ Insofern ist bei Weisgerber die antipositivistische Neubegründung von Sprachtheorie grundlegend und -sätzlich dadurch verbürgt, daß „die Unterscheidung zwischen deskriptiven und normativen Aussagen“ (Jürgen Habermas: *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘*. Frankfurt/Main 1969, S. 149), wie sie der Positivismus forderte, in der Theoriekonstitution konstruktiv aufgehoben wird – als Rücknahme des Postulats, „epistemologisch die Abtrennung der Erkenntnis von Interesse“ (ebd.) zu betreiben. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie „konstitutionstheoretische Grundannahmen die normative Seite der jeweiligen Theorieansätze strukturieren“ (Christoph Demmerling: *Sprache und Verdinglichung. Wittgenstein, Adorno und das Projekt einer kritischen Theorie*. Frankfurt/Main 1994, S. 167).

²³⁹ Weisgerber 1929, S. 4

zweckmäßigen, zielorientierten Mittel-, d. h. Methodeneinsatzes zugunsten weitreichender Wirkung – auf dem Boden einer Sprachtheorie, die nicht weniger beabsichtigt zu sein denn eine kulturtheoretisch totalisierte und geisteswissenschaftlich fundierte Universalhermeneutik des ‚menschlichen Daseins‘, der sprachlichen, der: muttersprachlichen Existenz.

Weisgerbers eigentümliche Sprechweise, die sich originär und folgenreich in einem singulären Theorietypus eine imposante Gestalt zu geben vermochte, entwickelt sich unter spezifischen ‚klimatischen‘ Bedingungen. „Die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts stehen im deutschsprachigen Bereich nicht so sehr im Zeichen der Synchronie und des Strukturdenkens, obwohl auch das eine bestimmte Rolle spielt, sondern viel stärker in der Überwindung des sprachwissenschaftlichen Positivismus durch den sprachwissenschaftlichen Idealismus“, heißt es bei Iwar Werlen²⁴⁰. Abgesehen davon, daß Clemens Knoblochs jüngst gefälltem Urteil zuzustimmen ist, „daß die übliche historiographische Version der Sprachwissenschaftsgeschichte in Deutschland, wonach es keine eigentliche Rezeption de Saussures und des Strukturalismus gegeben habe, nicht zu halten ist“²⁴¹, eröffnet der von Knobloch vorgeschlagene text- und diskursanalytische Rahmen zur Untersuchung der „Begriffspolitik und Wissenschaftsrhetorik bei Leo Weisgerber“ auch die Möglichkeit, die Genese und die politischen/öffentlichen Effekte und Anschlußgesten des Weisgerberschen Argumentationsapparates zu beschreiben, ohne sie an detaillierte empirisch-wissenssoziologische Daten rückzubinden.

Unter dem Projekttitel des „semantischen Umbaus der Geisteswissenschaften“²⁴² schlägt Knobloch vor, „die Rolle außerfachlicher Ressourcen für die fachliche Semantik und

²⁴⁰ Werlen, a. a. O., S. 103

²⁴¹ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 148, Anm. 4

²⁴² Vgl. das entsprechende Forschungsprojekt an der Universität GH Siegen: „Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945“, das die Tatsache zu erhellen versuchte, „daß in brisanter Weise Forschungslogik und politische Logik miteinander verknüpft sind“ (Gerhard Kaiser/Matthias Krell: „Tagungsbericht: ‚Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945‘, Siegen 10./11. Dezember 1999“; www.uni-siegen.de/~semumba/tagungsbericht_1999.htm) – und zwar jenseits der „allzu leicht zu exkulpierenden Mißbrauchsgeschichten wie zu personalisierenden Schuldzuweisungen“, nämlich als argumentationsgeschichtliche Untersuchung, die fachsprachliche Redeweisen, „Organisationsformen und Ressourcenkonstellationen“ in ihren Bezügen zur „Basissemantik des jeweiligen politischen Systems“ analysiert.

Vgl. dazu ausführlich Georg Bollenbeck: „Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt ‚semantischer Umbau der Geisteswissenschaften‘“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 9 ff. Die „Analyse von Strukturen, Diskursen, Institutionen oder Forschungsschwerpunkten“ (ebd., S. 10) soll im Hinblick auf den einzelnen Forscher „den Ermöglichungszusammenhang seiner Forschungsarbeiten“ beschreiben; „dieser Ermöglichungszusammenhang umfaßt die gesellschaftliche Ressourcenkonstellation, akademische Sollgeltungen, allgemeine Mentalitäten und fachspezifische semantische Bestände“ (ebd., S. 11). „Von besonderem Interesse sind für uns die semantischen Membranen und Transformationssysteme, die ein Fach mit seinen Grundbegriffen, Argumentations- und Deutungsmustern im beständigen Austausch mit der gesellschaftlichen Deutungs- und Weltbildproduktion halten.“ (Ebd., S. 17) Dieser Austausch verläuft über verschiedene Strategien: der „Engführung“, der textuellen „Polyphonie“, des „punktuellen ‚vornehmen Einverständnisses‘“, der „indirekten Bezugnahme“ und des

Kommunikation aufzuhellen. Weder geht es um Theorie- und Forschungsgeschichte im herkömmlichen Sinne noch auch um die Aufdeckung politischer Einflußnahmen und administrativer Machtkontexte im Kern der Fächer, die es zweifellos gab und gibt.“ Statt dessen zielt Knobloch auf „die semantischen Membranen und Transformationssysteme, die ein Fach mit seinen Grundbegriffen, Argumentations- und Deutungsmustern im beständigen Austausch mit der gesellschaftlichen Deutungs- und Weltbildproduktion halten.“²⁴³

Knobloch zeichnet dieses Verhältnis zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit durch den Begriff „soziale Resonanzfähigkeit“²⁴⁴ aus. Nicht nur, daß sprachwissenschaftliche Theorien kohärent sein müssen, wollen sie mit dauerhafter wissenschaftlicher Wahrnehmung rechnen, sie müssen überdies ihre Kohärenz jenseits der fachlichen Rezeptionsstrukturen beweisen, wollen sie als Angebot, als potentieller „Anhalt“ inmitten der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen auf Erfolg spekulieren. Der Zugewinn an Plausibilität durch die öffentliche Wahrnehmung generiert, auch rückwirkend ins wissenschaftliche Feld, eine „Relevanz“, die die fachliche Beschränkung und Bescheidenheit überschreitet und die Wirkungsintention ratifiziert.

Sprachwissenschaftliche Theorien und das öffentlich geteilte Wissen darüber, was über Sprache zu wissen und wie dieses Wissen zu handhaben und zu nutzen sei, sind nie per se kongruent. Die Theorie bedarf der „Einbettung“, die sie sucht oder die, zuweilen, von außen in bedrängender Weise offeriert wird. Die Vermittlung der Theorie in die öffentliche Sphäre *hinein* mag sich indes als ein prekärer Prozeß darstellen, als ein Wagnis oder ein erzwungenes Deutungsprozedere, das vom Wissenschaftler nachträglich dann bezweifelt werden kann, wenn es der Distanzierung von der Inanspruchnahme durch wissenschaftsfremde Instanzen bedarf.

Die Erzeugung des nachhaltigen Echos im Sozialen, in einem etwas diffus als gesellschaftlicher Raum zu bezeichnenden Milieu der politischen und der wissenschaftlichen Kampf- und Leitbegriffe sowie der um Dominanz ringenden Argumentationslogiken, muß laut Knobloch mit der Spannung rechnen, daß die Intentionen der methodischen Innovation und Intervention nicht exakt zur Deckung gelangen mit den Argumentationsweisen einer nicht vollends kontrollierbaren Öffentlichkeit. Gleichwohl rechnet gerade Weisgerber mit der Polyvalenz seiner politsemantischen Eingriffe in die sprachwissenschaftliche Diskussion, da

„offenen ‚Mitspielens‘ an den Artikulationsformen des Regimes“ (ebd., S. 21 f.) Damit schließt sich die Begriffs- und Argumentationsgeschichte einzelner Theorien mit ihrer außerfachlichen Anwendungs- und Wirkungsgeschichte zusammen: „Nicht einzelne ‚Begriffe‘ enthalten die Fülle eines politisch-sozialen Bedeutungszusammenhanges. Der erschließt sich erst innerhalb der gesellschaftlichen Kommunikation – also in der Verwendungsgeschichte der Begriffe.“ (Ebd., S. 23)

²⁴³ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 146

²⁴⁴ Ebd., S. 145

sie, wie gewünscht, per se über den Fächerhorizont hinausweisen. *Muttersprache und Geistesbildung* reagiert auf die virulenten Bedürfnisse nach einem Zusammenstimmen und -klingen von Theorie und kultureller/politischer Praxis. Es bleibe, so Knobloch allgemein,

„auch ein hoch professionalisiertes Fachgebiet darauf verwiesen, seinen Zusammenhang mit dem Denkstil und den Interessen der Zeit, seine ‚Relevanz‘ mitdarzustellen. Um so mehr die notorisch druckempfindlichen und nur in Grenzen professionalisierbaren Geisteswissenschaften, die mit der Paradoxie zu leben haben, daß sogar ihre gegenstandskonstitutiven Grundbegriffe (oder das, was die Gesellschaft dafür hält) in der außerfachlichen Kommunikation zirkulieren und dort ohne Rücksicht auf den ‚Forschungsstand‘ umgedeutet und neu aufgeladen werden können: *Sprache, Kultur, Geist, Literatur* sind (semantisch instabile und indexikalisch streuende) Hochwertbegriffe, und die Fächer, die sich mit ihnen befassen, müssen ihre ‚Gegenstände‘ aus dem allgemeinen (und wechselnden) Verkehrswert dieser Symbole gewissermaßen abfiltern. Es liegt immer nahe, das auf eine Weise zu tun, daß die ‚Forschungsergebnisse‘ rasch wieder in die allgemeine Kommunikation eingefüttert werden können.“²⁴⁵

Dem skizzierten Spannungsverhältnis hat sich Weisgerber offensiv geöffnet, indem er die skizzierte Sprachlehre als hochkommunikative Offerte an die Öffentlichkeit plazierte. „Leo Weisgerbers Sprachtheorie lag im Kern Ende der 20er Jahre dem Publikum vor (*Muttersprache und Geistesbildung* erschien 1929). Sie war zu dieser Zeit *ein* sprachtheoretisches ‚Angebot‘ in der ungeheuren Vielfalt der Um- und Neuorientierungen in den Geisteswissenschaften, speziell in der Sprachwissenschaft.“²⁴⁶ Als dieses *eine* Angebot war sie jedoch maßgeblich dadurch erfolgreich, daß sie die innertheoretischen Kontexte, die theoriegeschichtlichen Elemente, im Bewußtsein der allgemeinen Lage der Sprachwissenschaft in sich aufnahm und umschmolz. Die Politisierung der Sprachwissenschaft vollzog sich aus der innertheoriegeschichtlichen Aneignungsbewegung heraus und antwortete als sprachtheoretische Umwälzung auf die kommunikativen

²⁴⁵ Ebd., S. 146 f.

²⁴⁶ Ebd., S. 146. Zeitgenossen stellten deutlicher die schlagende Wirkung von *Muttersprache und Geistesbildung* und ergänzenden Arbeiten heraus; vgl. etwa Albert Debrunner: „Rezension von: Weisgerber Joh. Leo: *Deutsches Volk und deutsche Sprache* [...]“. In: *Indogermanische Forschungen*, 1935, 53. Jg., S. 316 (Herv. J. R.): „Es ist ein bleibendes Verdienst Weisgerbers, daß er uns in seinem Buch *Muttersprache und Geistesbildung* [...] und in zahlreichen Aufsätzen den alten Gedanken, daß jede Sprache ein Weltbild enthält, *kräftig eingehämmert* und dem weniger geläufigen Gedanken, daß umgekehrt auch die Sprache eines Volkes sein Weltbild beeinflusst, zu seinem Recht verholfen hat.“

Bedürfnisse des gesellschaftlichen Milieus, die ihrerseits ein Echo fanden in der „Neubesinnung auf das Wesen der Sprache“²⁴⁷.

Das wissenschaftliche Klima, in dem sich Weisgerbers Sprachlehre zum Leitangebot entwickelte, ist mehrfach als durch gravierende Verwerfungen geprägtes beschrieben worden. Die Abkehr von der Junggrammatik und der Sprachgeschichtsforschung durch die sich formierende heterogene Partei der Antipositivisten findet allerdings vor dem Hintergrund statt, daß die Disziplin Sprachwissenschaft allererst gefestigt werden muß.²⁴⁸

Während laut Clemens Knobloch die Geschichte der Sprachwissenschaft, beginnend mit den ‚romantisch-idealistischen‘ Initiatoren Herder und Humboldt, vorläufig endend bei den Junggrammatikern, gewöhnlich als „Professionalisierungs- und Ernüchterungsgeschichte erzählt“ werde, sieht er selbst gerade Anfang des 20. Jahrhunderts bereits jene Emphasisierungsprozesse einsetzen, die Weisgerber auf spezifische Weise, durch die Einbindung umgebildeter fachimmanenter und interdisziplinär abgeschöpfter Termini und Argumentationen, zuspitzt. „Sprach- und Völkerpsychologie“ macht Knobloch verantwortlich einerseits für die „epistemologische[] Reemphasierung der Linguistik“, andererseits für die „didaktische[] Reemphasierung der Sprachwissenschaft“²⁴⁹. Diese angestoßene Entwicklung nimmt Weisgerber auf einer wesentlich breiter angelegten Emphasisierungsbasis auf und führt sie qua sprachtheoretischer Grundlegung und sprachwissenschaftlicher Programmatik synthetisierend gewissermaßen auch zum (gültigen) Abschluß.

Daß Sprachwissenschaft derart selbstbewußt, mit gesicherten Methoden und unbestreitbaren Ansprüchen, auftritt, ist auch ein Symptom dafür, daß sie auf dem Weg zur Professionalisierung ihr Selbstverständnis als eigenständige Disziplin an den Universitäten und in der Öffentlichkeit noch durchsetzen muß. Utz Maas hat gezeigt, wie prekär die Lage der Sprachwissenschaft bis in die dreißiger, sogar bis in die fünfziger Jahre gewesen ist. Was die dreißiger Jahre betrifft, könne keineswegs „von einer abgeschlossenen Professionalisierung gesprochen werden“²⁵⁰, und insgesamt sei „schwer festzustellen, wer in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Sprachwissenschaftler war“. Es mangelte der

²⁴⁷ Hans Arens: *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. 2., durchges. und stark erw. Aufl., Freiburg/München 1969, S. 403; ebd., S. 404, ist auch die Rede vom „allgemeine[n] Aufbruch“ und von einer „Blüte“ der Sprachwissenschaft, die „fast ausschließlich aus der Philosophie“ (ebd., S. 403) erwachsen sei.

²⁴⁸ Vgl. auch Eugenio Coseriu: *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*. 2. Aufl., Tübingen 1992, S. 44, der im „Antipositivismus“ eine „neue ‚Ideologie‘ in den Wissenschaften“ dingfest macht, unter Ideologie allerdings recht grob die „theoretische[n] Grundlagen“ und „die allgemeine wissenschaftliche ‚Haltung““ versteht, in summa: „die jene Haltung bedingende ‚Ideologie““ (ebd., S. 29), die dann eben auch als „positivistische Ideologie“ (ebd.) auftreten kann.

²⁴⁹ Knobloch: „Begriffspolitik“, S. 147

²⁵⁰ Utz Maas: „Die Entwicklung der deutschsprachigen Sprachwissenschaft von 1900 bis 1950 zwischen Professionalisierung und Politisierung“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 1988, 16. Jg., S. 258

Sprachwissenschaft nach wie vor an der unbezweifelbaren Anerkennung als autonomes methodologisches Ensemble, darüber hinaus waren der institutionelle Rahmen und die Verortung der Disziplin im universitären Betrieb noch nicht gefestigt bzw. vollendet.²⁵¹

Man bewegte sich also auf einem relativ offenen Terrain, dem „ein recht weiter Begriff von Sprachwissenschaft“ korrespondierte, ein „Bewußtsein, wo auch im akademischen Feld Wissenschaftler aus Nachbardisziplinen zur Sprachforschung beitragen“. (Eingeschränkte) Exterritorialität und Interdisziplinarität konvergierten fachgeschichtlich und forschungspraktisch.²⁵²

Um sich abzusetzen vornehmlich von den Philologien und um Sprachwissenschaft als eigenständige, mit hoher Akzeptanz versehene Disziplin zu etablieren, diente jetzt eine vielstimmig angelegte Kritik des „vielbeschworene[n] junggrammatische[n] Paradigma[s] mit seiner extremen Reduktion des Gegenstandsverständnisses“²⁵³. Einen Vorlauf hatte es bereits Ende des 19. Jahrhunderts gegeben, den Versuch, die Theorie der Sprache soziologisch zu konstituieren.²⁵⁴ Nun formiert sich „eine offene Opposition zu dem junggrammatischen Programm“²⁵⁵. Einerseits spielt die Rezeption de Saussures eine gewichtige Rolle,²⁵⁶ andererseits finden Karl Voßlers Attacken gegen die „Lautschieber“²⁵⁷ ein breites Echo. Dazu treten die Gestaltpsychologie und die Sprach- und Völkerpsychologie Wilhelm Wundts.²⁵⁸

²⁵¹ Ebd., S. 256. Zur empirischen Nachweisen vgl. ebd., S. 255 ff.

²⁵² Ebd., S. 258. „Dem entspricht auch, daß theoretisch zentrale Veranstaltungen für die Abklärung der Sprachwissenschaft damals zum Teil außerhalb der ‚philologischen‘ Zunft stattfanden, etwa der von Karl Bühler 1931 veranstaltete ‚Sprachtag‘ im Rahmen des Psychologenkongresses in Hamburg [...] oder der folgenreiche Sammelband des französischen *Journal de Psychologie*, zu dem auch eine ganze Reihe deutschsprachiger Sprachwissenschaftler beitrugen: K. Bühler, A. Gelb, K. Goldstein, außerdem E. Cassirer u. a.“

²⁵³ Ebd., S. 259. Diese gegenständliche Einengung wurde darüber hinaus als allgemeine Stagnation empfunden, die den Neuanfang des Strukturalismus einerseits, der „inhaltsbezogene[n] Grammatik“ andererseits gleichermaßen unausweichlich machte, so Siegfried Grosse („Kontinuität und Diskontinuität, a. a. O., S. 200); ebd., S. 203 f., wird die herausragende und z. T. verdienstvolle Rolle Weisgerbers betont, und zwar bis in die Gegenwart hinein, nämlich hinsichtlich der „sehr anregenden Überlegungen und Beobachtungen [in semantischen und syntaktischen Fragen; J. R.], deren man sich bestimmt in kurzer Zeit wieder erinnern wird, auch wenn im Augenblick die allgemeine Einstellung zur inhaltsbezogenen Grammatik wenig Wohlwollen und mehr mitleidiges Lächeln zeigt.“ (Ebd., S. 204)

²⁵⁴ Vgl. Maas: „Professionalisierung“, a. a. O., S. 260: „Die sprachwissenschaftlichen Debatten am Ende des 19. Jahrhunderts sind von dem Problem einer ausstehenden theoretischen Konzeption bestimmt: Sprache sozial zu denken, die kommunikative Praxis in ihre Reflexion hineinzunehmen und nicht zuletzt die Bedeutungsproblematik.“

²⁵⁵ Ebd.

²⁵⁶ Sie wird allerdings unterschiedlich eingeschätzt. Im Gegensatz zu Clemens Knobloch etwa schränkt Maas ein: „Der Verweis auf Saussure ist oft nur emblematisch. Er markiert die gesuchte Abgrenzung zu dem junggrammatischen Akademismus“, der sich bei Theodor Frings polemisch radikalisiert im Wort vom „Schreibtischforscher“. Bei Weisgerber indes konstatiert Maas einen „häufigen Rückgang auf Saussure“ (a. a. O., S. 263).

²⁵⁷ Zit. nach ebd. Des weiteren vgl. Karl Voßler: *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft*. Heidelberg 1904

²⁵⁸ Vgl. Wilhelm Maximilian Wundt: *Völkerpsychologie. Untersuchungen der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte*. Bd. 1: *Die Sprache*, Leipzig 1900; ders.: *Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg*. Leipzig 1915. Die „Fülle der professoralen Weltkriegsschriften aus dem Umkreis der Jahre nach 1914“ (Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 149) spielt in der Tat eine große Rolle für die Aufwertung der

Laut Maas bildet sich „ein sehr buntes Feld von Neuerern“, die sich bei allen Differenzen in Fragen der Methoden und der Ziele sprachwissenschaftlicher Forschung doch hinter einer Fahne sammeln. Unbestritten nämlich sei die – die Disziplin einigende – Forderung, „die gesellschaftlich-kulturelle Vorartikuliertheit der Sprachpraxis [zu] untersuchen“, also den Primat des Sozialen, der Sprachgemeinschaft, des Geisteslebens²⁵⁹ vor der einzelnen Sprechhandlung festzuschreiben und, noch genauer gefaßt, „die kulturell artikulierte Sprachpraxis gemeinsam mit Nachbardisziplinen zu erforschen“.²⁶⁰

Ein prägnantes Beispiel für den Impetus, mit dem die Neuerer auf den Plan traten, um das von der Junggrammatik beherrschte Feld neu zu vermessen, also zu erweitern und dann zu besetzen, bildet – neben und fünf Jahre nach Weisgerber – Karl Bühlers 1934 erschienene *Sprachtheorie*.²⁶¹ Bühlers programmatische, kämpferische Einleitung, signalgebend „Die Sprachtheorie gestern und heute“ überschrieben, verfährt analog zu *Muttersprache und Geistesbildung*: Sie durchmustert – teilweise recht keck anmutend („Was hat er selbst zu

Sprachwissenschaft zur totalisierenden Tatwissenschaft. Nicht zu unterschätzen ist gleichfalls die vorlaufende Wirkung von Franz Nikolaus Finck (*Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Acht Vorträge*. Marburg 1899). Stefan Pegatzky („Weltansicht. Weltbild. Weltanschauung. Zur Metamorphose eines sprachwissenschaftlichen Begriffs“. In: Ivo: *Engagement und Reflexion*, a. a. O.) nennt Finck einen „der frühesten Rebellen, die in diesem Sinne gegen die etablierte Forschung zu Felde zogen“ (ebd., S. 23). Die kruden ethnopsychographischen Schlußfolgerungen sind hier nicht zu diskutieren. Nur soviel sei angemerkt: Der „wegweisende[] Repräsentant der künftigen Sprachwissenschaft“ (Arens: *Sprachwissenschaft*, a. a. O., S. 407) suchte im „deutschen Sprachbau“ den „ausdruck eines teils der deutschen weltanschauung [zu] entdecken“ und proklamierte: „Die weltanschauung einer geistigen gemeinschaft ist demnach die art, wie sprachlich zum ausdruck gelangende vorstellungen gebildet werden [...]. Diese in der etymologie und synonymischen gruppierung zum ausdruck kommende weltanschauung einer geistigen gemeinschaft ist das, was man innere sprachform nennt.“ (Zit. nach Pegatzky, S. 24 f.) Pegatzkys Folgerung lautet: „Hier wird also ‚Weltanschauung‘ auf die ‚innere Sprachform‘ reduziert, ein Schritt, den dann auch Weisgerber machen wird.“ (Ebd., S. 26)

²⁵⁹ Bezeichnenderweise trägt eine einflußreiche Schrift Voßlers den bedeutungsintensiven Titel *Politik und Geistesleben* (München 1927). Die Verschiebung und Vereindeutigung, ja Verengung in bezug auf die Formation des Faches und die politisch-aktivistische Signalwirkung sind bei Weisgerber mit dem suggestiven Begriffspaar *Muttersprache und Geistesbildung* deutlich artikuliert.

²⁶⁰ Maas: „Professionalisierung“, a. a. O., S. 261. Die Erweiterung der Gegenstandsbereiche stellen diverse Kooperationen unter Beweis. An Voßler schließen Eugen Lerch und Viktor Klemperer an, Leo Spitzer und Hans Sperber untersuchen unter psychoanalytischen Voraussetzungen die Zwänge, die kulturelle Formationen auf die Sprecher ausüben. Die Dialektologie orientiert sich sozialgeschichtlich, während die rheinische Schule um Theodor Frings kulturmorphologisch arbeitet und in der Sprache „ein geschichtsgeographisch bedingtes soziales Gebilde“ erkennt. (Vgl. Eveline Einhauser: „Grammatikschreibung in der Tradition der Historischen Grammatik: Ein Ausblick auf das 20. Jahrhundert“. In: Peter Schmitter [Hg.]: *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 5: *Sprachtheorien der Neuzeit II*, Tübingen 1996, S. 226)

Die enge Zusammenarbeit mit Medizinern und Psychologen sucht Rudolf Mehringer, der zudem die – Sprachwissenschaft und Völkerkunde verbindende – Zeitschrift *Wörter und Sachen* begründet, in der 1933/34 Weisgerbers umfangliche Abhandlung *Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur* erscheinen wird (zeitgleich mit Weisgerbers Eintritt in die Redaktion). Die interdisziplinäre Aphasieforschung, die ihr Augenmerk auf Fragen der Sprachproduktion legt, findet eine Heimstatt in der Zeitschrift *Germanisch-Romanische Monatshefte*. Auch in diesem – von Maas (a. a. O., S. 261) als „modern“ titulierten – Forum tritt Weisgerber auf.

Einhausers Überblick (a. a. O., S. 226) resümiert: „In den dreißiger Jahren wurde diese Reihe von Forschungsansätzen dann schließlich noch durch die an die Humboldt-Tradition, zugleich aber auch an Saussure anknüpfende inhaltbezogene Grammatik erweitert, die vor allem mit dem Namen Leo Weisgerber verbunden ist, der aber auch Wissenschaftler wie Walter Porzig, Jost Trier, Hans Glinz und andere nahestanden.“

²⁶¹ Karl Bühler: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart/New York 1982

bieten?“ ergeht die Frage an Husserl²⁶²) – das zum Vorlauf herabgestufte Gestern der Sprachwissenschaft, sie proklamiert die Rückkehr zur Sprachphilosophie, und sie fordert die Verknüpfung der Sprachtheorie (als Sprachphilosophie) mit den „Kulturwissenschaften“ und mit den „Gesellschaftswissenschaften“; letzteres, nun symptomatisch für die Kräftekoordinaten der Zeit, in direkter Konfrontation mit den programmatischen Erklärungen Hermann Pauls, Sprachwissenschaft in kultur- und gesellschaftswissenschaftliche Forschungen einzubinden.

Freilich gelinge Paul (und seiner Schule) diese Einbindung nicht, so Bühlers Urteil, denn alle Gegenstände, die im Zuge einer solchen Integration der Sprach(en)forschung Berücksichtigung zu finden hätten (vorderhand das Soziale), seien bei Paul nur abgeleitet aus dem naturwissenschaftlichen Axiom der Lautgesetzforschung. Diese Kritik ist *symptomatisch* (sie betrifft keine Einzelposition und -person, sondern die gesamte ‚alte‘ Forschergeneration), und sie ist *grundsätzlich*: „Paul ist mit allen seinen Zeitgenossen ein entschiedener Individualist und bemüht sich in den *Prinzipien* ehrlich auch um die Aufgaben des Brückenschlagens, die keinem Monadenansatz erspart bleibt. Man muß alles Soziale eigens ‚ableiten‘, wenn man es in der vorausgegangenen angeblich restfreien Aufgliederung der Lebensangelegenheiten auf die Ressorts der Individuen unter den Tisch fallen läßt.“²⁶³

Eine weitreichende, tiefgehende Krisendiagnose (deren Kritik, abermals ähnlich zu Weisgerber, am methodischen Individualismus ansetzt, sei’s in der Form psychologischer Verengung, sei’s in der Form des spätrationalistisch-cartesianischen Glaubensbekenntnisses²⁶⁴) und starke, folgenreiche Neuerungsimpulse bedingen also bei Bühler wie bei Weisgerber einander aufs engste. Aus dieser Spannung, die ein (gewollt) hohes Konfliktpotential birgt, in dem sich das Bedürfnis artikuliert, die wissenschaftlichen Fesseln und Verhältnisse zu sprengen, erwächst die Kraft zur Umwälzung, zur Beseitigung

²⁶² Ebd., S. 10. Bühlers Kritik an Husserl wendet sich prinzipiell gegen einen transzendentalen Monologismus, der hier in der monadischen Konstruktion beschlossen ist. Aus der Perspektive einer transzendentalpragmatischen Transformation der Philosophie beträfe eine solche Kritik den monologischen Weltbezug der Bewußtseinsphilosophie (siehe Näheres Abschnitt II. 3.). – An Husserl jedenfalls richtet Bühler den Einwand: „Die Grammatik, wie sie seit 2000 Jahren aufgebaut wird, setzt eine Art Intersubjektivität des Sprachgerätes voraus, die kein Diogenes im Faß und kein Monadenwesen erreichen kein.“ (Ebd., S. XXIV) Damit möchte Bühler jener „Gefahr eines Epistemologismus“ (ebd.) begegnen, die bei Weisgerber im transzendentalsoziologischen Ausschluß des Individuums Gestalt gewinnt. Bühlers eigenes Organon-Modell besteht dahingegen auf der Berücksichtigung der gleichwertigen Momente des sinnlich-deiktischen *und* des abstrahierenden, begrifflich erfassenden Weltbezugs. Die „Zweifelderlehre“ besagt, „daß das anschauliche Zeigen und Präsentieren in mehreren Modis genau so zum Wesen der Sprache gehört und ihm nicht ferner steht wie die Abstraktionen und das begriffliche Erfassen der Welt.“ (Ebd., S. XXIII)

Zu Weisgerbers systematischer Bevorzugung der Abstraktionsleistung der Sprache siehe die Diskussion seiner Cassirer-Rezeption gegen Ende dieses Abschnitts.

²⁶³ Ebd., S. 3

²⁶⁴ Ebd., S. 6, wirft Bühler den Junggrammatikern die Verstrickung „in die Diskussionen über den Descartesschen Zweisubstanzenschnitt“ vor.

von *Symptomen* durch die *Grundlegung*. Einher geht mit dem Ziel, „die Linguistik freidenken“²⁶⁵, also frei denken und befreien zu wollen, der Wunsch, eine neue Zeitgenossenschaft zu begründen.

Diese (herzustellende) Zeitgenossenschaft der Neuerer, die Böhlers (wie Weisgerbers) Grundlegungsschrift sozusagen in der Ansprache – die einem vernehmlichen, Richtlinien aufzeigenden Ruf in den wissenschaftlichen Raum gleicht – immer schon appellativ mitschwingen läßt, entzündet sich an „dem Rezepte der logisch unentbehrlichen Gegenpartei“²⁶⁶. Bühler agiert in solchen Momenten zugunsten einer neuen Fachgenossenschaft weniger taktisch verklausuliert, als es Weisgerber bisweilen vermeint zu tun, wenn er die Geschichte des sprachwissenschaftlichen Denkens rekapituliert. Bühler versucht, Fach- als Zeitgenossen hinter der Fahne der Antijunggrammatik zu sammeln, und er benennt das Gestern, das (noch aktuelle) Alte, offen als das, was es ist bzw. nach Maßgaben des wissenschaftlichen Kampfes sein muß: ein Gegner.

Den Gegner geht man an, und man legt ihn sich zurecht. Bühler attackiert die Paulsche Schule, indem er ihr vorwirft, es käme „eine Art von *Heimatlosigkeit* der Sprachforschung heraus [...], wenn man sie auf Physik und Psychologie zugleich ‚reduziert‘“.²⁶⁷ Heimatlosigkeit meint im Sinne Weisgerbers die fehlende Mitte, die zentrale begriffliche Orientierung sprachtheoretischen Denkens und die konzentrische Organisation sprachwissenschaftlicher Praxis. Heimatlosigkeit meint daher zugleich – von der näheren Seite der Forschungspraxis aus betrachtet – ein Sich-Verlieren im Meer der Fakten, im *nicht* strukturierten Stoff, bedingt durch fehlende Systematik und begriffliche Durchdringung des Gegenstandes. Wo die – sich von der diachronischen ‚Datenhuberei‘ befreiende – Linguistik einen *Gegenstand* gewinnt, indem sie ihn formt, fehlt der Junggrammatik dieser Gegenstand, ja jedweder Gegenstand, weil ihr lediglich *Material* zuhanden ist.

Auch unter Bezug auf Saussure tritt Bühler „dem einseitigen Stoffdenken des 19. Jahrhunderts“²⁶⁸ entgegen, und in dem Ansinnen, eine grundlegend andersgeartete

²⁶⁵ Ebd., S. 5

²⁶⁶ Ebd.

²⁶⁷ Ebd., S. 6

²⁶⁸ Ebd., S. 7. Saussure, ja selber ‚in die junggrammatische Schule gegangen‘, ist nicht nur der womöglich wichtigste, zumindest von unterschiedlichen Fraktionen in Anspruch genommene Gewährsmann der anti-positivistischen Strömung, sondern auch eine Art Weichensteller, an dem sich demonstrieren läßt, daß er den Übergang noch nicht vollständig vollzogen und das *eine* Gleis noch nicht gefunden hat. An den Ungereimtheiten Saussures zeige sich, so Bühler, die Notwendigkeit, den entscheidenden Schritt in Richtung einer (Wieder-)Aufwertung der Linguistik zur vollen Sprachwissenschaft zu unternehmen. „Wo wäre z. B. in seinem Buch ein Aufstieg zu finden zu Perspektiven eines W. von Humboldt, der von der Sprache aus das verschiedene Weltbild der Völker begreifen will?“ fragt Bühler (ebd.), um die Defizienzdiagnose im nächsten Satz sogleich einzuschränken: „Und doch ging de Saussure den Humboldtschen Aspekten von *ergon* und *energeia* aus eigener

Prinzipienwissenschaft gegen die alte Prinzipienwissenschaft durchzusetzen, indem der junggrammatische Dualismus namens „dort Gesetzeswissenschaft, hier Geschichte“²⁶⁹ dahingehend überwunden wird, im Hintergrund des vordergründigen „Fließenden“ der Diachronie ein „Konstanzmoment[] im Wandel des Geschehens“²⁷⁰ zu installieren, scheinen zwei Momente auf: einerseits soll „der Ewigkeitswert syntaktischer Strukturverhältnisse in den Menschensprachen“²⁷¹ erschlossen werden, andererseits *hinter* jenem Ewigkeitswert der Sprachverschiedenheit der nochmals höhere Gegenstandswert der *Sprachbestimmung an sich* zur Geltung gelangen. Das heißt unmißverständlich: Sprachwissenschaft muß sich wieder dem Wesen der Sprache widmen, und so eröffnet Bühlers Einleitung, die Rückkehr „zu der *objektiven Sprachbetrachtung*“ begründend: „Die Menschheit denkt, seit Menschliches sie im Denken beschäftigt, über das Wesen der Sprache nach, und die wissenschaftliche Sprachtheorie ist ebenso alt wie die anderen Zweige der abendländischen Sprachwissenschaft.“²⁷²

Wo hier Ewigkeits- oder Hochwerte ins Feld geführt werden, steht offenkundig die von Clemens Knobloch diagnostizierte²⁷³ sprachphilosophische Dignitätsdistinktion an, die zuletzt im Rekurs auf Platon unüberbietbar wird. „Unser Gestern ist das 19. Jahrhundert“, so

Arbeitserfahrung nach und hat die Angelegenheit einer ‚linguistique de la langue‘ in Abhebung von einer ‚linguistique de la parole‘ uns fast entscheidungsreif vordiskutiert.“ (Ebd.)

Begrüßt wird hier also, „das Thema ‚Individuum und Gemeinschaft‘ in einer modernen sprachwissenschaftlichen Prinzipienlehre von neuem und vorurteilsfreier, als es bei den deutschen Fachgenossen Pauls damals üblich war, gestellt zu sehen. F. de Saussure, ihr französischer Zeitgenosse, verstand (von der französischen Tradition in Sachen der Soziologie her) in diesem Punkte von der eigentlichen Problematik beträchtlich mehr als Paul.“ (Ebd., S. 4)

Entscheidend ist in der Tat auch für Weisgerber dieser Aspekt: Sprachphilosophie von Saussure her als soziologische Theorie der Sprache reformulieren und entwerfen zu können. (Siehe Näheres Abschnitt III.) Bühler wiederum benennt auch die zweite zentrale Bezugsgröße einer „umsichtigen Bestimmung“ des Gegenstandes Sprache (einer, nach Weisgerber, „umfassenden“ Bestimmung) nochmals – und zwar hinsichtlich der Tatsache, daß die sprachtheoretische Innovation nicht voraussetzungslos ins Werk gerichtet werden könne: „Eine umsichtige Bestimmung der medialen Eigenschaften des Sprachgerätes muß zunächst in der Werkstatt und mit den Mitteln derer erfolgen, die es am genauesten kennen. Es sind die Philologen und Linguisten, welche die intimste Kenntnis der Menschensprachen haben. [...] Wenn die Vorzeichen nicht trügen, gehen wir einem neuen Aufschwung der vergleichenden Sprachforschung entgegen, einer Phase des universellen Vergleiches der Menschensprachen, in der auf höherer Plattform verwirklicht werden soll, was einem W. v. Humboldt und seinen Zeitgenossen schon vorschwebte.“ (Ebd., S. XXII) – Meint „höhere Plattform“: das Individuum aus dem Gesichtskreis zu verlieren, zugunsten des Saussureschen Standpunkts eines Primats des (Einzel-)Sprachsystems?

Ob Bühler *Muttersprache und Geistesbildung* gekannt hat, ist fraglich. Das Autorenregister der *Sprachtheorie* führt Weisgerber nicht auf, im Vorwort findet er allerdings – neben Cassirer – dezidiert zustimmende Erwähnung als jemand, der maßgeblich für den Aufbruch in der Sprachwissenschaft stehe: „Es geht sehr lebhaft zu in der Sprachtheorie [...]. Da ist z. B. ein inhaltreicher Abriss von J. Stenzel, ‚Philosophie der Sprache‘, [...] und allem anderen voran der großzügige Entwurf von L. Weisgerber, ‚Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur‘“ (ebd., S. XXVII).

²⁶⁹ Ebd., S. 5

²⁷⁰ Ebd., S. 4

²⁷¹ Ebd., S. 5

²⁷² Ebd., S. 1

²⁷³ Zum wissenschaftsgeschichtlichen Stellenwert und zur epistemologisch-strategischen Funktion der „Hochwertvokabeln“ vgl. Clemens Knoblochs spätere Ausführungen, nachgewiesen unter Anm. 266 in diesem Kap.

markiert Bühler, gleich Weisgerber, den aktuellen Widerpart, das normative Moment der *Begründbarkeit der Neubegründung* aber bezieht er quasi jenseits der aktuellen Auseinandersetzung, nämlich aus der Tiefendimension der Initiation sprachphilosophischer Reflexion schlechthin – und zwar im unverhohlenen Kurzschluß mit dem eigenen Axiom: Das „Organon-Modell ist auch in Platons *Kratylos* zu finden. Es war verkümmert im 19. Jahrhundert und muß wieder hergestellt und anerkannt werden; ich selbst habe es im Jahre 1918 nicht aus Platon bezogen, sondern noch einmal der Sache abgelesen und dem Husserl der *Logischen Untersuchungen* entgegengehalten. Die objektive Sprachbetrachtung fordert es und läßt kein Jota abstreichen aus der Erkenntnis: ‚Dreifach ist die Leistung der menschlichen Sprache: Kundgabe, Auslösung und Darstellung.‘²⁷⁴

Unmißverständlicher läßt es sich wohl kaum darlegen: daß aus den „Sackgassen“²⁷⁵ des Stoffdenkens nur der Wissenschaftsimperativ der genuin philosophischen Einstellung *zur* Sache und der genuin philosophischen Klärung der Sachverhalte herausführe, und der Weg, der damit als *Wiederherstellung* eines unabgeholten wie unabänderlich, weil außerhalb der (gegenwärtigen) Zeit gültigen Zugangs zur Sprache einschlagen sei, *müsse* ohne Wenn und Aber als der einzig gangbare *anerkannt* werden.

„Die Philosophie in H. Pauls *Prinzipien*“, äußert sich Bühler, scheinbar nicht bemüht, den Ton der Herablassung zu kaschieren, „ist der treffsichere common sense eines in fruchtbarer Forschung bewährten Mannes.“²⁷⁶ Und um die eigentliche Theorie-, d. h. Traditionsgewähr letztgültig einzuholen, geht Bühler schließlich noch einmal über das hinweg, was zunächst als würdig sich erweisen sollte, einen ernst zu nehmenden Widerpart abzugeben: „Selten aber dürfte es so sein wie heute in der Sprachtheorie, daß man auf die Frage ‚wer ist dein Nächster?‘ Jahrhunderte überschlagen muß; die werdende neue

²⁷⁴ Bühler, a. a. O., S. 1 f. Zur „Axiomatik der Sprachwissenschaft“ und den Schwierigkeiten, die Grundlegung als Forschungsprogramm zu spezifizieren, merkt Josef Simon (*Philosophie und linguistische Theorie*. Berlin/New York 1971, S. 38, Anm. 1) an: „Inwieweit Sprachwissenschaft das ‚konkrete Sprechereignis‘ (vgl. K. Bühler, *Sprachtheorie*, Jena 1934) einbeziehen kann, hängt davon ab, inwieweit sie gegenüber dem transzendental zu rechtfertigenden Begriff eines wissenschaftlichen Gegenstandes ‚überhaupt‘ und damit gegenüber ihren Anforderungen an Wissenschaftlichkeit in einer spezialwissenschaftlichen Axiomatik ihren ihr eigenen Gegenstand *spezifiziert*, d. h. vom Ideal einer aus reinen Prinzipien zu rechtfertigenden ‚objektiven Gültigkeit‘ zugleich abrückt.“

²⁷⁵ Bühler, a. a. O., S. 2

²⁷⁶ Ebd., S. 2. An der Diktion solcher Programmschriften läßt sich neben der Notwendigkeit, den Bruch mit dem Alten durch eine neuartige Terminologie/Metaphorik zu flankieren, auch das Bedürfnis des wissenschaftlichen Akteurs ablesen, sich selbst in die Höhen der philosophischen Würde hinaufzustilisieren. Tritt zu diesen beiden stilistischen und semantischen Strategien noch die Polemik hinzu, der Bühler offenkundig keineswegs abgeneigt scheint, ist unter wissenschaftshistoriographischen Gesichtspunkten u. U. mehr über das Klima akademischer Auseinandersetzungen in Erfahrung zu bringen, als es wissenschaftsgeschichtliche Darstellungen aus der ‚Distanz der Abkühlung‘ heraus zu vermitteln vermögen.

Sprachtheorie sieht sich gezwungen, an mehr als einem Punkte in jene Phase der Philosophie zurückzugreifen, wo das Phänomen der Sprache im Zentrum des Weltbildes stand.²⁷⁷

Wenn nun, wie gesehen, in der philosophischen und kulturtheoretisch-soziologischen Neuorientierung des Sprachdenkens – als eines „Werden[s] einer einheitlichen Sprachtheorie“²⁷⁸ – „gegen den Atomismus der junggrammatischen Richtung mit ihrem naiven, letztlich biologistischen Sprachverständnis“ die fällige Gegenstandserweiterung etwa dergestalt Ausdruck findet, daß gefragt wird, „welcher Gebrauch sozial von sprachlichen Differenzierungspotentialen gemacht wird“²⁷⁹, so lehrt ein Blick beispielsweise auf die Arbeiten Otto Behaghels, daß die Junggrammatik die Sprachreflexion zweifellos *nicht* stets dogmatisch um die sozialen und psychologischen Momente verkürzte. Während die Junggrammatik mit einer „nicht dagewesene[n] Rigorosität in der Handhabung der Lautgesetzfrage“ identifiziert wird, hatte demgegenüber auch bereits Hermann Paul den synchronischen Zugriff auf die Gegenwartssprache und die konkreten Formen des individuellen Sprachgebrauchs in das Forschungsprogramm integriert.²⁸⁰

²⁷⁷ Ebd., S. XXIX

²⁷⁸ Ebd., S. XXVII; und zwar das Werden „aus verschiedenen Fakultäten“ (ebd.) heraus, also interdisziplinär. Bühler spricht deshalb auch emphatisch von der „Erweiterung des Gesichtskreises“ (ebd., S. XXV) durch die – gegen die akademisch-rituelle Versteinerung aufbegehrende – „Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der sprachtheoretischen Studien in unseren Tagen“ (ebd., S. XXVII).

²⁷⁹ Maas: „Professionalisierung“, a. a. O., S. 261

²⁸⁰ Vgl. Einhauser, a. a. O., S. 216. Darüber noch hinausgehend müsse „hervorgehoben werden, daß die Unterscheide zwischen den Junggrammatikern – hier vor allem *dem* junggrammatischen Theoretiker, Hermann Paul – und den Strukturalisten – insbesondere Ferdinand de Saussure – bei weitem nicht so gravierend sind, wie es lange Zeit dargestellt wurde“ (ebd., S. 219). Von einem vollständigen Umbruch der Sprachwissenschaft innerhalb ihrer (zweiten) Professionalisierungsphase kann also nicht umstandslos gesprochen werden. Womöglich hat sich inmitten des Konflikts zwischen zwei großen Strömungen – einer beherrschenden und einer, die zur beherrschenden werden wollte – die Aufmerksamkeit für die jeweils komplexeren Grundlegungsanstrengungen der Gegenseite einfach verflüchtigt. Jedenfalls hat selbst Bühler (a. a. O., S. 4) eingeräumt, daß Paul synchronische Verfahren durchaus zugelassen habe – aber sozusagen gegen seinen eigenen Willen, aus Versehen, systematisch unbegründet: „Darum heben sich die wenigen Kapitel der Paulschen *Prinzipien*, welche nicht von vornherein und durch und durch dem Schema historischer Längsschnitte folgen, von den übrigen ab. Mittendrin z. B. werden allgemein und entwicklungsfrei [...] ‚die syntaktischen Grundverhältnisse‘ oder [...] das Thema ‚Sparsamkeit im Ausdruck‘ behandelt. Der Leser erfährt darin keineswegs, daß und wie sich die syntaktischen Grundverhältnisse oder das Moment der Sparsamkeit herausgebildet, verändert, entwickelt habe in der wissenschaftlich überschaubaren Geschichte der indoeuropäischen Sprachfamilie. Nein, sondern hier geht Heraklit unter die Eleaten und erfaßt völlig sachgerecht etwas anderes als nur den Strom“.

Zur konventionellen geschichtlichen Darstellung einer strikten Unvereinbarkeit beider Richtungen vgl. etwa Gerhard Helbig: *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. 6. Aufl., Opladen 1983, S. 14 ff. Zwar würdigt Helbig den analytisch-kritischen Ansatz der Junggrammatik und eine gewisse Ernüchterung der Sprachwissenschaft, „da die Sprachwissenschaft aufhörte, sich vornehmlich mit allgemeinen philosophischen Problemen zu beschäftigen“. Dann jedoch ficht er das „naturwissenschaftliche Apriori“ an, das die Formen/Laute vor die Inhalte stelle und die Sprache „nicht mehr im Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben betrachtet“. Damit antwortet er nur schwach einschränkend und insgesamt affirmativ auf die geisteswissenschaftliche Rekonstruktion der Sprachwissenschaft: „Begriffe wie ‚innere Sprachform‘, ‚sprachliche Weltansicht‘, ‚Volksseele‘ u. a. dagegen hatten in diesem positivistischen System keinen Platz, da sie über äußere und faßbare Sprachformen hinausgehen und als ‚transzendent‘ ausgeschlossen wurden. In diesem Verzicht auf unkontrollierbare Termini und außersprachliche Erklärungen liegt ein positiver Zug der

„Wir müssen [...] aufhören, Forderungen an die Sprache zu stellen, die sie nicht erfüllen kann“, hatte Behaghel Ernüchterung angemahnt bei der – den Gegenstand nolens volens normativ aufladenden – wissenschaftstheoretischen Konzeptualisierung. Gleichzeitig konnte aber von einer kalten Interesselosigkeit keine Rede sein. Behaghel unterstrich, daß alle sprachwissenschaftlichen Erkenntnisanstrebungen auf die Wirklichkeit der Sprache und des Sprechens bezogen sein müßten, und zwar eingedenk der Grenzen, an die die wissenschaftliche Modellierung angesichts der Lebendigkeit der Sache stoße: „wir müssen auch der Sprache die Freiheit der Bewegung gönnen, die wir keinem andern natürlichen Organismus, keiner andern Erscheinung des menschlichen Seelenlebens versagen.“²⁸¹

Im folgenden widerlegt sich die Rede von der positivistischen Verhärtung und Verdinglichung allzu deutlich. Behaghel verweist auf die „Mannigfaltigkeit des Ausdrucks“, die „Schönheit der Rede“, und es ist ihm darum zu tun, die elementare pragmatische Dimensionierung der Sprachforschung herauszustreichen, indem er das Augenmerk auf die Pluralität und die Durchlässigkeit der (Gegenwarts-)Sprache in lexikalischer, stilistischer, soziolektaler und, so ließe sich sagen, sprechakttheoretischer Hinsicht richtet. Es sei „das Wort [...] nicht ein Ding, das, einmal ins Leben gerufen, eine ununterbrochene Fortdauer besitzt, sondern es ist eine Tätigkeit, ein Vorgang.“²⁸² Und die Rede selbst sei nicht als statisch ausdifferenzierte, abgeleitete Funktion aus einem vorgeordneten Axiom zu begreifen, sondern zu gewärtigen sei, „daß innerhalb der deutschen Sprache eine große Zahl von Verschiedenheiten besteht: die Rede weicht ab nach Ort und Zeit, aber auch nach den Lebenskreisen, innerhalb deren der Sprechende steht, und selbst in der Rede des einzelnen können sich Schwankungen einstellen.“²⁸³

Von einem opaken, starren Apriorismus und Determinismus ist hier wenig zu spüren. Im Gegenteil berücksichtigt Behaghel nach vielerlei Seiten das Moment der Aktivität im Sprachprozeß, der als historisch-vertikaler und als individuell- und sozial-horizontaler aus der Lebenswirklichkeit der Sprecher und ihren Handlungen, aus der selbst vielfältig differenzierten Lebenswelt einsichtig gemacht werden muß. Wortbildung, Wortfärbung, dialektale Bedeutungsverschiebungen, Redekompetenz und -intentionen (nach Bildung, sozialem Status, außersprachlicher Erfahrung, Welthorizont des Sprechers): Nach diesen Gesichtspunkten richtet sich eine soziolinguistisch inspirierende Sprachbetrachtung, die die

junggrammatischen Methodik; allerdings wird – eben deshalb – von der Sprache nicht das Ganze erfaßt; sie wird nicht als System begriffen, sondern nur in ihren Formen und Lauten.“

²⁸¹ Otto Behaghel: *Die deutsche Sprache*. 14. Aufl., Halle 1968, S. 72

²⁸² Ebd., S. 73

²⁸³ Ebd., S. 72 f.

potentiell unendliche „Zahl und Art der Anschauungen“²⁸⁴ nicht depotenziert zu Anwendungsfällen des Sprachsystems, sondern in ihr praktisches und theoretisches Recht setzt.

Behaghel wendet sich den Fachsprachen, Sondersprachen, Klassensprachen, der stilistischen Variabilität der Rede und des schriftlichen Ausdrucks zu, um den perzeptiven und den produktiven Eigensinn der Sprache, i. e. der Sprecher zu stärken. Das Unterfangen reicht von einer Psychologie des Sprechers über einen Abriß der „gesellschaftlichen Ästhetik“²⁸⁵ (der Sitten, Bräuche und sprachlich-habituellen Normen) bis zur Apologie des künstlerischen „Spieltrieb[s]“²⁸⁶. Die Subjekt- und Praxisemphase gilt den „unmittelbaren Beziehungen, die zwischen dem Sprecher und dem Hörer bestehen“²⁸⁷, und sie will ein Sprachbewußtsein resp. einen (selbst-)bewußten Umgang mit sprachlichen Mitteln fördern, der die sozialen, dialektalen und fremdsprachlichen Grenzen überwinden hilft.

Vor diesem Hintergrund mutet der Befund grotesk an, der „Historismus“ und der „Atomismus“ der Junggrammatiker hätten „zu einer gewissen *Isolierung* der Sprache vom Menschen, zu einer Lösung vom Sprachträger“²⁸⁸ geführt. Die opponierende

²⁸⁴ Ebd., S. 73

²⁸⁵ Ebd., S. 80

²⁸⁶ Ebd., S. 88

²⁸⁷ Ebd., S. 35

²⁸⁸ Helbig: *Geschichte*, a. a. O., S. 17. Möglicherweise aber entbehren Befunde dieser Art dann nicht einer gewissen Plausibilität, wenn man jenseits der großen programmatischen Verlautbarungen einen Blick auf die alltägliche Praxis in sprachwissenschaftlichen Lehrveranstaltungen und Prüfungen wirft – auf die streng reglementierten Ausbildungsprozeduren, die jede Möglichkeit unterbanden, sich *fragend* in ein – philosophisches – Verhältnis zum Gegenstand zu setzen. Eine Alltagsgeschichte des Sprachwissenschaftsbetriebs böte wohl Hinweise genug, warum die antipositivistische Kritik so heftig vorgetragen wurde und mit jener Plausibilität ausgestattet war, die ein großes Echo auslöste. Ein Hinweis auf die Lehr- und Lernsituation findet sich etwa bei Eduard Hermann („Der heutige Stand der Sprachwissenschaft“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1931, 45. Jg., S. 147): „Zumal die aus dem Krieg Heimgekehrten und die Nachkriegsstudenten fanden an dieser Art von Sprachwissenschaft keinen Gefallen mehr, so daß die Hörsäle der Indogermanisten leerer und leerer wurden.“ – Vgl. hierzu auch Weisgerbers Erweiterungsprogramm aus dem Jahr 1930 (Leo Weisgerber: „Leitsätze zur sprachwissenschaftlichen Ausbildung der Studierenden der Philologie“. In: Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 209–211) und Weisgerbers 1931er Bemerkungen zum „äußerlichen, unlustbetonten Anquälen von Einzeltatsachen aus der Grammatik und Sprachgeschichte“ (Weisgerber: „Vom Sinn des Unterrichts in fremden Sprachen“, a. a. O., S. 288).

Im Falle der Geschichte der Literaturwissenschaft hat Heinz Schlaffer (*Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis*. Frankfurt/Main 1990) den Typus einer Lehre, die sich gegen philosophische wie zeitgeschichtliche Fragen abgeschottet hatte, und den Typus des sich absondernden, ein mönchisches Gebaren pflegenden und fordernden Lehrers/Forschers dafür verantwortlich gemacht, daß eine grundsätzliche Neuorientierung einsetzen mußte. An Hand der „innere[n] Anlage der Philologie als Lebensform“ (ebd., S. 225) beschreibt er „die große Ära der Philologie“ (ebd.) als eine systematische Entsagung auf seiten der Lehrenden und als ‚Ausdörrung‘ der Gegenstände, die notwendigerweise mit dem Verzicht auf eine die Begriffe und Methoden in der Praxis reflektierende Bildung einher ging: „Wissen begnügt sich nicht mit Überblicken, vielmehr widmet es sich den Einzelheiten, bis zur Größenordnung der Buchstaben. Gesetzmäßigkeiten und Abstraktionen, womit andere Wissenschaften die Endlosigkeit des Konkreten meistern, nützen in der Philologie wenig; sie hat sich dem Besonderen verschrieben. (Literaturtheorie wird im 20. Jahrhundert auch deshalb als methodische Neuerung Erfolg haben, weil sie vom ungeheuren Druck literaturhistorischen Wissens entlastet.)“ (Ebd., S. 224)

Sprachphilosophie der zwanziger und dreißiger Jahre brandmarkte die Junggrammatik gar als „in jedem Sinne wahrhaft unmenschlich“ und als „entseelt und entmenschlicht“²⁸⁹. So schrieb etwa Eduard Hermann, die Krisendiagnosen von Weisgerber und Bühler gewissermaßen aufgreifend: „Keine andere Wissenschaft ist in der Nachkriegszeit so um und umgewühlt worden wie die Sprachwissenschaft. Sie steht in der schlimmsten Krise. Was gestern noch als unumstößliches Axiom galt, wird heute verlacht, und was gestern noch kaum beachtet wurde, wird heute mit höchstem Interesse betrachtet.“²⁹⁰

Hier, 1931, triumphiert sozusagen, trotz aller – aktivistischen Zielen dienenden – Entscheidungsrhetorik, bereits die Grundlegung selbst, die seit 1919 ein Jahrzehnt lang von verschiedener Seite proklamiert und betrieben worden war. Selbst die ‚vermittelnden‘ Bemühungen Behaghels (u. a.) „werden“, so Hermann, „nicht imstande sein, die Lautlehre wieder zu frischem, fröhlichem Leben zu erwecken [...]“. Es ist unbedingt notwendig, daß damit endgültig aufgeräumt wird und dabei überhaupt mit dem mechanischen Betrieb.“²⁹¹ Die Revolte gegen Wissenschaftsverständnis und Wissenschaftspraxis der Philologie und der

Die Dominanz des verdinglichten, zwanghaft positiven Wissens in der akademischen Praxis – und vice versa die Abwehr des Reflexionswissens – erwuchs freilich zum Gutteil auf den Grundlagen der Institutionalisierung: „Da Philologie als wissenschaftliche Disziplin an den Universitäten eingerichtet, also von Staat und Gesellschaft approbiert war, konnte sie sich jeder Begründung ihrer Existenz entheben glauben. Solche Selbstverständlichkeit mußte im 20. Jahrhundert erst erschüttert werden, damit die Philologen wieder auf die Frage stießen, wozu es denn gut sei, daß es sie gebe.“ (Ebd., S. 226) Forscherautobiographien, so Schlaffer, zeigten eindringlich, „wie die Ausbildung der Studenten, die Leitung des Lehrstuhls, die Mitgliedschaft in den Universitätsgremien, die Einwirkung auf Berufungsverfahren und die Verteilung wissenschaftlicher Aufträge zusammenwirken, um persönliche Herrschaft als sachliche Notwendigkeit erscheinen zu lassen“ (ebd., S. 231).

Für die Sprachwissenschaft hat Wolf-Dieter Stempel („Zur Entwicklung der Sprachwissenschaft in der Bundesrepublik nach 1945“). In: Wolfgang Prinz/Peter Weingart [Hg.]: *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt/Main 1990, S. 163) wenigstens einen Hinweis auf die Persistenz der historischen Sprachwissenschaft noch bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts gegeben: „Zu dieser Persistenz trug sicherlich bei, daß die große Tradition der deutschen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts als Verpflichtung empfunden wurde und sich innerhalb der akademischen Lebenswelt im Wechsel der Generationen immer wieder reproduzierte.“ – Zur „Berufsethik des Philologen“, die sich im 19. Jahrhundert im Rahmen der „sich herausbildenden Wissenschaftsprogrammatik der Germanistik“ als strenges Muster für wissenschaftliches Arbeiten und das Alltagshandeln des Gelehrten herausbildet, vgl. Bärbel Rompeltien: *Germanistik als Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung und Integration einer Fachdisziplin*. Opladen 1994, S. 187 ff. – Im näheren zu Weisgerber vgl. schließlich Gerhard Helbig: „Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers. Zum Problem der ‚funktionalen‘ Grammatik“. In: *Der Deutschunterricht*, 1961, Heft 3, S. 121: „Weisgerbers Einschätzung positivistischer Kleinarbeit entspricht derjenigen, wie sie in der Literaturwissenschaft seit der geistesgeschichtlichen Wendung – die um die Jahrhundertwende begann und sich an die Namen Dilthey, Gundolf [...] u. a. knüpfte – üblich wurde.“

²⁸⁹ Gunther Ipsen („Besinnung der Sprachwissenschaft“). In: *Indogermanisches Jahrbuch*, 1926/27, 11. Jg., S. 5) und Fritz Stroh (*Der volkhafte Sprachbegriff*. Halle 1933, S. 1). Einer „materialistisch entarteten Sprachauffassung“ (ebd.) wird der „geistesgeschichtliche Gegenstoß“ (ebd., S. 3) versetzt.

Man könnte für die deutsche Sprachwissenschaft somit auch von einem ‚Sonderweg‘ sprechen. Arens’ (*Sprachwissenschaft*, a. a. O., S. 509) skeptische Bemerkung würde das stützen: „Es ist vielleicht bezeichnend für Deutschland, daß seine sprachwissenschaftlichen Bestrebungen alle in mehr oder weniger hohem Grade philosophischer Art sind, was wenig förderlich ist, wenn die Linguisten nicht über das entsprechende Rüstzeug verfügen, und andererseits viel Möglichkeit zu tiefsinnigen Spekulationen bietet. In anderen Ländern spielen die Probleme, die in Deutschland auf der Tagesordnung stehen, gar keine oder nur eine geringe Rolle.“

²⁹⁰ Hermann, a. a. O., S. 145

²⁹¹ Ebd., S. 150

historischen Grammatik hatte längst ihre Fixsterne, ihre Leitbilder und -texte gefunden. 1919 war Ernst Ottos Schrift *Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft* erschienen, zehn Jahre später *Muttersprache und Geistesbildung*.²⁹² Die Bewegung bezog ihre Anregungen – das ist bei Hermann wie bei Bühler, Weisgerber u. a. fast im Gleichklang nachzulesen – von Saussure, dem Gewährsmann für die systemische Analyse der Gegenwartssprache (welche, so ja der einseitige, aber unermüdlich wiederholte Einwand gegen die Junggrammatik, bis dato keine Berücksichtigung gefunden hatte), von einem zurechtgelegten Humboldt und von der Völkerpsychologie in vielerlei Abwandlungen, zumal von Fincks Arbeiten.²⁹³ Wie sich die Frage entscheide, was „*die*‘ Sprachwissenschaft“ sei, eine Sprachwissenschaft, die sich „vor allem mit dem Problem ‚*der Sprache*‘ als solcher zu beschäftigen“²⁹⁴ habe, ist (nicht nur für Hermann) daher jetzt im Grunde beantwortet: „Hieran knüpft nicht nur Otto in seiner schon genannten Schrift an, sondern vor allem auch Weisgerber in seiner *Muttersprache und Geistesbildung*, einem Buch von weitem Blick. [...] Von besonderer Wichtigkeit ist gleich für

²⁹² Vgl. in diesem Kontext auch Otto Funke: *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie*. Bern 1927. Funke steht allerdings ablehnend zu den ‚Neoromantikern‘ Cassirer, Porzig und Weisgerber, was eine geharnischte Polemik Weisgerbers gegen Funke nach sich zog (vgl. Leo Weisgerber: „Neuromantik‘ in der Sprachwissenschaft“. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 1930, 18. Jg., S. 241–259; vgl. auch schon die kritischen Bemerkungen in Weisgerber 1929, S. 42). Gegen Funke wendet sich zudem die knappe, aber einflussreiche Übersichtsdarstellung von Gunther Ipsen: *Sprachphilosophie der Gegenwart*. Berlin 1930. Ipsen konstruiert einen Fort- und Dreischritt vom – verfeimten und ganz in Hermann Pauls Verantwortung stehenden – Positivismus über die Übergangspositionen Wundts und Voßlers, welche der Sprachphilosophie aufgaben, „einen Begriff der Sprache zu bilden, der sie als Wirklichkeit eignen Wesens und eigner Art erkannte“ (ebd., S. 11), bis zur Erneuerung durch Saussure und Husserl. Saussure steht ein für die überindividuelle Systematizität der Sprache, Husserl für einen antipsychologischen Zeichen- und Bedeutungsbegriff, „der die sprachliche Form als Sinngefüge beschrieb“ (ebd., S. 14). Gegen Husserl spricht dessen Konzept einer ahistorischen, den spezifischen Kulturbedingungen entzogenen reinen Grammatik: „Allein die Eingliederung seiner Einsichten in die Kulturphilosophie Diltheyscher Abkunft hat [die] Gefahren gebannt: hier konnte das Zeichen als eine kategoriale Grundform des objektiven Geistes begriffen werden, einbezogen in den seelischen Kreislauf des Verstehens (Freyer, ‚Theorie des objektiven Geistes‘).“ (Ebd., S. 14 f.)

So gilt Weisgerber – neben Porzig – für Ipsen als der wegweisende Erneuerer der Sprachphilosophie, weil er das Bedeutungsproblem aus dem Begriff der inneren Sprachform heraus neu formuliert und im Hinblick auf das kulturphilosophisch wie sprachwissenschaftlich zentrale Verhältnis zwischen Sprache und Gemeinschaft einer Lösung zugeführt habe. (Vgl. ebd., S. 17 ff.; vgl. in diesem Zusammenhang neben Weisgerbers Aufsatz „Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?“ [a. a. O.] auch Leo Weisgerber: „Sprachwissenschaft und Philosophie zum Bedeutungsproblem“. In: *Blätter für Deutsche Philosophie*, 1930/31, 4. Jg., S. 17–46; dort ausführliche Begründungen für den nicht-psychischen, überindividuellen, „objektiven“ Charakter der Bedeutungen [ebd., S. 22 ff.] und für die Ersetzung des Begriffs der Bedeutung durch jene der „Begriffswelt“ und der „Denkformen“ [ebd., S. 26]; auffallend zudem das breite Referat zu Husserl, um die „innere Zusammengehörigkeit von Sprachwissenschaft und Philosophie“ [ebd., S. 17] zu belegen, dann jedoch die Widerlegung universalgrammatischer Ansprüche durch den Verweis auf die „sozialen Bedingungen“ [ebd., S. 37], unter und in denen Bedeutungen entstehen. Weisgerbers Formulierung „Idealität der Sprache‘ einer Volksgemeinschaft“ [ebd.] ist da bezeichnend.)

Ipsens Forschungsbericht wiederum wurde von Weisgerber gleich zweimal rezensiert – und als „ausgezeichnet“ befunden (Leo Weisgerber: „Rezension von: Gunther Ipsen: *Sprachphilosophie der Gegenwart* [...]“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1932, Heft 4, S. 220) bzw. als Zeugnis der „Umstellung“ bewertet (Leo Weisgerber: „Rezension von: Gunther Ipsen: *Sprachphilosophie der Gegenwart* [...]“. In: *Blätter für Deutsche Philosophie*, 1931/32, 5. Jg., S. 352), als Zeichen, „daß die Sprachphilosophie nach langer Pause wieder in unser geisteswissenschaftliches Denken hineingreift oder vielmehr mit Notwendigkeit aus ihm herauswächst“ (ebd., S. 351).

²⁹³ Vgl. Hermann, a. a. O., S. 151

²⁹⁴ Ebd., S. 154; Herv. J. R.

den Sprachforscher wie für den Schulmann die Erkenntnis, daß sich jeder Sprechende seine Begriffe mit dem Erlernen der Muttersprache bildet. In Weisgerbers Buch ist die Sprachwissenschaft, wenn ich mich nicht täusche, auf dem besten Wege, zu wirklichem Leben wieder zurückzukehren.“²⁹⁵

In einem ganz ähnlich gelagerten Sinne wie Eduard Hermann nutzte Hermann Güntert die *Erfahrung* und die *Rede* vom „Einschnitt“²⁹⁶ durch den Ersten Weltkrieg, um – für die Zeit beispielhaft – unter Rekurs auf die ‚Signalgeber‘ Finck, Voßler (mit den von Weisgerber her bekannten starken Einschränkungen²⁹⁷) und Saussure sowie unter Bezugnahme auf „die junge Wissenschaft der Soziologie“²⁹⁸ und Cassirer *gegen* Hermann Paul²⁹⁹ regelrecht mobil zu machen. Eingebettet ist die Ermächtigung des neuen Fachverständnisses und der neuen – mit Bühler zu sprechen – Fachgenossenschaft in eine Skizze des zeitgeschichtlichen Bedingungs Zusammenhangs, die Aufschluß gibt über das (ersehnte) osmotische Verhältnis zwischen (Sprach-)Wissenschaft und Gesellschaft:

„Die gewaltigen Erschütterungen, in die der Weltkrieg unser gesamtes geistiges und kulturelles Dasein gezwungen hat, kommen nicht nur in der veränderten allgemeinen geistigen Einstellung zum Ausdruck, sondern sie *müssen* sich auch in jeder Einzelwissenschaft äußern, sofern diese überhaupt noch in *engem Zusammenhang mit der Zeit* steht und *für die Gegenwart arbeitet*. Solche ‚Krisen‘ sind einer Wissenschaft sehr nützlich, sie bedeuten ein Verständnis für die Forderungen der Zeit, die auch an die Wissenschaft immer neu gestellt werden, und zwar um so mehr, je *tiefer* sie sich ihrer *Aufgabe* innerhalb der gegenwärtigen Kultur bewußt ist; sie bedeuten ein Umlegen des Steuers, einen neuen Kurs nach neuen Zielen“.³⁰⁰

Nun trifft man im Rahmen dieser appellativ-aktivistischen Wissenschaftsethik auf eine Reihe zeittypischer Postulate, insbesondere auf jenes der Interdisziplinarität: „Denn Erkenntnisse anderer Nachbarwissenschaften über das Wesen menschlicher Kultur und der von Menschen geschaffenen Werte müssen bei dieser Voraussetzung auch für die Sprachwissenschaft fruchtbar gemacht werden, sobald man nur Sprachwissenschaft nicht mit formaler, schematischer Grammatik verwechselt und *willens ist*, nicht ausschließlich an die Buchstaben

²⁹⁵ Ebd., S. 152

²⁹⁶ Hermann Güntert: „Zum heutigen Stand der Sprachforschung“. In: *Wörter und Sachen*, 1929, 11. Jg., S. 386

²⁹⁷ Vgl. ebd., S. 389: „Freilich stört bei den Arbeiten Voßlers ein allzu einseitiger Ästhetizismus, der gegenüber der Volkssprache ganz unangebracht ist.“

²⁹⁸ Ebd.

²⁹⁹ Vgl. ebd., S. 391

³⁰⁰ Ebd., S. 396; Herv. J. R.

des Alphabets, an trockene grammatische Regeln für Formenlehre und Syntax zu denken, sondern vielmehr den Menschen selbst als den lebendigen Schöpfer und Träger der Sprache für die Veränderungen, für die Um- und Ausgestaltung des Sprechens verantwortlich zu machen.³⁰¹ Das aber bedeutet, ins epistemologische Zentrum des Sprachdenkens vorzudringen, also vom Sprechen ins systemische Kernfeld der Sprache: „Liefert also die Sprache in ihren Worten die Bausteine und Werkzeuge des Denkens selbst, so muß es eine der vornehmsten Aufgaben der Sprachwissenschaft sein, die Inhalte der Wörter, die Sprachbegriffe, zu studieren [...]. Es ist ein großes Verdienst Leo Weisgerbers, in verschiedenen Aufsätzen und zusammenfassend in seinem ausgezeichneten und anregenden Buch *Muttersprache und Geistesbildung* auf diese Aufgabe der Sprachwissenschaft hingewiesen zu haben.“³⁰²

Nicht wird man aus heutiger Sicht einfach behaupten wollen, daß bei Güntert etliche jener Basisbegriffe zum Tragen kamen, die die Sprachinhaltsforschung in den fünfziger Jahren und ferner begleiten sollten. Dennoch: Wenn 1959 zu Ehren Weisgerbers gesagt werden wird, die (Mutter-)Sprache sei der „Schlüssel zur Welt“³⁰³, so erfährt diese – auch bei Güntert an Herder und Humboldt angelehnte – Großmetapher 1929 durch Güntert eine folgenreiche, in hohem Maß theoriecharakteristische Konnotation. „Wir verstehen heute wieder“, so Güntert, „wie er [Humboldt; J. R.] sagen konnte, er glaube in der Beschäftigung mit der Sprache den Schlüssel zu allen anderen geistigen Tätigkeiten entdeckt zu haben.“

³⁰¹ Ebd., S. 388; Herv. J. R.. Redundanz hebt auch hier, wie bei Weisgerber, die Dringlichkeit des wissenschaftspolitischen Ansinnens hervor. Ebd., S. 396, heißt es: „Die soziologische, die ideologische und kulturhistorische Methode ergänzen sich bestens; denn alle drei streben demselben gemeinsamen Ziele zu, die Sprache nicht für sich als bloßen Schematismus und äußerliches Formen- und Formelsystem zu betrachten, sondern sie als Werk und Schöpfung des Menschen und seines Geistes zu verstehen und ihr den lebendigen Zusammenhang mit den anderen Geisteswissenschaften zu verschaffen, den sie in der vergangenen, fast ausschließlich dem Lautlich-Formalen zugewandten Epoche verloren hat.“ – Von selbst versteht sich, daß auch dort Aufräumarbeit zu leisten sei, „wo allzu lange der ganz unberechtigte Einfluß der antiken Grammatik immer noch übermächtig lastet“ (ebd., S. 389).

³⁰² Ebd., S. 392. Dieses Urteil erweist sich als langlebig. 1969 heißt es bei Gipper (*Bausteine*, a. a. O., S. 14): „Da L. Weisgerber in vielem über die Anregungen [Porzigs, Ipsens, Triers, Freyers, Vierkandts u. a.; J. R.] hinausgegangen ist, darf die neue Sprachbetrachtung vornehmlich als sein Werk gelten. Sie findet sich bereits in nuce in seinem frühen Buch mit dem bezeichnenden Titel *Muttersprache und Geistesbildung*“.

³⁰³ Vgl. die Widmungsseite von *Sprache – Schlüssel zur Welt* (a. a. O.), die wie eine marmorne (Gesetzes-)Tafel wirkt, auf der das Nicht-Sprachwesensgemäße als Inkorporation des Oppositionellen, des Feindlichen festgehalten ist: „Es [dieses Buch; J. R.] soll Ausdruck des Dankes und der Anerkennung dafür sein, daß er die Sprachwissenschaft, den Sprachunterricht und das ganze sprachliche Leben im Sinne Wilhelm von Humboldts und Johann Gottfried Herders in neue Bahnen gelenkt hat. / Sprache – Schlüssel zur Welt, und nicht bloßes Mittel der Verständigung, / Muttersprache – Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft, und nicht nur Mittel der Rede mit Appell-, Ausdrucks- und Darstellungsfunktion, / das sind die Grundgedanken, denen er durch seine Arbeit zum Durchbruch verholfen hat.“ (Vgl. hierzu auch Knoblochs [„Begriffspolitik“, a. a. O., S. 155, Anm. 15] Bemerkung zur ‚wuchernden‘ ‚Zugangsmetaphorik Weisgerbers‘ [„Schlüssel“, „Tor“ et al.], die von den zwanziger Jahren bis zu den späten Schriften gleichermaßen leitend ist.)

Daß im zweiten Teil der ‚Inschrift‘ Bühlers Organonmodell in den Stand der Gegnerschaft gerät, verdeutlicht die wesentlichen Differenzen der sprachtheoretischen Zielvorstellungen – bei aller anfänglichen, zeitgeschichtlichen Übereinstimmung Bühlers mit Weisgerber in Fragen der (Re-)Axiomatisierung der Sprachwissenschaft.

Somit wird an die Seite jener soziologischen Richtung, die in der Sprache nur das Mittel der Mitteilung an andere sieht, eine *ideologische Richtung* ergänzend treten müssen, die in der Sprache vor allem das wichtigste Denkmittel sieht; hier gilt es, das Entstehen, Umbilden und Auswachsen der Sprachbegriffe zu untersuchen und durch Vergleichung verwandter Begriffe in den verwandten Sprachen letzten Endes *die eigenartige Denkweise und Geistesart eines Volkes und einer Zeit* zu erfassen.“³⁰⁴

Kaum läßt sich die gesellschaftliche Funktion der Sprachwissenschaft als Tat-, als Mobilisierungswissenschaft klarer benennen, und in einem ähnlichen, umfänglichen Sinne der (an-)leitenden Zuständigkeit, wie sie Weisgerber proklamierte, sieht auch Güntert die Disziplin, „diese neue idealistische und ideologische Sprachwissenschaft“³⁰⁵, ins Zentrum einer wechselseitigen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Erneuerung, Erhebung, ja, so Günterts Zuspitzung, Agitation gestellt:³⁰⁶ „Die Sprachwissenschaft ist nicht eine Hilfswissenschaft, eine ancilla philologiae, wozu sie manchmal entwürdigt schien, sondern sie muß die zentrale Stellung zu erringen suchen, die ihr deshalb gebührt, weil ihr Objekt, die Sprache, bei jedem Volk und in jeder Kultur eine zentrale Bedeutung hat. Die Zeit der bloßen ‚Lautschiebereien‘ ist vorüber, größere Ziele winken als die ausschließliche Beschäftigung mit den Buchstaben des Alphabets!“³⁰⁷

In dem theoretischen und wissenschaftspraktischen Konstitutionskonflikt, in dem die Vertreter der geistes-/gesellschaftswissenschaftlichen (Re-)Konstruktion der Sprachwissenschaft die Entseelung des Gegenstandes durch die Buchstabengelehrten attackierten, gingen somit schließlich nach dem Verschwinden der Junggrammatik mehrere

³⁰⁴ Güntert, a. a. O., S. 393 (Herv. im Original gesperrt)

³⁰⁵ Ebd.

³⁰⁶ Die hier erörterten Schriften von Hermann, Güntert und Ipsen „dokumentieren“, so Knobloch („Begriffspolitik“, a. a. O., S. 168) zurückhaltend, „einen Instinkt für die Dinge, die da kommen sollen, eine Bereitschaft zur Selbstanpassung der Sprachwissenschaft an den Zeitstil“. Zusätzlich nennt er Schmidt-Rohr. Und weiter: „Weisgerber ist diejenige Person, welche die zeittypischen Trends bündelt, steigert und in sich verkörpert. Seine rhetorische Strategie der fachlich-politischen Doppelpräsentation prädestiniert ihn zum Wortführer der Richtung.“ (Ebd., S. 168 f.)

Schärfer und zugleich allgemeiner gehalten spricht Hermand (a. a. O., S. 84), ohne auf die Sprachwissenschaft einzugehen, von der „Turbulenzphase“ in der deutschen Germanistik zwischen 1929 und 1933, einer Phase, „in der sie [die Germanistik; J. R.] sich zusehends existentialistischen, deutschnationalen, präfaschistischen und schließlich nationalsozialistischen Tendenzen anschloß“. Näheres hierzu siehe Abschnitt III.

³⁰⁷ Güntert, a. a. O., S. 393. Daß Güntert die größeren Ziele später durch einen ‚Einsatz‘ der deutschen Sprachwissenschaft im ‚Volkskampf‘ konkretisiert sah, ist gut belegt. Etwa bei Ruth Römer: *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. 2., verb. Aufl., München 1989, sind rassenideologische und antisemitische Tiraden zitiert; vgl. z. B. ebd., S. 175 ff. und 143. Auch in dem hier behandelten Text heißt es bereits zu Finck: „Hier ist der Punkt, wo auch *die Rasse* und eventuell *biologische Vererbungsgesetze* für die Sprachforschung ein Problem werden.“ (a. a. O., S. 389; Herv. im Original gesperrt). Zur „Demonstration weltanschaulicher Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus“ bei Güntert vgl. Clemens Knobloch: „Sprachwissenschaft“. In: Frank-Rutger Hausmann (Hg.): *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*. München 2002, S. 313

Momente verloren: daß Sprache/Sprechen auch ein heterogenes, vielfältig geschichtetes Produkt sozialer, außersprachlicher Bedingungen ist, daß die eigentümliche Produktivität der Sprache aus der Tätigkeit des einzelnen Sprechers (mit-)erwächst, daß sich der Sprecher seiner sprachlichen Kompetenz im dialogischen Bezug gewiß wird und daß – entgegen der an Bedeutung gewinnenden kulturgeschichtlichen, ontologischen und anthropologischen Umdeutung der Historie zur Verfallsgeschichte – Sprache, darin eine Vorstellung der Aufklärung aktualisierend, sich im Sinne des Perfektibilitätsdenkens teleologisch einem Zustand von Vollkommenheit annähert, und zwar unter den Anforderungen der gesellschaftlichen Verkehrsverhältnisse.

Behaghel hat an der Schwelle zum vollzogenen Umbruch der Sprachwissenschaft noch einmal jenes Credo formuliert, das so schlecht zum kanonisierten Verdikt passen will, die Junggrammatik habe die innerweltlichen und gesellschaftsgeschichtlichen Vermittlungen des Sprachlichen ignoriert:

„So ist das sprachliche Gebilde auch nicht den pflanzlichen oder tierischen Lebewesen zu vergleichen, die wachsen, reifen und absterben, sondern den Einrichtungen und Vorkehrungen, die der Mensch selber geschaffen hat in Sitte und Brauch, in den gesellschaftlichen Ordnungen, in den Betätigungen von Technik und Industrie. Wohl kann die einzelne Einrichtung sich überleben; aber das bedeutet nichts für das Leben der Gesamtheit; Neues, Besseres tritt an ihre Stelle. So hat auch die Sprache als Ganzes kein Greisenalter, keine Zeiten des Verfalls. Was in der Sprache untergeht, ist wert, daß es vergehe; mit immer größerer Vollkommenheit erfolgt die Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen, an die verschiedenen Fähigkeiten und Bedürfnisse des Einzelnen oder engerer und weiterer Kreise.“³⁰⁸

Daß Behaghel die Organismusmetaphorik für unangemessen erachtet, mag noch einmal verstärkend die Unversöhnlichkeit illustrieren, welche die seinerzeitige Auseinandersetzung kennzeichnete.³⁰⁹ Er selbst griff 1926 in einem Aufsatz des Titels „Die Alten und die Jungen“

³⁰⁸ Behaghel, a. a. O., S. 73

³⁰⁹ Maas (*Grundkurs*, a. a. O., S. 61) erinnert, das methodische ‚Feindbild‘ der Junggrammatiker nachzeichnend, an „die heftigsten Polemiken gegen die Hypostasierung der Sprache als eines Organismus und den daraus abgeleiteten Beziehungen etwa zur Rasse (‚arteigene Sprachwissenschaft‘) oder zum ‚Weltbild einer Sprache‘“. Allerdings weist er auch darauf hin, daß bei Hermann Paul die Basismetaphern, die das Verhältnis zwischen Sprache und Gesellschaft bestimmen, zwischen einer kulturwissenschaftlichen, weitgehend der Psychologie untergeordneten Analyse und einer „biologische[n] Redeweise“ (ebd., S. 68) changieren, die der Junggrammatik den Status einer nomologisch-historischen Wissenschaft sichern soll. Paul liefert – seiner eigenen Forderung, Sprachwissenschaft als Gesellschaftswissenschaft zu betreiben, ins Wort fallend – für eine solche Deutung die entsprechenden Analogien: „Die eigentümlichste Aufgabe, welche der kulturwissenschaftlichen Prinzipienlehre

die spekulativ genannte Sprachwissenschaft und „ihre leichtfertige Behandlung der Tatsachen“ an³¹⁰ und wiederholte 1928 seine Vorwürfe dahingehend, es sei „das Beherrschen der Tatsachen in Verruf gekommen“ und „die *Synthese* zum ‚Schlagwort der Zeit‘ geworden“.³¹¹

Die Tatsachen (welchen epistemologischen Status sie auch genau beanspruchen) und das horizontal aufgefächerte Beziehungsgeflecht der sprachlich-sozialen Lebenswelt ersetzen, wie oben gesehen, die Emphatisierungsbegriffe *Geist*, *Geistesgeschichte*, *Geistesleben*, *Geistesbildung*³¹² – und *Sprachphilosophie*. Ein Dialog zwischen den Parteien, die beide beanspruchen, die Disziplin als Prinzipienwissenschaft zu verkörpern, war schlechterdings unmöglich (geworden). Zumal die Bedeutung, die das Subjekt bei den Junggrammatikern beanspruchen durfte,³¹³ mußte die Auseinandersetzung zur unversöhnlichen Konfrontation verschärfen.³¹⁴ Allzu nachsichtig und unaufgeregt, allzu

zufällt [...], dürfte demnach darin bestehen, daß sie zu zeigen hat, wie die Wechselwirkung der Individuen auf einander vor sich geht, wie sich der einzelne zur Gesamtheit verhält, empfangend und gebend, bestimmt und bestimmend, wie die jüngere Generation die Erbschaft der älteren antritt. Nach dieser Seite hin kommt übrigens der Kulturgeschichte schon die Entwicklungsgeschichte der organischen Natur sehr nahe.“ (*Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle 1880, S. 7 f.)

³¹⁰ Zit. nach Einhauser, a. a. O., S. 227. Claus Heeschen (a. a. O., S. 143, Anm. 1) hebt die „antimetaphysische Haltung“ der Junggrammatiker hervor, die „ein gesundes Gegengewicht gegen den rasch um sich greifenden Neoidealismus in der deutschen Sprachwissenschaft“ gebildet habe – eine „heilsame Funktion dieses Positivismus zumindest in Deutschland“.

³¹¹ Zit. nach Helbig: *Geschichte*, a. a. O., S. 19. An Reaktionen hat es nicht gemangelt; vgl. etwa Hans Sperber („Sprachwissenschaft und Geistesgeschichte“. In: *Wörter und Sachen*, 1929, 11. Jg., S. 173), der die „althergebrachte[] Weise [der] Buchstaben- und Silbenphilologie“ in Auseinandersetzung mit Behaghels hartnäckiger „Ablehnung der ‚idealistischen‘ Richtung, die heute ihr Wesen treibt“ (zit. nach ebd., S. 174), zugunsten einer kultur- und geistesgeschichtlichen Fundierung der Sprachforschung verabschiedete.

Knobloch („Methodenlehre“, a. a. O., S. 209) blickt – für die andere Seite – kontrastierend zurück: „Dem naturwissenschaftlichen Geist der Epoche ist die warme Gemeinschaftssemantik nicht nur zu pathetisch, sondern auch prinzipiell stilwidrig und politisch verdächtig.“

³¹² Vgl. etwa Günterts (a. a. O., S. 391; Herv. J. R.) epistemologische Adelung des Begriffs ‚Geistesleben‘, deren superlativischer Evidenzimpetus nicht nur an Weisgerber erinnert: „Es ist stets bereitwilligst zugegeben worden, daß die Sprache nicht nur das Fundament einer jeden Kultur und das festeste Band jeder *völkischen* Zusammengehörigkeit abgibt, sondern daß sie allein erst ein höheres Geistesleben, ein scharfes Denken ermöglicht hat: ohne Sprache, ohne Wort und Wortfügung gibt es kein eigentliches Denken!“

³¹³ Erwähnt und eingestanden sei, daß etwa bei Hermann Paul der Status des Individuums prekär bestimmt ist. So sehr Paul die konstitutive Rolle der Wechselrede im Prozeß der Sprachentwicklung hervorhebt und die umgangssprachlichen Eigenheiten des einzelnen, die unerläßlich sind für einen lebendigen sprachlichen Verkehr, berücksichtigt, so strikt bemißt er den Grad des Funktionierens der Verkehrssprache daran, inwieweit sie störende individuelle Varietäten ausscheidet: „Wäre Sprache nicht so sehr auf Grundlage des Gemeinsamen in der menschlichen Natur aufgebaut, so wäre sie auch nicht das geeignete Werkzeug für den allgemeinen Verkehr. Umgekehrt, daß sie als solches dient, hat zur notwendigen Konsequenz, daß sie alles rein Individuelle, was sich ihr doch etwa aufzudrängen versucht, zurückstößt, daß sie nichts aufnimmt und bewahrt, als was durch die Übereinstimmung einer Anzahl mit einander in Verbindung befindlicher Individuen sanktioniert wird.“ (*Prinzipien*, a. a. O., S. 19 f.)

³¹⁴ Helbig (*Geschichte*, a. a. O., S. 9) reagiert auf diesen Reflex noch ein knappes halbes Jahrhundert später, wohl weil „die komplizierten Zusammenhänge zwischen Sprache, Denken und Gesellschaft“ schlichtweg subjektivistisch aufgelöst worden seien. Seine erschöpfende Beurteilung der Junggrammatik lautet, bezogen auf Hermann Paul, folgendermaßen: „Der positivistische Zug auch bei ihm drückt sich darin aus, daß sprachliche Schöpfungen immer das Werk von einzelnen sind, daß sein Untersuchungsobjekt nicht die Sprache als geschlossenes System ist, sondern ‚die Sprechfähigkeit an sämtlichen Individuen in ihrer Wechselwirkung aufeinander‘. Die physiologische Orientierung der ersten Junggrammatiker und die mehr psychologische

emphatisierungsresistent und pathosfremd bot sich deren Sprachbegriff dar, ohne Anflug einer Metaphysik des Geistes, der Geschichte, der (Sprach-)Gemeinschaft oder des Volkes, wie sie in den unterschiedlichsten Akzentuierungen nun milieu- und fachprägend wurde.

Hermann Paul hatte den Dachbegriff, das Fachetikett „Sprachphilosophie“ für untauglich, schwammig gehalten.³¹⁵ In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts findet aber jetzt „die Hinwendung zum Grundsätzlich-Axiomatischen“ statt, und mit ihr verbindet sich ein neues Selbstverständnis, das nicht nur die Revision der institutionellen Rationalisierung (oder Entzauberung) des Faches und des prosaischen Zuschnitts der Objektbereiche durch „eine Wiederaufwertung der (seit etwa 1850 diskreditierten) Philosophie und der sich selbst als ‚philosophisch‘ deklarierenden Sprachreflexion“³¹⁶ betreibt, sondern das zudem die Rolle

Orientierung Pauls gehören im Rahmen der positivistischen Methodik zusammen, die die Sprache als bloße Summierung von Sprechakten begreift.“ Daher werde „die kommunikative, inhaltliche Seite der Sprache“ vernachlässigt. (Ebd., S. 18 f.)

³¹⁵ Paul: *Prinzipien*, a. a. O.; hier zit. nach Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 148, Anm. 2: „Unser unphilosophisches Zeitalter wittert darunter leicht metaphysische Spekulationen, von denen historische Sprachforschung keine Notiz zu nehmen brauche“.

³¹⁶ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 147. Die Hinwendung zum Grundsätzlich-Axiomatischen läßt sich beispielsweise an Bühler sehr genau zeigen. Bühler expliziert in einem eigenen Abschnitt der *Sprachtheorie* „Die Prinzipien der Sprachforschung“ unter dem Paragraphen „Idee und Plan der Axiomatik“ (a. a. O., S. 12 ff.).

Nur durch (seine vier) Leitsätze sei „die gegebene Ordnung im Großbetrieb der Sprachforschung“ zu verstehen, erklärt Bühler, und neben den Gedanken der Strukturierung sprachwissenschaftlicher Reflexion und Orientierung treten die daraus sich ableitenden forschungspraktischen Grundsätze, und zwar in einer Weise, die der Weisgerberschen Rede von der Begründung der Sprachforschung *von der Sache selbst* her recht nahe kommt: „sie [die Axiome; J. R.] rechtfertigen logisch und von der Sache her das Gerüst, das die Forschenden um das zu Erforschende errichtet haben.“ (Ebd., S. 24)

„Axiome sind die konstitutiven, gebietsbestimmenden Thesen“ (ebd., S. 21), führt Bühler aus, und in dieser *Territoriumserschließung*, die ja *Gegenstandserschließung* und *Einhegung des Gegenstandsbereiches* in einem ist, liegt aber zugleich das Moment der *Schließung der Theorie* beschlossen. Axiome nämlich dienen den „fortschreitenden theoretischen Bemühungen um ein geschlossenes System“ (ebd.). Dieser Anspruch, der vollumfänglich auch für Weisgerbers Konzeptualisierung gilt, sei, so Bühler, in der Tat neuartig: „Dies Unternehmen ist seiner Form nach neu“ (ebd.).

Nicht neu sei indes „der Ideengehalt der Sätze“ (ebd.), weshalb selbst die weitreichende Innovation auf die Traditionsgehalte der Sprachtheorie angewiesen sei. Daß das axiomatische Unternehmen, geadelt zum „axiomatischen Denken“ (ebd., S. 22), diese seine Verwobenheit in Vorgedachtes transparent macht, ist Bühler eine vornehme wissenschaftstheoretische Forderung. Der „erste Schritt“ der „Prinzipienforschung“ sei die Unterwerfung und logische Neuordnung „vorhandene[r] Ergebnisse, Theorien“: „Ihn [den Schritt; J. R.] nicht nur faktisch zu machen und das Konzept seines Vollzuges im Papierkorb verschwinden zu lassen, sondern Rechenschaft darüber abzulegen, gehört zu der Wendung, die ich im Auge habe. Das ‚Aufraffen‘, welches von jeher stattfand, wird heute in weiterem Ausmaß als früher der Öffentlichkeit übergeben und einer Nachprüfung zugänglich gemacht.“

Das *Wie* dieses „Aufraffens“, das wir als „Aneignung“ bezeichnen, gibt ein aus dem theoretischen Text sich erschließendes Ziel der Neustrukturierung des wissenschaftlichen Feldes und die intendierten Wirkungsweisen der Theorie auf jenem zu erkennen. „In der systematisch angelegten *Begriffsmusterung* und eines Vergleiches des spezifisch linguistischen mit anderen Begriffsapparaten“ (ebd., S. 19) wird über die Theoriegenese hinaus der von uns oben so genannte Argumentationsapparat auch in seiner Außenorientierung beschreibbar. Zuletzt verweist die Beschreibung eines solchen Theorietypus auf die hier gleichfalls schon erwähnten Kriterien der Totalität, der Geschlossenheit und des Holismus. Bühler fixiert die Richtlinien und die Intentionen der wissenschaftstheoretischen Rekonstruktion folgendermaßen: „Es ist also letzten Endes die *Begriffswelt des Sprachforschers* daraufhin zu untersuchen, wie und warum sie imstande ist, ein wohlumschriebenes, aber an konkreten Bestimmtheiten unausschöpfbares Gebiet von Tatsachen [...] für die wissenschaftliche Einsicht ebenso zu einem Kosmos zu gestalten, wie das dem Physiker mit seinen Mitteln für seine, wie das jeder geschlossenen Erfahrungswissenschaft oder Gruppe von Erfahrungswissenschaften für ihren

der Sprachwissenschaft in der Öffentlichkeit neu beschreibt: Sie ist nun Lehrerin der Lehrer und der Politik, Lenkerin der Bildungs- und Sprach(en)politik, und sie ist dies als umfassende Wissenschaft des Verstehens (statt des Erklärens), als Geisteswissenschaft (statt als ‚Naturwissenschaft‘).

Die tiefgreifende Umkehrung findet ihren Ausdruck in der soziologischen, psychologischen und identitätspolitischen Ausrichtung bzw. Fundierung der Sprachwissenschaft. Sie hat darüber hinaus zeitgeschichtliche Ursachen. Utz Maas legt dar:

„Ein zentrales Moment der wissenschaftlichen Entwicklung im ersten Viertel dieses Jahrhunderts liegt [...] in der Aufnahme einer breiteren gesellschaftlichen Strömung, die Sprache sozial begriff, als Ausdruck für nationale/ethnische Identität, dabei das Problem der Minderheiten in den Vordergrund stellte – und zwar in praktischer Perspektive: Im 1. Weltkrieg führte das zum ‚Einsatz‘ für die Auslandsdeutschen in einem recht großzügigen Sinne (etwa in Belgien an der ‚flämischen/niederdeutschen‘ Front), bei den verschiedenen Jugendverbänden zu den obligaten Fahrten zu den Grenzland- und Auslandsdeutschen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit sprachlichen Problemen geschah vor diesem Hintergrund eines breiten politischen, nicht zuletzt auch: praktischen Engagements. Der Drang zur ‚Tat‘ ist immer präsent, sicherlich nicht nur rhetorisch: In vielen sprachwissenschaftlichen Arbeiten ist jetzt der Bezug zu pädagogischen Aufgabenstellungen dominant (beides: sowohl dieses soziologische Sprachverständnis und Engagement für sprachliche Minderheiten – wohlgemerkt: deutsche! – in Verbindung mit pädagogischen Zielsetzungen charakterisiert etwa Weisgerbers Arbeiten).“³¹⁷

Sprachwissenschaft, die Tatwissenschaft ist,³¹⁸ reagiert also auf außerwissenschaftliche Tendenzen, und sie affiziert sich selbst mit der Bereitschaft, diese „Strömung“ in sich

Ausgangsgegenstand mit einem immer wieder etwas anderen, dem Gegenstand angepaßten Begriffsapparat gelingt.“ (Ebd., S. 16 f.)

³¹⁷ Maas: „Professionalisierung“, a. a. O., S. 262. Ebd. betont Maas, daß sich Weisgerber „selbst ja auch als Grenzlanddeutschen“ begriff. Nachdrücklicher noch, als in Abschnitt II. 2. 1. erwähnt, hat Helmut Gipper 1999 Weisgerbers lebensgeschichtlich bedingten Willen zum sprachpolitischen Engagement geschildert. Weisgerber „erlebte von frühester Kindheit an, was es heißt, zwischen zwei Sprachen und Völkern zu leben, die sich besonders seit 1871 in Feindschaft gegenüberstanden. Das schärfte sein Interesse für Sprachfragen, hier liegen die Wurzeln für seine Liebe zur Sprachwissenschaft und für den Sprachvergleich. Hier liegt auch der Grund für seinen steten Einsatz für das Recht auf Muttersprache und den Sprachenfrieden in Europa und der Welt.“ („Leo Weisgerber“, a. a. O., S. 21 f.)

³¹⁸ Vgl. auch Utz Maas: „Sprachwissenschaft und Nationalsozialismus“. In: *Semiotische Berichte*, 1988, Heft 3/4, S. 255: „Was die Neuerer [...] trieb, war [...] nicht zuletzt auch eine Kritik an der akademischen Wissenschaft. Gefordert war eine lebendige Wissenschaft, die erfahrungsnah war, die, zeitgenössisch zu reden: zur Tat fand.“ Doehleemann (a. a. O., S. 66) spricht für die Germanistik von einer „Tatethik“.

aufzunehmen. In einem Prozeß der außerwissenschaftlichen Infiltration durch die allgemeine Artikulation des Bedürfnisses, Sprache sozial zu begreifen, *und* der simultanen wissenschaftlichen Konstitution kommt es schließlich zur sprachtheoretischen Konklusion als Inklusion. Das Soziale wird dann unter Aufbietung unterschiedlichster Reverenzen als geistes-, d. h. muttersprachen- und ‚volksgeschichtlich‘ überdeterminierte Vorgängigkeit gedacht.

Daß Weisgerber nicht nur einen generalisierten, sondern auch einen operational generalisierenden, d. h. den Fachzusammenhang definierenden (erweiternden und zugleich umgrenzenden) Theorietypus vor Augen hatte, macht *Muttersprache und Geistesbildung* deutlich. Ein ganzes Kapitel widmet sich dort der Frage nach dem „Sinn der Sprachwissenschaft“. Weisgerber läßt keinen Zweifel daran, „daß die Zeit der reinen Facharbeit, des Sich-Absonderns in der Sprachwissenschaft vorbei ist, daß sie ihren Platz im Ganzen der Geisteswissenschaften sucht und gebend wie nehmend in fruchtbaren Austausch mit den Nachbarwissenschaften treten will.“³¹⁹ Die Sprachlehre neuen Typs ergreift Initiative, stiftet Anregungen, entzündet Diskussionen über Wege und Ziele der Forschung und nimmt in sich auf, was ihr integrationsfähig erscheint. So formt sich ein Gebilde, das Weisgerber explizit der Tradition „der erklärenden Sprachwissenschaft“³²⁰ zuschlägt, jenem von ihm nicht allzu umfänglich angelegten Kanon, dessen Axiomatik mit wenigen, immer wieder zitierten Sätzen Herders und vor allem Humboldts umrissen ist.

Weisgerber verhehlt nicht, durch die interdisziplinäre Synthese neben der „Unzulänglichkeit der grammatischen Sprachbetrachtung überhaupt“ die „Unzulänglichkeit der Sprachwissenschaft“³²¹ (überhaupt) überwinden und der Sprachwissenschaft den Ausgang aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit, d. h. öffentlichen Sprachlosigkeit oder Wirkungsferne weisen zu wollen. Zu diesem Behufe macht er einen interdisziplinären Kassensturz. Unumstößlich sei dabei die Prämisse, „das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Philosophie“³²² verbindlich zu klären.

Ernst Cassirer³²³ fungiert nun als Kronzeuge, der implizit den eklatanten Zustand der Disziplin erkannt und festgestellt habe, so Weisgerber über Cassirer, „daß es eine Fülle von Werken zu allen möglichen Zweigen der Philosophie gibt, aber z. B. kein einziges zur

³¹⁹ Weisgerber 1929, S. 152

³²⁰ Ebd., S. 144

³²¹ Ebd., S. 146

³²² Ebd., S. 147

³²³ Zur Nähe zwischen den erkenntnistheoretischen Positionen Cassirers und Weisgerbers vgl. allgemein Reichmann, a. a. O., S. 21 ff.

Geschichte der Sprachphilosophie“³²⁴. In Verantwortung genommen für diese Verödung des sprachwissenschaftlichen Feldes wird namentlich Hermann Paul, denn Paul habe „bis zuletzt den Satz verfochten, daß Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte sich deckten“.³²⁵

Das Verdikt, der Positivismus habe sozusagen ein Frage- und/oder Darstellungsverbot verhängt, ist nicht unbekannt, wird hier aber zugespitzt zur Schicksalsfrage. Jene „Folgen eines eigenartigen Schicksals“, das die Sprachwissenschaft ereilt habe, seien Weisgerber zufolge daran abzulesen, daß die herrschenden Lehrmeinungen „zur Sprache kein richtiges Verhältnis hatten“.³²⁶

Der Appell, sich (als Wissenschaftler) ins richtige Verhältnis zur Sache zu setzen, zehrt augenscheinlich von der gesellschaftlichen Semantik der Sammlung und der Mobilisierung, der Entschlußkraft und des Aufbruchs. Entschieden wird hier vorderhand nicht über Argumente und Methoden, sondern über das Schicksal des Faches. Gerungen wird um den neuen, den gültigen Standort, und Weisgerber will für den seinigen, den archimedischen Ort der Erkenntnis des Sprachlichen einnehmen. Er will einsammeln, er wirbt um Gleichgesinnte gleichwie um Selbstverpflichtung auf ein wissenschaftliches Programm, das sich seinen Sinn scheinbar ohne Rekurs auf außerfachliche Ressourcen zuschreibt, um aus der Selbstzuschreibung die operationalen Präskriptionen abzuleiten.

Weisgerber bewegt sich beständig entlang der Scheidelinie zwischen ‚richtig‘ und ‚falsch‘, zwischen angemessener und unangemessener Sprachauffassung. Der Prozeß der Selbstsinnggebung kommt jedoch keinem fachlichen Selbstverständigungsprozeß gleich, sondern forciert ein offensives Sich-ins-Verhältnis-Setzen, eine mitunter harsche Wendung gegen das Außen der anderen Theorie(n). Die „Entwicklung der Geisteswissenschaften“ sei nahezu immer ein „Kampf der Anschauungen“, hat Adam Schaff bemerkt,³²⁷ weil die Geisteswissenschaften im Gegensatz zu den Naturwissenschaften über keine stabilen Prüfkriterien und keine Grenze der Falsifikation, folglich über kein (wenn auch zeitlich bedingtes) Wahrheitskriterium, sondern als – so Schaff – „Verbalspekulation“³²⁸ ausschließlich über sprachliche Konzepte, Bilder, Metaphern, Argumentationsfolgen, kurz: über Texte verfügen und demzufolge unabschließbarer Auslegung unterliegen, die sich unter

³²⁴ Weisgerber 1929, S. 147

³²⁵ Ebd.

³²⁶ Ebd.

³²⁷ Adam Schaff: *Sprache und Erkenntnis*. Wien 1964, S. 36

³²⁸ Ebd. Bezüglich der Sprachursprungstheorie Herders, einer der Keimzellen der Sprachphilosophie der Moderne, teilt Seebaß mit (a. a. O., S. 24), gewissermaßen den prinzipiell hypothetischen und intuitiven Charakter der Sprachphilosophie andeutend: „[I]hre Prämissen haben wir als ‚philosophische‘ Spekulationen (oder ‚dichterische‘ Einsichten) erst einmal hinzunehmen.“

bestimmten Bedingungen als agonale zu erkennen gibt.³²⁹ Der Auslegung wohnt zwar das Moment inne, auf Entscheidung zugunsten *eines* Paradigmas zu drängen, diese Entscheidung kann sich aber nicht aus sich selbst heraus als endgültige behaupten. Sie bedarf externer Stärkung und Stützen, gleich ob institutioneller oder diskursiver Art.

Insofern wären geisteswissenschaftliche Konjunktoren immer auch als Ausdruck, Element oder Konstituens gesellschaftlicher oder zeitgeschichtlicher Dominanz- oder, seltener, Devianzdiskurse zu lesen. Hermeneutische Wissenschaften können es nicht vermeiden, verflochten zu sein in politische Deutungsmuster, in das, was man nonchalant „Zeitgeist“³³⁰ ruft. Die Frage bleibt gleichwohl, ob sie ihre ‚osmotische‘ Nähe, ihre

³²⁹ Bei Jean-François Lyotard (*Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Graz/Wien 1986) wird auf die Agonalität wissenschaftlicher Diskurse als bestimmendes Prinzip aller Wissenschaftsentwicklung abgehoben, und zwar hinsichtlich eines universellen Sprachspiels, das sich seit der kopernikanischen Wende als ‚Rationalitätskräfteprobe‘ durchgesetzt habe. (Bei Kant [*Kritik der reinen Vernunft*. Stuttgart 1966, S. 29]) heißt es ja, die Versuche, Gegenstände aus der reinen Vernunft zu denken, würden „einen herrlichen Probestein abgeben, was wir als die veränderte Methode der Denkungsart annehmen, daß wir nämlich von den Dingen nur das a priori erkennen, was wir selbst in sie legen.“) Ein außerterminologisches Prüfkriterium entfällt damit. An seine Stelle tritt die Pragmatik eines instrumentell-normativen Durchsetzungsverfahrens, das statt eines Wahrheitskriteriums die Wahrheit der Zustimmung durch die homogene Gruppe der – Dominanz anstrebenden – Wissenschaftler setzt: „Ob dies nun eine wahre oder falsche Behauptung ist, sie muß eine Gruppe von Spannungen enthalten, von denen jede auf jede pragmatische Stellung – Sender, Empfänger, Referent – wirkt, die sie ins Spiel bringt. Diese ‚Spannungen‘ sind Arten von Präskriptionen, die die Annehmbarkeit der Aussage, insofern sie ‚der Wissenschaft angehört‘, regeln.“ (Ebd., S. 76) D. h.: „Die Wahrheit der Aussage und die Kompetenz des Ausagenden sind also der Billigung durch die Gemeinschaft der an Kompetenz Gleichen unterworfen.“ (Ebd., S. 79)

³³⁰ Der hegelianisierende Terminus des „objektiven Geistes“ (vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften III. Werke 10*. Frankfurt/Main 1970, S. 303 ff.) wäre hier – in seinem vollen Bestimmungsumfang – zu stark, umfaßt er doch „die seinem Begriffe gemäß Wirklichkeit im Subjekte und Totalität der Notwendigkeit, – die *Sittlichkeit*, in Familie, bürgerlicher Gesellschaft und Staat.“ (Ebd., S. 306)

In diskursanalytischer Redeweise wäre unter „Zeitgeist“ eine Art Situationsstruktur zu verstehen, in die die Formen „des linguistischen Sprechens“ eingebettet sind und durch die sie sich recht eigentlich erst realisieren, und zwar unabhängig von Initiativen einzelner (Forscher). Reinhard Hopfer („Die Angst vor der Macht des Wortes. Diskursanalytische Untersuchungen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Gesellschaft“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1990, Nr. 43, S. 61–71) hebt zwar hervor, Politik, Wissenschaft und Ideologie seien „zunächst disparate gesellschaftliche Gegebenheiten“ (ebd., S. 64), muß diese unter dem Dachbegriff der „Gesellschaft“ dann aber wohl zusammendenken, um die strukturelle Affinität aller drei Sphären behaupten zu können. So stelle sich über nicht näher bestimmte „Transformationsstufen“ (ebd.) eine zeitgeistlich eingefärbte oder bedingte „Interferenz zwischen dem ideologischen und einem wissenschaftlichen Diskurs“ (ebd., S. 68) her, wobei anzunehmen ist, daß Ideologie und Wissenschaft eben doch je schon gleichursprünglich aus dem „Gesellschaftlichen“ hervorgehen.

Jedenfalls verzichtet die Diskursanalyse – mit erheblichen methodischen Folgeproblemen für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung (siehe die näheren Ausführungen in Abschnitt II. 3.) – auf den Versuch, empirisch oder wissenssoziologisch die subjektive, konkrete Rolle und Funktion von Forschern, sog. Forscherpersönlichkeiten und institutionellen Realisations- und Formierungsbedingungen von Theorien – von systematisiertem „linguistischem Sprechen“ also – zu untersuchen. So schwer zu bestimmen ist, was unter dem Terminus des Zeitgeistes zu fassen wäre, so ausgedünnt erscheint er zumindest unter diskursanalytischen Prämissen, die sowohl die Geltungsansprüche für irrelevant erklären, die wissenschaftliche Argumentationen erheben, sobald sie mit einem Anspruch auf Wahrheit vorgebracht werden, als auch den wissenschaftsgeschichtlichen Nachweis von realen Machtansprüchen und realer Machtausübung. Hopfer äußert in diesem Sinne programmatisch: „Von Belang ist nicht in erster Linie die Wahrheit bestimmter Aussagen. Für unsere Zwecke ist es aufschlußreicher zu fragen, warum sie von wem in welcher Situation gemacht wurden. Dabei ist uns nicht an den Intentionen des einzelnen Autors gelegen, sondern vielmehr an den strategischen Kommunikationszielen des kollektiven Redesubjekts. Von Belang ist der Zeitgeist; und nicht, aus wessen Munde er spricht. Ebenso wollen wir die Umstände vernachlässigen, unter denen einzelne mehr oder weniger

gesellschaftliche Vermitteltheit (und, vice versa, ihre gesellschaftliche Vermittlung) explizieren und ob sie sich über die kontinuierliche Kommunikation zwischen sich – als wissenschaftlichen Systemen – und dem gesellschaftlichen System, das mehr umfaßt als die Summe disparater Lebenswelten, Rechenschaft ablegen – ob sie sich, anders gesagt, reflexiv ins Verhältnis zu sich selbst setzen und ob sie die gesellschaftliche/ideologische Werthaltigkeit ihrer selbst, d. h. ihr Erkenntnisinteresse als normative Aufladung und Außenorientierung artikulieren; oder ob sie eine Haltung kultivieren, die wir als philosophische Imprägnierung zu charakterisieren versuchten.

Theorien über den Geist, die Sprache, die Kultur(-geschichte), letztlich ‚das Leben‘ sind auf der Perzeptionsseite (in ihrer Bereitschaft, Außertheoretisches in sich aufzunehmen) und auf der Produktionsseite (in ihrem Bemühen, das Wahr- und Aufgenommene zu kategorisieren und begrifflich geformt, reformuliert wieder in den öffentlichen Raum einzuspeisen) mithin interessengebundener und -geleiteter als naturwissenschaftliche Modelle, die sich – idealiter – in der isolierten Laborsituation zu bewähren haben. „Nämlich im Unterschied zu den Natur- und exakten Wissenschaften“, so Schaff, „verläuft die Entwicklung der Geisteswissenschaften – besonders eines so abstrakten Zweiges wie der Philosophie – auf Umwegen, sie beruht nicht auf einer gewöhnlichen Summierung von relativen Einzelwahrheiten und auf der Verwerfung dessen, was sich angesichts der Erfahrung im weiteren Sinne als evidenten Irrtum erwiesen hat. Die Dinge liegen einfach deshalb so, weil der Beweis der Wahrheit und des Irrtums auf dem Gebiet der philosophischen Untersuchungen und Erforschungen bedeutend komplizierter ist – wenn man ihn überhaupt als etwas Endgültiges und allgemein Anzuerkennendes erbringen kann.“³³¹

Jenseits der Möglichkeit oder der Gefahr, der Falsifikation unterliegen zu können, arbeitet Weisgerber daran, Sprachwissenschaft mit dem Anspruch auf finale Geltung auszustatten und ihr als allgemein Anzuerkennendes allgemeine Anerkennung zu erschließen. Die Rede von einer „Sprachlehre“ wird hier triftig, triftig in zweierlei Weise: Eine Lehre ist zum einen die Summe/Synthese aller prüfenden, Irrtümer eliminierenden Auslegungen, aller kritischen Aneignungen, ein gefestigtes

befugte Sprecher freiwillig oder unfreiwillig ihre Texte produziert haben. Das heißt, uns interessiert nicht der einzelne Autor, sondern das kollektive Redesubjekt. Auf dieses bezieht sich auch die o. g. Frage, wenn wir nach Gründen für das Auftreten bestimmter Aussagen im linguistischen Diskurs forschen.“ (Ebd., S. 61)

Das Dilemma ist deutlich: Mit dem Tod des Subjekts, vielfach ausgerufen durch Foucault u. a., entbindet man sich der Gepflogenheit, ‚Namen zu nennen‘ und Strukturen nachzuzeichnen, und gleichwohl sollen strategische Kommunikationsziele gekennzeichnet werden. Diese sind somit nur mehr a) aus dem anonymen Block der Diskursmacht ableitbar, und b) entspringen sie quasi metapsychologisch dem durch die ‚Forschensubjekte‘ hindurch sich selbst ermächtigenden Willen zur Macht.

³³¹ Schaff, a. a. O., S. 35 f.

Gedankengebäude, eine stimmige, dicht beschreibende und geschriebene Ganzheit, konzis und kohärent.³³² Zum zweiten ist sie Lehnanweisung, ein terminologisch-methodisches Gebilde, das seine Anerkennung aus der Anwendung bezieht. Die prophetische Erfüllung dieses Ziels, Akzeptanz zu generieren bzw. ratifiziert zu sehen durch den Wirkungsbeweis sprachdidaktischer und bildungs-/sprachpolitischer Praxis, läßt Weisgerber nicht aus den Augen. Die Explikation seines Projekts könnte hier, gegen Ende von *Muttersprache und Geistesbildung*, nicht deutlicher ausfallen; „es bleibt als Wichtigstes“, holt er nach der Durchsicht aller relevanten, d. h. aller Anschluß *und* Distinktion anbietenden Theoriebruchstücke noch einmal aus, „die Ergebnisse fruchtbar zu machen für die Allgemeinheit. Und diesen Weg zu den anderen Wissenschaften und zum Leben finden wir, wenn wir untersuchen, wie die sprachlichen Tatsachen sich auswirken im Leben.“³³³ Sprachliche Tatsachen sind nun nicht mehr als positivistisch gebändigte Erscheinungen, sondern als ‚Sachen der Tat‘, als Beweise der Sprachtätigkeit, als Wirkungen der Sprache *im* Leben und als Wirkungen der Sprache *ins* Leben zu verstehen. Im Ganzen des Lebens-, des durchschrittenen Geisteslebenszusammenhangs beweist sich also die Stärke einer Theorie, die, aus dem Interessenzusammenhang des Geisteslebens selbst gewonnen, in jenen zurückwirkt – und sei es unter dem forschungspraktisch isolierten Aspekt einerseits des Wortschatzes, andererseits der Satzbaupläne bzw. „Redeformen“³³⁴:

³³² Die Idee der Ganzheit hat neben Weisgerber etwa Trier als leitende Vorstellung bei der Neukonstitution der Sprachwissenschaft plakativ ausgestellt. Es seien, heißt es in *Der deutsche Wortschatz* (a. a. O., S. 25), „die Ideen der Ganzheit, der Gliederung und des Gefüges, die[] Leitsterne der Arbeit“, und was zunächst für die Erforschung der Wort- als Bedeutungsfelder gilt, gilt gleichermaßen für das hierarchisch gegliederte Ganze der Theorie: „Jene Ideen der Ganzheit, der sinngebenden Gliederung von oben herab und des Gefüges, Ideen, die eng und notwendig miteinander verbunden sind, streben in allen Geisteswissenschaften empor. Nur in der Sprachwissenschaft scheinen sie noch zu zögern, die ihnen vorbestimmte *Herrschaft* anzutreten.“ (Ebd., S. 25 f.; Herv. J. R.) – Vgl. auch Arens’ (*Sprachwissenschaft*, a. a. O., S. 508) Epochencharakteristik: „In der Betrachtung sprachlicher Dinge zeigt sich deutlich dieselbe Epochentendenz zur Erfassung von Ganzheiten, Strukturen und Gestalten wie in der Psychologie und etwa in der Kulturphilosophie Spenglers.“ – Dieser bestimmende Gedanke hält sich bei Weisgerber konstant, auch bezüglich des Begriffs des Feldes, den er allerdings dynamischer faßt als Trier; vgl. etwa Weisgerber 1962, S. 100: „Ein sprachliches Feld ist [...] ein Ausschnitt aus der sprachlichen Zwischenwelt, der durch die Ganzheit einer in organischer Gliederung zusammenwirkenden Gruppe von Sprachzeichen aufgebaut wird.“

³³³ Weisgerber 1929, S. 157

³³⁴ Auch nach Trier (*Der deutsche Wortschatz*, a. a. O., S. 4, Anm. 1) gilt der Gefügecharakter der Sprache ebenso sehr für die Syntax: „Außer den Wortfeldern [...] gibt es noch syntaktische Felder, die gleichfalls Systemcharakter haben und in ähnlicher Weise im aktuell Sprechenden realisiert werden.“ Schon 1924 spricht Walter Porzig („Aufgaben der indogermanischen Syntax“. In: *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg*. Heidelberg 1924, S. 139) davon, „wie fundamentale Formen unseres Weltbildes (Eigenschaft, Zeit, Abstraktheit) von der Syntax in ihrem Entstehen beobachtet werden können“; vgl. ebd., S. 140 ff., zum Satz als „Bedeutungsgefüge“ und dessen einzelsprachlich variierender „Geschlossenheit“. – Zur späteren, wiederholten Entfaltung des Begriffs des Satzbauplanes vgl. Weisgerber 1962, S. 372 ff., wo es heißt, „daß jedem Bauplan als solchem ein charakteristischer muttersprachlicher Gehalt zukommt, der bei jeder Realisierung dieses Bauplans wirksam wird und der für die ganze Sprachgemeinschaft Geltung haben muß, wenn mit diesen Bauplänen erfolgreich gearbeitet werden soll“ (ebd., S. 385). Vgl. auch Weisgerber 1973, S.

„Erst in ihrer Auswirkung werden die syntaktischen Tatsachen für die Allgemeinheit wichtig“.³³⁵ Ins Allgemeine gewendet und mit der Geste des nunmehr Evidenten dargebracht: „Es sollte wohl überflüssig sein, ausdrücklich zu betonen, daß diese Arbeit nicht lediglich den fachwissenschaftlichen Zwecken der Sprachforschung dient, sondern allen Teilen des menschlichen Lebens, der Wissenschaft wie dem täglichen Leben zugute kommt.“³³⁶

Der Gang der Entwicklung *zur* ganzheitlichen Sprachauffassung, zum Gebilde der Sprachlehre, nimmt, wie mehrfach erwähnt, den Umweg über Gewährstheorien. Weisgerbers Theorie ist im Kern rekonstruierbar durch einerseits die Rolle der Oppositionsmodelle, andererseits jene der Konstruktionsmodelle sprachwissenschaftlichen Denkens. Am Ende der zielorientiert auswertenden Sichtung sieht sich das Theoriegebäude in den Glanz der Originalität getaucht.

Wo Weisgerber quasi aus der Natur der Sache erzwungene „Geschlossenheit“³³⁷ regieren sieht, wurde absichtsvoll erschlossen, hat Weisgerber auf die eigene Theoriegeschichte hinzugeschrieben. Clemens Knobloch stellt „die Geschichte, die Weisgerber seiner Theorie zugrundelegt“³³⁸, deren „spezifische Eigenlogik“ nicht unterschlagend, in den gesellschaftsgeschichtlich eingefärbten Kontext einer doppelten Aufwertung der Fachsprache gegenüber der junggrammatischen Abklärung. Einerseits begegnen wir im neuhumboldtianischen Milieu einer Konzentration auf strenge

160, als da „30 bis 40 einfache Grundformen“ angenommen werden. Vgl. des weiteren Leo Weisgerber: *Die ganzheitliche Behandlung eines Satzbauplanes. ‚Er klopfte seinem Freunde auf die Schulter‘*. Düsseldorf 1962, S. 3, wo Weisgerber konstatiert, „daß in der gesamten Geschichte der Syntax der folgenschwerste Einschnitt gegeben scheint mit dem Hochkommen des Begriffs des Satzbauplanes“, der sich, darin Porzigs 1924er Wertschätzung Husserls folgend (vgl. „Indogermanische Syntax“, a. a. O., S. 129), dadurch auszeichne, daß mit ihm „die deutliche Abgrenzung gegen alle psycholog(ist)ische Gedankenführung“ (ebd., S. 4) gewährt sei. Nun habe es die Satzlehre (wie die Wortbildungslehre; vgl. Weisgerber: „Der Mensch im Akkusativ“, a. a. O.) „mit den soziologischen Fakten der Sprache einer Gemeinschaft“ (Weisgerber: „Satzbauplan“, a. a. O., S. 4) zu tun, und zwar in jener Fassung „der ‚muttersprachlichen‘ Satzlehre“, wie sie Weisgerber selbst, so Weisgerbers Verweis, in *Die volkhaften Kräfte der Muttersprache* 1939 vorgelegt hatte (vgl. ebd., S. 5). Lehrsatzartig heißt das 1962: „Baupläne gelten in einer Gemeinschaft; dort ist ihr ‚Daseinsort‘, der Einzelne hat an ihnen nur Anteil als Ausführer.“ – „Nach einem *Satzbauplan* wird gearbeitet in einer Sprachgemeinschaft.“ – „Jeder einzelne Satzbauplan gestaltet mit an dieser Sprachwelt als in der Sprachgemeinschaft gültiger geistiger Zugriff auf das Seiende (die Wirklichkeit).“ – Jeder Satz ist „Prägung von Geschehen zu sprachlicher Bewußtheit. Hinter einem solchen (individuell) realisierten Satz stehen die beiden großen muttersprachlichen Bereiche von Wortgut und Satzbauplänen.“ (Ebd., S. 6 ff.) Entsprechend folgen anschließend Ausführungen zur „weltgestaltenden Leistung eines Satzbauplanes“ und zum „Satzbauplan im Handeln der Sprachgemeinschaft“, die darin gipfeln, daß sich nicht der Sprecher, sondern der Satzbauplan „in ununterbrochener ‚Aktion‘“ (ebd., S. 24) befinde.

Vgl. auch Gipper („Der Beitrag der inhaltlich orientierten Sprachwissenschaft zur Kritik der historischen Vernunft“. In: Hans-Georg Gadamer (Hg.): *Das Problem der Sprache. Achter Deutscher Kongreß für Philosophie Heidelberg 1966*. Heidelberg 1967, S. 411), der in den Satzbauplänen alle Aussage- und Urteilsformen und Sprechaktoptionen fixiert sieht. Vgl. des weiteren abwägender Hans Glinz: *Deutsche Syntax*. Stuttgart 1965, S. 81 ff.

³³⁵ Weisgerber 1929, S. 163

³³⁶ Ebd.

³³⁷ Ebd., S. 151

³³⁸ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 148

sprachphilosophische, Wissenschaftlichkeit verbürgende Terminologiebindung, andererseits der Ankoppelung an ‚welthaltige‘, gesellschaftlich hoch konnotierte Bedeutungsträger. Beiden Sphären dient, beide Sphären bedient Weisgerber. Er versteht es, Semiotik und Kulturwissenschaft, die Metaphorik des Geistes und die ehrwürdige Frage, welche Rolle das sprachliche Zeichen im Prozeß der Erkenntnis spielt, zu verschmelzen. Clemens Knobloch führt im näheren aus:

„Wirft man [...] einen Blick auf die Fachsprache der ‚antipositivistischen‘ Richtungen, insbesondere auf die Grundbegriffe und die gegenstandserschließenden Metaphern, so ergibt sich ein widersprüchlicher, fast schizophrener Befund. Einerseits erscheinen da, wo man als ‚Innenseite‘ der Sprache(n) eine prosaisch-psychische Vorstellungsmechanik am Werk zu sehen gewohnt war (also bei Paul *und* Wundt *und* Wegener etc.) gesellschaftliche Hochwertvokabeln aller Couleur: *Geist, Kultur, deutsche Weltanschauung, Sprachgemeinschaft, künstlerischer Ausdruck*. Die Wiederkehr all dessen, was Positivismus und Naturwissenschaften erfolgreich verdrängt hatten, ist offenkundig. Andererseits kontinuierieren aber auch Axiomatisierungen, die Versuche, aus dem Wust der Sphären, an denen das Sprechen teilhat, das eigentümliche Gebiet ‚der Sprache‘ auszufiltern. Und in diesem Zusammenhang entfaltet sich ein im weiten Sinne semiotisches, jedenfalls ‚nüchternes‘ Vokabular: *Zeichen, Form, Inhalt, Ausdruck, Funktion, Feld, Sinn, Bedeutung, System* etc.“³³⁹

Der von Knobloch konstatierte, unauflösbare Widerspruch zwischen Konnotationsmetaphern und Denotationsmetaphern, zwischen einerseits vieldeutigen, aus gesellschaftlichen Kontexten entsprungenen sowie in ebendiese eindringenden und andererseits ‚gegenstandseindeutigen‘, fachlich gebundenen Begriffen ist bei Weisgerber als spannungsreiche Korrelation angelegt. In die Lücken implantiert er produktiv zu machende Konzepte, mit deren Hilfe er Widersprüche schließlich aufhebt im scheinbar gereinigten Theoriekontext der Synthese des Sprachgemeinschaftsparadigmas, das seinerseits für die synthetisierenden, zusammenschließenden Leistungen in der außersprachtheoretischen, der ‚höheren‘ Wirklichkeit der Sprachgemeinschaft geradesteht.

³³⁹ Ebd.

Dem schillernden, weithin ungeklärten Begriff des Geistes³⁴⁰ kommt dabei eine Schlüsselfunktion zu. Er koppelt das Muttersprachenparadigma über den erkenntnistheoretischen Umweg der eigensinnigen Welterschließungsleistung, die dem einzelsprachlichen Zeichensystem im Rückgang auf Humboldts Vorstellung der „Weltansicht“ und der „inneren Sprachform“ zugeschrieben wird, an eine quasi subjektlose Wirklichkeit an. Die Frage nach der ‚schöpferischen‘, ‚erschaffenden‘ Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß löst sich in Richtung auf eine apriorische Aktivität des Geistes, der nicht mehr tangiert, affiziert oder gar durchdrungen, d. h. bereichert oder irritiert wird von ‚Außergeistigem‘, sei’s dem Naturstoff, dem gesellschaftlichen Stoffwechsel, sei’s von subjektiven Erfahrungssedimenten und -momenten. Der Geist, identifiziert mit Sprache, wird aufgewertet oder, besser, spezifiziert zum Geist eines ‚Volkes‘. Präziser wäre er als Muttersprachengeist, als Sprachgemeinschaftsgeist zu bezeichnen.

Weisgerber entwirft eine Art Transzendentalsoziolinguistik. Die Bedingung der Möglichkeit des Sprechens ist niedergelegt im System der Redeformen und in den zu Feldern angeordneten Wortinhalten. Wer spricht, spricht unter unbewußtem Rückgriff auf das präsoziale Ensemble der Welterschließungsfunktionen.³⁴¹ Der Sprecher

³⁴⁰ Der Unklarheit des Geistbegriffs, der stets die gesicherte Erkenntnis garantierende ‚Humboldt-Formel‘ des „Umschaffens der Welt in das Eigentum des Geistes“ (vgl. etwa Weisgerber 1950, Bd. 2, S. 14) antwortet, wendet sich Weisgerber etwa auch in *Zweimal Sprache* kurz zu – mit einem Bonmot: „Das Wort von dem Umschaffen des Seienden ‚in das Eigentum des Geistes‘ löst notwendig die Frage aus, wer denn dieser Eigentümer Geist ist. An dieser Frage scheiden sich die Geister (wenn es solche gibt).“ (Weisgerber 1973, S. 177) Die Antwort folgt allerdings auf dem Fuß: Es ist der geltende, wirkende Geist (resp. die geistige Zwischenwelt) der Sprachgemeinschaft als Wirklichkeitsmacht, der Eigentümer mithin das wirklich-wirkende Weltbild selbst. Die Entdeckung, „dass etwas, wovon Wirkungen ausgehen, *wirklich* sein müsse“, hat Weisgerber 1981 in einer Rückschau auf das Jahr 1924 datiert (Leo Weisgerber: „Die Seinsweise der Geltung“. In: *Wirkendes Wort*, 1981, Heft 5, S. 288). Vgl. auch die Bemerkungen in *Muttersprache und Geistesbildung* zu dem „so echt deutschen Begriff des *Wirklichen*“: „[D]er Begriff des *Wirklichen* und der *Wirklichkeit* kann nur im Zusammenhang mit dem Grundworte *wirken* verstanden werden. *Wirklich* ist etwas, wovon Wirkungen ausgehen“ (Weisgerber 1929, S. 44) – im Gegensatz zum Dinglich-Realen der Objektwelt. (Vgl. auch Weisgerber 1963, passim, und Leo Weisgerber: *Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen*. Köln/Opladen 1958, S. 68)

³⁴¹ 1925, in seiner Bonner Antrittsvorlesung (gehalten am 28. Mai des Jahres), spricht Weisgerber von der (Mutter-)Sprache noch eher voremphatisch als von einer „funktionale[n] Realität“. (Vgl. Leo Weisgerber: „Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache“. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 1926, 14. Jg.; hier zit. nach dem Wiederabdruck in Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 37) Ebd. kommt Weisgerber auch auf die Schattenseite der Naturbeherrschung durch die Sprache/den Geist zu sprechen – auf die Subsumtion des Individuellen, des Nicht-Identischen, auf die „Zwangslage“ (ebd., S. 45), in die sich das Subjekt begibt, sofern es sich der (notwendigen) Herrschaft der Abstraktion, wie sie in der Idee und der Wirklichkeit der (Sprach-)Gemeinschaft beschlossen ist, unterwirft: „Der Mensch kommt also mit dem Besitz der sprachlichen Symbole in den Genuß der Vorzüge wie der Nachteile des Herrschens: mit der zunehmenden Weite des Überblicks, der Bewältigung immer größerer Zusammenhänge schwindet mehr und mehr die Lebensnähe, die Möglichkeit der hingebenden Beschäftigung mit dem einzelnen Erlebnis, wächst die Gefahr der Mechanisierung, des unbesehenen Hinnehmens. Der Mensch muß sich in weitestem Maße auf das richtige Funktionieren dieses künstlichen Gebildes verlassen; die vom Geiste übernommenen und wiedergeschaffenen Kategorien werden Herr über ihren Schöpfer.“ (Ebd., S. 43)

aktualisiert die Möglichkeiten des Sprechens in (s)einer Sprache, ohne auf den kategorialen Apparat des synchronen epistemischen Systems (um-)bildend Einfluß nehmen zu können. Sprache, Muttersprache, ‚steht‘, jenseits des Horizontes der Pragmatik, außerhalb der Zeit – der überindividuell-historischen und dem jeweiligen Zeitausschnitt, in dem sich die Rede realisiert. Der Sprachbenutzer gebraucht Sprache, indem er sich von ihr gebrauchen, benutzen läßt.

Die Konsequenzen einer sowohl erkenntnistheoretischen als auch soziologischen Radikalisierung der Sprachtheorie im Bedeutungshof des Geistbegriffs sind eklatant. Adam Schaff, der Jost Trier und Weisgerbers Berufung auf Humboldt äußerst kritisch beurteilt, ordnet die Hochwertsemantik einer so verstandenen, auf die leere Abstraktion des Geistes gestützten Sprachphilosophie direkten politischen Interessen und ideologischen Bestrebungen zu (während Maas stärker ihre partielle Abkunft aus gesellschaftlichen „Strömungen“ betonte). Sprachphilosophie gewinnt hier unmittelbare Mobilisierungspotentiale (wie sie Güntert aufgerufen hatte): „Der Apriorismus ermöglicht es, Humboldts Anschauungen von der materialistischen ‚Inkonsequenz‘ und ihren Schwankungen zu ‚reinigen‘ und dann die ganze Theorie in den Dienst des deutschen Chauvinismus zu stellen – weil sich nichts besser dazu eignet als alle Spielarten der Konzeption des Volksgeistes.“³⁴² Etwas vorsichtiger ergänzt er: „Offensichtlich liegt der Auffassung von der aktiven Rolle der Sprache im Erkenntnisvorgang die Idee des Volksgeistes zugrunde. Es ist klar, daß diese bei Trier und insbesondere bei Weisgerber anders in Erscheinung tritt als bei Humboldt: Deutlicher und entschiedener wird die Gesamtkonzeption durch diese Idee bestimmt. Denn es handelt sich ja um eine Epoche, in der die Idee des *Volksgeistes* eine phänomenale Karriere gemacht hat.“³⁴³

Ob bei Weisgerber die Idee des (Volks-)Geistes zugrunde liegt – und daher stets vorgängig war – oder das Theorem der Vorgängigkeit (der Muttersprache als höchster Form geistigen Seins) vielmehr den Schlußstein der Grundlegungsanstrengungen bildet, bleibt eine eher spekulative Frage. Für die theorietylogische Beschreibung ist allemal von Belang, daß Weisgerber durchgängig von der „Wirklichkeit des in der Sprache sich gestaltenden Geistes“, von der „Wirklichkeit des Sprachgeistes“ und von

Diese Sensibilität für herrschafts- und entfremdungskritische Momente der Dialektik der Naturaneignung wird bald ebenso sehr verschwinden, wie die abschließende Warnung Weisgerbers vor einer panlinguistischen Totalisierung verhallen wird: „[H]ier ist es Aufgabe, die Vorherrschaft der sprachlich-intellektuellen Erkenntnis auf den ihr gebührenden Raum einzuschränken, sie in harmonisches Zusammenklingen zu bringen mit den übrigen Geisteskräften, die dem Menschen gegeben sind.“ (Ebd., S. 50)

³⁴² Schaff, a. a. O., S. 27

³⁴³ Ebd.

„Dasein, Art und Wirksamkeit des gestaltenden Geistes einer Muttersprache“³⁴⁴ sprechen wird – in jenem bezeichneten Sinn einer transzendentalphilosophischen Veredelung der sprachlich-sozialen Wirklichkeit zur Sprach- und Volksgemeinschaft.³⁴⁵

Sind auch des Geistes (als Sprachgeistes) „Sinn und Genese überaus undurchsichtig“³⁴⁶, so sind doch die Karrieren der Theoriekomponenten, die Weisgerber auf dem Weg zur Gesamtkonzeption mischt, nachzeichnenbar. Weisgerber schreibt der eigenen Sprachlehre einen spezifischen wissenschaftlichen Sinn zu, der sich durch die Stimmigkeit und Geschlossenheit der Argumentation gleichwie durch den Sinn herstellt, den sie in ihrer Wirkung ‚macht‘, produziert. Daß Sinnproduktion sich späterhin merklich als Ideologieproduktion und -distribution erweist, ist mit *Muttersprache und Geistesbildung* erst angedeutet, gleichwohl angelegt.

Theoriegenese bei Weisgerber ist nun geleitet von dem Willen, Stimmigkeit zu erzeugen, d. h. Überzeugungskraft zu beweisen und den sprachwissenschaftlichen Akteur als Denker (und Mahner) zu profilieren, der auf der Höhe der Forschung agiert, nämlich umfassend und umsichtig analysiert und amalgamiert. *Muttersprache und Geistesbildung* ist durchzogen von Rekursen und Korrekturen. Die „Denkpsychologie“, die eine Teilmenge mit sprachwissenschaftlichen Fragen bilde, wird verworfen, ja eliminiert, „Wundts große Leistung“ als „Führung“ zur Soziologie gepriesen.³⁴⁷ Voßlers Verfallsgeschichte der Stilistik weist Weisgerber letztlich

³⁴⁴ Zit. nach ebd. Die Formulierungen stammen aus dem Jahr 1954.

³⁴⁵ Vgl. etwa Weisgerber: „Zweischprachigkeit“, a. a. O., S. 428: „Die Sprachenfragen greifen also bis in die letzten Tiefen des geistigen und kulturellen Lebens der einzelnen Volksgruppen hinein, sie sind nur von da aus zu beurteilen, und nicht etwa bloß als Fragen der Zweckmäßigkeit, des Verkehrs.“

³⁴⁶ Schaff, a. a. O., S. 28

³⁴⁷ Weisgerber 1929, S. 148. Scharf geht Weisgerber 1930 („Neuromantik“ in der Sprachwissenschaft“; hier zit. nach Pegatzky, a. a. O.) gegen empirisch-psychologische Verfahren vor, ja, er schließt sie per Verdikt aus dem Forschungskatalog aus. Auch gegen Voßler gesagt, heißt es da: „[...] wogegen mit allem Nachdruck anzukämpfen ist, das ist der übersteigerte Psychologismus, die Übertragung stilistischer oder individualpsychologischer Gesichtspunkte und Denkmittel in Zusammenhänge, wo sie nicht hingehören.“ Diese Kampfansage hatte indes auch schon in der Antrittsvorlesung eine griffige Formel gefunden: „Der in der Sprachwissenschaft herrschende Individualismus [...] muß [...] beschränkt werden“ (Weisgerber 1926, S. 37), und zwar auf der phänomenologischen Ebene denunziert werden als unwirkliche Spracherscheinung – im Gegensatz zum Wesen der Sprache selbst. In der „Wirklichkeitsordnung“ der sprachlichen Verhältnisse, die Weisgerber errichtet (vgl. Pegatzky, a. a. O., S. 33), ist „als wirklichstes“ Verhältnis genannt: „die Sprache als Kulturgut einer Gemeinschaft“, als unwirklichstes die „vorübergehende Erscheinungsform“ des Sprechens; vgl. auch gleichlautend Weisgerber 1929, S. 87 f.

Pegatzky deutet Weisgerbers Verhärtung gegen das Individuum und seine „Abneigung gegen die Psychologie“ dahingehend, „daß man diese sprachliche ‚Zwischenwelt‘ nicht so sehr lesen muß als zugreifende, erobernde Kraft, wie es Weisgerber gerne hätte, sondern als einen ‚Schutzwall‘, den das ängstliche Subjekt (das Kind) zwischen sich und dem ‚bunte[n] Chaos‘ benötigt und den ihm die schützende ‚Sprache‘ allmählich errichtet. Von hier fällt vielleicht auch ein Licht darauf, warum Weisgerber so verbissen an seinem Begriff ‚Muttersprache‘ festhielt. Sei dem, wie es sei – autoritäre Gesten entspringen ja bekanntlich immer aus dem Gefühl der Angst heraus –, für Weisgerber fällt nun diese ‚intellektuelle Beherrschung‘ der Welt mit ihrer

zurück, dafür rückt er dessen „viel umkämpftes Buch über *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung*“ lobend in die Nähe Fincks und Hans Freyers, um dennoch einzuwenden, daß der Ansatz, Sprache(n) „als Ausdruck oder Spiegel der Kultur“ zu untersuchen, nicht tiefgreifend genug sei.³⁴⁸ Die Liste ließe sich fortsetzen. Wichtiger ist, auf welche Kadenz Weisgerber zusteuert: auf das Postulat, „die Erforschung der ‚Zwischenwelt‘“, die „Untersuchung der inneren Sprachform“³⁴⁹ als gültige, an Erkenntnisversprechen reichhaltigste Forschungsnorm zu etablieren – freilich in ihrer geistespolitischen Spezifizierung zur soziologischen Sprachtheorie. Am Ende der Theoriegenese steht die formierende Schließung, die Rundung, argumentativ und politsemantisch voller Ausfallstore. Zu „den thematischen Einfallstoren für Emphatisierungsprozesse“ zählt Clemens Knobloch bei Weisgerber vier Teilparadigmen:

„Für die *ästhetische* Reemphatisierung der Sprache qua Stil steht zweifellos die Voßler-Schule, die freilich mit ihrer Emphase für das sprachschöpferische Individuum den Ansichten Weisgerbers nicht eben entgegenkam [...]. Für die *epistemologische* Reemphatisierung der Sprache steht, neben Wundt und den anderen Erben der Völkerpsychologie des 19. Jahrhunderts, vor allem das einflußreiche Werk Ernst Cassirers (1923). Für die *nationale* Reemphatisierung der (Mutter-)Sprache als gemeinschaftsstiftender Macht dürfte außer Finck (1899) vor allem die Fülle der professoralen Weltkriegsschriften aus dem Umkreis der Jahre nach 1914 relevant gewesen sein, z. B. Wundt (1915). Zum zeitgeschichtlichen Hintergrund der *soziologischen* Reemphatisierung gehört zweifellos die ‚konservativ revolutionäre‘

Erkenntnis zusammen.“ An Weisgerber und der seinen Namen tragenden Schule sei mithin „zu studieren, wie diese ‚neuromantische Schule‘ den Übergang von einer Individualpsychologie zu einer anti-libertären Gesellschaftslehre vollzieht“ (a. a. O., S. 37 f.).

³⁴⁸ Zu Recht kulminiert Schaffs geräffte Kritik an Weisgerbers – unterm erkenntnistheoretischen Blickwinkel – kantianischer Konzeption der Sprache als Welterschließungs- oder gar -schöpfungsinstante in einer Belegstelle aus dem Jahr 1954, die sich abgrenzt von der Vorstellung, Sprache drücke die Beziehungen zur Welt aus oder spiegele die tätige Einstellung zu ihr wider: „Muttersprache als Umwandlung der Welt: auch in dieser Hinsicht kein Ergon, nicht ein bloßer Reflex, sondern im Wesen ein Zugriff des Menschen, ein geistiges

‚Vermenschlichen‘ des Seins.“ (a. a. O., S. 29)

³⁴⁹ Weisgerber 1929, S. 154 und 155. Synchron argumentiert Trier (*Der deutsche Wortschatz*, a. a. O., S. 19), der „das von der inneren Form der Sprache ausgehende Ordnen“ als epistemologische Funktion der Sprache benennt und in der Analyse der „Feldgliederung“ (i. e. inneren Form) den Kardinalweg der Sprachwissenschaft als einer Theorie der Kultur ausmacht: „Das zu erkennen ist der Weg, zum Weltbild einer Sprache vorzudringen.“ (Ebd., S. 20) Im näheren: „Nur sie [die ‚Feldeinteilung‘; J. R.] gibt Weltbild; nur sie auch gilt für den ganzen Wortschatz. Diese Abgrenzung und dieser Zusammenschluß zum geschlossenen Zeichenmantel – das eben ist die Ordnung, die den *Geist der Sprache*, dem wir nachgehn, mit dem dunklen und ungegliederten Bewußtseinsinhalt vornimmt, um ihn zu klären und ihn begrifflich zu haben.“ (Ebd.) Es „vermag Kenntnis der sprachlichen Feldeinteilungen Belehrung über nationale Unterschiede im begrifflichen Weltbild zu spenden. [...] Humboldt hat das erkannt, dieser Erkenntnis aber in seiner Lehre von der inneren Sprachform nicht die überragende Stelle eingeräumt, die ihr zukommt.“ (Ebd., S. 26)

Debatte über Faktoren, welche Einheit und Zusammenhang eines ‚Volkes‘, einer ‚Nation‘ stiften“.³⁵⁰

Bleiben wir – nur cursorisch – bei Weisgerbers Cassirer-Rezeption, der unter forschungslogischen und werkgeschichtlichen Aspekten eine erhebliche Bedeutung zugemessen wird.³⁵¹ Adam Schaff sah im kantianischen Apriorismus Cassirers eine gravierende Übereinstimmung mit den epistemologischen Positionen Triers und Weisgerbers.³⁵² Das zielte auf die Vorstellung der Feldtheorie,³⁵³ daß wir uns mit Hilfe von vernetzten sprachlichen Zeichen, von „Wortnetzen“, unsere Welt als eine erkenn- und identifizierbare und darin verständliche, weil kategorisierte entdecken.³⁵⁴ Von den Eigenschaften der stofflichen Welt wissen wir nichts. Sie spricht nicht zu uns, und wir ziehen ihre Eigenschaften auch nicht von ihr ab und geben ihnen Namen. Indem wir ein Gitter von Kategorien und Begriffen an die Erscheinungswelt anlegen und sie zur erkannten umbilden, sie ins Bild der Sprache bringen, sie gewissermaßen durch die Sprache hindurch zum Sprechen bringen, setzen wir uns in ein reflektierendes, beherrschendes Verhältnis zu ihr.

³⁵⁰ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 149. Weisgerber entfernt von Voßler, daß für Voßler Sprache „als soziale nur ein Ergebnis der individuellen Sprachschöpfung [ist]“ (Werlen, a. a. O., S. 104). Sie rücken zusammen durch Voßlers Diktum: „Die syntaktische Regel hat ihren Grund in der vorherrschenden geistigen Art eines Volkes.“ (Zit. nach ebd.)

Vgl. zur epistemologischen Reemphasierung und zu ihrer Kontinuierung in Weisgerbers Werk auch Leo Weisgerber: „Die sprachlichen Zugriffe in der Erkenntnislehre“. In: Heinrich Starke (Hg.): *Sprache und Erkenntnis*. Meisenheim/Glan 1972, S. 36 f.: „[...] die Lehre von der sprachlichen Weltgestaltung muß sich der Erprobung im zentralen Bereich stellen. Das wird auch gerechtfertigt durch die vielfältigen Formen, in denen in der Erkenntnistheorie selbst Sprachfragen aufgenommen wurden. Die alte Forderung Herders, daß der Kritik der reinen Vernunft eine Kritik der Sprache vorangestellt werden müsse, wird in mancherlei Abwandlungen fast jeden Tag neu gestellt“. Zu erörtern sei, „wie weit der Gedanke des erkenntnismäßigen a priori durch den Aufweis der muttersprachlichen geistigen Zugriffe betroffen wird.“ (Ebd., S. 37)

³⁵¹ Helmut Gipper („Leo Weisgerber“, a. a. O., S. 22) wertet Weisgerbers ‚Entdeckung‘ Cassirers als Schlüsselerlebnis, das die Entwicklung der Gesamtkonzeption angestoßen und auf Humboldt orientiert habe: „Er suchte Antworten auf die ihn bedrängenden Fragen in München und Leipzig, aber es war dann der 1923 erschienene erste Band der *Philosophie der symbolischen Formen* von Ernst Cassirer, der ihn auf den großen Sprachforscher und Sprachphilosophen Wilhelm von Humboldt hinlenkte. Hier nun fand Weisgerber das, was er suchte: eine tragfähige Auffassung von der Sprache und ein ganzes Programm der Sprachforschung, das ein Forscherleben erfüllen konnte.“

Zur ‚Wiederwertschätzung‘ Cassirers vgl. etwa auch Weisgerber: „Erkenntnislehre“, a. a. O., S. 30

³⁵² Vgl. Schaff, a. a. O., S. 27; vgl. auch Trier selbst (*Der deutsche Wortschatz*, a. a. O., S. 3, Anm. 1): „Einige Stellen bei C.[assirer] meinen offenbar nichts anderes.“ Oder: „Dabei spiegelt die Sprache nicht reales Sein, sondern schafft intellektuelle Symbole, und das Sein selbst, das heißt das für uns gegebene Sein, ist nicht unabhängig von Art und Gliederung der sprachlichen Symbolgefüge.“ (Ebd., S. 2)

³⁵³ Vgl. die frühesten feldtheoretischen Überlegungen bei: Gunther Ipsen: „Der Alte Orient und die Indogermanen“. In: *Festschrift für Wilhelm Streitberg*, a. a. O., S. 225; dort ist die Rede von einem „Bedeutungsfeld“ [...], das in sich gegliedert ist“.

³⁵⁴ Die Metapher des Netzes greift z. B. Gipper immer wieder auf, etwa in „Kritik der historischen Vernunft“, a. a. O., S. 410. Im „Netz artikulierter Begriffsfelder“ sei „alles, was als bemerkenswert gilt, eingefangen“; in Formordnungen lägen vor: Wortbildungsmöglichkeiten, Möglichkeiten der Prädikation, logische Begriffsverhältnisse und die Kategorien Raum und Zeit. (Vgl. ebd., S. 410 f.)

Die „klassische Prägung dieser Erkenntnis“ verdankt sich laut Weisgerber³⁵⁵ der Herderschen Konzeption, wonach das sprachliche Zeichen als Mittel der Reflexion die Fülle der sinnlichen Eindrücke sortiert, indem es sie „absondert“, „anhält“ und dergestalt eine Aufmerksamkeit, und d. h. eine – überindividuelle, gattungsspezifische – Haltung, eine Einstellung zur Welt, ermöglicht, die an die Stelle der opaken, betörenden, chaotischen Fülle der Sinnesdaten Klassifikationen setzt, Begriffsgruppen, die uns ein System der Unterscheidung, der Kategorisierung an die Hand geben.³⁵⁶ Damit eilt aber die Reflexion (durchs Wort, ausgedrückt oder niedergelegt im Wortinhalt) stets schon der bloßen Gegebenheit der äußeren Welt voraus. Wenn wir über die Welt reden, reden wir, Weisgerber paraphrasierend, über die gewortete Welt,

³⁵⁵ Vgl. Weisgerber 1929, S. 35 f.

³⁵⁶ Vgl. zur „Besonnenheit“ – als anthropologische Freiheitsbestimmung – Johann Gottfried Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Stuttgart 1966, S. 26, 28 und insbes. 31 f.: „Der Mensch, in den Zustand von Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden. [...] Der Mensch beweist Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wücket, daß sie in dem ganzen Ozean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. [...] Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich *anerkennen* kann“. Vgl. auch Schaff, a. a. O., S. 142: „Das menschliche Denken ist sprachlich und gerade deshalb abstrakt und verallgemeinernd: Jedes Wort verallgemeinert.“ Ähnlich Thea Schippan: *Einführung in die Semasiologie*. Leipzig 1972, S. 13: „Mit der Sprache werden Bewußtseinsinhalte objektiviert“ – allerdings mit Hervorhebung des Moments der sozialen Praxis und der gesellschaftlich bedingten Arbeitsform und ihrer klassenspezifischen Differenzierung von lexikalisch beschreibbaren Bedeutungen; daher auch Schippans Ablehnung von Weisgerbers feldtheoretisch begründeter Kritik an der „Einbeziehung außersprachlicher Fakten“ (vgl. ebd., S. 19). Daraus folgt eine Zurückweisung des Zeichen-System-Apriorismus, der Ursache und Resultat verkehre: „Trier und Weisgerber sehen in den sprachlichen Symbolen nicht die Ergebnisse menschlicher Verallgemeinerungstätigkeit, schöpferischer Auseinandersetzungen der Menschen mit ihrer Umwelt, sondern a priori gegebene geistige Inhalte, die das Denken des Menschen formen, Wirklichkeiten schaffen. Triers und Weisgerbers Felder (wie Weisgerbers sprachliche Zwischenwelt überhaupt) entwickeln sich aus sich selbst heraus, entwickeln sich nicht als Ergebnis gesellschaftlich-historischer Bewegungen, sondern als Stimuli dieser realen Prozesse.“ (Ebd., S. 140)

Zu Weisgerbers Rekurs auf Herders Begriff der Besonnenheit vgl. etwa Werlen (a. a. O., S. 112, Anm. 117) und Weisgerbers Rede von der „Innenwelt menschlicher Besonnenheit“ (Weisgerber 1962, S. 49); des weiteren vgl. Weisgerber 1973, S. 119, und Weisgerber: „Von den Sprachen zu den Muttersprachen“, a. a. O., S. 90. Auch Hans Glinz (*Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik*. Bern 1952, S. 19) bezieht sich auf dieses Moment („Durch die Verbindung gewisser Erscheinungsausschnitte mit Klangbildern zu Zeichen ließen sich diese Ausschnitte eher festhalten und besser unterscheiden“) und schlußfolgert unter Berufung auf Weisgerber: „So wurde die Sprache aus einer bloßen Ausdrucks- und Mitteilungsform zur Erkenntnisform, zur Denkform.“ (Ebd.) – Die Bedeutung Herders für Humboldt ist vielerorts beschrieben worden. Humboldts frühes Fragment *Über Denken und Sprechen* (in: ders.: *Schriften zur Sprache*, hrsg. v. Michael Böhler, Stuttgart 1985, S. 3 ff.) rekurriert deutlich auf die Idee der Sprachlichkeit, wie sie mit der Artikulation (dem Wort, dem artikulierten Laut, dem Sprachzeichen) als scheidender, Subjekt und Objekt hervorbringender, Denken ermöglichender und Zeitbewußtsein konstituierender Tätigkeit verbunden ist: „Die Sprache beginnt daher unmittelbar und sogleich mit dem ersten Akt der Reflexion, und so wie der Mensch aus der Dumpfheit der Begierde, in welcher das Subjekt das Objekt verschlingt, zum Selbstbewußtsein erwacht, so ist auch das Wort da“; und: „In der Zeitfolge [...] schneidet der gegenwärtige Augenblick eine bestimmte Grenze zwischen dem vergangenen und zukünftigen ab.“ Vgl. auch Christian Stetter: *Schrift und Sprache*. Frankfurt/Main 1997, S. 402 ff., der auf die entscheidende transzendentalphilosophische Überschreitung des Herderschen Sensualismus bei Humboldt hinweist.

und zwar in den gegebenen Strukturen des Wortens und des Gewortetseins.³⁵⁷ Denn all unsere Empfindungen, Vorstellungen und Urteile (über uns und über die Welt) – unabhängig von unserem individuellen Weltverständnis und unseren ‚Erfahrungen‘, über die wir gleichfalls nur als versprachlichte, gewissermaßen für uns schon besprochene Erfahrungen verfügen – sind nur denkbar, artikulierbar und, nebenbei, mitteilbar als gewortete, als vor allem Sprechen ins Wort gehobene.³⁵⁸ Wir *finden*, im eigentlichen Wortsinn, eine Sprache. Wir finden Sprache *vor*. Das Wort selbst, die Prägung der Welt durch den Geist (oder der Abdruck, den der Geist in der Welt hinterlassen hat), nämlich übereignet uns den Inhalt, mit dessen Hilfe wir uns Weltinhalte erschließen. Das ist, um in den Zungen der aufsteigenden Linie Herder–Cassirer–Weisgerber³⁵⁹ zu reden, die Gabe des Geistes, die dem Menschen gegeben, geschenkt ward. Erst im bloß gedachten Rückgang hinter die immer schon vollzogene transzendente Tat (des Wortens) können wir über etwas sprechen (nenne man es kantianisch ‚Ding an sich‘), wofür wir kein(e) Wort(e) haben.³⁶⁰

³⁵⁷ Vgl. auch Weisgerber 1971, S. 155 ff. Den „Gedanken vom *Worten der Welt*“ hat Weisgerber eigenem Bekunden zufolge als „einprägsames und zum Nachdenken aufforderndes Stichwort“ 1954 formuliert – nämlich als konsequente Verdichtung des entfalteten Programms der leistungs- und wirkungsbezogenen Sprachbetrachtung. (Vgl. Leo Weisgerber: „Die vier Schauplätze des Wortens der Welt“. In: *Ehrengabe zum Germanistentag Mannheim 1962*. Düsseldorf 1962, S. 28; vgl. des weiteren Leo Weisgerber: *Das Menschheitsgesetz der Sprache als Grundlage der Sprachwissenschaft*. 2., neubearb. Aufl., Heidelberg 1964, S. 74 ff.)

Daß besagter Begriff der theoriestrategischen Zuspitzung diente, hat Weisgerber selber 1960 („Sprache und geistige Gestaltung der Welt“, a. a. O., S. 7) unterbreitet: „Als ich vor etwa fünf Jahren von dem ‚Worten der Welt‘ zu sprechen begann, war es mir durchaus bewußt, daß man den Verlauf dieses Versuches abwarten müsse. Widerspruch ist nicht ausgeblieben; kein Geringerer als G. Storz [im *Wörterbuch des Unmenschen*; J. R.] hat *worten* als ein hartes Wort empfunden. Doch es scheint sich durchzusetzen, und an ihm festzuhalten hat zwei Gründe. Es handelt sich einmal um eine harte Bedingung des Menschseins, der ein ‚hartes‘ Wort durchaus angemessen wäre. Und die früheren Versuche haben gelehrt, daß es nur durch ein einprägsames, um nicht zu sagen aufreizendes Wort möglich ist, den Sachverhalt, um den es geht, ausreichend bewußt zu machen.“ (Ähnlich auch Leo Weisgerber: „Der Begriff des Wortens“. In: *Corolla Linguistica. Festschrift Ferdinand Sommer zum 80. Geburtstag am 4. Mai 1955*. Wiesbaden 1955, S. 248–254, insbes. 252 f.; und: Leo Weisgerber: „Das Worten der Welt als sprachliche Aufgabe der Menschheit“. In: *Sprachforum*, 1955, 1. Jg., S. 10–19; sowie Weisgerber: *Die vier Stufen*, a. a. O., S. 94)

Es ist also, jenseits aller Strategie und aller Aufmerksamkeit erregender wissenschaftlicher Attraktion, zumal die Härte der sprachlichen Lebensbedingungen selbst, die den Terminus erzwingt. Erich Rothacker („Ontologische Voraussetzungen des Begriffs Muttersprache“. In: *Schlüssel zur Welt*, a. a. O., S. 39–46) hat daran anschließend den Vorschlag unterbreitet, vom *Erworten* der Welt zu sprechen – womöglich i. S. des Erzwingens eines geworteten Weltzugangs.

³⁵⁸ Es bezeugt sich darin, so Weisgerber 1929, S. 53, „eine inhaltliche Gleichheit der Denkkakte in einer Sprachgemeinschaft“.

³⁵⁹ Vgl. allgemein Robert H. Robins: *Ideen- und Problemgeschichte der Sprachwissenschaft*. Frankfurt/Main 1973, S. 56; ebd., S. 86, die Bemerkung zur ‚Linie Humboldt–Weisgerber‘, Weisgerbers Arbeiten seien „letztlich in irgendeiner Weise auf Humboldts sprachphilosophische Ideen“ zurückgegangen.

³⁶⁰ Vgl. auch Weisgerber 1971, S. 60: „Nicht das Seiende, so wie es ist, sondern das Seiende, so wie der Mensch es gemäß seinen Kräften ergriffen, sich anverwandelt hat, ist die tatsächliche Lebenswelt des Menschen. Von diesem Grundmodell aus gewinnen auch die Sprachfragen ein völlig anderes Aussehen: Sprache nicht eine Sammlung von Etiketten für die vorgegebene Außenwelt; sondern Sprache als Eröffnung von Zugängen zur Lebenswirklichkeit, als Orientierung in einer immerzu bewegten Welt, als Erarbeiten geistiger Stützpunkte in zu erforschendem Land“; vgl. auch Reichmann, a. a. O., S. 24

Die epistemologische Emphase, die in der Entdeckung der transzendentalen Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt gründet,³⁶¹ überträgt sich über den Herderschen und den Cassirerschen Zeichenbegriff auf Weisgerber.³⁶² Im Nachvollzug der sprachlichen Wende der Transzendentalphilosophie verschiebt Weisgerber jedoch zugleich die These der sprachlichen Zuhandenheit der gegenständlichen und sozialen Welt³⁶³ in die Sphäre einer einzelsprachlich umgrenzten, später „volklich“ genannten Sozietät. Uns *ist* die Welt nur als Welt unserer Sprache. Das meint aber kein universalistisches ‚Uns‘, sondern das ‚Wir‘ der

³⁶¹ Bühler (a. a. O., S. XXIV) warnte vor der „Gefahr eines *Epistemologismus*“, worunter er „das der Sprache erpreßte Bekenntnis zu einer der möglichen erkenntnistheoretischen Grundhaltungen“ verstand.

³⁶² Das früheste Zeugnis der erkenntnistheoretischen Emphase stellt Weisgerbers Antrittsvorlesung dar. Man müsse „der Erkenntnistheorie das Wort erteilen“ (Weisgerber: „Problem der inneren Sprachform“, a. a. O., S. 40), um die Leistung der sprachlichen Zeichen, der „künstliche[n] Symbol[e]“, ja ihrer gegliederten Gesamtheit als eine von „konstitutive[n] Elemente[n]“ für die Einzel- und die geschichtlich gespeicherte Erfahrungsfähigkeit aufzufassen (vgl. ebd., S. 41 ff.). Weisgerber geht schon hier mehrfach auf Cassirers Philosophie des Zeichens zurück (und referiert die Grundzüge des Herderschen Zeichenbegriffs, ohne Herder zu nennen; vgl. ebd., S. 41 ff.), schließt aber auch ausdrücklich an Walter Porzigs Antrittsvorlesung aus dem Jahr 1923 an, um „die Frage nach Sinn und Zweck der Sprachwissenschaft überhaupt“ (ebd., S. 36) neu zu stellen.

Der Widerhall von Porzigs Proklamationen zeichnet sich bis in die Wortwahl ab. „Unter den Fragen, die augenblicklich im Streit der Meinungen ihrer Klärung entgegengeführt werden, ist für die Sprachwissenschaft keine so wichtig wie die nach der inneren Sprachform“ (ebd.), beginnt Weisgerber; Porzigs erster Satz lautet: „Der Begriff der inneren Sprachform ist eins der großen Zentralprobleme, die einer Wissenschaft ihre Einheit geben und gleichzeitig ihren Platz in der Gesamtheit des geistigen Lebens anweisen.“ (Porzig: „Begriff der inneren Sprachform“, a. a. O., S. 150) Im folgenden skizziert Porzig die von Humboldt initiierte ‚Geburt‘ der eigentlichen „Sprachwissenschaft als einer selbständigen Geisteswissenschaft“ (ebd.) an Hand der Problembereiche ‚Einzelsprache/Einzelvolk‘ und ‚innere Sprachform als Norm-Inhalt-Einheit‘, um dann den neuen Antipsychologismus und Antipositivismus vorzuzeichnen: „Die positivistische Position führt in ihren Konsequenzen zur Leugnung eines wissenschaftlich faßbaren Objekts ‚Sprache‘ überhaupt.“ (Ebd., S. 156) Und: „Da ist nun darauf hinzuweisen, daß der ‚einzelne Sprechende‘ ja gerade so gut eine Abstraktion darstellt wie ‚die Sprache‘. Ein einzelner Sprechender kommt in der Wirklichkeit nicht vor, ebensowenig wie einer, der als Erster (ohne sprachliche Vorfahren) spricht. Stets ist sein Sprechen abhängig vom Sprechen und Verstehen derer, mit denen er in Sprachgemeinschaft lebt, und vom Gesprochenhaben aller derjenigen, die vor ihm die Sprache gebraucht haben. [...] Gerade in dieser Abhängigkeit der Entwicklung von dem, was früher gewesen ist, wenn auch keine sichtbaren Spuren mehr davon vorhanden sind, wird das eigentliche Problem der Sprachwissenschaft, eben die *immanente Eigengesetzlichkeit* sprachlicher Vorgänge, am deutlichsten.“ (Ebd., S. 157 f.; Herv. J. R.) D. h.: „Für den Einzelnen sind also die Formen seiner Muttersprache wahrhaft *apriorische Formen der Apperzeption*.“ (Ebd., S. 165; Herv. im Org. gesperrt)

Wenn Weisgerber wiederholt als „Humboldt redivivus“ bezeichnet wurde, so schiene die Bezeichnung „Porzig-Humboldt redivivus“ angesichts dieses programmatischen Wendetextes doch angebrachter.

³⁶³ Explikationen nimmt Weisgerber meist an den Feldern der Farbwörter und der Verwandtschaftsbezeichnungen vor. (So auch bereits in: „Problem der inneren Sprachform“, a. a. O., S. 37 ff. und S. 46 ff.; zuweilen treten Beispiele wie Geschmacksempfindungen, schulische Bewertungsskalen, „das Unkraut“ oder das Sternbild Orion hinzu.) Die eine Seite soll die Erkenntnis der uns in sprachlichen Korrelationen zugänglich gewordenen Dingwelt erhellen, die Stellung *zu* den Sachen (als Stellungnahme, als intentionaler Akt), die andere jene der Stellung der sprachfähigen Wesen *zueinander* (als Gestellsein in ein sprachliches Gefüge). Kritisch zur Entstofflichung und Entpragmatisierung des Feldbegriffs Volker Heeschens (a. a. O., S. 64): „Ein sprachliches Feld bewältigt geistig in organischer Gliederung seiner Teile einen Ausschnitt aus dem Seienden; welcher Ausschnitt mit dem der Farbwörter gemeint sei, wüßte ich nicht zu sagen, wenn ich die einzelnen Adjektive hier nicht in einer Reihe von Prädikationen vorführte und solchermaßen die Qualitäten in unverzichtbarem Zusammenhang mit dem Stoff dieser Welt dächte. Dennoch ergibt sich für Weisgerber der Inhalt der Farbadjektive ohne Rückgriff auf die Sachen und allein durch das System gegenseitiger Abhängigkeit.“

muttersprachlichen Gemeinschaft. „Wir“ sprechen unsere Sprache, die Sprache, die der Geist der Sprachgemeinschaft (für uns) schuf.³⁶⁴

Weisgerber entlehnt, wie erwähnt, sein Konzept der „Philosophie des Zeichens“ bei Cassirer. Cassirers transzendente Semiotik sei die „aufschlußreichste Anwendung“³⁶⁵ der Entdeckung Herders,³⁶⁶ dergestalt wir mit Hilfe von Symbolen, von künstlichen Zeichen, den Laut-Inhalt-Einheiten³⁶⁷ bzw. den Wortinhalten, den Verbindungen von Name und Begriff, die außersprachliche Wirklichkeit begreifen und beherrschen. Die „wichtigsten Fortschritte“, die Cassirer dabei erzielt habe, seien folgende „Feststellungen“: a) die Unterscheidung zwischen natürlicher und künstlicher Symbolik, mithin die These, daß vermöge der sprachlich-symbolischen Markierung von Merkmalen und Eigenschaften (eines Gefühlszustandes, einer Sache etc.) der Kreis des reflexionsfreien, dem Erleben und den materiellen Eindrücken verhafteten (gestischen oder onomatopoetischen) Ausdrucks überschritten werde; b) der dadurch erzielte Gewinn der eigentlichen menschlichen Freiheit, der Fähigkeit zur willentlichen Bemächtigung der inneren und der äußeren Natur³⁶⁸; c) die anthropologische Differenz der Sprachermächtigung, die folgenreiche kulturstiftende Techniken begründe: das Gedächtnis; die beliebige Reproduktion der erinnerten Erfahrung jenseits des Wiederholungszwanges, den die stumme Natur nicht sprachbegabten Wesen auferlegt; die Kombination verarbeiteter, weit auseinanderliegender Eindrücke, Vorstellungen und begrifflicher Konzepte, mithin die

³⁶⁴ Utz Maas' historiographische Studie über die sprachwissenschaftlichen und sprachpolitischen Konstitutionsprozesse ab 1933 trägt als diskursanalytische Dekonstruktion der Metaphysik des Sprachgeistes den treffenden Titel „*Wie der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand*“. *Sprache im Nationalsozialismus*. Opladen 1984

³⁶⁵ Weisgerber 1929, S. 35

³⁶⁶ In *Die geistige Seite der Sprache*, Weisgerbers vorletzter großer Arbeit – 1973 folgte noch *Zweimal Sprache* –, verweist er neuerlich global auf „die Grundgedanken der Philosophie des Zeichens“ (Weisgerber 1971, S. 60), wie sie Cassirer entwickelt habe. Auf der Grundlage, das sprachliche Zeichen sei „Grundstütze für den Aufbau geistigen Lebens“ (ebd., S. 61), erhebt sich sodann das Theorem von der „Gemeinschaftssprache“, in der eine Gruppe von Menschen „Zeichen setzen, sei es zu Erkennungsmerkmalen, sei es zu Urteilsmaßstäben, sei es zu Sichtungsgrenzungen, sei es zu Verfahrenswegweisern. [...] Es ist ein echter Prozeß der geistigen Anverwandlung, in dem die *Erfahrensweisen*, die Aufmerksamkeitsrichtungen, die *Verstehensansätze*, die Anstöße der Wirklichkeit von außen und von innen über den Augenblick des Vorübergelens in einem bleibenden Eindruck und Ertrag festgehalten und dem Menschen verfügbar gemacht werden.“ (Ebd., S. 61 f.; Herv. J. R.) – Dies alles ist ausdrücklich unter Bezug auf Cassirer, der „Herders Zeichenlehre aufnahm“ (ebd., S. 62), dargelegt.

³⁶⁷ Weisgerber übernimmt hier Saussures Konzeption des sprachlichen Zeichens. (Vgl. Weisgerber 1929, S. 34) Wir werden später auf Weisgerbers Saussure-Interpretation zurückkommen.

³⁶⁸ Eine „Diskursethik“, wie sie Jürgen Habermas entwickelt hat, kritisiert den kantianischen Apriorismus und dessen „bewußtseinsphilosophischen Begriff von Autonomie“ just dort, wo jener „Freiheit unter selbstgegebenen Gesetzen nicht ohne die objektivierende Unterwerfung der eigenen subjektiven Natur zu denken erlaubt.“ (Jürgen Habermas: *Erläuterungen zur Diskursethik*. Frankfurt/Main 1991, S. 25) Gerade die Ausdehnung der instrumentellen Objektivierung aus dem Geist der transzendentalphilosophischen Begründung von Erkenntnis auf die Sphäre der Sprachgemeinschaft ermöglicht es – im Sinne Weisgerbers –, von den wirklichkeitskonstitutiven Momenten des lebensweltlichen Diskurses, d. h. von umgangssprachlichen Redebezügen, Welterschließungen und Weltdeutungen abzusehen.

Generierung von Wissen; die Abstraktion, die Bildung reflexiver Begriffsgruppen (die sich auf die Sprachlichkeit als Grund aller spezifischen sprachlichen Welterschließungsweisen richten müßten – ein Schritt, den Cassirer nicht unternimmt, Weisgerber aber sehr wohl).³⁶⁹

Der eigentliche Zweck des sprachlichen Zeichens, so Weisgerber, sei: „es hält nicht nur die Einzelercheinung fest, sondern es hilft Grenzen schaffen, Trennungslinien, Übersichtsfelder, so daß wir uns nun in dem bunten Wechsel der Erscheinungen und Erlebnisse zurechtfinden können.“³⁷⁰ Das System der sprachlichen Zeichen (d. i. dann das Gefüge der Wortinhalte und grammatischen Baupläne) öffnet das Feld, auf dem Kultur erwächst, zieht den Kreis, in dem sich Kultur als instrumentelle (technische) Naturbeherrschung³⁷¹ und als Bildung ihrer eigenen (politischen, gesellschaftlichen) Institutionen zur zweiten Natur entfaltet. Erst in der weitesten Entfernung von ihrer natürlichen Basis, in den reinen, selbstreflexiven, von allen materiellen Spuren befreiten Erzeugnissen des Geistes (und d. i.: die Philosophie der Sprache sowie, im komplementären Verhältnis von Theorie und Praxis, das Wirken der Sprachgemeinschaft als höchste Wirklichkeit der Weltgestaltung) kommt Kultur zu sich, ist sie gewissermaßen auf ihren Begriff gebracht. Der Apriorismus allerdings erlaubt es, von Fragen nach dem Ursprung der Sprache(n) abzusehen und Kulturtheorie an den Begründungsrahmen der (Transzendental-)Philosophie zu verweisen. Vor der Welt, im Anfang war, im absolut-idealistischen Gestus Hegels gesprochen, der Geist, war das Wort.³⁷² Durchaus hegelianisch gedacht, wiederholt

³⁶⁹ Vgl. Weisgerber 1929, S. 36 f.

³⁷⁰ Ebd., S. 38

³⁷¹ Den Bezügen zwischen Sprache und Technik geht Weisgerber erstmals 1933/34 ausführlich nach, in: „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur. Erster Teil“. In: *Wörter und Sachen*, 1933, 15. Jg., S. 134–224; und: „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur. Zweiter Teil“. In: *Wörter und Sachen*, 1934, 16. Jg., S. 97–236. Breite Ausführungen zum selben Komplex dann wieder in *Von den Kräften der deutschen Sprache* (a. a. O.). Wir verfolgen diese Zusammenhänge hier nicht weiter.

³⁷² Die Natur, heißt es in der *Phänomenologie des Geistes* (*Werke* 3, a. a. O., S. 590), ist „der entäußerte Geist“. Vgl. auch *Vorlesungen über die Ästhetik I* (*Werke* 13, a. a. O., S. 128): „Dem absoluten Geiste [...] steht die Natur weder als von gleichem Werte noch als Grenze gegenüber, sondern erhält die Stellung, durch ihn gesetzt zu sein, wodurch sie ein Produkt wird“.

Karl Löwith („Hegel und die Sprache“: In: *Die Neue Rundschau*, 1965, 76. Jg., S. 293) hat Hegels Idee der „onto-theologische[n] Relevanz“ der menschlichen Sprache insofern schlüssig in Zweifel gezogen, als er auf die Aporie hingewiesen hat, die zwischen der Zuordnung der Sprache zum subjektiven Geist und der Begründung ihrer – das Absolute in der Philosophie schließlich darlegenden – Funktion besteht. Also *muß* Hegel die Sprache als „auf dem Boden einer hintergründigen christlichen Anthro-po-Theologie“ (ebd.) und somit als geoffenbarte Wahrheit des Ganzen, des absoluten Geistes, denken, um das Ganze, das nach Hegel nur sprachlich zu denken sei, denken zu können: „Müßte der göttliche Geist, der sich zu einer Welt entäußert und im Menschen zum Selbstbewußtsein kommt, nicht auch schon selber, wie in der biblischen Schöpfungsgeschichte, ein *Verbum Dei*, ein schöpferisches Wort sein, damit der denkende Geist des Menschen ihm so entsprechen kann, daß die Sache selbst zu ihrem Begriff kommt [...]?“ (Ebd., S. 292)

Von einem solchen Ent-Sprechen spricht Hegel unwillentlich selbst – in einem Zusatz der *Enzyklopädie III* (a. a. O., S. 280): „Wie der wahrhafte Gedanke die Sache ist, so auch das Wort, wenn es vom wahrhaften

Weisgerbers Begriff der Sprachgemeinschaft die zeichentheoretische Begründung der Sprachlichkeit aller Erkenntnis auf höherer Ebene. Im muttersprachlichen Weltbild, das im (dunklen) Anfang war, sind die Leistungen des sprachlichen Zeichens in ihrer abstrakten und zugleich konkretesten Weise erfüllt. Als besondere Bestimmungen (der Leistungen der muttersprachlichen Gemeinschaft) heben der entwickelte Wortschatz und die entwickelte Syntax die allgemeinen semiotischen Funktionen der Weltaneignung auf – in der Besonderung zur reichhaltigsten Wirklichkeitsform der zugleich höchsten geistigen und höchsten gesellschaftlichen/sozialen Gemeinschaft. Die Sprachgemeinschaft erst schöpft die (noch anthropologisch abstrakten) Potenzen des sprachlichen Zeichens aus, sich gemäß der Wortinhalte zur Welt zu verhalten bzw. die Welt ins Wort zu erschaffen. (Transzendental-)Philosophische Setzung und (transzendental-)soziologische Synthese fallen rekursiv in eins.³⁷³

Weisgerber folgt Cassirer bis zu jenem Punkt, an dem die philosophische Begründung der abstrakten, ‚geistigen‘ Leistungen des sprachlichen Zeichens in die muttersprachliche (Re-)Konkretisierung umschlägt. Dann wird der besondere Zuschnitt der Weisgerberschen Rezeption deutlich. Wo Cassirer, von Kant herkommend, gegen die Vertreter der Konventionsthese eine Analyse der Grundformen des Urteilens zum Ausgang nimmt und – ontologiekritisch – eine sprachlich präfigurierte „ganz bestimmte Gestaltung nicht sowohl *der* Welt, als vielmehr eine Gestaltung *zur* Welt“³⁷⁴ annimmt, bewegt er sich – vorlaufend und hinführend – auf Weisgerberschem Boden (sofern es gestattet sei, das Nachfolgende als vom Vorläufer für den Nachfolger Gedachtes zu lesen). Er stellt, Kants Determinismus aufweichend, mehrere Erkenntnisformen in Rede, die er „einer Welt

Denken gebraucht wird. Indem sich daher die Intelligenz mit dem Worte erfüllt, nimmt sie die Natur der Sache in sich auf.“ Löwith (a. a. O., S. 292 f.) schließt daran an: „Wie sollen aber der Begriff der Sache und die Gedanken des Universums im menschlichen Denken wahrhaft zur Sprache kommen, wenn die Sache nicht selber schon sprachgemäß und die Sprache sachgemäß ist?“

³⁷³ Die methodologisch-ideologische Aufwertung einer Sprachtheorie, die sich als soziologisch orientierte versteht, zur Kulturwissenschaft, die ihre Ressourcen aus den Begriffssphären der transzendentalen Semiotik und der ‚Geschichte‘ bezieht, wird vielleicht auch im Kontrast zu einem sprachwissenschaftlichen Modell deutlich, das eher induktiv verfährt und den Nexus Gesellschaft–Subjekt, d. h. die – wie immer gedachte – gesellschaftliche Bestimmtheit und Bestimmung des Subjekts, nicht unberücksichtigt oder in der deduktiven heuristischen Hierarchie gar ‚verschwinden‘ läßt. So erklärt Hermann Paul (*Prinzipien*, a. a. O., S. 7): „Die Kulturwissenschaft ist immer Gesellschaftswissenschaft. Erst Gesellschaft ermöglicht die Kultur, erst Gesellschaft macht den Menschen zu einem geschichtlichen Wesen. Gewiß hat auch die ganz isolierte Menschenseele ihre Entwicklungsgeschichte, auch rücksichtlich des Verhältnisses zu ihrem Leibe und ihrer Umgebung, aber selbst die begabteste vermöchte es nur zu einer sehr primitiven Ausbildung zu bringen, die mit dem Tode abgeschnitten wäre. Erst durch die Übertragung dessen, was ein Individuum gewonnen hat, auf andere Individuen“ – es ließe sich von „Einstellungsübernahme“ (Mead) sprechen – „und durch das Zusammenwirken mehrerer Individuen zu dem gleichen Zwecke wird ein Wachstum über diese engen Grenzen hinaus möglich“ – also Erfahrung überhaupt möglich.

³⁷⁴ Ernst Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen, erster Teil: Die Sprache*. 9. Aufl., Darmstadt 1988, S.

des reinen geistigen Ausdrucks³⁷⁵ zurechnet: Sprache, Wissenschaft, Mythos, Kunst und Religion. Zwar verbindet sie, daß sie symbolische Systeme darstellen, doch sie differieren in ihrer Weise der Weltverarbeitung, der Weltdurchbildung oder gar der Weltbildung.

Auf der Linie Herder–Weisgerber zeichnen sich symbolische Erkenntnisformen also durch den produktiven Verlust der Fühlung zur sinnlichen Referenz, des sklavischen Haftens am Materiellen der Empfindung und des Eindrucks aus.³⁷⁶ Nicht die Welt hinterläßt einen Eindruck, der Geist hinterläßt seinen Abdruck in der Welt, und an Hand des Abdrucks wird der Weltausschnitt, der sprachlich bezeichnet, d. h. geprägt wurde, lesbar, er wird zum Inhalt *für* das Bewußtsein, er erhält Bedeutung – so daß das, was, der mehrfach angeklungenen Leitidee der Selbsttätigkeit des Geistes zufolge,³⁷⁷ „als Produkt ihres [der Symbole; J. R.] Tuns vor uns hintritt, in keinem

³⁷⁵ Ebd., S. 12

³⁷⁶ Das Verhältnis des Wortes zur (verblaßten, zurückgedrängten) Ding-/Objektwelt hat Weisgerber 1927 (Weisgerber 1927, S. 178) im Zuge der Kritik der Bedeutungslehre abgehandelt, indem er die naiv-realistischen Annahmen der – der Bedeutungslehre untergeordneten – Bezeichnungslehre als „pseudowissenschaftliche[] Betrachtungsweise“ einstuft und statt dessen die Grundzüge der Wortinhalts- bzw. Begriffslehre ins Feld führt: „Denn das ist ja gerade das Wesen menschlicher Sprache, daß sie die Dinge nicht objektiv fassen und bezeichnen, sondern immer nur begrifflich formen und in diesem oder jenem Zusammenhang begrifflich verarbeiten kann.“ Gleichwohl schimmerte hier noch ein Rest der möglicherweise konzederbaren (schwachen) Abhängigkeit des Bewußtseins vom materiellen Substrat durch. Die Rede von der ‚geistigen Verarbeitung der Welt‘ war noch nicht gänzlich geronnen zur Formel von der Arbeit des Geistes/der Wortinhalte, von der Autodynamik des Weltbildes. Die „sprachlichen Begriffe“ seien, so Weisgerber, „die Arbeitsformeln, in denen sich die Erfahrungen der Jahrtausende sammeln“, also Gefäße, in denen die Resultate der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur aufgehoben und verfügbar gehalten würden. Sie seien in der Summe das Gedächtnis einer „Sprachgemeinschaft“, die, als Subjekt gedacht, in jene Formeln „die ihr wichtigen Scheidungen [Urteilsformen, sprachlichen Zu- und Begriffe; J. R.] gefaßt hat; in denen naturgemäß auch außerintellektuelle Kräfte sehr stark zum Ausdruck kommen.“ (Ebd., S. 178 f.)

Wenig später indes wird die weichenstellende Abtrennung des sprachlichen Zeichens (das nunmehr nicht mehr als Resultat eines wie immer wirklichkeitsvermittelten Bezeichnungsprozesses aufgefaßt ist) von konkreten historisch-gesellschaftlichen gleichwie individuellen Lebensprozessen und -geschichten endgültig fixiert: „Das Verhältnis des Wortbegriffes zur *Wirklichkeit* ist etwas, was außerhalb des Wortes liegt“ (ebd., S. 181).

³⁷⁷ Laut Cassirer (a. a. O., S. 152) ist Sprache „eine sich ewig wiederholende *Arbeit* des Geistes“. Die entscheidende Verschiebung bei Weisgerber hat dahingehend statt, daß Sprache/Geist weniger hegelianisierend, sondern im semantischen Umfeld der Lebensphilosophie als Bildner/in figuriert (und der einzelne als folgsamer Schüler, sich Ein-Bildender und Ein-Gebildeter). Den nächsten, von Weisgerber begrüßten Schritt der völkerpsychologischen Konnotation unternimmt Georg Schmidt-Rohr: *Die Sprache als Bildnerin der Völker. Eine Wesens- und Lebenskunde der Völker*. Jena 1932. Den Zusammenhang beider bestätigt Adolf Bachs Beitrag für die Behaghel-Festschrift: „Deutsche Mundartforschung“ (in: Alfred Goetze/Wilhelm Horn/Friedrich Maurer [Hg.]: *Germanische Philologie. Ergebnisse und Aufgaben. Festschrift für Otto Behaghel*. Heidelberg 1934, S. 131), in dem unter Bezug auf Weisgerbers wegweisende Kritiken der Bedeutungslehre „die Erfassung der geistigen Eigenart unseres Volkes“ zur Hauptaufgabe „der modernen Sprachphilosophie und der allgemeinen Sprachwissenschaft unserer Tage“ (ebd., S. 132) erklärt wird. „Nach Leo Weisgerber, der mit Gg. Schmidt-Rohr als anerkannter Wortführer jener Bestrebungen angesprochen werden darf“ (ebd.), müsse nun, orientiert am Terminus der inneren Sprachform, „die schicksalhafte Erfahrung einer Gruppe in Raum und Zeit wie durch ihr Blut“ (ebd.) zu Bewußtsein gebracht werden.

Gerd Simon („Schmidt-Rohr“, a. a. O., S. 2) hat die interessante Anmerkung gemacht, daß Schmidt-Rohr mit der „ersten sprachpolitischen Monographie in Deutschland“ (ebd., S. 1), *Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens*. Jena 1917 (= Tat-Flugschriften 20), „eine Pionierleistung nicht nur in der Geschichte der Sprachpolitik, sondern in der Geschichte der Linguistik überhaupt“ (ebd., S. 2)

Zuge mehr dem bloßen *Material* gleicht, von dem sie anfänglich ausgegangen waren.“³⁷⁸

Bei Cassirer gilt die „Reinheit des Gehalts als Funktion des Bedeuten“³⁷⁹, jene Bedeutung, die laut Weisgerbers Revision der Bedeutungstheorie³⁸⁰ dem Wort als

vollbracht und diese einen eminenten Einfluß auf die Pionierschrift *Muttersprache und Geistesbildung* gehabt habe. Auch wenn Simon – wie schon Hennig Brinkmann und Johannes Knobloch – *Muttersprache und Geistesbildung* irrtümlich als Weisgerbers Habilitationsschrift ausgibt, dürfte der Hinweis wissenschaftsgeschichtlich von Belang sein: „Die wichtigsten Gedankengänge in Leo Weisgerbers Habilitationsschrift, die 1929 unter dem Titel: *Muttersprache und Geistesbildung* publiziert und noch am Ende des 20. Jahrhunderts von dem Tübinger Sprachwissenschaftshistoriker Eugenio Coseriu als Jahrhundertwerk gefeiert wurde, finden sich in Kurzform bereits in dieser Schrift. Ob Weisgerber sie kannte, ist unklar. Zumindest zitiert er sie nicht. Die Übereinstimmung geht aber bis in einzelne Formulierungen.“

Leider liefert Simon für Coserius Ein- und Wertschätzung keinen Nachweis. Auf persönliche Nachfrage teilt Gerd Simon mit (E-Mail vom 4. März 2003): „Schriftlich gibt es diese Bemerkung möglicherweise nicht. Aber hier in Tübingen war Coserius Hochachtung vor Weisgerber allgemein bekannt. Manchmal hat er aber *Theudisk* noch mehr gelobt. Er hat das nicht nur mir gegenüber häufiger erwähnt.“

³⁷⁸ Cassirer, a. a. O., S. 43

³⁷⁹ Philip Roeder: „Unstatthafte Bausteine? Leo Weisgerbers Cassirer-Rezeption“. In: Ivo: *Engagement und Reflexion*, a. a. O., S. 161

³⁸⁰ Zu deren sprengender Langzeitwirkung vgl. auch Jost Trier: „Deutsche Bedeutungsforschung“. In: *Germanische Philologie*, a. a. O., S. 173: „Ich bekenne mich zu Weisgerber, der aufdeckt, wie der Begriff der Bedeutung selbst sich als Hindernis der Bedeutungsforschung erweist und wie dieser Begriff erst überwunden werden muß, ehe eine Forschung, die sich auf die inhaltliche Seite der Sprache richtet, Erfolg haben kann.“ – „[A]uf dem Boden einer Wissenschaft vom Geiste“ (ebd.) wird somit in enger Fühlung zu Ipsen, Porzigs genannter 1923er Abhandlung über die innere Sprachform und Weisgerber der Gliederungsgedanke nochmals hinsichtlich der Wortfelder und der geistigen Seite der (Einzel-)Sprachen, also hinsichtlich der fundamentalen Sprachverschiedenheit bekräftigt: „Damit freilich sind sie [die Inhalte; J. R.] als von Sprache zu Sprache verschiedene Inhalte erkannt, weil es Sprache nicht gibt außerhalb der Vielfalt wirklicher Sprachen. (Über die tief in das Leben von Volk, Staat und Einzelnem eingreifenden Folgen dieses Sachverhalts zu sprechen ist im Zusammenhang dieser Festschrift nicht unsre, sondern Sache der allgemeinen Sprachwissenschaft.)“ (Ebd., S. 184 f.) – (Gegen Cassirers Vorstellung reiner Bedeutungsgehalte heißt es übrigens ebd., S. 185: „Ein sprachjenseitiges reines Reich der Gehalte ist kein Reich von Sprachinhalten.“) –

Die Klammer hatte der maßgeblich an der Festschrift beteiligte Fritz Stroh (er besorgte u. a. das Schriftenverzeichnis Behaghels) bereits ein Jahr zuvor mit seiner Habilitationsschrift *Der volkhafte Sprachbegriff* (a. a. O.) gefüllt. Hier, in der Festschrift, widmete sich Strohs Beitrag „Allgemeine Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie“ (in: *Germanische Philologie*, a. a. O., S. 229) u. a. den Stichworten „Ganzheit; Wesen; Sinn; Wirklichkeit“, „Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“, „Sprache als geistiges Schicksal“ und „Sinnganzes und Sinngefüge“ – und führte in allen diskutierten Fragen (Sprachstruktur, Sprachinhalt, Stellung der Sprache in der Kultur, Apriorismus der Muttersprache etc.) „namentlich“ (ebd., S. 234) Weisgerber als Kronzeugen an, der den „Hunger nach Wesen“ (ebd.) gestillt habe. Schließlich sei unbestreitbar, daß Sprachen „Prägungen zu einem volkhafte[n] Sein und also nicht bloß abbildende, wiederholende Spiegelungen“ (ebd., S. 237) seien. D. h.: „Im Volksproblem schlechthin gipfeln alle Fragestellungen auf Grund des neuen Sprachbegriffs (Güntert, Weisgerber, Trier u. a.). Von L. Weisgerbers Arbeiten namentlich ist diese Frage vorbereitet worden“ (ebd., S. 238). Eine Antwort sei somit schon zu geben: „Für die Sprachanschauung einer Zeit ist es bezeichnend, wie sie dem Gedanken einer Allgemeinen Sprache begegnet. Dieser ist dem aufklärerischen Denken entsprungen, und der volkhafte Sprachbegriff, der auf der Überzeugung von der Eigenständigkeit von Volkssprachen beruht, muß ihn grundsätzlich ablehnen“ (ebd., S. 240). Dagegen seien die Aufgaben einer „volkhafte[n]-politische[n] Sprachwissenschaft“ (ebd., S. 249) klar umrissen: „Muttersprachliche Bildung ist Persönlichkeitsbildung durch die ‚Mutter‘ Sprache (vgl. Weisgerber [...]), Wissenschaft von der Muttersprache bedeutet Arbeit an ihrem – nur in ihr wirklichen – Weltbild und Erweckung ihrer lebensbedeutsamen werthafte[n] Gehalte, Hinführung zur Kenntnis und Anerkenntnis ihrer gemeinschaftsbildende[n] Werte.“ (Ebd., S. 251)

Soweit dies alles also als gesichert gelten durfte, blieb dennoch zu konstatieren: „Ansätze zu einer neuen völkischen Ausdrucksdeutung der Sprache sind in H. Günterts Arbeiten zu sehen, die auch für die Erneuerung des Sprachbegriffs wichtig geworden sind. An die Fragen der rassisch bedingte[n], arteigenen Sprache [...] ist die neuere Sprachwissenschaft im allgemeinen noch nicht herangetreten.“ (Ebd., S. 236) – Strohs ausführliches Schriftenverzeichnis führt *sämtliche* bis dato erschienenen Arbeiten Weisgerbers auf, daneben

Laut-Inhalt-Einheit zukommt, für jede begriffliche Konstruktion, die, gereinigt von der Schlacke der Unmittelbarkeit (des sinnlichen Bewußtseins), das (sprachlich formende und geformte) Denken vor dem zu Denkenden dahingehend anleitet, welche Bedeutung dem zu Bezeichnenden beizulegen sei.

Daß alle Lebensäußerungen nur im Kontext eines Konstruktivismus interpretierbar sind, der die Zeichenhaftigkeit jedes Weltbezugs und jedes sprachlich eingebrachten Weltausschnitts betont, hat Weisgerbers Zustimmung gefunden, auch wenn Weisgerber Cassirers Aufsplitterung des kantischen Apriori nicht teilt. Die Zurückweisung des ontologischen Problems, in welcher Weise das Bewußtsein über die Wirklichkeit außerhalb seiner selbst verfügen kann, derweil es nur über sprachliche Erkenntnismöglichkeiten verfügt, die ebendiesen Zugang versperren³⁸¹ (oder als prinzipiell unmöglichen ausweisen), aber macht den Weg frei zu einer Theorie der geistigen Bildung der Welt, die sich im geistigen Lebenszusammenhang der muttersprachlichen Zugriffe und Wortfelder erschließt.³⁸²

einschlägige Texte von Finck, Freyer, Hermann, Güntert, Schmidt-Rohr, Vierkant, Wundt, auch Ipsens *Programm einer Soziologie des Volkstums* (1933) und Ottmar Spann's *Vom Wesen des Volkstums* (1929).

³⁸¹ Es sei denn, er würde animistisch oder magisch wieder eingeholt. Cassirer (a. a. O., S. 48) erklärt die ontologische Beunruhigung konsequent zum Scheinproblem: „Auf die Frage aber, was das absolut Wirkliche außerhalb dieser Gesamtheit der geistigen Funktionen, was das ‚Ding an sich‘ in *diesem* Sinne sein möge – auf diese Frage erhält er [der Mensch; J. R.] freilich keine Antwort mehr, es sei denn, daß er sie mehr und mehr als ein falsch gestelltes Problem, als ein Trugbild des Denkens erkennen lernt. Der echte Begriff der Realität läßt sich nicht in die bloße abstrakte Seinsform hineinpressen, sondern er geht in die Mannigfaltigkeit und Fülle der Formen des geistigen *Lebens* auf – aber eines solchen Lebens, dem selbst das Gepräge der inneren Notwendigkeit und damit das Gepräge der Objektivität aufgedrückt ist.“

Vgl. auch Stroh („Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 247), der zur neuen Sprachbetrachtung feststellt: „[S]ie fragt nicht, was die Dinge an sich sind, sondern was sie sozial-phänomenal, d. h. in der überlieferten Abzielungsweise der Gemeinschaft sind.“

³⁸² Das Konzept des Wortfeldes übernimmt Weisgerber von Trier. Zum persönlichen und theoretischen Einfluß Triers auf Weisgerber vgl. Leo Weisgerber: „Die Sprachfelder in der geistigen Erschließung der Welt“. In: Benno von Wiese/Karl-Heinz Bork (Hg.): *Festschrift für Jost Trier zu seinem 60. Geburtstag am 15. Dezember 1954*. Meisenheim/Glan 1954, S. 34–49; ebd., S. 35, die flotte wissenschaftsgeschichtliche Bemerkung: „J. Trier könnte schon ganz zufrieden sein mit den indirekten Erfolgen, die sein *Feldzug* herbeiführte bei all den Forschungsrichtungen, die sich durch die Feldbetrachtung tangiert sehen.“

Im Wortfeld organisieren sich die einzelnen wortenden Weltzugriffe (Begriffe) zur Struktur der gegliederten, ordnenden und wertenden Welterfahrung; vgl. Trier (*Der deutsche Wortschatz*, a. a. O., S. 1; Herv. J. R.): „Das Wortfeld ist zeichenhaft zugeordnet einem mehr oder weniger geschlossenen Begriffskomplex, dessen innere Aufteilung sich im gegliederten Gefüge des Zeichenfeldes darstellt, in ihm für die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft gegeben ist. Dies in einem inhaltlich zusammengehörigen Teilausschnitt des Wortschatzes [...] sichtbar werdende Gefüge ist also die äußere, zeichenhafte Seite der begrifflichen Aufteilung, die jener Begriffskomplex [...] *durch* und *für* die Sprachgemeinschaft erfährt.“ Also generiert erst das Wortfeld den Wortinhalt: „Vom Gefüge des Ganzen her empfängt das Einzelwort seine inhaltliche begriffliche Bestimmtheit. Denn nicht einem schon vorhandenen, klar begrenzten einzelnen Denkinhalt wird ein Wort zeichenhaft zugeordnet, sondern erst infolge des Vorhandenseins eines Wortes im Feld hebt sich ein Einzelinhalt aus dem vor ihm vorhandenen Inhaltskomplex heraus.“ (Ebd., S. 2) Im Wortfeld zeigt sich die „ordnende, d. h. Weltanschauung aussprechende innere Sprachform“ (ebd., S. 3, Anm. 1). Analog löst laut Weisgerber („Sprachfelder“, a. a. O., S. 43 f.) das Wortfeld im Verbund mit „der Wirkung der Gesetze des Zeichens“ „die Frage nach der Sicherung der Geltung von Objektivgebilden.“ Insgesamt entsprechen Triers ‚Sinnbezirken‘ bei Weisgerber die feldimmanent-distinkten, aufeinander bezogenen und sich gegenseitig abgrenzenden „Begriffe für bestimmte Lebensgebiete“ (Weisgerber 1929, S. 98; vgl. auch ebd., S. 58 f.). –

An Cassirers semiotischem Pluralismus, der allenfalls der Wissenschaftssprache einen exklusiven Status einräumt, scheiden sich die Geister. Weisgerber entwendet Cassirers Weltbildungsthese und schneidet sie auf die Weltbildthese zu, indem er in die erkenntnistheoretische Begründung der Sprachabhängigkeit des Denkens die übergeordnete These der muttersprachlichen Abhängigkeit des ‚Lebens‘ importiert.³⁸³ Weisgerber tut dies wiederholt unter dem Rubrum der „Sprachfähigkeit als Kennzeichen des Menschseins“. Er diskutiert Cassirers Modell der *relativ* eigenständigen symbolischen Formen und zentriert jene schließlich in der (Mutter-

Daß Weisgerber das Wort erst in den fünfziger Jahren als „sprachlichen Zugriff“ bezeichnet (so Helmut Gipper: „Rezension von: Peter Hartmann: *Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers*“. In: *Indogermanische Forschungen*, 1960, Heft 1, S. 62) und demzufolge eine Entwicklung der Wortdefinition von der ‚Name-Inhalt-Einheit‘ über die ‚Laut-Inhalt-Einheit‘ eben zum ‚Zugriff‘ stattfindet, ist u. E. nicht von systematischem Belang. Weisgerbers diesbezügliche Erklärungen zu einer maßgeblichen Fortentwicklung von der (noch eher statischen, ergonbezogenen) inhalt- zur leistungbezogenen Betrachtung (vgl. Weisgerber 1964, S. 75 f.; vgl. Weisgerber 1973, S. 175 f.) erscheinen nicht wesentlich. Zur Zusammenfassung der „Ausgriffe“ und „Zugriffe“ vgl. Weisgerber 1973, S. 167 ff., und Weisgerber 1964, S. 74 ff.; vgl. des weiteren Leo Weisgerber: „Die sprachlichen ‚Zugriffe‘“. In: Gerhard Haselbach/Günter Hartmann (Hg.): *Beiträge zur Einheit von Bildung und Sprache im geistigen Sein. Festschrift zum 80. Geburtstag von Ernst Otto*. Berlin 1957, S. 295–299; und Leo Weisgerber: „Die Gerichtetheit der Sprachzugriffe“. In: Gerhard Funke (Hg.): *Konkrete Vernunft. Festschrift für Erich Rothacker*. Bonn 1958, S. 281–287. In beiden Aufsätzen wird noch einmal die Formel von der Muttersprache als „Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft“ hervorgehoben. Daß hier insgesamt nichts wesentlich Neues ausgesagt ist, legt Weisgerber selbst durch einen Fußnotenverweis auf *Muttersprache und Geistesbildung* nahe, der sich an folgende programmatische Aussage zur energetischen Auffassung anschließt: „Wenn man die einzelnen bestehenden Sprachen zu den Phänomenen des ‚objektiven Geistes‘ rechnet, so muß dabei an sich bereits die Tatsache beachtet werden, daß die Seinsweise des Geistigen die der ‚Wirklichkeit‘ ist, das heißt, daß das Wesen auch des Sprachlichen im Vollzug von Wirkungen besteht.“ („Zugriffe“, a. a. O., S. 297; vgl. fast gleichlautend „Gerichtetheit“, a. a. O., S. 282; ebd., S. 281, wird das Gesamt geistiger Zugriffe einer Sprachgemeinschaft als „geistiger Vorstoß“ bezeichnet.)

³⁸³ Diese Position bekräftigt Stroh (*Handbuch*, a. a. O., S. 300) im Rekurs auf Weisgerbers Auffassung, die (Einzel-)Sprache sei „als die geistige Urgegebenheit und als die Voraussetzung auch der übrigen Erkenntnisformen“ anzusehen. Roeder (a. a. O., S. 168 f.) faßt zusammen: „Hier wird Sprache nicht mehr als eines mehrerer möglicher Erkenntnisysteme verstanden, sondern die jeweilige konkrete Muttersprache rückt in das Zentrum der Betrachtung. Zugleich wird die kopernikanische Wende der Erkenntnislehre hin zu einem freien, schöpferischen Individuum bei Kant und ihre Modifizierung hinsichtlich der stets symbolvermittelten Form von Erkenntnis durch Cassirer weitestgehend aufgehoben. Die schöpferische Leistung des einzelnen wird der ‚Sprachnorm‘ unterworfen. Erkenntnis ist bei Weisgerber nicht nur stets symbolgebunden [...], sondern mit der Berufung auf die Muttersprache als fundamentaler Erkenntnisträgerin zeigt sie sich gebunden an ein in eine Volksgemeinschaft eingelassenes ‚soziales Objektivgebilde‘, als eine gesellschaftliche Erkenntnisform.“

Im weiteren führt Roeder anschaulich aus, was Weisgerber an Cassirer nicht wahrhaben will: das dialektisch gedachte Verhältnis zwischen Sprachnorm und Sprachgebrauch, die Idee der Versöhnung von Besonderem und Allgemeinem in der Poesie, die ethische Dimension der Weltaneignung, d. h. der Vermittlung zwischen Natur und Kultur und der Alteritätsbeziehungen. „Es ist das Prinzip des geistigen und handelnden Umgangs des Menschen mit seiner Umwelt, es ist das Prinzip der Gewinnung von Selbstbewußtsein und freier Entfaltung des Willens auf der einen, Anerkenntnis der Natur, des autonomen Wesens der Dinge und des anderen Menschen auf der anderen Seite.“ (Ebd., S. 174)

Vollends die teleologische Idee, der Prozeß der Vergeistigung als zunehmender Verfeinerung kultureller Techniken führe zum Ausgang der Gattung aus der Unmündigkeit („Im ganzen genommen könnte man die Kultur als Prozeß der fortschreitenden Selbstbefreiung des Menschen beschreiben. Sprache, Kunst, Religion und Wissenschaft bilden unterschiedliche Phasen in diesem Prozeß. In ihnen allen entdeckt und erweist der Mensch eine neue Kraft – die Kraft, sich seine eigene, eine ‚ideale‘ Welt zu errichten“; Cassirer, zit. nach ebd., S. 175), steht konträr zu Weisgerbers organologischer Überhöhung von ‚Entfremdung‘, die sich allenfalls in der ‚magischen‘ Identität von Volk und Muttersprache überspringen läßt, in der „Erfüllung und Verwirklichung volklichen Lebens“ (Weisgerber 1933/34, Zweiter Teil, S. 225). Anders ausgedrückt: „Glücklicherweise ist die sprachliche Einheit des Menschengeschlechts ein Wahngebilde“ (Leo Weisgerber: *Deutsches Volk und deutsche Sprache*. Frankfurt/Main 1935, S. 24).

)Sprache als basaler Erkenntnisform.³⁸⁴ Ob Religion, Kunst,³⁸⁵ Mythos oder Wissenschaft: Als Symbolsysteme für bestimmte „Lebensgebiete“ weisen sie zwar einen „bestimmten Wortvorrat“ auf,³⁸⁶ stehen indes als Sondersprachen unter der Leitung der Gesamtheit der in einer Einzelsprache zusammengefaßten Erkenntnisleistungen. Der Philosophie der symbolischen Formen steht in summa die Philosophie der gesellschaftlichen Erkenntnisform entgegen. „In seiner Kritik verwirft Weisgerber die von Cassirer eingeführten Symbolsysteme Mythos, Religion und Wissenschaft mit dem Argument, daß sie – vor allem jedoch die Symbolsysteme der wissenschaftlichen Erkenntnis – stets sprachlich vermittelt sind, und damit meint Weisgerber die umgangssprachliche Vermittlung. Die genannten Bereiche zeichnen sich nach Weisgerber lediglich dadurch aus, daß sie innerhalb der Einzelsprachen einen abgrenzbaren Wortschatz, eine Terminologie bilden.“³⁸⁷

Die eigentliche ‚Sondersprache‘ aber ist die Muttersprache, als Besonderung der Sprache an sich. Erkenntnistheorie fungiert hier also tatsächlich auch als Türöffner einerseits für das Axiom der „sozialen Denkgebundenheit“³⁸⁸, andererseits für die nationale Emphasisierung des Sprachbegriffs. Die Ablösung von Cassirer besiegelt

³⁸⁴ Vgl. Weisgerber 1929, S. 109 f.

³⁸⁵ Der künstlerischen Produktion wird ein negativer Zug zum Individualismus und zur selbstherrlichen Negation der Bindungskräfte der Tradition angekreidet: „Dem künstlerischen Erkennen fehlt vor allem das Gesellschaftliche, an die Überlieferung Gebundene“ (ebd., S. 110).

³⁸⁶ Vgl. ebd., S. 55

³⁸⁷ Roeder, a. a. O., S. 166; dort auch etliche Beispiele für Weisgerbers eigenwillige muttersprachliche Emphasisierung, die Sprachverschiedenheit unter dem Aspekt einer unverkennbar völkerpsychologisch konnotierten Rangordnung abhandelt; denn, so Weisgerber, „diese Unterschiede müssen doch darin liegen, daß der geformte geistige Gehalt von Sprache zu Sprache wechselt, daß das Erlernen dieser verschiedenen Sprachen verschieden tauglich ist zur geistigen Beherrschung der Welt“ (zit. nach ebd., S. 165). 1935 (Weisgerber 1935, S. 53 f.) heißt es unmißverständlich: „Die wissenschaftliche Arbeit muß bemüht sein, diese Verbindungen [der Wissenschaften; J. R.] an die Welt einzelner Sprachen zu durchschauen, um sie, soweit darin überwindbare Voraussetzungen liegen, auszuschalten. Andererseits sind wir aber auch berechtigt und verpflichtet, die besonderen Möglichkeiten und Aufgaben wissenschaftlicher Arbeit zu durchdenken, die sich aus dem Bau unserer Muttersprache ergeben. Es ist gar kein Zweifel, daß sowohl in den Arten der Begriffsbildung (– man denke allein schon an die Möglichkeiten der Wortzusammensetzung –), wie in den Grundlagen des Satzbaus unserer Muttersprache (– es sei erinnert an die berüchtigten und doch wiederum an ihrem Platz wertvollen Schachtelsätze –), wie in den Grundzügen des deutschen Weltbildes Ausgangspunkte und Wege wissenschaftlicher Arbeit gegeben sind, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist.“

Seebaß (a. a. O., S. 200 f.) kommentiert die Sprachabhängigkeitsthese, wie sie von Weisgerber bis Gipper vertreten werde, mit einem Seitenblick auf Heideggers Formel, das Deutsche sei neben dem Griechischen die eigentliche Sprache der Philosophie: „Auf der allgemeinen Ebene von ‚Sprachgeist‘, ‚Denken‘, ‚Erfahrung‘, ‚Weltbild‘ oder ‚Kultur‘ kann eine so begründete Abhängigkeitsbehauptung allerdings kaum überzeugen. Abgesehen von ihrer notorischen Vagheit sind die gegenteiligen Evidenzen zu offenkundig. Völker mit ähnlicher Kultur sprechen unterschiedliche Sprachen, Völker mit ähnlichen Sprachen entwickeln verschiedene Kulturen. Völlig verschiedene Denker können die gleiche Sprache sprechen, während geistesverwandte Denker sprachlich verschieden sind. Und eine Behauptung wie die, daß man nur im Griechischen oder Deutschen wahrhaft philosophieren könne, ist mit Blick auf die Philosophiegeschichte, namentlich auf die jüngste, kaum mehr als ein schlechter Witz.“

³⁸⁸ So der synthetische Begriff Weisgerbers im Artikel *Sprache* in Alfred Vierkants *Handwörterbuch der Soziologie*. Stuttgart 1931. Näheres hierzu in Abschnitt III.

jene Wende der Sprachwissenschaft, die Weisgerber aus der Verpflichtung auf einen deutschen Sonderweg der Disziplin begründet. Jener sei gebahnt worden einerseits von der Philosophiegeschichte, deren entscheidende Linie er nun – weniger auf Humboldt gestützt – zwischen Hegel und dessen konservativ-revolutionären Interpreten zieht, und andererseits von der jüngeren Zeitgeschichte selbst, von externen Bedingungen also, die das Projekt der philosophischen Neubegründung der Sprachwissenschaft quasi naturnotwendig auf seine Vermittlung mit und auf seine Abkunft aus dem politischen Allgemeinen verpflichten.

1929 heißt es vor dem Hintergrund, daß auch die wissenschaftliche Erkenntnis „ihre Gebundenheit an die Sprache“ zu vergegenwärtigen habe:

„Angesichts dieses Tatbestandes wird man sich doch fragen, ob man nicht der Nebeneinanderordnung der vier Erkenntnisformen bei Cassirer die Ansicht der deutschen Bewegung vorziehen soll, wie sie am knappsten niedergelegt ist in der Formel Hegels, die Sprache sei die erste und eigentliche Tat der theoretischen Intelligenz. H. Freyer deutet den Kern dieser Ansicht sehr ansprechend folgendermaßen: „Die Weltgeschichte besteht darin, daß die Stufen des Geistes als fertige, feste Welten, als Werke, als Kulturen in die Wirklichkeit gesetzt werden. Die Sprache aber ist nicht ein solches Werk neben anderen Werken. Sie ist, wie Hegel sagt, die Tat der theoretischen Intelligenz im eigentlichen Sinne, die äußerlichste Äußerung derselben. Das heißt, in ihr schafft der Geist noch nicht als Intelligenz, sondern in ihr macht er sich erst zur Intelligenz. In ihr wird er allererst geschichtsfähig, nämlich vernunftfähig. Die Sprache ist also, so kunstreich und sinnvoll sie der nachträglichen Betrachtung erscheint, kein weltgeschichtliches Werk des Geistes, kein Glied der Kultur; sie ist vorgeschichtlich, außergeschichtlich. Sie ist der Ursprung des Geistes oder jedenfalls mit dem Ursprung des Geistes eng verbunden.“³⁸⁹

³⁸⁹ Weisgerber 1929, S. 111 f. Diese Stelle findet sich Wort für Wort in *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur (Von den Kräften der deutschen Sprache)*. Bd. 3, 1950, S. 14). Dort ist sie aber nicht mehr als Zitat ausgewiesen, sondern mit einem Hinweis auf „H. Freyer“ in den Weisgerberschen Fließtext integriert. Wissenschaftlichen Gepflogenheiten entspricht das gewißlich nicht.

Im übrigen ist die Inbeschlagnahme Hegels für die Einsicht, die Sprache sei die Tat der theoretischen Intelligenz, nicht zwingend notwendig. Karl Bühler (*Sprachtheorie*, a. a. O., S. 19) z. B. huldigt „den Griechen, welche die theoretische Tat des Begriffes entdeckt haben“ – und dies offenkundig als Reaktion auf Kants Bewunderung der Griechen und ihrer Leistungen auf dem Gebiet der Logik und der Mathematik. (Vgl. Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, a. a. O., S. 23)

Bei Hegel (*Enzyklopädie III*, a. a. O., S. 271) wiederum ist zwar die „Sprache [...] das Produkt der Intelligenz“, aber sie ist es (jenseits zahlloser Äußerungen zur onto-theologischen Präexistenz des Geistes) nicht einfach als Selbstmanifestation des Geistes, sondern als ein gleichursprüngliches System aus Material (Lauten)

Das lange Zitat entstammt Hans Freyers Aufsatz „Sprache und Kultur“, der 1927 in der Zeitschrift *Die Erziehung* erschienen war³⁹⁰ und der – sei’s durchs Weisgerbers prominente Erwähnung in *Muttersprache und Geistesbildung*, sei’s durch

und Form (Grammatik) einerseits und als Praxis des Sprechens andererseits. Die Rede ist die Voraussetzung dafür, daß sich die Intelligenz an und in der Anschauung bildet: Sie gibt sich – durch ein Anhalten, Innehalten, Festhalten – in der Rede „ein Dasein in der Zeit“ (ebd.), und zwar ein „aus ihrer (anthropologischen) eigenen Natürlichkeit hervorgehendes *Gesetztsein*“ (ebd.). Der artikulierte Ton, das Diskrete, verleiht dem Geist Geschichtlichkeit, Zeit, sein *Gedächtnis*, macht ihn zur Intelligenz. Der Ton, „die erfüllte Äußerung der sich kundgebenden Innerlichkeit“ (ebd.), ist aber kein – gegen Kant gedacht – monologisches Zeichen, sondern ein Ton der Rede: „Der für die bestimmten Vorstellungen sich weiter artikulierende Ton, die *Rede*, und ihr System, die *Sprache*, gibt den Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen ein zweites, höheres als ihr unmittelbares Dasein, überhaupt eine Existenz, die im *Reiche des Vorstellens* gilt.“ (Ebd.)

Hegel denkt Sprache ganz als Zeichengebilde, ihre später zwingend gebotene (aber nicht explizierte) Fundierung in der Präexistenz des absoluten logischen Ganzen des Weltgeistes spielt hier keine Rolle. Sie ist Medium oder notwendiger Teilhaber an der Negativität des Geistes, an seiner Arbeit der produktiven Selbstentfremdung, die das Denken *ist*: „Die *wahrhafte, konkrete* Negativität des Sprachzeichens ist [...] die *Intelligenz*, weil dieselbe jenes aus einem *Äußerlichen* in ein *Innerliches* verändert und in dieser umgestalteten Form aufbewahrt wird.“ (Ebd., S. 280) Als solche Existenzweise des Bewußtseins, des in der Welt tätigen Geistes, setzt die *Rede* eine zweite Welt der Vorstellungen und Ideen aus der ersten heraus. Sie schafft – wie die Arbeit – Kultur, ein selbständiges System von Bedeutungen. Das sprachliche Zeichen bleibt zwar ein äußerliches, ein klingender Name, doch es ist eine „Äußerlichkeit, die zugleich das Gepräge der höchsten *Innerlichkeit* trägt. Ein so innerliches Äußerliches ist allein der *artikulierte Ton*, das *Wort*.“ Auch in der *Wissenschaft der Logik I* (*Werke* 5, a. a. O., S. 20) wird die Sprache als Werk des denkenden, arbeitenden Geistes aufgefaßt, der sich Welt aneignet (oder gleichursprünglich mit ihm gesetzt sei; die Interpretationen sind hier schwankend): „Die Denkformen sind zunächst in der *Sprache* des Menschen herausgesetzt und niedergelegt“, also sich zum Gegenstand geworden und damit als solche überhaupt erst einmal erkannt. „In alles, was ihm [dem Menschen; J. R.] zu einem Innerlichen, zur Vorstellung überhaupt wird, was er zu dem Seinigen macht, hat sich die Sprache eingedrängt, und was er zur Sprache macht und in ihr äußert, enthält eingehüllter, vermischter und herausgearbeitet eine Kategorie“. Genauer heißt das, „daß in einer Sprache die Denkbestimmungen zu Substantiven und Verben herausgestellt und so zur gegenständlichen Form gestempelt sind“.

Löwith (a. a. O., S. 286) hat, ohne den Terminus der geistigen Zwischenwelt zu benutzen, den kulturschaffenden Akt des Sprechens (oder der Sprache, wie Weisgerber sagen würde) im Anschluß an Hegel folgendermaßen umrissen: „Im Sprechen überschreiten wir ebenfalls die gebundenen Möglichkeiten naturhafter Verlautbarung. Der bloße Naturlaut wird als verständlicher Sprachlaut zu einem System von Zeichen, die sich als Bezeichnungen von dem Bezeichneten entfernen und eine Welt der Sprache zwischen uns und die natürliche Welt stellen. [...] Der Geist *ist* geradezu die bewegende Mitte, welche zwischen dem Menschen und seiner Welt vermittelt, zwischen Selbstsein und Anderssein, Fürsichsein und Ansichsein.“ – Laut Humboldt (*Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 195) ist diese Mitte des Geistes, zumal hinsichtlich der Synthesis (der Arbeit oder der Bildung des Begriffs/Wortes), in der die Selbstentfremdung qua Artikulation aufgehoben wird, die Sprache selbst, die eine Sphäre der Objektivität schafft, in der die Subjektivität des Selbstbewußtseins als vermittelte und nun erst in ihrem vollen (wirklichen, d. h. gesellschaftlichen und kulturellen) Reichtum erhalten bleibt. So denkt Humboldt nicht nur Sprache und Denken als gleichursprünglich, sondern auch die Entfaltung des Individuums und die sprachliche Konstitution von Gesellschaft/Kultur: „Die Tätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniss desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinübersetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache, und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich.“

Ob, nebenbei, bei Cassirer Sprache an sich „die fundierende symbolische Form“ ist (Werlen, a. a. O., S. 104), ist in der Literatur umstritten. (Vgl. etwa Elmar Holenstein: *Menschliches Selbstverständnis. Ichbewußtsein – Intersubjektive Verantwortung – Interkulturelle Verständigung*. Frankfurt/Main 1985; dazu Roeder, a. a. O., S. 176, Anm. 71)

³⁹⁰ Hans Freyer: „Sprache und Kultur“. In: *Die Erziehung*, 1927/28, 3. Jg., S. 68

anderweitige Verbreitungswege – womöglich die Rolle einer Art Schlüssel- oder Signaltext spielte, mit dem im Milieu der sprachwissenschaftlichen Erneuerer neben der epistemologischen die soziologische, lebensphilosophische und kulturphilosophische Reemphasierung thesenhaft vorgetragen werden konnte. Zumindest krönt jener ‚Freyer-Hegel‘³⁹¹ auch Ipsens einflußreichen Forschungsbericht *Sprachphilosophie der Gegenwart*, um den Nexus Sprache–Gemeinschaft als höchsten Wirklichkeits- und Geltungsbeweis des Logos auszuzeichnen: „Sprache ist nicht eine geistige Welt unter und neben andern, sondern die erste und ursprünglichste aller Welten des Geistes; nicht eines der ‚Kultursysteme‘, sondern – wie Hegel die gemeinsame Überzeugung des idealistischen Philosophierens ausgedrückt hat – die ‚erste Tat der theoretischen Vernunft‘ [sic!] (vgl. Freyer in der *Erziehung* 3, 66). [...] Sprache und Gemeinschaft sind die beiden Pole, woraus die menschliche Gesittung als Rhythmus und Gefüge entspringt. [...] Der Logos findet seine Wirklichkeit als gesprochene Sprache: in der Gemeinschaft“³⁹².

Freyer hatte unter Bezug auf Herders Begriff der Besonnenheit,³⁹³ also mit der gebotenen epistemologischen Basisargumentation (und aber ohne auf Cassirer zu rekurrieren) die Fragen, „was der Sinn der Sprache sei, wie die Sprache in den geistigen Haushalt einer Gesamtkultur eingefügt sei, wie sich Sprache und Geist verhalten“³⁹⁴, im Hinblick auf einen kulturphilosophischen Apriorismus beantwortet, der vordergründig zudem im Begriff des Verstehens³⁹⁵ gründete, der die „wirkliche Besinnung auf das Wesen der Sprache“³⁹⁶ aber vor allem prinzipienwissenschaftlich³⁹⁷ vollzog. Dabei galt es, „von einem Begriff der Sprache zu sprechen, der in der

³⁹¹ Vgl. hierzu die späteren Erörterungen bei Josef Derbolav: „Hegel und die Sprache. Ein Beitrag zur Standortbestimmung der Sprachphilosophie im Systemdenken des Deutschen Idealismus“. In: *Schlüssel zur Welt*, a. a. O., S. 56–85, insbes. 58 ff.

³⁹² Ipsen: *Sprachphilosophie*, a. a. O., S. 27 f. Neben der Seitenangabe stimmt auch das Freyer-Hegel-Zitat selbst nicht. Weder von *erster* Tat noch von *Vernunft* ist bei Freyer die Rede. Ipsen scheint – wie mutmaßlich auch Weisgerber – Hegel nicht gelesen und nicht gegengeprüft zu haben. Solche Zitation als willkommene Übernahme ist jedoch kein unübliches Verfahren. Wenigstens Freyer zitiert Hegels angebliche Formel richtig. In Hegels *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* (*Werke* 12, a. a. O., S. 85) heißt es: „Die Sprache ist die Tat der theoretischen Intelligenz im eigentlichen Sinne, denn sie ist die äußerliche Äußerung derselben.“

Für die Signalwirkung von Freyers Aufsatz spricht des weiteren die Erwähnung bei Stroh: „Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 230 f.; vgl. ebd., S. 230: „Ihre neue Sendung empfängt die Sprachwissenschaft von der Deutschen Bewegung“; und: „dieser Gedanke gipfelt letztlich in Hegels bekannter Formel, daß die Sprache nicht ein Werk neben anderen ist, sondern der Geist selbst noch einmal: die erste und eigentliche Tat der theoretischen Intelligenz.“ (Ebd., S. 231 f.)

³⁹³ So auch Stroh: „Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 234

³⁹⁴ Freyer: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 65

³⁹⁵ Vgl. Stroh: „Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 235: „Die Wissenschaft vom Ausdruck und seiner Deutung kommt, wie Freyer bemerkt, der gegenwärtigen Lage der Geisteswissenschaft, die von den Kategorien des Verstehens, der Sinndeutung und des Symbols beherrscht ist [...], entgegen.“

³⁹⁶ Freyer: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 66

³⁹⁷ Gefordert sei, wer „prinzipiell denkt“ (ebd.).

deutschen Bewegung erarbeitet worden ist³⁹⁸ – in jenem „geistige[n] Zusammenhang³⁹⁹, der, durch Dilthey so bezeichnet, von Herders Ursprungs-Abhandlung bis zu Humboldts Kawi-Einleitung, zeitlich also von 1772 bis 1834 reichen sollte und in Hegel, dem „Gipfel der ganzen Entwicklung⁴⁰⁰, seinen resp. dessen Deuters Kronzeugen fand.

Daß die Sprache, so Freyer laut Hegel, „genetisch und logisch vor der Weltgeschichte“ war und daß sie das Refugium des sich dann in ‚Völker‘ spezifizierenden Geistes sei, verbürgte sich für Freyer durch Herder wie Hegel gleichermaßen;⁴⁰¹ Humboldts Energieia-Begriff trat als organologische Weiterung stützend hinzu. „Den Ausgangspunkt für diesen Begriff der Sprache, der in der deutschen Bewegung gewonnen wird und der sich als unverlierbares Erbe erweist, bildet die Sonderstellung (um es gleich bestimmter zu sagen: die Zentralität) der Sprache in der geistigen Welt der Kultur. Hegel ist schließlich derjenige, der das Problem: innerer Aufbau der Kultur als Systematiker in Angriff genommen hat und auf den jeder Entwurf eines Systems der Kultursysteme zurückgehen muß.“⁴⁰²

³⁹⁸ Ebd., S. 67

³⁹⁹ Ebd., S. 66

⁴⁰⁰ Ebd.

⁴⁰¹ Vgl. ebd., S. 68 f.: „Die Sprache ist also nicht ein einzelnes Werk des Geistes, sie ist der Geist selbst noch einmal. Hegels abstrakte Formel: die Sprache sei die erste und eigentliche Tat der theoretischen Intelligenz, kann nicht schöner erläutert und erfüllt werden, als es in Herders Lehre vom Ursprung der Sprache bereits geschehen war.“ – Daß mit Hegel indessen eine Mystifikation des Volksgeistes im Reichtum der entwickelten Einzelsprachen zu begründen wäre, ist ausgeschlossen. Besagter Formel geht bei Hegel ein Passus voraus, der daran keinen Zweifel läßt: „Es ist ein Faktum der Monumente, daß die Sprachen im ungebildeten Zustande der Völker, die sie gesprochen haben, höchst ausgebildet worden sind, daß der Verstand sich sinnvoll entwickelnd ausführlich in diesen theoretischen Boden geworfen hatte. Die ausgedehnte konsequente Grammatik ist das Werk des Denkens, das seine Kategorien darin bemerkbar macht. Es ist ferner ein Faktum, daß mit fortschreitender Zivilisation der Gesellschaft und des Staats diese systematische Ausführung des Verstandes sich abschleift und die Sprache hierin ärmer und ungebildeter wird“ (*Philosophie der Geschichte*, a. a. O., S. 85).

Schärfer noch spricht Hegel der Sprache überhaupt eine weltgeschichtliche Rolle, d. h. der Entstehung von Einzelsprachen eine Funktion im Prozeß der zum Bewußtsein ihrer selbst gelangenden Vernunft ab: „Die Tätigkeiten der Erinnerung und der Phantasie sind ohne die Sprache nur erst innerliche Äußerungen. Aber diese theoretische Tat überhaupt, wie deren weitere Entwicklung, und das damit verbundene Konkretere der Völkerverbreitung, ihrer Abtrennung voneinander, Verwicklung, Wanderung bleibt in das Trübe einer stummen Vergangenheit eingehüllt; es sind nicht Taten des selbstbewußt werdenden Willens, nicht der sich andere Äußerlichkeit, eigentliche Wirklichkeit gebenden Freiheit. Diesem wahrhaften Elemente nicht angehörend haben jene Völker, ihrer Sprachentwicklung ungeachtet, keine Geschichte erlangt. Die Voreiligkeit der Sprache und das Vorwärts- und Auseinandertreiben der Nationen hat erst teils in Berührung mit Staaten, teils durch eigenen Beginn der Staatsbildung Bedeutung und Interesse für die konkrete Vernunft gewonnen.“ (Ebd., S. 85 f.)

⁴⁰² Freyer: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 67; vgl. analog Stroh: „Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 230: „Die Deutsche Bewegung, deren Erlebnis das Erlebnis der Sprache ist und die unausgesetzt an einer Philosophie der Sprache arbeitet, hatte der Sprache ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach Allumfassendheit zuerkannt.“ Das war, wie es Usus geworden war, gegen die „materialistisch entartete[] Sprachauffassung“, gegen das „mechanistische[] Denken“ (ebd.), gegen „wurzellose[] Freiheit“ und „zur bloßen Sache entartete Systeme“ (ebd., S. 250) vorgetragen – mitten im „Ringem um die wirklichen und lebendigen sprachlichen Ganzheiten“ (ebd.).

Daß Weisgerber die *Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur* im Sinne der Freyerschen kulturphilosophischen Totalisierung bestimmte, die als grundsätzliche Frage nach der Philosophie der Sprache eine linguistisch-holistisch fundierte Philosophie der Kultur, mithin des ‚Volkes‘ und der Geschichte begründete, ist ein Zeichen für ein Systematisierungs- und Synthesedenken, das aus der Höhe der vermeintlich geistaffinen Spekulation der Deduktion eines „Sinn- und Wesenszusammenhang[s]“⁴⁰³ das Wort redet, die der wirklichen, prosaischen, der ‚kleinen‘ Geschichte des Konkreten keinen Raum mehr läßt. Vielleicht am deutlichsten sprach in diesem Sinne das Primat der Sprachwissenschaft vor aller Wissenschaft dann Jost Trier 1934 aus, mit einer Verbeugung vor Weisgerber: „Die Sprache ist nicht mehr bloß eine unter den möglichen Weisen des objektiven Geistes (neben Recht, Staatsform, Religion), sondern sie ist diejenige, die allen andern voraus- und zugrunde liegt. Sprachwissenschaft wird ein Ort der Vorbesinnung für alle Wissenschaften.“⁴⁰⁴

Schon immer und immer vorab ist Sprache nach Freyer/Weisgerber „ein ausgebreitetes Reich von Formen“, ein „entfaltete[r] Zusammenhang sinnvoller Elemente“⁴⁰⁵, „Synthesis im reinsten Sinne“⁴⁰⁶, Wesen statt bloßes Erscheinen (im Sprechen), Geistereignis statt Praxis. Wissenschaft ist demzufolge Wesensdeutung, Anrufung des Ganzen, Ausleuchtung des Lebenszusammenhanges, eines höheren Seinsgewebes jenseits dessen, was pejorativ ‚Zivilisation‘ geheißen wird. „Das deutsche Wort ‚Sprache‘“, so Freyer, „schlingt bekanntlich zwei Bedeutungen in sich zusammen, die anderswo getrennt sind: nämlich Sprache als Sprachvermögen überhaupt und Sprache als besondere, einzelne Sprache, als Idiom – also sermo und lingua, langue und langage. Es wäre leicht nachzuweisen, wie die deutsche Sprachphilosophie einfach durch diesen doppelten (vielmehr synthetischen) Bedeutungsgehalt des Wortes ‚Sprache‘ zu sehr tiefen Einsichten geführt worden ist.“⁴⁰⁷

1935 begründet Weisgerber, neuerlich auf Freyers kurze Schrift antwortend und die Metaphysik der Geistgemeinschaft in die zeitgeschichtliche Zeit einschreibend, die Fragerichtung und die methodische Ausrichtung der Sprachwissenschaft quasi politikgeschichtlich, ohne die höhere, ‚vorgeschichtlich‘ gefaßte Aufgabe, die man

⁴⁰³ Freyer: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 69; so proklamiert Stroh („Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 231), es „wird Sprache als unableitbares Sinngefüge verstanden und die Erneuerung der Sprachphilosophie theoretisch vorbereitet.“

⁴⁰⁴ Trier: „Deutsche Bedeutungsforschung“, a. a. O., S. 173 f.

⁴⁰⁵ Freyer: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 69

⁴⁰⁶ Ebd., S. 70

⁴⁰⁷ Ebd., S. 72 f.

durch die Entbergung der (Mutter-)Sprache als geistiger Bildnerin der Völker erfülle, fallenzulassen. Nicht länger bedarf es aber nunmehr an einer solchen Stelle etwaiger erkenntnistheoretischer Ableitungen, wissenschaftstheoretischer Begründungen und sprachphilosophischer Umwege:

„Es ist also nicht zu verwundern, daß beim Ausbruch des Weltkriegs eine starke Bewegung für Würde und Reinheit der Muttersprache einsetzte, und daß die Nachkriegszeit uns in Deutschland erneut einen volkhafte Sprachbegriff gebracht hat. Die Hinwendung der Sprachwissenschaft zu den Wurzeln und Kernleistungen der Muttersprache traf sich – zweifellos aus einer letzten Bindung im Schicksal unseres Volkes – mit dem Ringen um eine Erneuerung des deutschen Volkstums, mit der Abwehr gegen die inneren und äußeren Gefahren, die es zu zerstören drohten, mit dem Bemühen um eine innerliche Wiederaufrichtung der durch äußere Not zermürbten Gemeinschaft.“⁴⁰⁸

Daß Cassirer ab 1934 keine Erwähnung mehr findet und ab 1949, zuerst in *Von den Kräften der deutschen Sprache*, dann beispielsweise auch in *Das Menschheitsgesetz der Sprache als Grundlage der Sprachwissenschaft*⁴⁰⁹, „wieder auftaucht“⁴¹⁰, darf hier noch angemerkt

⁴⁰⁸ Weisgerber 1935, S. 43. Ebd., S. 42 f., argumentiert resp. agitiert Weisgerber dezidiert politikgeschichtlich, um sprachpolitische ‚Bewegungen‘ und Initiativen und schließlich die eigenen Bemühungen in ein Kontinuum der politischen ‚Erweckung‘ einzuspeisen. Sprachwissenschaft wendet sich somit offen der Idee der Sammlung und Mobilisierung bestimmter politischer Kräfte zu (Näheres hierzu siehe Abschnitt III.), und zwar als integraler Teil eines erwachenden oder sich selbst erweckenden „deutschen Denkens“: „Immer, wenn das deutsche Denken sich besonders eindringlich den Sprachfragen zuwandte, erhielt es seine maßgebenden Anstöße von dieser Stelle aus [vom ‚Nachdenken über die Beziehungen zwischen Sprache und Volk‘ aus; J. R.]. Als in der Zeit um 1500 zum ersten Male ein Kampf zur Ehre der deutschen Sprache geführt wurde – es waren insbesondere elsässische und niederländische Humanisten, die damals für die deutsche Sprache die Würde einer ‚Ursprache‘ neben den drei heiligen Sprachen [...] in Anspruch nahmen –, da stand dahinter ein Kampf um Anerkennung und Geltung des deutschen Volkes. Und als die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts sich mit solcher Inbrunst an die Muttersprache klammerten, da waren sie geführt von dem Bewußtsein, durch die Bewahrung und Ausgestaltung der deutschen Sprache entscheidend an der Rettung des zerschlagenen deutschen Volkes mitzuarbeiten. Als fernerhin die Männer der deutschen Bewegung von Herder bis Arndt, von Humboldt bis Grimm ihre Landsleute immer wieder auf die Muttersprache hinwiesen, da taten sie das, weil sie von da aus das Volksbewußtsein der Deutschen wecken wollten, und tatsächlich gelang ihnen vom Sprachgedanken aus eine erste Erneuerung des deutschen Volksgedankens.“

Daß Weisgerber auch in den fünfziger Jahren (etwa vor dem Hintergrund der Fragen nach der ‚deutschen Teilung‘ und der ‚Wiedervereinigung‘) die Formeln des Alarmismus (‚Not‘, ‚Notgemeinschaft‘, ‚Rettung‘ etc.) in Anschlag bringt, hatten wir oben erwähnt.

⁴⁰⁹ Weisgerber 1964

⁴¹⁰ Roeder, a. a. O., S. 188; Gerd Simon (‚Bedeutungsforschung‘, a. a. O., S. 176) dagegen meint, Weisgerber habe Cassirer „nach 1933 nur noch selten erwähnt, z. T. bedingt durch ein zeitweiliges Verbot, Juden zu zitieren“. – „Dieses Verbot wurde vermutlich mit Rücksicht auf das Ausland nicht publiziert und im 2. Weltkrieg ebenso nicht-öffentlich zurückgenommen.“ (Ebd., Anm. 5)

werden.⁴¹¹ Letzteres Buch aus dem Jahr 1964 basiert auf Weisgerbers Bonner Vorlesung im Wintersemester 1949/50. Im wiederabgedruckten „Vorwort zur ersten Auflage“, die 1950 unter dem Titel *Das Gesetz der Sprache als Grundlage des Sprachstudiums* erschienen war, schließt Weisgerber nahtlos an seine Forderungen aus *Muttersprache und Geistesbildung* an. Im didaktisch ausgerichteten „Bemühen, eine der Bedeutung und Reichweite des Gegenstandes ‚Sprache‘ angemessene Verfahrensweise zu gewinnen“, verweist er bindend – und nahezu wortgleich zu den zitierten Passagen aus *Muttersprache und Geistesbildung* – auf „das Bild von der Sprache, wie es sich vor allem seit dem ersten Weltkrieg entwickelt hat und wie es uns heute nach dem Hinzugewinnen der beiden Dimensionen der sprachlichen Inhalte und der sprachlichen Wirkungen deutlich vor Augen steht.“⁴¹²

Das Heute ist das Gestern der eigenen Grundlegungsschrift. Folglich mündet *Das Menschheitsgesetz* als Sprachlehre fünfunddreißig Jahre später in das Kapitel „Der Sinn des Sprachstudiums“. Dort heißt es, nicht ganz unerwartet, daß „die richtigen Zugänge zu allen im Sprachstudium auftauchenden Fragen aufgezeigt“ worden seien, indem man den Studierenden anhielt zu erkennen, „daß er seine eigenen Probleme, die konkreten Fragen und Aufgaben, die ihn zu seinem Sprachstudium hinführen, nur richtig lösen kann, wenn er ihnen ihren Platz im Ganzen zuzuweisen vermag“.⁴¹³

Um nichts weniger als um die „wissenschaftliche Bewältigung einer Sprache“ sei es zu tun, und sei es, daß die wissenschaftliche Bewältigung zur Überwältigung des Lernenden

⁴¹¹ Gipper („Leo Weisgerber“, a. a. O., S. 27) hat dies zuletzt 1999 kommentiert: „Aus Parteikreisen wurde ihm ‚volksfeindliche Sprachphilosophie‘ und ‚Sprachwissenschaft auf Schleichwegen‘ vorgeworfen. Einen schönen Beweis dafür, daß er sich nicht vereinnahmen ließ, liefert folgende Tatsache: eine Reihe seiner Gewährsmänner waren jüdische Gelehrte wie Cassirer, Gelb, Goldstein, Katz, Lévy-Bruhl, Schuchardt und Stern. Er hielt an ihnen auch in der Nazizeit unbeirrt fest.“ Es sei nur darauf hingewiesen, daß man nach 1945 u. a. von ehemaligen Parteimitgliedern nicht selten hören konnte, einige ihrer „besten Freude sind Juden“ (gewesen).

Roeder (a. a. O., S. 189) hat genauer hingesehen: „Nachdem Cassirers Gedanken zunächst recht ausführlich, wenn auch für diesen gewissermaßen kontraproduktiv, aufgegriffen und auch als solche gekennzeichnet werden, finden sich spätestens von 1934 an in den thematisch einschlägigen Texten zwar immer noch Grundelemente der Cassirerschen Symboltheorie, die nun einerseits nicht mehr als solche gekennzeichnet werden oder werden dürfen, die andererseits in so entscheidend fremde Zusammenhänge gestellt werden, daß sie kaum mehr in Bezug zu Cassirers im Humboldtschen Sinne humanistischer Kulturtheorie stehen. Dies trifft freilich um so mehr Humboldts Theorie selbst, denn er wird auch in dieser Zeit stets als Vordenker herangezogen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, erstmals allerdings erst 1949 bzw. 1950, taucht Cassirers Name bei Weisgerber wieder auf. Auch seine Gedanken halten wieder – auf dieselbe Weise in Anspruch genommen – Einzug in dessen Texte.“

Bernhard Weisgerber („Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“, a. a. O., o. S.) hinwieder hat 2001 einige spärliche Einblicke in Weisgerbers Handbibliothek gegeben und angeregt, eine genaue Auswertung der Anstreichungen und Kommentare Weisgerbers sei „eine Aufgabe der Rezeptions- und Produktionsforschung, die manchen wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang zutage fördern würde“. Im Falle Cassirers merkt er an, ohne Datierungen offenzulegen: „Leo Weisgerber hat sich nicht nur, wie einige behaupten, für sein Frühwerk mit Cassirer auseinandergesetzt, sondern sich bis in sein Alter hinein mit diesem Buch beschäftigt.“

⁴¹² Weisgerber 1964, o. S.; vgl. auch Weisgerber 1973, S. 57: „Tatsache ist [...], daß nach dem ersten Weltkrieg das Achten auf den sprachlichen Einschlag im Menschenleben bemerkenswert zunahm.“

⁴¹³ Weisgerber 1964, S. 195

durch die gebieterisch in Szene gesetzte Wissenschaft führt. Der folgende Katalog totalisierender Zugriffe, d. h. unbefragbarer Anschauungs- und Zugangsweisen,⁴¹⁴ teilt dies in unmißverständlicher Klarheit mit:

„[...] diese Ganzheiten sind so klar vorgezeichnet, daß niemand, der sie einmal gesehen hat, sie wieder vergessen kann: Ganzheit von Laut und Inhalt mit dem Aufbau eines sprachlichen Weltbildes als erstem Ziel; Ganzheit von Sprache und Kulturschaffen mit dem Wirksamwerden der sprachlichen Kräfte bei jedem Sprachgebrauch; Ganzheit von Muttersprache und Sprachgemeinschaft mit der Fülle von Wirkungen des Gesetzes der Muttersprache im Einzel- und Volksleben; Ganzheit alles Sprachlichen auf Erden in der notwendig gegliederten Zusammenarbeit auf das sprachliche Ziel der Menschheit hin.“⁴¹⁵

„Den Sinn des Sprachstudiums aufzudecken und zu sichern gegenüber den vielfachen Verfahrensweisen, die diese notwendige Ganzheit zerstückeln“⁴¹⁶, das sei das Ziel der eigenen Lehre, und erneut bemüht Weisgerber zur Absicherung seines vom erhöhten Standpunkt des Generalisten geworfenen Blicks jenes Beispiel atomistischer Sprachbetrachtung und -behandlung (in der Didaktik), das uns in *Muttersprache und Geistesbildung* begegnet war: „Ein jeder hat solche Folgen zur Genüge an sich selbst verspürt: ein bruchstückhafter Grammatikunterricht in der Schule, gipfelnd in der formalen Zergliederung von Beispielsätzen, reicht gerade dazu aus, um der Mehrzahl der Betroffenen die Lust zur Beschäftigung mit Sprachfragen für immer auszutreiben.“⁴¹⁷ – Das Gegenmittel ist schnell gefunden: „Es ist tatsächlich nicht leicht, gegenüber solchen Verzerrungen den wirklichen Sinn der Beschäftigung mit der Sprache bewußt zu machen. Und doch bedarf es im Grunde nur der Einsicht in die erste sprachliche Ganzheit, die Untrennbarkeit von Sprachlaut und Sprachinhalt, um die Aufgabe der Sprachforschung in ihrer ganzen Größe zu erfassen und sie mit der ganzen Anziehungskraft auszustatten, die einer ‚Grundwissenschaft‘ innewohnt.“⁴¹⁸

Die Amalgamierung des Grundlegungswillens mit dem Anspruch, die Theorie müsse eine hohe Attraktivität außerhalb der Fachzusammenhänge besitzen, müsse eine

⁴¹⁴ Unbefragbare Zugangsweisen formieren sich zum *Leitbild*; vgl. Weisgerber: „Die wirkungbezogene Sprachbetrachtung“, a. a. O., S. 264: „Daß sich auf solcher Grundlage die Ganzheit einer dem Gegenstand angemessenen Einsicht für jede Sprache erarbeiten läßt, ergibt sich als anspruchsvolles, aber unbestreitbares Leitbild.“

⁴¹⁵ Weisgerber 1964, S. 195

⁴¹⁶ Ebd.

⁴¹⁷ Ebd., S. 196

⁴¹⁸ Ebd.

wirkungsmächtige Faszination auf die nicht-fachliche Welt ausüben, ist unübersehbar – und neuerlich nicht ohne Gewährsmann inszeniert, den Weisgerber mit geläufigem Pathos für sich in Beschlag nimmt: den „genialen“ Humboldt, der für die oben angeschlagene Weltbild- und Sprachgemeinschaftsprogrammatik geradesteht: „Niemand hat sich so eindringlich um des Gedankens der Menschheit willen mit dem Wesen des Volkes beschäftigt. Die naturnotwendige, geistbestimmte und sprachgebundene Gliederung der Menschheit in Völker – das meint Humboldt, wenn er von Nationen redet und diese den Sprachgemeinschaften gleichsetzt – wird ihm begreiflich als die notwendige Bedingung zum Erreichen des Zieles der Menschheit, und so zeigt sich vom Menschheitsgedanken aus gleichzeitig Begründung und Begrenzung des Völkergedankens.“⁴¹⁹

Vor dem Hintergrund der eindringlichen Bekräftigung des sprachgemeinschaftlichen Relativismus (der ebenfalls schon 1929 unterm Titel vom „Weltbild unserer Sprache“ als dem „naturegegebene[n], richtige[n]“ formuliert ist⁴²⁰) nimmt sich Weisgerbers Bezug auf Cassirer, auf jenen laut Gipper neben Humboldt zweiten großen Anreger der zwanziger Jahre, hier bescheiden aus. Er dient zu Beginn von *Das Menschheitsgesetz* lediglich noch als Referenz für die erkenntnistheoretische Feinbestimmung der anthropologischen Idee der „Sprachkraft“, die „besonders wichtig im Hinblick auf die Gemeinschaftsformen von Sprache [sei]; auch die Muttersprachen sind ihrem Wesen nach Entfaltung von Sprachkraft.“⁴²¹

Die Sprachkraft als ausgezeichnetes Merkmal des sich ein kulturelles Um- und Wirkungsfeld schaffenden Menschen äußere sich durch das „sinnliche Anverwandeln des Seienden“: „Geistige Kräfte‘ sind am Werk, um die Wirklichkeit einzufangen, anzuverwandeln, zu vermenschlichen.“⁴²² Sprachliche Welterschließung und -ermächtigung bewiese sich dann am Eintrag begrifflicher Ordnungen ins Seiende, das – gegliedert durch Laut-Inhalt-Einheiten – nunmehr als sprachlich gestaltetes, strukturiertes, kontinuiertes wahrgenommen werde: „Dieser menschliche Einschlag wird den Bedingungen menschlichen Daseins entsprechend zugleich eine sinnliche und eine geistige Komponente haben, wobei Sinnliches und Geistiges in einem Verhältnis wechselseitiger Bedingtheit stehen. Gegenüber der üblichen isolierenden Betrachtung beider Seiten hat die Philosophie des Zeichens, wie sie namentlich von E. Cassirer entwickelt wurde, den grundlegenden Zusammenhang beider aufgewiesen: mit dem Setzen eines sinnlichen Zeichens gewinnt zugleich das mit dem Zeichen Angezielte die Formung und Dauer eines dem Menschen zugänglichen und

⁴¹⁹ Ebd., S. 198

⁴²⁰ Weisgerber 1929, S. 154

⁴²¹ Weisgerber 1964, S. 22

⁴²² Ebd., S. 23 f.

verfügbaren geistigen Gehaltes, und mit solchen sinnlich-geistigen Ganzheiten kann der Mensch Formen des Sich-Zurechtfindens in seinen Lebensbedingungen schaffen.“⁴²³

Für die eigentliche Synthese der Weisgerberschen Theorie aber – für die Ablösung der „Erkenntnislehre“ vom Subjekt und ihre Einbindung in die Sprachsoziologie – steht Cassirer nicht mehr zur Verfügung. „Das künstliche sprachliche Zeichen ist übertragbar, kann einer Menschengruppe zugeordnet sein und damit räumlich wie zeitlich die Schranken des individuellen Lebens überschreiten. Damit dehnen sich auch die Leistungen, die die Sprachkraft durch diese Zeichen verwirklichen kann, auf die menschlichen Gemeinschaftsformen aus. Die Formel ‚Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform‘ (L. Weisgerber) drängt sich auf. Sie wird uns in unseren sprachsoziologischen Überlegungen wiederbegegnen.“⁴²⁴

Festzuhalten bleibt hier, daß Weisgerber 1964, Jahrzehnte, nachdem seine Lehre von der Sprache Gestalt gewonnen hatte, die Denkmittel und die Denkbewegung dessen explizierte, was wir als innertheoretische Formierung, als Einschluß und Aneignung, als selektive Einbindung auf dem Feld sprachwissenschaftlicher Argumentationen zu beschreiben versuchten. Vielleicht mag das Urteil nicht allzu abwegig erscheinen, den Wissenschaftspolitiker Weisgerber auch dort am Werk zu sehen, wo er als Sprachwissenschaftshistoriker in eigener Sache in Erscheinung tritt – als historisch und systematisch versierter Sprachwissenschaftspolitiker, der weiß, daß die politischen Geltungsansprüche der Sprachwissenschaft sich am nachhaltigsten in die Kritik und in den Entwurf – zwar durchlässiger, aber durch ihre hermetischen Sprachregelungen auch hinreichend gegen das voreilige Eindringen politischer Ansprüche abgedichteter – sprachphilosophischer Diskurse ‚versenken‘ und einbinden lassen.

In *Das Menschheitsgesetz der Sprache* legt Weisgerber die Grundlagen der Grundlegung offen. In einem Präludium rekapituliert er die Geschichte der Sprachwissenschaft als Abfolge der „Formeln des Zugangs zur Sprache“ und kommt umgehend darauf zu sprechen, an welchen Maßstab sich die sprachphilosophische Selbstvergewisserung anzulehnen habe: „Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform; Sprache als Weg geistiger Gestaltung der Welt“.⁴²⁵

In der Erstarrung, im Stillstellen des Formierungsprozesses, in der (Ver-)Härtung der Formierung zur Formel liegt das Ziel begründet. Sprachwissenschaft Weisgerberscher Prägung sucht und demonstriert das Statuarische, die Abgeschlossenheit des Arguments. Eine

⁴²³ Ebd., S. 24

⁴²⁴ Ebd., S. 25

⁴²⁵ Ebd., S. 11

Verflüssigung in der wissenschaftlichen Kommunikation strebt sie nicht an, stärker: wehrt sie ab, abgeschirmt von einem Wall der Begriffe, und die Entäußerung der Erkenntnis kennt – jenseits der Grenzen des eingehegten universitär-institutionellen Rahmens – vornehmlich eine Richtung: jene des einredenden Einwirkens auf die nicht-akademische Öffentlichkeit.

Der Ton der Verkündigung, der Weisgerbers Schriften von den zwanziger Jahren bis Anfang der achtziger Jahre vielfach auf gleichbleibender Höhe begleitet,⁴²⁶ hallt auch dort wider, wo Weisgerber seine eigene Forschungsbiographie Revue passieren läßt, indem er sie auf die großen Züge der Sprachwissenschaftsgeschichte abbildet.

Am Ende des „Weg[s] von einer solchen Verwendungsdefinition [Sprache sei Instrument der Kommunikation; J. R.] zu einer angemessenen Wesensbestimmung“⁴²⁷ schätzt Weisgerber den „Aufschlußwert“ sprachwissenschaftlicher „Formeln“ ab, d. h. deren epistemischen und praktischen Umfang (anders gesagt ist der Deutungsumfang,⁴²⁸ d. h. der Erschließungsumfang vertikal-intensiv – als ‚Tiefe‘ der Erkenntnis, als Entbergung des Grundes aller sprachlichen Erscheinungen – und horizontal-extensiv zu verstehen – als breite Erschließung wirkungsvoller Gestaltungsweisen der sprachlichen Erscheinungen), um „das Suchen nach besseren Formeln“ plausibel zu machen. Die Formeln fassen schließlich auf griffige Weise die Ergebnisse des Forschungsprozesses zusammen. Eine ‚gute‘ Formel ist der Fingerabdruck der Forschung und der Ausweis einer leistungsstarken, den Erfordernissen und Forderungen der Zeit angemessenen Theorie. Sie verdrängt, als Prägung des Gegenstandes

⁴²⁶ Vgl. Arens (*Sprachwissenschaft*, a. a. O., S. 531): „Weisgerber ist unter den deutschen Sprachwissenschaftlern dieser Zeit der eigenartigste und selbständigste Denker, die nicht müde wird, seine Ideen zu verkünden.“

⁴²⁷ Weisgerber 1964, S. 12

⁴²⁸ Wir sprechen hier von Deutungsumfang, weil sprachphilosophische Konzepte, ob zur Formel geronnen oder nicht, aus der interpretativen Perspektive eher ein Angebot an die Interpreten ihrer Sprachlichkeit darstellen, das Sprachliche auslegend zu verstehen, als daß sie, trotz aller wissenschaftlichen Anspruchslogik, zu dauerhaft gesicherten Erkenntnissen gelangen. Das bedeutet nicht, sprachwissenschaftliche Theorien zum je beliebig austauschbaren, relativistischen Auslegungsmodus zu degradieren, benennt aber die Not oder die Chance, die Deutung ihrer Annahmen, Methoden und Versprechen immer wieder aufs neue zu beginnen.

Nichts anderes könnte der Begriff der sprachlichen Bildung meinen: sich permanent darüber zu verständigen, welches (sprachwissenschaftlich geformte) Wissen wir voraussetzen oder teilen, wenn wir über Sprache reden, und die Reflexion darüber nicht abzuschneiden, zuzuschneiden oder zu hemmen, sondern anzuregen, welche Wege und Zugänge uns sprachphilosophische Konzepte dabei eröffnen oder versperren.

Vielleicht sind dann auch im Lichte gegenwärtiger Erfahrung Kriterien für die Angemessenheit einer sprachwissenschaftlichen Lehre oder, schwächer, für die Unabgeholtenheit bestimmter Fragenkomplexe und Aufmerksamkeiten zu gewinnen. Das setzte allerdings voraus, nicht pragmatisch blind zu sein und das Nachdenken über Sprache/Sprachlichkeit allein an etwaigen Anwendungsmaßstäben und Verwertungszwecken zu orientieren. Die Offenheit für die Gegenwart und ihre vielfältigen sprachlich-sozialen und sprachlich-politischen Prozesse und Verwerfungen müßte die Bereitschaft einschließen, das historische Wissen über sprachliches Denken und sprachliches Handeln nicht zu verwerfen, so mühsam der Nachvollzug vieler als obsolet eingestufte Redeweisen und Argumentationen erscheinen mag. Ohne sprachwissenschaftsgeschichtliche und (sprach-)wissenschaftstheoretische Reflexion wird keine (bildungspolitisch interessierte) Lehre über die Sprache auskommen können. Der Einspruch, das Sprachstudium würde dergestalt mit ‚unnützem Wissen‘ und ‚Ballast‘ blockiert, darf freilich bei einer bestimmten Auffassung von Bildung und Ausbildung auf grundsätzlichen Zuspruch hoffen.

und Prägung des Diskurses, in dem über Sprache gesprochen wird, überholte Konzepte und setzt die neuen Standards der Forschung:

„Sie [die Formeln; J. R.] müssen nicht nur daran arbeiten, immer angemessener zu werden, sondern auch die vertieften Erkenntnisse aufnehmen, die in der Sprachforschung erreicht werden. Gerade die letzteren können zu weittragendem Umdenken zwingen und dadurch Formeln, die für frühere Zeiten angemessen waren, so überholen, daß das Weiterarbeiten mit ihnen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht mehr zu rechtfertigen ist. Eine Formel wie die von der Sprache als gesellschaftlicher Erkenntnisform war unerreichbar, solange nicht bestimmte allgemeinwissenschaftliche Einsichten (wie die von der Rolle des Zeichens und den ‚Lebensformen‘ der Kulturgüter innerhalb von Philosophie und Soziologie) erarbeitet waren. Nachdem diese aber einmal verfügbar sind, müssen sie in die Sprachformel der früheren Zeit eingebaut werden, wenn das Arbeiten mit dieser nicht in die Gefahr kommen soll, nicht nur unzureichend, sondern geradezu falsch zu werden. Wohl aber wird man sich bemühen, den heuristischen Wert aller früheren Formeln auszuschöpfen. [...] Eine Formel ist nur soviel wert, wie sie überbauend alle vorangegangenen Kenntnisse in sich begreift und in doppelter Weise aufhebt: im Sinne des überholenden Aufhebens ihrer Maßstäbe, zugleich aber auch im Sinne des bewahrenden Aufhebens aller Teilerkenntnisse.“⁴²⁹

„Wenn wir uns von der Mannigfaltigkeit der Sehweisen, unter den uns sprachliche Phänomene faßbar werden, überzeugt haben, und wenn wir über Kriterien verfügen, die uns zu einem Urteil über die verschiedenen Ansätze sprachlicher Betrachtung befähigen, dann müßte es uns gelingen, den Ansatzpunkt und die Formel zu finden, die der Ganzheit der Sprache gerecht werden“⁴³⁰, skizziert Weisgerber ein Projekt, das (bereits) Programm ist. Die Aussicht, man wohne einem un abgeschlossenen Forschungsunterfangen bei, dessen Grundlagen und Zielvorstellungen sich noch zu bewähren hätten, verleiht die nötige, Interesse und Anteilnahme weckende Emphase. Die Kriterien sind, aller anklingenden Bescheidenheit und taktisch artikulierten Vorläufigkeit zum Trotz, gleichwohl längst zur Hand. Die „Wegweiser“ hatte Weisgerber frühzeitig aufgestellt, von einem offenen Forschungsprozeß konnte schon 1929 im strengen Sinne keine Rede mehr sein. Der Fahrplan lag fest. 1964 erfährt er alsdann eine nahezu unveränderte Neuauflage:

⁴²⁹ Weisgerber 1964, S. 12 f.

⁴³⁰ Ebd., S. 14

„Wegweiser [...] sind immerfort nötig und erwünscht. Als solche werden uns die Teilansätze sicher dienlich sein; allerdings werden sie viel von ihrer Selbständigkeit aufgeben müssen; alle Wegweiser zu Teilzielen werden weitergeführt werden müssen bis zum Mittelpunkt. Das gilt vor allem für die Maßstäbe; alle Befunde über Erscheinungsformen (Verwendungsweisen) der Sprache müssen einen Bezug gewinnen auf das Wesen der Sprache und von da aus in ihrer Tragweite gemessen werden. Nicht zuletzt sind diese Gesichtspunkte auch auf die wissenschaftliche Arbeit anzuwenden.“⁴³¹

Mittelpunkt und Maßstab für alle Gegenstandsbereiche und alle sprachwissenschaftliche Arbeit, für alle angewandte Sprachwissenschaft, die ihrerseits mit der Geltung der Leitwissenschaft ausgestattet ist,⁴³² wurde und blieb: das pragmaphilosophische (Mutter-)Sprachgemeinschaftsparadigma, als Wesensbestimmung der Sprache mit werkgeschichtlicher und werkpolitischer Tragweite.

⁴³¹ Ebd., S. 14 f.

⁴³² Vgl. ebd., S. 20: „Diese umfassende Sicht, verbunden mit dem Bemühen, alle für eine ganzheitliche Sprachbetrachtung notwendigen Arbeiten abzuleiten und methodisch zu kennzeichnen, soll dahin führen, ein Bild davon zu gewinnen, was Sprachwissenschaft über die zufällige Forschungslage ihrer einzelnen Disziplinen hinaus ist und soll.“

II. 2. 3. Geist vs. Gehirn – Linguistik und Sprachwissenschaft zwischen Gegenstands-, Methoden-, Organisations- und Orientierungsgeschichte

Gegensätzlicher könnten die Positionen nicht ausfallen: Auf der einen Seite äußert Jürgen Trabant dort, wo er „die moderne Sprachwissenschaft“ des 20. Jahrhunderts – d. h. vor allem die mit den Namen Saussure, Bloomfield und Hjelmslev verbundenen Entwürfe – im Hinblick auf den Einfluß Humboldtscher Termini betrachtet: „Auch der einzige deutsche Beitrag zur modernen Sprachwissenschaft, der eine gewisse Bedeutung hat, bezieht seine Anregungen explizit aus Humboldtschen Texten: die unter dem Namen ‚Neohumboldtianismus‘ bekannten Bemühungen (Weisgerber, Porzig, Trier), die als ein energetischer Strukturalismus charakterisiert werden können“⁴³³; auf der anderen Seite fällt Gerd Simons Resümee einer Debatte, die Anfang der siebziger Jahre des vergangenen

⁴³³ Jürgen Trabant: *Traditionen Humboldts*. Frankfurt/Main 1990, S. 65. Heeschen (a. a. O., S. 42) rechnet neben der Prager Schule und der Glossematik als drittes ausdrücklich Weisgerber zum „europäischen Strukturalismus“, und zwar auf Grund der Merkmale der „linguistischen Autonomie“ und der „systemimmanenten Betrachtung“. – Im Sinne Trabants spricht Hans Helmut Christmann („Neue Beiträge zur Geschichte der These vom Weltbild der Sprache. ‚Praktische‘ Anwendungen in Frankreich und Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts“. In: Horst Geckeler/Brigitte Schlieben-Lange/Jürgen Trabant/Harald Weydt [Hg.]: *Logos semantikos. Studio linguistica in honorem Eugenio Coseriu*. Bd. 1, Berlin 1981, S. 88) neutral vom „moderne[n] ‚Neuhumboldtianismus‘“ und belegt, wie die Weltbildthese in der französischen Aufklärung und vor allem durch die Ideologen zu einer dezidiert sprachpolitisch-praktisch ausgerichteten Theorie der kognitiven und semantischen Eigentümlichkeiten natürlicher Sprachen erweitert wurde.

Die These vom weitreichenden Einfluß Condillacs und der Ideologen auf Humboldt hinwieder hat eine heftige Debatte ausgelöst; zu den vielfach ventilerten Ungereimtheiten und Verdrehungen vgl. Trabant (a. a. O., S. 217 ff.) – ein aufschlußreicher Fall, an dem sich die Notwendigkeit ablesen läßt, Fragen der Methoden und Darstellungsweisen sprachwissenschaftshistoriographischer Arbeit einer genauen Klärung zu unterziehen, etwa jene, wie Vorläufer konstruiert und Einflüsse rekonstruiert werden; siehe hierzu die Überlegungen in Abschnitt II. 3.

Zum Einfluß Humboldts auf Weisgerber, der ja, wie die zahllosen Würdigungen Weisgerbers durch Weggefährten gezeigt haben, als unbestritten gilt, hat sich übrigens jüngst – in Nähe zu Heeschen – Hans Glinz („Geschichte der Sprachdidaktik“. In: U. Bredel/H. Günther/P. Klotz/J. Ossner/G. Siebert-Ott [Hg.]: *Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch*. 2 Bde., Stuttgart 2003) skeptisch geäußert. *Muttersprache und Geistesbildung* habe „eine Art Rahmentheorie für den Sprachunterricht“ (und zwar, modern gesprochen, „für einen kognitiven Sprachunterricht“) bereitgestellt. „Ausgangspunkt ist dabei nicht, wie immer wieder unterstellt, die Sprachphilosophie Humboldts, sondern der Strukturalismus Saussures und die Symboltheorie Cassirers.“ Ähnlich bereits 1992 („Grundlagen der Sprachinhaltsforschung“, a. a. O., S. 813): „So kann man ohne Verzeichnung das meiste, was Weisgerber in seinem [...] Buch *Muttersprache und Geistesbildung* [...] allgemein und für das Deutsche vorträgt, auch als einen Aufbau auf den durch Saussure gelegten Grundlagen sehen.“ Weisgerber wäre nach dieser Einschätzung der Systemlinguistik näher, als deren Vertreter bei größtem Wohlwollen konzidieren würden. (Dafür spricht im übrigen auch Triers ausdrückliche Berufung auf Saussures „Verdienste“; vgl. a. a. O., S. 11; die Bedeutung Saussures für Trier und Weisgerber unterstreicht desgleichen Reichmann, a. a. O., S. 49; vgl. auch Glinz: *Languages*, a. a. O.: „Trier was one of the extremely few ‚Germanisten‘ who, in the German-speaking circle, had read thoroughly Saussure and tried to apply his principles.“) Ernüchtert hält Glinz aber auch fest: „So muß man im Rückblick feststellen, daß Weisgerber selbst seine unbezweifelbare Leistung der 20er Jahre [...] verdunkelte, ja entwertete“ (a. a. O., S. 813). – Dagegen bleibt Helmut Gipper („Weisgerber, Johann Leo“. In: *Lexikon Grammaticorum. Who's who in the History of World Linguistics*, hrsg. v. Harro Stammerjohann et al., Tübingen 1996, S. 1004) bei der Doppeleinschätzung: „Following F. de Saussure, W. defines the ling. sign as a unity of sound (*signifiant*) and content (*signifié*) and places his stress of analysis on the content side.“ Und: „W.s' main ideas, which have been criticized by ‚modern‘ linguistics and defended by himself against critics are in fact ‚pure‘ Humboldtian“.

Jahrhunderts zwischen Weisgerber und – maßgeblich – Vertretern der generativen Grammatik entbrannt war, vernichtend aus:

„Der Siegeszug der Systemlinguistik Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre hat von einem bestimmten Zeitpunkt an in der BRD nicht nur zu einem längst fälligen Bruch mit der traditionellen Sprachwissenschaft im Deutschland der 30er, 40er und 50er Jahre geführt, sondern auch zur Ignorierung der Ziele, Methoden und Ergebnisse dieser als ‚prälinguistisch‘ eingestuften Sprachforschungsepoche. Leo Weisgerber, der neben Georg Schmidt-Rohr, Jost Trier und Walter Porzig der sogenannten ‚Sprachinhaltsforschung‘ die wichtigsten Impulse gab, dürfte diesen Prozeß nicht zuletzt durch sein Buch *Zweimal Sprache* (1973) nur befördert haben. In dieser über 200 Seiten langen Auseinandersetzung vorwiegend mit dem amerikanischen Strukturalismus verrät Weisgerber nicht nur Unverstand und Hilflosigkeit gegenüber dieser Forschungsrichtung. Er präsentiert die von ihm vertretene Sprachinhaltsforschung auch noch in einer so jämmerlichen Gestalt, daß sich die von ihr bekämpfte Systemlinguistik keine andere Antipropaganda hätte wünschen können. Törichterweise behandelt er die beiden Forschungsrichtungen auch noch als unvereinbare Gegensätze. Die ‚Linguistik‘ – die gewöhnlich synonym verwendeten Fachbezeichnungen ‚Linguistik‘ und ‚Sprachwissenschaft‘ benutzt W. als Etiketten für diese Forschungsrichtungen – befaßt sich dabei mit außersprachlichen Phänomenen, die von ihm vertretene ‚Sprachwissenschaft‘ aber mit sprachlichen usw. [...] Die in dem Buch *Zweimal Sprache* von Weisgerber gewählte Selbstisolierung kam den Systemlinguisten gerade recht: Keiner der bedeutenden deutschen Linguisten der letzten beiden Jahrhunderte wurde so schnell ‚vergessen‘.“⁴³⁴

Machte man sich diese Einschätzungen zu eigen, so wäre aber doch darüber Auskunft zu geben, weshalb man denn zehn Jahre nach der Selbsterledigung eines ehemals einflußreichen Wissenschaftlers noch einmal dessen Sturz betreiben muß. Psychologisierende Deutungen sind hier fehl am Platz. Dennoch gibt dieses längere Zitat implizit über eine Reihe von forschungslogischen und historiographischen Grundannahmen Auskunft – durch Verkürzungen und Verdichtungen, die Plausibilität suggerieren und eine Positionierung

⁴³⁴ Gerd Simon: „Zündschnur zum Sprengstoff. Leo Weisgerbers keltologische Forschungen und seine Tätigkeit als Zensuroffizier in Rennes während des 2. Weltkriegs“. In: *Linguistische Berichte*, 1982, Heft 79, S. 30 f.

stützen sollen, die in der offenbar notwendigen schroffen, absoluten Opposition zum Obsoleten allererst ihre argumentative Gewalt zu gewinnen vermag.

Da ist zum einen die Rede vom Siegeszug der Systemlinguistik, gleichsam von einer Art Eroberung,⁴³⁵ zum zweiten von einem Prozeß – einem Prozeß der Durchsetzung. Zum dritten sei dieser Prozeß, der ja gekennzeichnet sein müßte von Aneignung, Kritik, Umwandlung und Abkehr, eingeleitet worden durch einen längst fälligen Bruch mit der Tradition, die scheinbar ausschließlich unter dem Blickwinkel des Über- und Verkommenen gelesen wird.

So widersprüchlich diese Äußerungen sind, so unverkennbar zielen sie in ihrem Zentrum auf den seit Jacob Grimms *Deutscher Grammatik* und der mit ihr verbundenen Konstitution der germanistischen Sprachwissenschaft leitend gewordenen Kerngedanken der Wissenschaftlichkeit der Sprachwissenschaft.⁴³⁶ Wo Simon zunächst nur anspielt auf eine unerläßliche, eine ‚längst fällige‘, gewissermaßen – unter den spezifischen Bedingungen der Bundesrepublik – nachholende Modernisierung der Disziplin, charakterisiert er die Sprachinhaltsforschung aber auch in der Sprachregelung der neuen Linguistik als vorwissenschaftlich, als ‚prälinguistisch‘. Es sei einmal dahingestellt, welche Rolle die Polemik als Instrument der Konstitution und der Konsolidierung eines neuen, eines sich womöglich selbst ‚revolutionär‘ nennenden Fachverständnisses spielt (und oft gespielt hat – sie dürfte weit größer sein, als es die ‚normale‘ Einhaltung und Befolgung der Codes der wissenschaftlichen Rede und Auseinandersetzung vermuten lassen⁴³⁷) – Simons Rede rekurriert schließlich, ob willentlich oder nicht, auf einen Terminus aus dem Arsenal des Relativismus Kuhnscher und Feyerabendischer Prägung⁴³⁸: daß nämlich (zumindest polemisch vorgetragene) Argumente Propaganda seien – oder daß, abgeschwächter, Weisgerber sich propagandistischer, also wenigstens törichter, wohl aber auch, willentlich oder nicht, verfälschender Darstellungsformen bediene – bis hin zu der unlauteren Scheidung von echter

⁴³⁵ Zur heiklen Verwendung militärisch konnotierter Begriffe in der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung vgl. Trabant, a. a. O., S. 240

⁴³⁶ Näheres siehe Abschnitt II. 3. 8.

⁴³⁷ In diesem Sinne wäre in der Tat daran zu denken, Sprach- resp. Geisteswissenschaftsgeschichte *auch* als Historie der im Medium des Textes polemisch ausgetragenen Konflikte und Kämpfe zu schreiben – von den nicht-öffentlichen Ritualen und Debatten in Gremien, Instituten etc., d. h. von der Oralität der Wissenschaften ganz abgesehen; siehe dazu Abschnitt II. 3. 3.

Zwischen Polemik und ihrer fälschlichen Kennzeichnung als Propaganda bliebe indes genau zu unterscheiden. Propaganda gilt der Verkündung und Durchsetzung dogmatischer Gehalte im Wissenschaftsbetrieb, Polemik der bisweilen instruktiven, weil Erkenntnisinteressen und Methoden scharf konturierenden Kennzeichnung von Position und Gegenposition. – Dessenungeachtet hat auch Weisgerber an die Adresse der Verantwortlichen des *Funk-Kollegs Sprache* den Vorwurf der „Propaganda“ gerichtet; vgl. Weisgerber: „Sprache in der kopernikanischen Wende“, a. a. O., S. 120 und 134

⁴³⁸ Siehe Abschnitt II. 3. 5.

und unechter Wissenschaft, von Sprachwissenschaft und Linguistik, von angemessener und unangemessener Sprachbetrachtung.

Unter umgekehrten Vorzeichen haben aber auch Vertreter der Chomsky-Schule auf genau dieser Trennung, diesem ‚unvereinbaren Gegensatz‘ von (neuer) Linguistik und (alter) Sprachwissenschaft bestanden – und zwar im Zuge wissenschaftspolitischer Arrondierungen und Majoritätsbeschaffungsinitiativen. Diese Selbst- als simultane Fremdetikettierung diene zweierlei: zum einen, um eine Epoche (jene der Sprachinhaltsforschung) als solche kenntlich zu machen und dann als abgeschlossene, überwundene zu identifizieren (inkl. all der Vereinfachungen, die solchen Verlautbarungen eigen sein müssen; andererseits sähe man sich gezwungen, zu zitieren und zu argumentieren); zum zweiten, um die neue Epoche auszurufen und das Überkommene als Überwundenes dem sprachlosen Vergessen anheimzugeben. Daß ein Weisgerber-Wegbegleiter wie Helmut Gipper einem derartigen – im doppelten Wortsinne – Verdrängungsverhalten hartnäckig entgegentrat, versteht sich nicht nur aus der Tatsache des Parteilängertums. Da stießen zwei Wissenschaftskulturen aufeinander, deren Grundzüge und Ziele sich auch an der jeweiligen Lektürepolitik ablesen ließen, durch die die Wahrnehmung dessen, was den Maßstäben der Wissenschaftlichkeit genüge (oder genügen sollte), zum Gutteil gelenkt wurde.⁴³⁹

⁴³⁹ Gipper trug seine Einwände meist stark psychologisierend, mitunter auch polemisch vor – gewissermaßen als inoffizieller Sprecher einer jener „In-Group[s]“, in denen er die wissenssoziologische Ursache eines unversöhnlichen, isolationistischen Theorieprogramms ausmachte: „In manchen amerikanischen Linguistenkreisen war und ist es üblich, nur Insider zu zitieren. Europäische Autoren werden selten, deutsche kaum genannt.“ („Schwierigkeiten bei Schreiben der Wahrheit in der Geschichte der Sprachwissenschaft. Zum Streit um das Verhältnis Wilhelm von Humboldts zu Herder“. In: *Logos semantikos*, a. a. O., Bd. 1, S. 104; Anlaß dieses ‚mit offenem Visier‘ geschriebenen Textes waren Hans Aarsleffs fahrlässige historiographische Arbeiten zu Humboldt, im speziellen zum Einfluß Condillac und der Ideologen; zu ebendiesem Fall vgl. nochmals Trabandt [a. a. O., S. 217 ff.]

Angesichts der Angriffe auf Weisgerber durch die *Opinion leaders* des transformationsgrammatischen Paradigmas hielt Gipper es z. B. – weiter ausholend – für „wohl nicht unangebracht, das Verhalten der Linguisten verschiedener Länder in bezug auf die Einschätzung der Forschung in anderen Teilen der Welt zu vergleichen. So sehr dabei auch Pauschalurteile abzulehnen sind, es lassen sich doch bestimmte Tendenzen aufzeigen. Langjährige Materialsammlungen zum *Bibliographischen Handbuch der Sprachinhaltsforschung*, die zur Durchsicht Tausender von Büchern und Aufsätzen zwingen, erlauben diese Feststellung.“

Mißachtung lautet der eine Vorwurf, andererseits anerkennt Gipper gewiß nicht zu ignorierende „landesübliche Formen des wissenschaftlichen Stils, der Zitierfreudigkeit und der Berufung auf Sekundärliteratur“ (ebd., S. 103). Die „unbegreiflichen Unterlassungen“ (ebd., S. 104) in der Wahl der Referenzen seien auf dem angestammten Terrain der bundesdeutschen Sprachwissenschaft jedoch unverzeihlich: „In Deutschland ist eher eine Vernachlässigung der eigenen Tradition und eine starke Hinneigung zur anglo-amerikanischen Forschung zu beobachten. [...] Einseitigkeit wird in manchen Bereichen erschreckend deutlich. Besonders kraß zeigt sie sich im Bereich der Sprachphilosophie, wo die konkurrierenden Strömungen der hermeneutischen und der analytischen Sprachphilosophie oft überhaupt keine Notiz voneinander nehmen. So fehlen z. B. in der neuen *Einführung in die Sprachphilosophie* von M. Hartig die Namen der sprachphilosophisch wichtigen Autoren H.-G. Gadamer, M. Heidegger, E. Heintel, B. Liebrucks, J. Lohmann und L. Weisgerber, während zahlreiche andere Autoren vorkommen, die mit Sprachphilosophie wenig zu tun haben. Das ist geradezu ungeheuerlich!“ (Ebd., S. 105)

Weisgerber selbst hat den „Übergriff“ (vgl. Weisgerber 1973, S. 35) der US-amerikanischen Linguistik auch als Umerziehungsprogramm im engeren wissenschaftspraktischen Rahmen beschrieben („In dem nordamerikanischen Plan der Umerziehung spielte auch das wissenschaftliche Sich-Kennenlernen eine große

Einer fachgeschichtlichen Reflexion ist eine solche Entsorgungsstrategie gewiß nicht dienlich, und Gerd Simon macht im folgenden dann auch zu Recht – und sich gleichsam selbst ins Wort fallend – auf die Defizite einer Verdrängungspolitik aufmerksam, die allzu leicht in Geschichtsvergessenheit mündet. Wo der Gegner erfolgreich aus dem Feld geschlagen wurde, werde sodann in Verkenning oder schlichter Unkenntnis der Problem- und Themengeschichte des Faches etwas „als Fortschritt empfunden, was in der Wissenschaftsgeschichte in dieser oder ähnlicher, zumindest aber qualitativ keineswegs anderer Gestalt ausführlich diskutiert, dann aber von herrschenden Richtungen aus durchsetzungstaktischen Gründen ‚vergessen‘ worden war. Es gibt Anzeichen, daß das auch auf das Gedankengut der Sprachinhaltsforschung zutrifft.“⁴⁴⁰

Rolle, und die großzügigen Einladungen deutscher Gelehrter nach den Staaten blieben begrifflicher Weise nicht ohne Wirkung“; ebd., S. 66) – und den Erfolg „einer staunenden Rezeption“ im Ergebnis als „totale[] Abhängigkeit von amerikanischen Vorbildern“ (ebd., S. 67) bezeichnet.

⁴⁴⁰ Simon: „Zündschnur“, a. a. O., S. 31. Das Urteil einer gravierenden Unkenntnis bzw. historischen Blindheit stützt, bezogen auf die Vertreter der Transformationsgrammatik und ihre Ablehnung der Weisgerber-Schule und des Strukturalismus, Bernd Switalla („Die gegenwärtige germanistische Linguistik. Eindrücke und Mutmaßungen“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 228): „Die wenigen Alternativen sprachwissenschaftlicher Theoriebildung und Forschungspraxis, die es gegen Ende der sechziger Jahre dazu [zum Chomsky-Paradigma; J. R.] gab, gerieten unter das Verdikt des Strukturalismus oder wurden unter deren eigenem programmatischen Etikett ‚Sprachinhaltsforschung‘ mit der in der Tat anrühigen Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus gleichgesetzt. Wenn sie nicht einfach, aus Mangel an Interesse oder in purer Unkenntnis, als vorwissenschaftliche Ansätze linguistischer Forschung abgetan wurden.“ – Dieses Desinteresse habe auch das Prozedere der Übernahme der Transformationsgrammatik sowie deren hiesiges Selbstbild geprägt und dazu geführt, daß man gänzlich unkritisch selbst Chomskys unstatthafte Selbsttraditionalisierung absegnete (Näheres hierzu im späteren Verlauf dieses Abschnitts): „Ohne daß man im allgemeinen hinreichend deutlich gesehen hätte, wovon sich die automatentheoretisch fundierte Konzeption der Form der Sprache und der Sprachbeschreibung (nicht nur in den USA) abgesetzt hatte und was ihren eigenen Anspruch der wissenschaftlichen Rationalität ausmachte, übernahm man in der Bundesrepublik weithin deren Sprach- und Wissenschaftlichkeitskonzeption – bis hin zum Bild der Aufklärungstradition der Sprachphilosophie, das diese Version von Linguistik, sich damit selbst historisch verortend, zeichnete.“ (Ebd.) (Zur Absetzung Chomskys vom Behaviorismus vgl. Noam Chomsky: „Rezension von Skinners *Verbal Behavior*“. In: Holzer/Steinbacher, a. a. O., S. 60–85)

Analog verhalte es sich mit der auf die Transformationsgrammatik gestützten Textlinguistik; „Die Textlinguistik teilt mit [...] fast allen [...] Richtungen der Linguistik das Problem, problemgeschichtlich selbst unhistorisch zu verfahren und uninformiert zu arbeiten.“ (Switalla, a. a. O., S. 226). So mütete es „fast peinlich an“ (ebd., S. 227, Anm. 10), daß die gesamte Tradition der objektiven Hermeneutik (Gadamer) und die Geschichte eines verstehensorientierten Sprachbegriffs bei Herder, Humboldt und Schleiermacher (sowie die einschlägigen Interpretationen etwa durch Charles Taylor, Ludwig Jäger, Manfred Frank oder Christian Stetter) schlichtweg ignoriert worden seien.

Da nimmt es nicht wunder, daß auch die Psycholinguistik als in der Laborsituation befangene empirische Forschung „systematisch die dialogisch-reflexive Struktur“ (ebd., S. 230, Anm. 16) übersehe und die strikt informationswissenschaftlich orientierte kognitive Linguistik „ohne einen Begriff von den symbolischen Medien des Kognitiven“ (ebd., S. 231) auskomme, obwohl eine Auseinandersetzung mit den zeichentheoretischen Konzepten Bühlers, Peirce’, Cassirers oder den Semiologien Saussures, Schleiermachers und Humboldts ihr zugute käme. Allein: „Die Art und Weise, wie insbesondere KI-Experten ihr kognitivistisches Vokabular an jeder Begriffsgeschichte vorbei fixieren, ist manchmal schon atemberaubend“ (ebd., S. 232, Anm. 19).

Zusammengefaßt ergeben die Versäumnisse, Verdrängungen und (gezielten) Verweigerungen das Bild eines eklatanten Verlustes an theoriegeschichtlicher und begrifflich-systematischer Reflexivität. Die „metasprachlichen Verhältnisse“, so Switalla, bewegten sich auf einem erbärmlichen „Niveau[] der Erörterung und Begründung des eigenen wissenschaftssprachlichen Mediums“ (ebd., S. 236). Analyse und Desiderat bedingen deshalb einander: „Sprachtheorie als Teil dieses methodischen Nachdenkens hängt in der Luft – und

Das Versäumnis, das Gerd Simon der Oppositionslinguistik ankreidet, nämlich Ziele, Methoden und Ergebnisse der Sprachinhaltsforschung ignoriert zu haben, schlage sich in der Wiederkehr des Verdrängten nieder, wenn nun, also Ende der siebziger Jahre, Helmut Schnelle im Rahmen einer Tagung der – gegen die Gesellschaft für deutsche Sprache gegründeten – Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft dafür plädiert habe, das Systemdenken durch das Organismusdenken zu erweitern oder gar abzulösen: „Was Schnelle nicht erwähnte und wohl auch nicht wußte, ist, daß dieser Organismusgedanke nach dem 1. Weltkrieg schon einmal ‚wiederbelebt‘ wurde und überhaupt erst im Dritten Reich seine Blütezeit erlebte und den damaligen Machthabern ein willkommenes Argument lieferte, in Nachbarländer einzufallen.“⁴⁴¹

Im folgenden belegt Simon die Wandlung und politisch motivierte Anverwandlung des Organismusdenkens im Weisgerberschen Werk, zumal in Koppelung mit dem Theorem der Sprache als soziales Objektivgebilde; zugleich verabsäumt er es nicht, bestimmte genuin wissenschaftliche und daher Anschlußmöglichkeiten eröffnende Verdienste Weisgerbers hervorzuheben⁴⁴² – allerdings mit der schwer nachvollziehbaren Bemerkung, Weisgerbers Hauptwerk sei die Schrift *Die volkhaften Kräfte der Muttersprache* aus dem Jahr 1939.⁴⁴³

handelt insoweit manchmal wissenschaftstheoretische Scheinprobleme ab.“ (Ebd., Anm. 37) Und: „Meines Wissens gibt es bis heute keine einzige Untersuchung über die Art und Weise, wie Linguisten analytisch argumentieren, von welchen Selbstverständlichkeiten sie ausgehen und wessen Erfahrungsweisen sie damit reproduzieren.“ (Ebd., Anm. 36)

⁴⁴¹ Simon: „Zündschnur“, a. a. O., S. 31

⁴⁴² Switalla (a. a. O., S. 228, Anm. 14) sieht die Grammatikkonzeption von Hans Glinz als „eine der wissenschaftspraktischen und -methodischen Alternativen“ an; freilich sei sie bis heute von keiner linguistischen Grundlagen- oder Einführungsarbeit zur Kenntnis genommen worden.

⁴⁴³ Simon: „Zündschnur“, a. a. O., S. 36: „Sich mit Weisgerber auseinanderzusetzen, lohnt sich meiner Meinung nach aus mehreren Gründen. Studiert man die Situation der Linguistik in den 20er Jahren, so ähnelt sie in mancher Hinsicht der der 70er Jahre. Positivistische Paradigmen, die Sprache als selbständige, zumindest ablösbare Größe behandeln (Junggrammatiker – Strukturalisten), provozieren Gegenbewegungen, in denen die Unlösbarkeit der Sprache aus sozialen Handlungszusammenhängen betont wird (ganzheitliche Sprachwissenschaft – Pragmatik). Die Nomenklatur hat sich geändert. Man spricht heute nicht mehr von dem Verhältnis von Sprache und Volk oder Gemeinschaft, sondern von dem von Sprache und Gesellschaft oder – etwas verkürzt – Handlung. Aber die inhaltlichen Parallelen sind manchmal verblüffend. Zum anderen wird auch von strukturalistischen Linguisten nicht bestritten, daß Weisgerber im Bereich der Semantik – W. spricht von ‚Sprachinhaltsforschung‘ – Bedeutendes geleistet hat. Er war der wichtigste Wegbereiter der auch heute noch diskutierten Wortfeldforschung, die ihm außerdem einige beachtenswerte Analysen und vor allem die sprachtheoretische Fundierung verlangt. Sein Hauptwerk *Die volkhaften Kräfte der Muttersprache* (1939) ist nicht nur wegen seines Engagements für das damalige Regime repräsentativ für die deutsche Linguistik des Dritten Reiches; es hat der Erforschung der sprachlichen Felder auch unbezweifelbare Anstöße gegeben.“ (Auch im *Handbuch der Linguistik. Allgemeine und angewandte Sprachwissenschaft*, unter Mitarbeit von Hildegard Janssen zusammengestellt von Harro Stammerjohann, München 1975, gilt Weisgerber als nach wie vor nennenswert, sobald er über feldtheoretische, semantische Fragen handelt; vgl. ebd. S. 62, 373 und 596, insbes. 422: „Für Weisgerber ist zu betonen, daß seine Sehweise die Aufdeckung semantischer Strukturen fördern kann, wenn man sie von der Überschätzung der Sprache, von Pädagogismus und Panlinguismus, befreit.“)

Sicher ist die 84seitige Abhandlung aus dem Jahr 1939 nicht als Weisgerbers Hauptwerk zu bezeichnen; Simons Hinweise zur sprachtheoretischen Grundlegungsarbeit Weisgerbers sind jedoch insofern beachtenswert, als hier einer der wenigen Vertreter einer kritischen, an genauer Lektüre interessierten Fachhistoriographie auch den systematischen Gehalt der sprachphilosophischen Neubegründung der Disziplin weitgehend richtig

Gleichwohl: Ist Weisgerber, sofern wir Simon in seiner anfänglichen Generaleinschätzung folgen, ein ‚erledigter Fall‘? Oder, im Gegenteil, ein virulenter, gebrochen moderner Gegenstand, an dem sich unabgegoltene (und durch die moderne Linguistik verdrängte) Probleme explizieren, unbeantwortete Fragen in historiographischer Hinsicht und fortdauernde Probleme in systematischer Hinsicht aufwerfen sowie Unvereinbarkeiten zwischen bestimmten sprachtheoretischen Grundorientierungen und Grundsatzentscheidungen diskutieren lassen könnten, ohne augenblicklich in ein schulenbedingtes Abgrenzungdenken zu verfallen, das seine jeweilige Heimat findet unter den konkurrierenden Dachbegriffen der Sprachwissenschaft oder der Linguistik? Und warum rückt Trabant, aus der daraus sich entwickelnden Perspektive gefragt, Weisgerber in eine Traditionslinie ein, die alles andere als überkommen, veraltet, ja als jämmerlich zu bezeichnen sei?

II. 2. 3. 1. Verlust der Mitte

Mitte der sechziger Jahre hatte Weisgerber, wie im vorangegangenen Abschnitt II. 2. 2. erläutert, mit der Schrift *Das Menschheitsgesetz der Sprache als Grundlage der Sprachwissenschaft* nochmals sein Programm einer ganzheitlichen, dem Sprachthema in seinen quasi-naturgemäßen Grundthemen und -motiven gerecht werdenden

einzuschätzen weiß. Vor allem die übergreifenden Fragen nach dem unverminderten Geltungszusammenhang zwischen Sprache, Sprecher und Gesellschaft sollen in den Schlußüberlegungen dieser Arbeit noch einmal aufgegriffen werden. Nicht zuletzt aus dem Interesse an jenen theoretischen Problemen resultiert auch die Konzentration auf den Terminus der Sprachgemeinschaft und seine zeichen- wie kulturtheoretische resp. soziologische Fundierung.

In diesem Kontext ist auch der – von Simon nicht erwähnten – Tatsache der Sprachverschiedenheit (inkl. ihrer didaktischen Implikationen; vgl. etwa Leo Weisgerber: *Das Tor zur Muttersprache*. Düsseldorf 1951) in historischer und kritischer Perspektive Aufmerksamkeit zu schenken, und zwar vor dem Hintergrund der politischen Konstruktionen der Schriftsprachen und der Sprachnation(en). Das Faktum der Sprachverschiedenheit – d. h. der Muttersprachlichkeit, die gewissermaßen ‚über‘ der Sprachlichkeit, dem Gattungsmerkmal des *zoon logon echon*, angesiedelt ist – bildet bei Weisgerber das äußere Komplement zur inneren Gliederung der (Mutter-)Sprache durch Wortfelder und Satzbaupläne. Allgemein ist somit jener Horizont eröffnet, den Trabant (a. a. O., S. 11) insofern gezeichnet sieht, „als wir mit Dante am Anfang einer – aus der Spannung zur universellen Sprache des Mittelalters entstehenden – Reflexion der Verschiedenheit der Sprachen stehen, die mit Humboldt zu einem gewissen Ende kommt. Es ist die Zeit der ‚Entdeckung der Muttersprache‘, wie Weisgerber (1948) das genannt hat.“ Es sind damit jene kognitiven und soziologischen Gegenstandskreise berührt, die einerseits durch die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft gezogen wurden und die andererseits bei Weisgerber ihre eigentümlichen neuen Linienführungen erlangten – verhaftet dem ‚alten‘, dem historischen und erkenntnistheoretischen Thema der „Weltbewältigung des Menschen“, so Trabant (ebd.), durch die Einzelsprache (hindurch): „Entdeckung der Einzelsprache bedeutet Erkennen der *semantischen* Tiefe der Verschiedenheit der menschlichen Sprachen und, damit verbunden, Einsicht in die *kognitive* Funktion der Sprache, in die sprachliche Verfaßtheit des Denkens.“ (Ebd.)

Zur Theorie der Volkssprachlichkeit im Ausgang von Dante vgl. Ivo: *Muttersprache*, a. a. O., S. 69 ff.; zum zentralen Phänomen der Sprachverschiedenheit vgl. etwa Weisgerber 1973, S. 54

Sprachwissenschaft entfaltet. Er tat dies unter explizitem Bezug auf „das Bild von der Sprache, wie es sich vor allem seit dem ersten Weltkrieg entwickelt hat“⁴⁴⁴ – gemeint war nicht das erneuerte Organismusdenken, sondern der epistemologisch-zeichentheoretische Fundamental(neu-)ansatz sowie der Soziologismus im Gefolge der Vierkant- und Freyer-Schule –, und unter Bezug auf ein Bild, das die eigene Leistung der Erschließung der eigentlichen sprachlichen Leistungen (beschlossen in semantischen und kulturtheoretischen Fragen) zusammenfaßte in den „beiden Dimensionen der sprachlichen Inhalte und der sprachlichen Wirkungen“. Der Dimension der sprachlichen Inhalte entsprach die Forschungsforderung nach einer ganzheitlichen Betrachtung der gestalt- und inhaltbezogenen Seite (der gesellschaftlichen Formgebung der Einzelsprache und der Weltbildausbildung durch die Muttersprache), jener der Wirkungen entsprach das Plädoyer für eine an leistungs- und wirkungsbezogenen Funktionen der Muttersprache ausgerichtete Didaktik.

Im Sprachstudium sollte ein Einstellungswissen, ein erworbenes und dann sicher gewußtes und gleichwohl immer schon unbewußt gewußtes und daher unbedingtes Sich-Verhalten, ein praktisches und bindendes Reflexionswissen über die Muttersprachlichkeit als bestimmende Größe im Leben des einzelnen gewonnen werden – in Abgrenzung von den „vielfachen Verfahrensweisen, die diese notwendige Ganzheit zerstückeln“. Hatte sich Weisgerber hier noch gegen die als verbildend apostrophierte Schulgrammatik gewandt,⁴⁴⁵ so

⁴⁴⁴ Alle hier folgenden Zitate aus Weisgerber 1964 sind gegen Ende des Abschnitts II. 2. 2. nachgewiesen worden.

⁴⁴⁵ Ivo (*Muttersprache*, a. a. O., S. 9) nennt eine bestimmte Praxis, die mit dem paradoxen *Mixtum compositum* der muttersprachlichen Bildung umzugehen versucht (paradox deshalb, weil das uns vorderhand natürlich Zuhandende, die uns mitgegebene, uns schon gehörende – und gehorchende? – Sprache, nachmalig und immer wieder gebildet, geformt, lernend beherrscht werden muß), eine der „klaubende[n] Lösung: Einzelne Aspekte der Muttersprache werden als Thema der Bildung und des Unterrichts herausgestellt, die es plausibel machen, daß es für den Sprecher in seiner eigenen Sprache noch etwas zu lernen gibt: er lernt eine eigene Sprache *schreiben*, und er lernt, insofern die Schrift-/Hochsprache von dem abweicht, was ihn sein gewachsener Schnabel sprechen läßt, auf Varietäten innerhalb seiner Muttersprache achten. Diese klaubende Lösung war für die beiden angedeuteten Aufgaben durchaus hinreichend; sobald aber dem muttersprachlichen Unterricht nicht nur einzelne begrenzte Aufgaben, sondern eine fundierende und zentrierende Funktion in der Schule zugewiesen wurde, mußte sie als unzulänglich erscheinen.“

Diese fundierende Aufgabe sollte sich nach Weisgerber aus der einübenden Einfügung in den Macht- oder Schicksalszusammenhang der muttersprachlichen Gegebenheit, mithin aus der vorgeblich natürlichen Sinnordnung der Einzelsprache und des in ihr immer schon Gestalt gewordenen Weltbildes gewissermaßen *offenbaren*. Der – paradoxen – organologischen/natürlichen Epiphanie des (muttersprachlichen) Geistes folgte das gleichermaßen paradoxe, weil strenggenommen *praxislose* und *geschichtsresistente* Konzept muttersprachlicher Bildung. Wir beherrschen aber, so wäre einzuwenden, nach langen Jahren, ja Jahrzehnten der Übung, Bildung und Reflexion eine Schriftsprache; (mutter-)sprachliche Bildung zielt also auf schriftsprachliche Kompetenz, auf grammatisches Wissen, nicht auf etwas, was je schon ist, die Kompetenz, überhaupt zu sprechen, nämlich so, wie uns der Schnabel gewachsen ist. Damit sind wir in den Horizont der philosophischen und politischen Geschichte der Bildung der europäischen *Mutterschriftsprachen* und in den Horizont der Geschichte der konzeptionellen Ausgestaltung der muttersprachlichen Bildung gestellt, d. h. der didaktischen Reflexion darüber, wie denn gelehrt werden soll, was gewußt werden muß, wenn man wissen will, warum man wie spricht.

Fragen der muttersprachlichen Bildung sollten demzufolge orientiert sein am *historischen Wissen* um die soziale und politische Bedingtheit der Schriftsprachlichkeit und am *Reflexionswissen* über die Praxis, in der

lesen sich die nämlichen Konklusionen auch wie ein Präludium der Auseinandersetzungen, in die Weisgerber eintrat, als das Chomsky-Paradigma und mit ihm die auftretende neue Generation von Linguisten das Terrain neu zu vermessen begann und im Zuge der Reduktion auf die Frage der sprachlichen Kompetenz resp. der grammatischen Universalien ganze Gegenstandsbereiche zur Gänze auslagerte bzw. zu sprachwissenschaftlich irrelevanten, zu wissenschaftsunwürdigen erklärte.

So, wie Weisgerber 1964 gegen das Zerstückeln der Ganzheit sprachlicher Bildung und sprachwissenschaftlicher Forschung die Stimme erhob, so trat er zehn Jahre später der „Verworrenheit innerhalb der Sprachwissenschaft“ entgegen und erneuerte die Forderung nach einer „legitimen Sprachwissenschaft“, „einer vollen Sprachwissenschaft“, die „den Weiterungen der importierten angelsächsischen *linguistics*“ Einhalt gebieten sollte.⁴⁴⁶ Die explizit wissenschaftsstrategischen Interventionen antworteten auf den Verlust des (thematischen, methodischen und auch organisatorischen) Zentrums der Sprachforschung, wie es aus Weisgerbers Perspektive in den zwanziger Jahren erschlossen und in den Folgejahrzehnten sukzessive gefestigt und differenzierend ausgebaut worden war.

Der eingetretene Verlust der orientierenden Einheit, der Gegenstände und Methoden bündelnden, kontinuierenden und perspektivierenden Mitte ist nicht nur in der ästhetischen Debatte zu einem Schlagwort geworden,⁴⁴⁷ er wurde auch mental- und institutionengeschichtlich aufgearbeitet. Jürgen Habermas' diesbezügliche Darstellungen sind einschlägig. Wir kommen auf sie zurück. – In den achtziger Jahren schien dann „mit der unaufhörlichen Ausdifferenzierung und Spezialisierung der Sprachwissenschaft“⁴⁴⁸ ein Prozeß als irreversibel besiegelt, den Weisgerber aus vielerlei Gründen – aus systematischen Erwägungen, wegen des Verlusts wissenschaftspolitischer und öffentlicher Geltung u. a. m. – nicht hatte gutheißen können.

Sprache als Tätigkeit, als *Umgang mit der Welt* überhaupt statthat. Jenes Reflexionswissen aber wird gewonnen in einer Praxis des Dialogs, die uns anregend dem Wissen darum näherbringt, was wir tun, wenn wir sprechen, nämlich miteinander sprechen.

⁴⁴⁶ Leo Weisgerber: „Rezension von: Eugenio Coseriu: *Die Lage in der Linguistik*“. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 1974, Heft 2, S. 188 und 189

⁴⁴⁷ Vgl. Hans Sedlmayr: *Verlust der Mitte*. Salzburg 1976

⁴⁴⁸ Gipper: „Schwierigkeiten“, a. a. O., S. 104; ebd. auch die Klage: „Es bilden sich immer mehr einzelne Forschungsrichtungen und Schulen heraus, die sich z. T. voneinander abkapseln und kaum noch voneinander Kenntnis nehmen.“ Das schließt wohl auch die Wahrnehmung ein, außerhalb des eigenen Kreises kaum mehr zur Kenntnis genommen zu werden. Vgl. auch zum Stand der Ausdifferenzierung und zur Konkurrenzsituation in der Linguistik Rolf Dietrich/Siegfried Kanngießer/Volker Sinemus: „Einleitung“. In: Heinz Ludwig Arnold/Volker Sinemus (Hg.): *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*. Bd. 2: *Sprachwissenschaft*. München 1974, S. 7–10

Verlorengegangen war endgültig, was Jürgen Trabant im Rückblick auf die „historisch-phonetische[] und naturalistische[] Reduktion der Sprachwissenschaft“⁴⁴⁹ gegen Ende des 19. Jahrhunderts den „Geist – bzw. die zugrundeliegende Epistemologie – der Sprachwissenschaft“⁴⁵⁰ nennt: die hermeneutisch-humboldtianische Orientierung, die weitgefaßt war aus einem Zentrum heraus – der „dialogisch-,synthetischen‘ Denkweise“⁴⁵¹, die Philologie und Linguistik auf der Basis eines „philosophisch ausgerichteten sprachwissenschaftlichen Gebäudes“⁴⁵² vermählte und just deshalb als überkommen, als unwissenschaftlich galt.⁴⁵³

II. 2. 3. 2. Der Kreis des Sprachstudiums

Humboldt hatte bekanntlich das Programm einer vergleichenden, philosophisch begründeten Sprachwissenschaft in seiner ersten Akademierede 1820 vorgestellt.⁴⁵⁴ In ihr wird das Feld durchschritten, auf dem, um Weisgerbers Programmatik aus dem Jahr 1964 wieder aufzunehmen, die „wissenschaftliche Bewältigung einer Sprache“ als philosophische *Erörterung* all jener – so Weisgerbers Formulierungen – „konkreten Fragen und Aufgaben, die [...] zu einem Sprachstudium hinführen“, bewerkstelligt wird. Jenen Fragen und Aufgaben „ihren Platz im Ganzen zuzuweisen“ (Weisgerber), heißt für Humboldt aber nicht, alle Fragen aus einem Ersten heraus zu stellen, sie deduktiv zu beantworten, die Antworten in einem Subsumtionssystem anzuordnen und den begrifflich-konzeptionellen Anordnungen hinwieder Anwendungen (als abgeleitete oder bloß zugeordnete) hinzuzugesellen. Und genausowenig bedeutet dies, sich bei der Erforschung und Bewältigung ‚einer Sprache‘ zu begnügen; der Kreis, der um uns gezogen ist, um einen Anfang des Studiums der Sprache und der Sprachlichkeit *in ihm* finden zu können, will erweitert sein; ja, um ihn als Kreis der einen, der uns natürlich zur Verfügung und zur Anschauung stehenden Sprache zu erkennen, bedarf es der Ahnung, daß er ein Einziges ist nur durch anderes – und daß jedes andere sich als

⁴⁴⁹ Trabant, a. a. O., S. 62

⁴⁵⁰ Ebd., S. 63

⁴⁵¹ Ebd., S. 51

⁴⁵² Ebd., S. 59

⁴⁵³ Erst mit Voßler, Spitzer und Cassirer, so Trabant, setzt die Wiederentdeckung des zentralen Humboldtschen Sprachthemas, der „Erforschung des *Charakters* der Sprachen“ (a. a. O., S. 66) als „Synthese zwischen Apriorischem und Empirischem“ (ebd., S. 56), wieder ein – und damit die moderne Sprachwissenschaft als ‚rephilosophierte‘. Daß Weisgerber hier seinen Platz findet, zumal über den Gewährsmann Cassirer, deutet Trabant an.

⁴⁵⁴ Wilhelm von Humboldt: *Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung*. In: *Werke*, a. a. O., Bd. III, S. 1 ff.

einzelnes und Einzigartiges zu wissen versteht, indem es andere als ebensolche zu erkennen und anzuerkennen *weiß*.

Humboldts wissenschaftlicher Stil, seine genuin philosophische Darstellungsweise, gibt von einer Vorsicht Kunde, die der Gefahren axiomatischer Verengung und apodiktischer Systematisierungen samt wissenschaftspraktischen Ableitungen inne zu sein scheint.⁴⁵⁵ Die erste Akademierede, immerhin ja ein Entwurf eines umfassenden Programms, das öffentlich vorgestellt wird und somit auch öffentlichen – und nicht nur akademischen – Initiativcharakter besitzt, gleicht eher einem Gewebe, ja einem Weben im Stoff, einem umsichtigen Durchschreiten der Sache in ihren vielfältigen Aspekten, einem tastenden Annähern und kreisenden, fast ließe sich sagen: essayistischen Vordringen ins Zentrum dessen, was die Frage der Philosophie und die Mitte des Sprachstudiums ausmacht: die anthropologische Dimension der Sprachlichkeit.

Das von Weisgerber 1964 so genannte „Bemühen, eine der Bedeutung und Reichweite des Gegenstandes ‚Sprache‘ angemessene Verfahrensweise zu gewinnen“, artikuliert sich bei Humboldt recht eigentlich erst im Stoff selbst, im reflektierten Stoff, der ein Resultat stetiger Reflexion ist. Weisgerbers Forderung der *Angemessenheit* des sprachwissenschaftlichen Zugangs erfüllt sich bei Humboldt im schrittweisen Sich-Anmessen an die Sache, im Herstellen und Ausstellen eines theoretischen Verhaltens, das aus der reflexiven Entfernung vom Stoff die Nähe zur Sache selbst herstellt. Stoff und Sache, Gegenstand und Begriff(e) fallen nicht in eins; doch die Darstellung der gewonnenen Begriffe – der Resultate philosophischer Reflexion – spiegelt in sich das Medium, über das gesprochen wird – im doppelten Sinne: Über Sprache wird verhandelt (d. h. es werden Suppositionen für das zu entfaltende Studium der Sprache unterbreitet), und es wird über sie gehandelt (d. h. es wird akademisch angemessen argumentiert, mithin sachgerecht geredet).

Daraus folgt, daß Humboldt die ihm erste der philosophischen Fragen, welchen Wesens denn die menschliche Sprache sei, nicht an den Anfang stellt und erst in der Mitte

⁴⁵⁵ Auf persönliche Gründe für das Fragmentarische, Unabgeschlossene von Humboldts sprachphilosophischen Abhandlungen, die Humboldt selbst benannte, soll hier nicht eingegangen werden; vgl. Hans-Werner Scharf: „Einleitung. Die Anfänge der sprachwissenschaftlichen Humboldt-Forschung“. In: ders. (Hg.): *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken*. Essen 1989, S. 7. Hubert Ivo („Warum über Sprache metaphorisch reden? Zum wissenschaftstheoretischen Status eines Metaphernfeldes in der *Kawi-Einleitung*“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, a. a. O., S. 93) arbeitet an der textuellen Struktur des Humboldtschen Argumentierens – dem Gegenteil eines Argumentationsapparates – die anti-strategische, skrupulöse – und vielleicht daher oft ‚unwissenschaftlich‘ gescholtene – Vorgehensweise und Gegenstandskonstitution heraus: „Dabei sind es keineswegs wissenschaftsorganisatorische oder methodologische Erwägungen, die seine Skrupel begründen; denn es geht ihm weder um die Reklamation eines eigenen Gegenstandsbereichs in der Parzellierung der Wissenschaften noch um die Erprobung oder Durchsetzung methodologischer Konzepte. Seine Vorgehensweise scheint mir [...] bestimmt von der Furcht, ‚eine richtige und würdige Ansicht von Sprache‘ im Prozeß der wissenschaftlichen Konstitution des Untersuchungsobjekts ‚Sprache‘ zu verfehlen.“

eines sich hin- und her- und dabei bedächtig vorwärtsbewegenden Diskurses beantwortet. So entsteht ein Bezugssystem von Begriffen, ein Netz aus Korrespondenzen, Analogien, Schlußfolgerungen und Thesen, das die Zentralthese der reziproken Abhängigkeit von Allgemeinem und Besonderem gewissermaßen einbettet, in seine Mitte hineinnimmt, ohne aus dieser Mitte heraus den Beweis der einfachen Abhängigkeit sog. sekundärer Fragen zu führen.

Ob vornehmlich über den Stil die Physiognomie einer (Sprach-)Theorie zu entschlüsseln ist, soll hier nicht diskutiert werden.⁴⁵⁶ Gleichwohl ist von Bedeutsamkeit, daß Humboldt den „letzten[n] Zweck aller Sprachuntersuchung“, also das Fundament aller bildenden und ausbildenden Beschäftigung mit dem Wesen der *Sprachlichkeit*, im Grunde im Durchgang durch alle sich sozusagen vom Rande her aufdrängenden Fragen gewinnt. Gegen Ende der Abhandlung ist schließlich sagbar, es bleibe „das Objective das eigentlich zu Erringende“, und es solle dies (nur dann) möglich sein, „wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht“.⁴⁵⁷

Die Idee der Versöhnung der Gattung nährt hier gewissermaßen das Ethos des Sprachstudiums, und das Ethos der Wissenschaft entspringt quasi-organisch oder, besser, quasi *sich selbst verstehend* den methodologischen Erkundungen am Stoff selbst, bis eine der Sache – dem erkannten und wissenschaftlich geformten Stoff – gemäß, d. h. nicht gebieterische und auch nicht der weiten Menge des Materials unterwürfige Methode zur Vorstellung gebracht werden kann. Das Sprachstudium spricht *dann* von der Sprache selbst, *wenn* es sich so weit in sie versenkt, bis es sich in ihr wahrlich umgesehen hat, ohne der Umsicht verlustig zu gehen.

Humboldts begriffliche Bewegungen und Erkundungen, um „das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen, und zu zeigen, dass, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden müssen“⁴⁵⁸, beschreiten die Bahn vom „Ursprung in Naturnothwendigkeit“ bis zu den „höchsten geistigen Zwecken“, welche „in der fortschreitenden Entwicklung“ selbst liegen.⁴⁵⁹ „Denn wenn in den, zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigne Weltansichten liegen, so muss es ein Verhältniss dieser nicht nur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren geben.“⁴⁶⁰

⁴⁵⁶ Näheres siehe Abschnitt II. 3. 7.

⁴⁵⁷ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 20

⁴⁵⁸ Ebd., S. 23 f.

⁴⁵⁹ Ebd., S. 25

⁴⁶⁰ Ebd., S. 24

Die Figur der Vermittlung der Teile – der Besonderen – durch ihre Beziehung zum Ganzen – zum Allgemeinen – hindurch mutet hegelianisierend an, ist aber eher an einem Modell pluralistischer Denknöwendigkeit gebildet, d. h. einer vielgestaltigen Beziehung der Vielen zur Einheit, die eine aller und damit ein (bewußt gewordenes) Mehr ist als die Summe aller Teile. Die organische Totalität scheint die Keimzelle des Humboldtschen Sprachdenkens zu bilden, ohne daß das Organismusdenken dann die vollendete Freiheit in Pluralität gewissermaßen überwuchernd letztthin doch bestimmen würde. Denn bei der organischen Totalität des inneren Baus einer Einzelsprache nimmt das Sprachstudium nur seinen Anfang: am „feingewebten Organismus“, am „organische[n] Bau“, dessen „feste Gestalt sich nicht mehr abändert“⁴⁶¹. Im freien Entschluß zur Sprache, d. h. in ihrem rednerischen Gebrauch, findet es sein Ziel.⁴⁶²

II. 2. 3. 3. Zum Sprechen kommen

Die innere Totalität als „unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens“ beschreibt sich sozusagen selbst. In ihr teilt sich die Natur der (Einzel-)Sprache mit, nämlich „dass Jedes in ihr nur durch das Andere, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen, in ihr selbst“⁴⁶³.

Ein Jeder aber ist der je einzelne, in dem sich die Kraft des Bewußtseins verkörpert,⁴⁶⁴ das Sprache und Geist *ist*. Jenseits jeder Spekulation über den Ursprung der Sprache

⁴⁶¹ Ebd., S. 1

⁴⁶² Damit löst Humboldt das kantianische Problem, wie sich das sprachvermögende, aber monologisch-transzendente Subjekt denn überhaupt seiner Welthaftigkeit vergewissern kann – nämlich indem er die transzendente Synthesis der (Einzel-)Sprache (die Produktion von Wort-Inhalt-Einheiten) in der praktischen Synthesis des Sprechens vollendet sieht, als *Verwirklichung im Dialog*; vgl. Trabant, a. a. O., S. 32: „Erst in der Re-Produktion des vernehmenden Anderen vollendet sich die sprachliche Synthesis des Denkens.“ – Vorbereitet ist dieser Gedanke allerdings bereits bei Herder (*Ursprung der Sprache*, a. a. O., S. 43): „Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urteil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogisiere oder zu dialogisieren strebe; der erste menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit andern dialogisieren zu können! Das erste Merkmal, was ich erfasse, ist Merkwort für mich, und Mitteilungswort für andre!“ Besonnenheit ist also Beisammenheit. Herder faßt dies auch in einer Art dialogischem Imperativ zusammen: „Empfinde nicht für dich allein: sondern dein Gefühl töne!“ Und: „Deine Empfindung töne deinem Geschlecht einartig und werde also von allen wie von einem mitfühlend vernommen!“ (Ebd., S. 6) – vgl. auch Erich Heintel: „Gegenstandskonstitution und sprachliches Weltbild“. In: *Schlüssel zur Welt*, a. a. O., S. 47–55

⁴⁶³ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 2 f.

⁴⁶⁴ Als Gattungsmerkmal: „Nur die Stärke des Selbstbewusstseins nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung, und feste Begränzung der Laute ab, die wir Articulation nennen.“ (Ebd., S. 4)

argumentiert Humboldt hier in kantianischem Rahmen.⁴⁶⁵ Zugleich überwindet er den kantianischen Monologismus, indem er die Kraft der Reflexion, das Signum des (Selbst-)Bewußtseins, „geistig durch Reflexion, körperlich durch Articulation“⁴⁶⁶ teilen, mithin urteilen und (Welt) begreifen zu können, ihrerseits als immer schon geteilte denkt.⁴⁶⁷ Das Urteil, das ein Sprechen je ist, ist ein Urteil *über* Welt und *zu anderen* in dieser geteilten Welt.⁴⁶⁸ Urteilen ist ein Mit-Teilen. Das Setzen artikulierter Laute (die unhintergehbare anthropologische Dimension des Vermögens, das Wort als gleichursprüngliche Reflexion und Artikulation zu produzieren) beweist die Möglichkeit der Erkenntnis in einem geistig-

⁴⁶⁵ Humboldt spricht von der „Erfindung nur mit Einem Schläge“ (ebd., S. 11), was nichts weniger heißen soll, als daß es denkmöglich sei, den Menschen als Erfinder der Sprache zu denken, weil er über deren Mittel hätte verfügen müssen, um sie erfinden zu können. Somit *ist* der Mensch mit einem Schläge dort, wo er als *zoon logon echon* ist – und nicht ein stummes Tier (gewesen) sein soll, das sich aus dem dunklen Reich der Natur – wie immer stimuliert – herausgearbeitet hat. „Die Sprache liesse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre“ (ebd., S. 10) – diese These der Gleichursprünglichkeit von Mensch- und Sprachwerdung begleitet in die anthropologische und apriorische Bestimmung, die Sprache bedinge als „Organismus“ und „Gesetz die Functionen der Denkkraft“ (ebd., S. 11).

Folgerichtig bestimmt Humboldt die „Natur der menschlichen Vernunft“ nach ihrer doppelten sprachlichen Seite der artikulierenden Gliederung und der synthetischen Gedankenbildung oder Urteilsfassung – darin ist Sprache, obschon geheftet ans sinnliche Material der Laute, formal und also formgebend und also Modus der Weltaneignung/-beherrschung (und nie bloß ein Behältnis für sensualistisch-induktiv gewonnene Begriffe): „Das durch die ganze Sprache herrschende Princip ist Articulation; der wichtigste Vorzug jeder feste und gleiche Gliederung; diese aber setzt einfache, und in sich untrennbare Elemente voraus. Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muss auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden.“ (Ebd., S. 13)

Daß sich Humboldt hier – im konstitutiven Dualismus von Sprache/Bewußtsein und Dingwelt – auf Herderschem Boden bewegt und demzufolge, wie Abschnitt II. 2. 2. diskutiert hatte, Weisgerber über Cassirer auf Herderschem und Humboldtschem Boden, mag in einer solchen assoziativen Zusammenschau zumindest nachvollziehbar erscheinen.

Hegel wiederum (*Enzyklopädie III*, a. a. O., S. 272) hat unter ausdrücklichem Verweis auf „Herrn W. v. Humboldt, *Über den Dualis*“ den Zusammenhang zwischen Sprachform (Grammatik, Bau) und Sprachverschiedenheit (Weltansicht) bekräftigt: „Das *Formelle* der Sprache [...] ist das Werk des Verstandes, der seine Kategorien in sie einbildet; dieser logische Instinkt bringt das Grammatische derselben hervor. Das Studium von ursprünglich gebliebenen Sprachen, die man in neueren Zeiten erst gründlich kennenzulernen angefangen hat, hat hierüber gezeigt, daß sie eine sehr ins Einzelne ausgebildete Grammatik enthalten und Unterschiede ausdrücken, die in Sprachen gebildeterer Völker mangeln oder verwischt worden sind.“

⁴⁶⁶ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 2; vgl. auch Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 195: „Das Denken ist eine geistige Handlung, wird aber durch sein Bedürfnis nach Sprache ein Antrieb zu einer körperlichen.“ D. h.: „Die intellectuelle Thätigkeit ist an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Ton einzugehen, das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden.“ (Ebd., S. 192) „Die intellectuelle Thätigkeit und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander“ (ebd.; S. 191).

⁴⁶⁷ Vgl. zur Trennung von transzendentaler Bedeutung und empirischem Gebrauch (als Beziehung auf ein sinnliches Objekt) und dem ihr zugrunde liegenden monologischen Modell bei Kant Josef Simon: „Sprachphilosophische Aspekte der neueren Philosophiegeschichte“. In: ders. (Hg.): *Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie*. Freiburg/München 1974, S. 12 und 15. Einer solchen „Philosophie eines von einer Sprache in ihrer historischen Beschaffenheit *freien Ich*“ (ebd., S. 19) trat Humboldt entgegen. Für Kant resultierte die objektive Wahrheit eines Urteils aus dem Vermögen *sui generis*, das jedem Ich, unbesehen seiner konkreten Situation und ungeachtet anderer oder früher gebildeter Urteile, ermöglicht, objektive Urteile zu bilden. Dieses Ich „schließt die Einrede anderer mit der transzendentalen Konstitution des Gegenstandes *aus*“ (ebd., S. 37)

⁴⁶⁸ Vgl. Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 196: „Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus dem Munde eines Andreu wieder tönt. Der Subjectivität wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung *nicht mehr ausschliessend Einem Subject* angehört.“ (Herv. J. R.)

sinnlichen Material, das zugleich das (geistige und reale, körperliche) Medium der Mitteilung, der Möglichkeit des Sich-Vernehmens überhaupt ist.⁴⁶⁹ Man könnte somit Humboldts Leistung bezeichnen als *transzendentaldialogische Reformulierung*⁴⁷⁰ und damit zugleich als Verleiblichung und Verweltlichung des kantianischen Apriorismus im Alteritätsgeflecht der Sprache als einem immer wieder selbständig erzeugten, mit Leben behauchten Medium der autonomen Sprecher: „Wie daher das Bewusstseyn mächtig genug geworden ist, um sich diese beiden Gebiete mit der Kraft durchdringen zu lassen, welche dieselbe Durchdringung im Hörenden bewirkt, so ist er auch im Besitz des Ganzen beider Gebiete.“⁴⁷¹

Wirklich im lebendigen Besitz der Laut-Wort-Zeichen und der Urteilsformen ist derjenige, der sie *zu Gehör bringt*. Zu-Gehör-Bringen meint nicht das Sprechen vor dem inneren Ohr, das Monologisieren des Bewußtseins, das sich womöglich als Ich erkennt, indem es sich – cartesianisch – als denkendes formal reflektiert oder indem es sich – fichteianisch-subjektphilosophisch – als absolutes Ich setzt, insofern es Subjekt und Objekt des Denkens gleichsetzt (Ich = Ich) und sich dadurch von einem anderen, nicht-identischen Ich *absolut* unterscheidet. Das Ich-Sein denkt stets das Gehörtwerden mit, setzt folglich *für sich* das Sprechen-zu voraus, das auf eine Erwiderung wartet, um sich als sprachliches, als sprachlich bedingtes und ermöglichtes und also spracherzeugendes, gesellschaftliches Ich zu *erkennen*.⁴⁷²

⁴⁶⁹ Schon in *Über Denken und Sprechen* (a. a. O., S. 3; Herv. J. R.) spezifiziert Humboldt das anthropologische Signum der Sprachfähigkeit zu einem der Sprechfähigkeit, der Weltaneignung als einer notwendig geselligen, anregenden, letztlich dialogischen; denn nicht eignet sich ein monadisches Subjekt lediglich die stumme Natur an, es ist diese Aneignung erst eine verstandene, *reflektierte* (was sie ja von ihrem Ursprung her als Reflexion schon ist), wenn sie von anderen verstanden wird: „Solche Töne gibt es sonst in der ganzen übrigen Natur nicht, weil niemand, außer dem Menschen, seine Mitgeschöpfe zum *Verstehen* durch Mitdenken, sondern höchstens zum Handeln durch Mitempfinden einladet.“

⁴⁷⁰ Die Bedingung der Möglichkeit des Sprechens (Denkens) ist nicht der Monolog, das innere Sprechen, sondern der Dialog (Ansprache und Erwiderung), also die Veräußerlichung des Inneren: „Es liegt [...] in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiderung bedingt.“ (Wilhelm von Humboldt: *Ueber den Dualis*. In: *Werke*, a. a. O., Bd. III, S. 138) Und: „Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung [die Ur-Reflexion als Denken; J. R.] nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist.“ (Ebd., S. 139)

⁴⁷¹ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 3. Die Gebiete bezeichnen die Kompetenz zur Bildung einer endlichen Menge diskreter Lautzeichen und zu deren urteilsbildender Verbindung in unendlicher Zahl.

⁴⁷² Zum Wiederhall Fichtes bei Humboldt und zur „Pronominalansicht der Sprache“ im Ich-Du-, d. h. im Ich-Nicht-Ich-Verhältnis vgl. Stetter: *Schrift und Sprache*, a. a. O., S. 403. Zur Überschreitung Fichtes vgl. Humboldt: *Dualis*, a. a. O., S. 139: „Indem *Ich* und *Er* auf innerer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem *Du* Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein *Nicht-ich*, aber nicht, wie das *Er*, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns.“ – In einer eindrücklichen Passage der *Phänomenologie* (a. a. O., S. 376) hat Hegel Sprache als ein Für-andere-Sein entworfen, und zwar als Bedingung der Möglichkeit (oder als Medium und Form) des Zur-Welt-Kommens des Ich, des autonomen einzelnen, im Sprechen, das die Sprache ist: „es ist die Kraft des Sprechens als eines solchen, welche das ausführt, was auszuführen ist. Denn sie ist das *Dasein* des reinen Selbsts, als Selbsts; in ihr tritt die *für sich seiende Einzelheit* des Selbstbewußtseins als solche in die Existenz, so daß sie *für andere* ist. *Ich* als dieses *reine Ich* ist sonst nicht *da*“.

Das ist implizit gegen Fichte eingewandt, und Hegel begründet die Welthaltigkeit des Ich als eines sprechenden sodann im Modus des Gehörtwerdens. Vom monologischen Ich-Sagen, der Form des bloßen und

Deshalb bildet Humboldt die Sprachlichkeit, die sich in einer bestimmten Einzelsprache zeigt, auf die Rededimension ab, in der sich die (Teil-)Wahrheit der organischen Totalität einer Sprache so sehr wie die ganze gattungsumgreifende, anthropologische „Einerleiheit des Sprachvermögens“ noch einmal bestätigt, weil sich der Mensch faktisch verständlich macht, d. h. Gehör verschafft, indem er in der Sprache, dem „bildende[n] Organ des Gedanken“⁴⁷³, schafft, produziert – Gedanken erschafft, die mitteilbar sind zunächst nur *in* einer Sprache, kommunizierbar sind aber *für* alle Sprachen: „Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache an sie an, und baut nach der durch sie gegebenen Analogie seine Mundart aus. Dies liegt in dem Bedürfniss, sich verständlich zu machen, in dem durchgängigen Zusammenhange aller Theile und Elemente jeder Sprache, und aller Sprachen unter einander, und in der Einerleiheit des Sprachvermögens.“⁴⁷⁴ Zumal auf der Ebene der Ich-Du-Beziehung beweist sich, daß Sprache nicht lediglich eine genetische, überindividuelle Instanz der formalen Produktion von Weltinhalten oder Bedeutungen ist, sondern eine volle Produktion erst sein kann in der Praxis, der sprachlichen Handlung, die nicht bloß auf das Lexikon und ein System von Satzbildungsstrukturen zurückgreift, um beides in stummer, unwissender Anerkennung zu reproduzieren, sondern selbst in den Organismus der zuhandenen, d. h. handhabbaren und be-handelbaren Sprache eingreift. Daraus erhellt das notwendige pragmatistische Interesse des Sprachstudiums. Der philosophische oder epistemologisch-energetische Begriffszusammenhang Sprache–Denken

damit leeren Selbst, schreitet Hegel daher zum Allgemeinen fort, *in* dem das Ich erst *da* ist – in dem es (s)eine *Wirklichkeit* hat resp. diese *erfährt*: in der Wirklichkeit der kommunizierenden einzelnen, wo es in seinem Sprechen als Ich *vernommen* wird: „Die Sprache [...] enthält es in seiner Reinheit, sie allein spricht *Ich* aus, es selbst. Dies sein *Dasein* ist als *Dasein* eine Gegenständigkeit, welche seine wahre Natur an ihr hat. *Ich* ist *dieses* Ich – aber ebenso *allgemeines*; sein Erscheinen ist ebenso unmittelbar die Entäußerung und das Verschwinden *dieses* Ichs und dadurch sein Bleiben in seiner Allgemeinheit. Ich, das sich ausspricht, ist *vernommen*; es ist eine Ansteckung, worin es unmittelbar in die Einheit mit denen, für welche es da ist, übergegangen und allgemeines Selbstbewußtsein ist. [...] [E]s ist sein eigenes Wissen von sich und von sich als einem, das in anderes Selbst übergegangen, das vernommen worden und allgemeines ist.“ (Ebd.)

Im Vernommenwordensein – d. h. in dem Erkennen, gehört worden zu sein als Ich – liegt die Anregung anderer, sich als einzelne dann *verstehen* zu können/zu sollen, wenn sie sich als Für-andere-einzelne *vernehmen*, und als solche für sich seiende, produktive einzelne *und* für andere Vernommene treten sie in die Welt, in den Raum der Rede, in die Gesellschaft. – Anders als Humboldt hat Hegel das Intersubjektivitätskonzept der zeichenschaffenden Tätigkeit allerdings nicht weiterverfolgt. Siehe auch Abschnitt II. 3. und die dortigen Hinweise zum Konzept des „Kampfes um Anerkennung“ in den Jenaer Frühschriften.

In seiner Analyse der existenzialen Konstituentien hat Martin Heidegger (*Sein und Zeit*. 16. Aufl., Tübingen 1986, S. 163) in – nicht markierter – Auseinandersetzung mit Bühlers früher funktionaler Dreiteilung der Rede in Ausdruck, Aussage und Kundgabe auf den unlösbaren Zusammenhang von Rede, Hören und Verstehen hingewiesen: „Der Zusammenhang der Rede mit Verstehen und Verständlichkeit wird deutlich aus einer zum Reden selbst gehörenden existenzialen Möglichkeit, aus dem Hören. Wir sagen nicht zufällig, wenn wir nicht ‚recht‘ gehört haben, wir haben nicht ‚verstanden‘. Das Hören ist für das Reden konstitutiv. [...] Das Hören auf ... ist das existenziale Offensein des Daseins als Mitsein für den Anderen.“

⁴⁷³ Wilhelm von Humboldt: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. In: *Werke*, a. a. O., Bd. III, S. 426; vgl. auch Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 191: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken.“

⁴⁷⁴ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 18

ist undenkbar ohne den Reproduktions- und Produktionszusammenhang Sprechen–Handeln: „Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelt desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweckmässige Gebrauch dem Gebiet der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück.“⁴⁷⁵

Das Subjekt steht nun aber in einem Zusammenhang, der von der (Einzel-)Sprache selbst ausgesprochen ist – in ihrer lexikalischen und grammatischen Gestalt als einer überlieferten. Kein einzelner erschafft ja schlechterdings je eine Sprache (wäre sie auch eine radikale Privatsprache, in der jedoch kein Sprechen sein könnte).⁴⁷⁶ „Die Sprache ist [...] kein freies Erzeugniss des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern.“⁴⁷⁷ Die strukturelle (äußere) und semantisch-kognitive (innere) Individualität der Sprachen, die sich an der Genese einer Zwischenwelt, eines komplexen Sinngebildes als grammatisch strukturiertes Ganzes von Ausdrucks-Inhalts-Einheiten oder eines Mediums der Weltansicht⁴⁷⁸ beweist (alle drei Formulierungen sollen hier vorerst als gleichberechtigt

⁴⁷⁵ Ebd., S. 9

⁴⁷⁶ Vgl. in diesem Sinne auch Trier (*Der deutsche Wortschatz*, a. a. O., S. 4, Anm. 1): „Das Sprechen ist ohne Benutzung des aus allem Gesprochenen sich aufbauenden *ergon* als eines Objektgebildes nicht denkbar.“ Der Anklang an Weisgerber ist nicht zu überhören – daher auch die folgende, fast wortgleiche Ausführung: „So hat es nie einen wirklich Sprechenden gegeben, der sich um den gewordenen Stoff des *ergon* Sprache nicht hätte kümmern müssen oder der auch nur *selbstherrlich* mit diesem angeblich toten Stoff hätte umgehen können. Man kann das nur verkennen, wenn man Fragen des Sprachursprungs einen Platz einräumt, den sie [...] in der allgemeinen Sprachwissenschaft nicht einnehmen können.“ (Ebd.; Herv. J. R.) – Sprachwissenschaft kümmert sich daher um die Sprache als soziales Objektgebilde. Das Sprechen gilt als defiziente empirisch-psychologische Größe, gleichfalls der „Sprachbraucher[]“ (ebd., S. 10). Deshalb widerspricht Trier „einer Vermengung der Lehre vom Sprechen mit der Lehre von der Sprache [...]. Die Fragen, welche das Wort betreffen, sind *soziolinguistische* Fragen, und wer sie stellt, hat sich nicht darum zu bekümmern, daß – vom Sprechen her gesehen – das Wort eine bloße Abstraktion aus der Wirklichkeit des Satzes ist. Soziolinguistisch ist das Wort keine Abstraktion, sondern Wirklichkeit – freilich nur im Rahmen des überindividuellen und für den einzelnen und sein Sprechen durchaus verbindlichen Wort- und Begriffsfeldes“ (ebd., S. 8 f.; Herv. J. R.). Programmatisch heißt dies, ganz weisgerberisch gehalten: „Die Sprache ist ein Gebilde, das zwar sinnliche Gewißheit nur im Individuum und seinem Sprechen gewinnt, das aber trotzdem vom empirischen einzelnen Individuum nicht nur wesentlich unabhängig ist, sondern sogar auf das Individuum sprachlich-begrifflich bestimmend und lenkend einwirkt. Vierkandt hat das so ausgesprochen [...]“ (Ebd., S. 9) – 1925, in seiner Antrittsvorlesung, hatte Weisgerber den nämlichen Sachverhalt unter Bezug auf Vierkandt zur Sprache gebracht, allerdings noch unter nüchtern-funktionalistischen Vorzeichen: „Schon die neben der begrifflichen Gestaltung der Umwelt wichtigste Funktion der Sprache, als Verständigungsmittel zu dienen, begründet notwendigerweise eine überindividuelle Geltung der sprachlichen Gebilde. Verständigung ist im allgemeinen nur dort möglich, wo mehrere Menschen gleiche lautliche Elemente als Symbole für gleiche Begriffe verwenden.“ (Weisgerber: „Problem der inneren Sprachform“, a. a. O., S. 44)

⁴⁷⁷ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 9 Selbst gegenüber der Macht der Tradition aber insistiert Humboldt auf der Freiheit des produktiven Sprachgebrauchs. Der einzelne sei „auf der einen Seite gebunden, aber auf der andren durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt, und angeregt.“ (Ebd., S. 20) Es ließe sich sogar so weit gehen zu behaupten, daß ein Werden des Ganzen ohne freies Tun des einzelnen undenkbar ist.

⁴⁷⁸ Vgl. ebd., S. 19 f., die kanonisch gewordene epistemologischen Begründung der Sprachverschiedenheit: „Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher

verstanden werden), stellt allererst sicher, daß Geschichte überhaupt statthat. Die Freiheit des Menschen verdankt sich seinem Sprachvermögen überhaupt, seine Geschichtlichkeit verdankt sich der Eigentümlichkeit seiner besonderen Sprache.⁴⁷⁹ Die Tradierbarkeit von Sinn (als vorerst notwendigerweise unbefragte Weise der Welterschlossenheit, als gesonderte Zeiten und Lebensumstände übergreifendes *Vorverständnis* oder Vorverstandensein) ist der einzelnen Sprache und ihrer unwillkürlichen Existenzweise geschuldet: „Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen, und der Welt der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, ebensowohl, als die Menschen und Objekte, als selbständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft der Natur, der Menschen, und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, dass sich der Anfang nicht mehr bestimmen lässt“.⁴⁸⁰

Einstmals in Freiheit erzeugte der Mensch die Sprache – d. h., er war als freier Mensch in der Welt in dem Augenblick, als er ‚mit Einem Schlage‘ zur Sprache kam und sich also erzeugte, da er die Sprache hervorbrachte –, und er gebraucht sie in Freiheit, insofern er sie zur Verständigung gebraucht; und dennoch spricht er nicht in Einheit, sondern in vielerlei Zungen und Büchern, in einer Pluralität, die reibungslose Verständigung auf der Ebene des alltäglichen Verkehrs gemeinhin nur zuläßt in der (über eine Standard- oder Hochsprache

unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.“

Ähnlich auch ebd., S. 16: „Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern, bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten.“

Weisgerber hat diese Stellen „wiederholt als Gründungsurkunde einer erst noch zu schaffenden, inhaltlich orientierten Sprachwissenschaft bezeichnet“ (Karl-Otto Apel: „Der philosophische Wahrheitsbegriff als Voraussetzung einer inhaltlich orientierten Sprachwissenschaft“. In: *Schlüssel zur Welt*, a. a. O., S. 12); vgl. etwa Weisgerber: *Vom Weltbild der deutschen Sprache*, a. a. O., S. 21 f. Apels ideengeschichtliche Einordnung der Wahrheitsproblematik, die bei Humboldt und Weisgerber gleichermaßen im Zentrum des Interesses stehe, führt indes auch zur Aufdeckung eines Defizits der Konzeption der Sprachzugriffe – nämlich zu der Frage, wie die „geschichtliche[] Führkraft“ (Apel: „Wahrheitsbegriff“, a. a. O., S. 24) des muttersprachlichen Weltbildes denn überhaupt als geschichtliches und damit sich veränderndes Basisargument begründet werden könne. Apels Kritik eines zu starr, d. h. systemisch gefaßten genetischen Transzendentalismus der muttersprachlichen Welterschließung setzt daher an der ‚historisch blinden‘ Homogenität des Sprachgemeinschaftsmodells an: „Wie soll [...] die geschichtliche Dynamik der Muttersprache begriffen werden? Es ist in der lebendigen Sprache ja gerade nicht so, daß die ‚Interpretation der Struktur‘ durch den einzelnen Sprecher bzw. Versther keine Rückwirkung auf das Struktursystem hat“ (ebd.); sondern in der hermeneutischen Struktur der/jeder Sprache sei deren Möglichkeit zur Entwicklung und ‚Weltbildbildung‘ allererst beschlossen: „Die relationale Struktur der Muttersprache setzt, auch statisch betrachtet, jederzeit die besonderen qualitativen Gehalte, die doch nur der Einzelne erlebt, voraus“; und: „Die lebendigen Sprachen sind eben keine starren ‚Methoden‘, sondern ‚Stile‘ der Weltaneignung und des Verhaltens in der Kommunikation, zugleich offen für alle menschlichen Verhaltensstile und diese selbst weitgehend normierend“ (ebd., S. 25).

⁴⁷⁹ Die Frage, ob die Geschichte der Gattung auf der hypothetischen Grundlage einer Weltsprache in anderen Bahnen verlaufen wäre, würde Humboldt als im schlechtesten Sinne spekulativ zurückweisen; ebensosehr die Überlegungen zu einer (adamitischen) Ursprache jenseits von Babylon. Die Empirie (bzw. die Naturhistorie) hat hier das erste Wort.

⁴⁸⁰ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 19

verfügender) Einzelsprachgemeinschaft. Mit dem geschichtlichen und weltgesellschaftlichen, mit dem trennenden und Begegnung in Freiheit eher hemmenden denn fördernden Faktum der Sprachverschiedenheit muß Sprachwissenschaft rechnen, ja, auch aus ihm begründet sie sich als umfassende philosophische und empirische Fragestellung: „Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten.“⁴⁸¹

Der Zweck des Sprachstudiums aber, des *Trennenden* und des *Bedingenden* umfänglich gewahr zu sein – des Trennenden der Sprachgeschichten als Weltansichten, des Bedingenden als des geschichtlich gewordenen Organons der Sprache, das den Sprechenden bindet –, erfüllt sich erst, wenn das Trennende und das Bedingende zugleich erkannt sind als historische und anthropologisch-epistemologische Ermöglichungsgefüge, die keine absoluten Schranken setzen, sondern als relative Schranken immer auch als zu überschreitende Bedingungen gedacht werden. Denknöwendiges Korrelat des Trennenden ist das Einigende, das sprachliche Band, welches das gesamte Menschengeschlecht umschließt⁴⁸²; denknöwendiges Korrelat des einzelsprachlichen Gebildes ist die Bildung der Sprache des einzelnen durch dessen eigenen freien Gebrauch der Sprache im Relationsgeflecht des Sprechens.⁴⁸³

Auf beiden Ebenen des Sprachstudiums – der historisch-vergleichenden bezüglich der Organismen und der pragmatisch-dialogischen bezüglich der Individuen – denkt Humboldt in Kategorien des Verhältnisses von Teil und Ganzem, Bedingtheit und Freiheit, Konstitution und Produktion. Jene Vermittlungsverhältnisse als durchlässige, transformierbare, *reale* Beziehungen und mithin als Möglichkeitsbedingungen der Entfaltung von *mehr* Verständigung zu fassen, daran bleibt ein Programm bindend orientiert, das in umfassender Weise die Frage nach der Sprachlichkeit stellt, in historischer, anthropologischer, erkenntnistheoretischer und ethischer Perspektive:

„Die Verschiedenheit der Sprachen ist das Thema, welches aus der Erfahrung, und an Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ursachen und ihren

⁴⁸¹ Ebd., S. 20

⁴⁸² Ebd., S. 16, spricht Humboldt von der Denknöwendigkeit, einen „Mittelpunkt aller Sprachen [zu] suchen“; dieser lasse sich „wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn, auch bei dem vergleichen Sprachstudium, sowohl dem grammatischen, als lexicalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren.“

⁴⁸³ In diesem Sinne ließe sich – in vorsichtiger Analogie zur Hegelschen Dialektik, die sich in der Darstellungsweise aus der Sache selbst erfüllt und keine bloß von außen herangetragene Methode darstellt – behaupten, daß in der Humboldtschen Sprachtheorie alle Bestimmungsgrößen und Theoreme miteinander *kommunizieren*, und zwar auf Augenhöhe, nicht in hierarchischer Stufung. Eine Kommunikation der Begriffe nach Maßgabe einer deduktiven Systematik fände in Formen der Order statt. Bei Humboldt aber bewegen wir uns, wie oben angedeutet, in einem Kreis von sich gegenseitig befruchtenden Ideen und Vorstellungen und wohnen wenn nicht einer Kommunion, so doch einem unablässigen Dialog der Begriffe bei.

Wirkungen, ihrem Verhältniss zu der Natur, zu den Schicksalen, und zu den Zwecken der Menschheit. Die Sprachverschiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit, und Absonderung der Völkerstämme, als Hinderniss der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectuell-teleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel einer reicheren Mannigfaltigkeit, und grösseren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer, auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeten Theils des Menschengeschlechts.⁴⁸⁴

„Der durch die Sprache bedingte Mensch“⁴⁸⁵ – er ist ein sich in der Sprache und ‚im gegenseitigen Gefühl der Individualität‘ zum Menschen Bildender, ein die konkrete Sprachlichkeit seines je eigenen Selbst im Medium der Einzelsprache Bestimmender, in Kenntnis und Anerkenntnis des je anderen Selbst, das sich in ihm als Selbst erkennt, so, wie sich der Redende im Hörenden als Selbst zu erkennen vermag – und der Hörende im Redenden als ein Antwortender, ein selbst Redender.

In dieser wohl letzten, vollen Bestimmung der Sprachlichkeit ist nun jenes Moment benannt, an dem die Wissenschaft von der Sprache über sich hinausschreitet und ins Leben eintritt (ins „Leben[] in seinen natürlichen Verhältnissen“⁴⁸⁶, sagt Humboldt), um, dorthin angereichert zurückkehrend, nicht mehr reine Wissenschaft, sondern ‚poetisch‘ fruchtbare, freie erzeugende Rede, produktive, ‚wärmende‘, anregende Geselligkeit zu sein, also sich selbst erkennende Sprachlichkeit. Diese Selbstbeschränkung der Wissenschaft, gewonnen aus der Philosophie, mithin vom höchsten Sitz der Reflexion aus, stellt keine – in neuerer Terminologie geredet – pragmatistische Rücknahme dar; sie deutet Rücksichtnahme dort an, wo es die Lebendigkeit des Gegenstandes nicht erlaubt, über ihn zu verfügen, ihn für technische und geschäftige Zwecke dienstbar zu machen, über ihn *hinwegzureden*, um ihn unterm Bann eines Programms in einem Zuschnitt darzubringen, der Verfügung über die Redenden wenn nicht erzwingt, so doch erzeugt.

⁴⁸⁴ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 6. Gemeint ist nicht, soviel dürfte nun deutlich geworden sein, eine physiologische oder biologistische Definition der Sprachlichkeit; vgl. Ivo („Warum über Sprache metaphorisch reden?“, a. a. O., S. 102; dort Humboldt zitierend): „Sprache läßt sich nicht aus dem ‚menschlichen Organismus‘ herleiten. ‚Darin liegt ein Unterschied zwischen der Sprache, und allem anderen, was sonst die Physiologie umfaßt, daß die Sprache in eine andere Gattung hinübergezogen wird‘, eben das Geistige.“ – Dagegen meint Chomsky (*Regeln und Repräsentation*. Frankfurt/Main 1981, S. 187), man könne „die Sprachfähigkeit praktisch so betrachten [...] wie ein Körperorgan“.

⁴⁸⁵ Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 19

⁴⁸⁶ Ebd., S. 22

Erst im reflexiv bereicherten rednerischen Gebrauch der Sprache, im gebildeten Gespräch und im sich aneinander bildenden Sprechen, also ist das „seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragende[]“⁴⁸⁷ Studium der Sprache ein volles – bezogen auf den Umfang seines Gegenstandes und bezogen auf den Umfang dessen, was als nicht-wissenschaftsgegenständlich zu ermesen und in der Position des unteilbaren, nicht zu vergegenständlichenden Subjekts zu achten sei:

„Der wissenschaftliche Gebrauch, im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen GedankenConstruction, und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntniss, welche die ungetheilten Kräfte des Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntniss aber fließt gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den Mittelpunkt der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntniss angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie, durch ihre eigne Schuld, sich nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiet ist der eigentliche Sitz der Beredsamkeit, wenn man nemlich darunter, in der weitumfassendsten, und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung, die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objecte einwirkt, oder absichtlich dazu gebraucht wird.“⁴⁸⁸

Humboldt denkt das Zur-Sprache-Kommen im vielbezüglichen Rahmen der Aufklärung, des geschichtlichen Fortschreitens, desgleichen im Rahmen der Wissenschafts- und Entfremdungskritik⁴⁸⁹ als Modell einer ästhetischen Produktivität der Subjekte, als

⁴⁸⁷ Ebd., S. 1

⁴⁸⁸ Ebd., S. 22; vgl. auch Josef Simons Humboldt-Interpretation („Aspekte“, a. a. O., S. 48 f.), die herausstellt, wie Sprache als Thema der Wissenschaft allererst gefaßt und *zugleich* vor Übergriffen durch einen eingeschränkten, vergegenständlichenden Gebrauch der Rede/Theorie geschützt wird: „Man kann die Sprachphilosophie Humboldts als den historischen Ort ansehen, an dem Sprache überhaupt gegenständlich als besonderes Gebiet wissenschaftlicher Betrachtung thematisiert wird, ohne daß die philosophische Problematik ausgeklammert würde. Ja, erst *im Kontrast zu einer gegenständlich-wissenschaftlichen Betrachtung* der Sprache werden hier die eigentlich sprachphilosophischen Probleme formulierbar.“ Und: „Nichterklärbarkeit von Subjektivität ist dasselbe wie die Unmöglichkeit, sie auf anderes zurückzuführen; sie ist dasselbe wie die Freiheit des Subjekts. [...] Humboldt denkt diesen Begriff von Subjektivität entschieden mit dem des sprachlichen, sowohl des *sprechenden wie auch des hörenden* Subjekts zusammen.“ (Ebd., S. 55 f.)

⁴⁸⁹ D. h., die Sprache in der Perspektive ihrer trinitätischen Totalität als Erzeugnis des einzelnen, einer Sprachgemeinschaft und der Menschheit in den Blick zu bekommen. In der Kawi-Einleitung (*Entwicklung*, a. a. O., S. 416 f.) heißt es daher hinsichtlich des Sprachstudiums und eines wahren, lebendigen Bildes der Sprache:

Weltaneignung und Weltformung durch Bildung in der und durch die Sprache.⁴⁹⁰ Er löst die Idee des Zur-Sprache-Kommens aus der Enge *nur* anthropologischer Kompetenz- oder

„Man muss die Sprache nicht sowohl wie ein todttes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen [...]. Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrhunderte verdankt, erleichtern die Uebersicht in der Totalität seines Umfangs. Man kann nun dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen die mannigfach abgetheilten, isolirten und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung zur Vollendung gedeiht.“

So, wie Humboldt hier in seiner eigentümlichen Weise Ausgangspunkt und Ziel der Sprachforschung ineinander verwebt, so zieht er wenig später methodische Fragen des Sprachvergleichs mit dem leitenden Bild, der totalisierenden Vorstellung der Einheit/Gemeinsamkeit des Differenten, zusammen: „Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen Quellen der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines organischen Ganzen. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelheiten festzuhalten vermag. Um daher verschiedene Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau fruchtbar mit einander zu vergleichen, muss man der Form einer jeden derselben sorgfältig nachforschen und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichsten Fragen löst, welche aller Spracherzeugung als Aufgaben vorliegen.“ (Ebd., S. 417)

Diese Totalität von Vereinzelung und Ganzheit kehrt auf der Ebene der Wesensbestimmung der Sprache wieder. „Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst“ (ebd., S. 418), sei, wie die berühmte Unterscheidung lautet, „kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energie)“ (ebd.). Daher sei „ihre wahre Definition“ eine „genetische“, also die Auffassung, Sprache sei ein beständiges, vorübergehendes Tun. Im Flüchtigsten, scheinbar bloß Erscheinenden, der je aktuellen Rede, sei die Seinsweise der Sprache, ihre Wesenheit beschlossen, und in dieser gleichsam negativ bestimmten Substanz erweist sich wiederum das Sein der Sprache als das theoretisch Vorausgesetzte (der Inhalt der Definition), als „Arbeit des Geistes“ in den vielen Sprachen. Nur dann, wenn die Aufmerksamkeit sich auf dieses beständige (dialektische) Verweisen durch die Praxis auf die Wesensbestimmung richte, vermeide man, so das sprachwissenschaftliche Praxisgebot, einen verdinglichten Zugang, der am statischen grammatischen Bau haften. Epistemologische, pragmatische und didaktische Bestimmungen verweisen somit kreisförmig aufeinander. Wo der Begriff der Arbeit des Geistes (den Cassirer wörtlich übernahm; siehe Abschnitt II. 2. 2., Anm. 304) die sprachliche Betätigung/Hervorbringung des einzelnen meint, meint er zugleich die Artikulation des sprachgemeinschaftlichen Zusammenhangs, und im Blick auf diese beiden Produktionen hat die reflektierende, wissenschaftliche Arbeit am Gegenstand selbst Anteil an der Arbeit des Geistes – gewissermaßen als Angemessenheit bzw. Sichanmessen zwischen Artikulation und allgemeiner (philosophischer) Grammatik. Diesem intern-externen Verweiszusammenhang zwischen Objekt und Begriff versucht Humboldt trotz der unvermeidlichen linearen Organisation der Argumente eine adäquate textuelle Gestalt – eine Art Aber-auch-Struktur, ein (Schrift-)Bild, in dem das *Wesen* der *Sache* sich abzeichnet – zu verleihen (innerhalb derer die Kritik der grammatischen Analyse bezeichnenderweise, um jede Dogmatisierung zu vermeiden, auch wieder stark eingeschränkt wird): „Sie [die Sprache; J. R.] ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne vorhanden und [...] auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein *wahres Bild der lebendigen Sprache* zu geben. Gerade das Höchste und Feinste lässt sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen und kann nur (was um so mehr beweist, dass die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt) in der verbundenen Rede wahrgenommen und geahndet werden. Nur sie muss man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die *lebendige Wesenheit der Sprache* eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todttes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung. Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein *vollkommen richtiger und adäquater* Ausdruck [...]. Die zu ihrem Studium *unenbtährliche Zergliederung* ihres Baues nöthigt uns sogar sie als ein Verfahren zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet, und sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen.“ (Ebd., S. 418 f.; Herv. J. R.) – Vgl. dazu Gippers (*Bausteine*, a. a. O., S. 24) apologetisches Referat der Weisgerberschen Interpretation dieser Passage, das zunächst zugibt, „daß Humboldt dabei an die Sprechthätigkeit, also an die ‚parole‘ gedacht habe“, aber zugleich mitteilt: „Man kommt nicht weiter, wenn man die Existenz von Sprache an die Individuen oder an die Sprechakte knüpft“.

⁴⁹⁰ Folglich denkt er die Bildung neuer Begriffe, eigentlich die Bildung jedes Satzes nach dem Modell der Analogie. Ja, sogar das Verstehen selbst ist, bedingt durch die unhintergehbare Grenze der sprechenden Subjekte, produktiv, also analogisch; vgl. Josef Simon („Aspekte“, a. a. O., S. 56 f.): „In der wirklichen Rede [...], in der nach Humboldt die Sprache allein Wirklichkeit besitzt, erzeugt das Wort beim Sprechenden und

konventionalistischer Kommunikationskonzepte, indem er sie als Idee der kommunikativen Kognition realisiert. Zur Sprache *und* zur Welt kommen heißt: zum Sprechen kommen, oder: Das Sprechen ist das bildende Organ des Gedanken.

II. 2. 3. 4. Theorieform und Bildungsweise

Diese Bestimmungen sind keine zu axiomatischen Sätzen geronnenen. Das Eigentümliche des Humboldtschen Wissenschaftsdiskurses nämlich zeigt sich gerade darin, zur Sicherheit der Erkenntnis zu gelangen, ohne vorderhand die Wege abzusichern, auf denen zu ihr fortzuschreiten wäre. Womöglich wäre es zuviel gesagt, wenn man eine Konvergenz von Darstellungsweise und theoretischen Gehalten behauptete – zuviel aber vielleicht nicht, wenn man die Idee des Dialogischen als des sich annähernden, kreisenden Verhaltens durchscheinen sähe in der Struktur der sprachphilosophischen Texte Humboldts.

In einer textaffin sich anmessenden, von mehrerlei, wie auf einer Kreislinie befindlichen Punkten auf das Zentrum des Problems der Sprachlichkeit zuschreitenden Analyse hat Hubert Ivo das Verhältnis von Humboldts Darstellungsweise zu – gewissermaßen isolierbaren – sprachtheoretischen ‚Aussagen‘ als ein durch sich selbst sprechendes aufgeklärt, d. h. die an Humboldts sprachphilosophische Arbeiten adressierten Vorwürfe der Dunkelheit und Verworrenheit entkräftet und die Gestalt der Theorie nachmodelliert im schrittweisen Erwägen dessen, was die Idee sprachwissenschaftlichen Nachdenkens ausmachen könnte.

Humboldts Darstellungsweise sei, so Ivo, „keine des Verfügens, sondern eine der Annäherung“.⁴⁹¹ Der offenen Signatur der Texte entspreche der „Versuch, über metaphysische Fragen auf nicht-metaphysische Weise zu reden. Auf nicht-metaphysische Weise reden soll

Hörenden nicht die gleichen, sondern nur ‚entsprechende‘ Vorstellungen. Man könnte von Analogie reden.“ – Vgl. auch Günter Wohlfahrt: „Der Satz. Bemerkungen zu Sprache und Kunst ausgehend von W. v. Humboldt“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, a. a. O., S. 241 f.: „Die Natur der Sprache besteht in der Kunst der Erfindung von Analogien, von *Entsprechungen*, im Widerspruch von Sensiblem und Intelligiblem, Äußerem und Innerem. (Sinnverstehen ist ganz genau besehen meist kein ‚ganz genaues‘, ‚ganz gewisses‘, sondern zumeist ein Verstehen in einem *entsprechenden*, ‚gewissen‘ Sinn.)“ Vgl. auch Donatella Di Cesare: „Wilhelm von Humboldt: Die analogische Struktur der Sprache“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, a. a. O., S. 70, wo die korrelativ-analogische Struktur von Denken und Sprechen als „offene Prädikation“ verstanden wird. Vgl. auch Stetter (*Schrift und Sprache*, a. a. O., S. 425), der aus dieser Grundeinsicht das Prinzip der „Ganzheitlichkeit“ als einer Sprachkonzeption begründet sieht, das „dem modernen sprachwissenschaftlichen Verständnis von Sprache [...] gänzlich abhanden gekommen“ sei.

⁴⁹¹ Hubert Ivo: „Wilhelm von Humboldts Sprache des Diskurses. Zwischen Weltansichten und allgemeiner Grammatik“. In: *Kodikas/Code*, 1988, Heft 1/2, S. 67

heißen: Diskurse führen – also ohne dogmatische Festlegungen, ohne Als-ob-Gewißheiten, aber auch ohne die Wahrheitsfähigkeit der Vernunft aufzugeben.“⁴⁹²

Damit ist angedeutet, daß Humboldts Arbeiten, auch wenn ihnen nicht selten ein gravierender Mangel an terminologischer Strenge, an kompositorischer Ökonomie und an systematischer, also zwingender und zur Schließung drängender Gedankenführung angelastet wurde⁴⁹³, auf ein Zentrum orientiert sind, das mal klarer hervortritt, mal durch die Entfernung in die scheinbare Peripherie verblaßt.

Dieses Zentrum ist zunächst die Frage, zu welchem Zweck und mit welchen Mitteln wir überhaupt eine *Wissenschaft* der Sprache betreiben sollen. Zu dieser Frage nach der Legitimation eines bestimmten Wissens, das als wissenschaftliches ausgezeichnet ist (landläufig eben durch klare, trennende, konturierende Terminologie, durch fest gefügte Systematik und durch eine auf Reduktion und Überschau geeichte Textökonomie), gesellt sich die Antwort in der vollen, ungeschmälerten Bestimmung der Sprachlichkeit.

Humboldt gibt, wie Ivo zeigt, eine „ethische Begründung und Zielsetzung des Sprachstudiums“⁴⁹⁴. Eine aus der sprachphilosophischen Neubegründung heraus dynamisch operationalisierte Ethik des Sprachstudiums hatte auch Weisgerber im Blick; allein, das Humboldtsche Projekt in progress weicht demgegenüber absichtsvoll sowohl der axiomatischen Fundierung als auch der lehranleitenden Operationalisierung des gewonnenen Wissens aus.

Ein „Konzept von Sprachstudien, das seinen Sinn letztlich darin findet, Anteil an der Menschenbildung zu haben“⁴⁹⁵, muß Humboldt zufolge seinen Ausgang nehmen bei den ‚natürlichen‘ und fehlleitenden Vorstellungen über das, was Sprache sei. Auf der anderen Seite sind die konventionalistisch-alltagspraktischen, reflexiv blinden Zugänge nicht zu überwinden durch eine voreilige wissenschaftliche Bindung des angeregten Nachdenkens über Sprache durch terminologische Verdichtung.

Ohne die Argumentationsbewegung bei Ivo hier detailliert nachzeichnen zu können, ließe sich im Anschluß an sie vielleicht dennoch mit guten Gründen sagen, daß Humboldts Konzept der Sprache mit einem Konzept des Studiums der Sprache dort zusammenfällt, wo er den rednerischen Gebrauch, d. h. die bewußte, lichte Realisation der Dialogizität, gegenüber dem wissenschaftlichen, d. h. terminologischen stärkt. Ex negativo heißt dies, Ivos Deutung

⁴⁹² Ebd.

⁴⁹³ Zur näheren Diskussion der Einwände von Haym und Steinthal vgl. ebd., S. 68 ff. Vor allem im Hinblick auf die Physiognomie der Weisgerberschen Theorie und ihren Wirkungsimpetus ist Ivos in diesem Zusammenhang geäußerte Bemerkung aufschlußreich, Humboldt schreibe „nicht, um zu belehren. Jede ‚didaktische Routine‘ geht ihm ab.“ (Ebd., S. 70)

⁴⁹⁴ Ebd., S. 73

⁴⁹⁵ Ebd., S. 74

aufgreifend, daß im terminologischen Gebrauch „die drei integrierenden Eigenschaften des Wortes betroffen [sind]: es wird von seiner Sinnes- und Empfindungsgeltung, von seiner dialogermöglichenden Eigenschaft und seinen potentiellen metaphorischen Gehalten abgeschnitten; oder positiv formuliert: es enthält eine logisch konstruierte Bedeutung ohne Deutungsspielraum und ohne implizite Verweise auf andere Wissensbereiche.“⁴⁹⁶

Negativ formuliert: Es wäre eine solche Wissenschaft der Sprache eine radikal von Alltags- und Leiblichkeitserfahrungen entbundene, eine entweltlichte, enthistorisierte und entkontextualisierte, eine im Raum der methodisch aufeinander streng bezogenen Begriffe eingeschlossene und abstrakten Urteilsprozessen selbstgenügsam und stets schlüssig folgende. Die Austreibung der hermeneutischen Dimension aus der Sprachwissenschaft (wonach sich Sinn im Horizont der Vergegenwärtigung von Vergangenen und Bedeutung im Horizont der Verständigung herstellt) ist somit erkaufte durch den Verlust zweier Momente von unverletzlicher Unhintergebarkeit: des individuellen und des dialogischen im Horizont der Zeitlichkeit.⁴⁹⁷ Beide sind kein Festes, kein Fest-Stellbares, keine Dinge der Objektwelt, somit kein restlos Subsumier- und Systematisierbares. Beide Größen sind daher nur ein Ausstreichbares oder zu Überspringendes, sofern wir sie der Idee zeitlos gültiger oder verwertungsbeflissener Erkenntnis unterwerfen. Daß Humboldt die emphatische Idee des Sprachstudiums an ebendiese beiden wirklichen Realisations- und Konstitutionsmomente bindet (mithin an die Praxen des Sprechens und des In-der-Welt-Handelns als an die unabschließbaren Prozesse der Bedeutungs-, Sinn- und Geltungsgenese), zieht der wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes Sprache, sofern sie auf weitgehende, quasi naturwissenschaftliche Abstraktion und immanente Widerspruchsfreiheit, auf logische Kalküle und technisch kontrollierbares ‚Wissen‘ zielt, eine Grenze, entlang derer einstmalig gewisse Konzepte der Wissenschafts- als Verdinglichungskritik entworfen wurden.⁴⁹⁸

⁴⁹⁶ Ebd., S. 82

⁴⁹⁷ Vgl. Wohlfahrt, a. a. O., S. 247, Anm. 20: „[...] denn erst im Individuum, d. h. im Sprechen einer bestimmten Sprache, eines Dialekts, letztlich im ideomatischen Sprechen eines bestimmten Ideolekts erhält die Sprache ihre ‚letzte Bestimmtheit‘“. Damit korrespondiert ein emphatischer, anerkennungsethischer Begriff der Bildung, der die Unhintergebarkeit des Individuums zur Bedingung der Möglichkeit des Sich-Verstehens als eines Nie-ganz-Verstehens anderer und somit des Miteinander-Sprechens erklärt. Vgl. Josef Simon: „Wilhelm von Humboldts Bedeutung für die Philosophie“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, a. a. O., S. 271: „Humboldt hat keine Ethik geschrieben, aber seine Philosophie weist doch schon von seinem *Bildungsbegriff* aus in diese Richtung. Bildung ist für ihn – und diesen Sinn hat für ihn auch das Sprachstudium in erster Linie – das Erwerben der Fähigkeit, über gewöhnliche eigene Vorstellungen und Denkmöglichkeiten hinauszugelangen zu einer *Wirklichkeit*, die nicht vom Raster des von der eigenen Denkform her für möglich Gehaltene vorbestimmt ist, sondern erst in der *Auflösung* dieser Form *sichtbar* wird. Dies ist für Humboldt der Weg zur Einheit des ‚Menschengeschlechts‘ als einer Einheit, in der gerade die vom allgemeinen Begriff ‚ineffabile‘ Individualität möglich ist.“

⁴⁹⁸ Vgl. Ivos Belegzitat: „Eine Sprache kann nicht, wie ein Naturkörper zerlegt werden, sie ist, auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln, ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Process, wie das Leben ein körperlicher.“ (Zit. nach „Sprache des Diskurses“, a. a. O., S. 83)

In dieser historischen und zugleich aktualisierungsfähigen Perspektive lassen sich die Bezüge zwischen theoretischer Höhe, Gegenstandsweite oder -reduktion und Geltungsbereich sprachwissenschaftlichen Denkens unvermindert erörtern. Eine der Sache – der Sprache und der Idee der menschlichen Bildung – angemessene Wissenschaft der Sprache ist, so Ivos Humboldt-Deutung, ein sich anmessender und dabei der Grenzen der Verwissenschaftlichung des pluralen, lebendig-dialogischen Wesens der Sprachlichkeit inne bleibender Diskurs über das Medium Sprache im Medium der Sprache. Die wissenschaftspraktischen und -ethischen Konsequenzen lesen sich wie folgt: „Die Grenzziehung, die den Geltungsbereich des ‚wissenschaftlichen‘ Gebrauchs von Sprache einschränkt, sichert also, so können wir den Gedanken ins Grundsätzliche wenden, die ‚menschliche Natur‘ vor Übergriffen: In der ‚Setzung‘ der Periode kommt eine Bestimmung des Menschen zu ihrem Recht, die sein Wesen in der leibgeistigen Einheit sieht und in deren Konsequenz den dialogischen Charakter der Wahrheitssuche betont.“⁴⁹⁹

Weil Humboldt „dem universalen Geltungsanspruch des ‚wissenschaftlichen‘ Gebrauchs der Sprache mit sprachtheoretischen Argumenten entgegen[tritt]“⁵⁰⁰, verwirft er keineswegs unabdingbare Rationalitätsstandards sprachwissenschaftlicher Forschung. Im Gegenteil: Da er die sprachwissenschaftliche Untersuchung an die sprachphilosophische Reflexion bindet, öffnet er sie – synthetisierend – für die ‚volle‘ Weite der Sache selbst, die anthropologische, epistemologische, geschichtliche, soziale und bildungstheoretische Dimension des Sprachthemas. Die Abkehr von rationalistischen oder monistischen Modellen⁵⁰¹ mündet nicht in einen standpunktlosen, epistemologisch stumpfen Relativismus empirischer Einzelforschung, sondern weist den terminologischen Kontrollzwang und gegenständliche Isolationismen zurück und öffnet den Kreis der Gegenstände einer Erörterungsweise, die ihren Gegenständen sozusagen auch physiognomisch, also tastend, erdeutend und andeutend antwortet. Insofern korrespondiert das innere Gewebe des theoretischen Korpus mit sprachtheoretischen Kernauffassungen. Ivo leuchtet diesen

Zuzustimmen ist Ivo vor dem Hintergrund der hier diskutierten systematischen, wissenschaftskonstitutiven und sprachwissenschaftshistoriographischen Fragen auch hinsichtlich der Einschätzung, Humboldts Grenzbestimmung sei von ungeschmälerter Aktualität: „Die Aktualität dieser Grenzbestimmung könnte vielleicht durch die Stichworte angezeigt sein: Die Orientierungsqualitäten bzw. deren Fehlen im gesellschaftlich arbeitsteilig produzierten Wissen; die Rolle der Forschergemeinschaften bei der Bestimmung der terminologischen Rahmen; die Bedeutung der Metaphorik in der Ausarbeitung von Forschungsprogrammen. Verweist das erste Stichwort auf die erste integrierende Eigenschaft des Wortes und das Schicksal, das diese Eigenschaft im Terminologisierungsprozeß erfährt; so legt das zweite und dritte die verdeckten dialogbedingten Entscheidungen bzw. die verdeckten Rahmenverständnisse offen.“ (Ebd.)

Zur – eingeschränkten – ‚Verdinglichungskritik‘ bei Humboldt (d. h. der regulativen Einbettung der notwendigen empirisch-wissenschaftlichen Analyse und Objektivierung sprachlicher Fakten) vgl. ebd., S. 78

⁴⁹⁹ Ebd., S. 89

⁵⁰⁰ Ebd.

⁵⁰¹ Vgl. ebd., S. 94

Zusammenhang folgendermaßen aus: „Die Grenzen des Erklärbaren sich bewußt halten; sich nicht verschließen in dem, was quasi-natürliche Vorstellungen und ausschließlich ‚analytische‘ Verfahren der Wissenschaften nahelegen; sich offenhalten für Noch-nicht-Gewußtes, erst Geahntes; und ein ‚Anringen‘ an die Wahrheit in ‚Anrede und Erwiderung‘ – das sind die Merkmale, die Humboldts nicht-metaphysisches Reden über metaphysische Themen bestimmen.“⁵⁰² Und: „So kann nun auch die Anordnung seiner Texte verstanden werden als die Form eines ebenso systematisch durchgehaltenen Versuchs, die Untersuchung offenzuhalten für das Noch-nicht-Erklärte, nur Geahnte. Die syllogistische Verknüpfung der Gedanken kann darum nicht aus letzten Sätzen deduzieren oder auf Fundamenten, die als geschlossen gelten (und wenn auch nur aus methodischen Gründen), aufbauen. Nur unter diesen Voraussetzungen aber entsteht eine argumentative Architektur von Texten. Humboldts Anordnung ist dagegen bestimmt durch den Verweischarakter der einzelnen Darstellungsschritte auf einen Punkt, der jenseits der Grenze des Erklärbaren liegt; dem man sich annähern kann; der auch als Treffpunkt von Argumenten Konturen gewinnt; der aber – sozusagen – vor seinen Texten bleibt, seine nicht in analytischen Kategorien bestimmbare ‚positive‘ Mitte darstellt und so neben der ‚negatorischen Mitte‘ dann auch seinen ‚leitenden Einfluss‘ auf den Gang der Erkenntnis ausübt.“⁵⁰³

II. 2. 3. 5. Welches Studium der Sprache? Welche sprachliche Bildung?

Die Vorstellung, daß sich unter dem (nie gebieterisch *vorausgesetzten*, sondern sich in der textuellen Struktur *zeigenden*) Primat des umfassenden, Forschungs- wie Lebenspraxis erhellenden rednerischen Gebrauchs Studium und Handlung, Sprachwissen und Praxis gegenseitig stärken und zum Bewußtsein ihrer Weiten bringen, ja daß eine ‚weitungsfähige Behandlung‘ der Sprache ihren Mittelpunkt findet in der Vermählung von Philosophie und Bildungsidee, Sprachstudium und universitärer Ausbildung, hat in Humboldts bildungspolitischen Schriften adäquaten Niederschlag gefunden. Sprach- und Bildungsidee sind zwar nicht einfach einen Sinnes, aber sie speisen sich aus einer Quelle und folgen einer Zielsetzung. Jürgen Habermas hat in dem Aufsatz „Die Idee der Universität – Lernprozesse“⁵⁰⁴ darauf hingewiesen, wie in den frühen sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zwar noch einmal die Humboldtsche Universitätsidee aufgegriffen wurde, „das Projekt der

⁵⁰² Ebd., S. 97

⁵⁰³ Ebd., S. 98

⁵⁰⁴ In: ders.: *Eine Art Schadensabwicklung. Kleine Politische Schriften VI*. Frankfurt/Main 1987, S. 73–99

Verkörperung einer idealen Lebensform“, das durch seine „Verschwisterung mit Wissenschaft und Wahrheit“ ein „dem Pluralismus gesellschaftlicher Lebensformen Vorgängiges“⁵⁰⁵ sicherstellte: nämlich einen weder von staatlichen noch von ökonomischen Imperativen beherrschten Raum als Frage- und dialogischen Erörterungszusammenhang; Habermas räumte aber auch ein, daß dieses Projekt unter dem Druck der Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems alsbald ins Abseits geriet und ersetzt wurde durch das Ansinnen „der disziplinären Erzeugung von technisch verwertbaren Informationen“.⁵⁰⁶

Was war da – womöglich endgültig – verlorengegangen? Nicht nur das von welchen akademischen Gruppen auch immer versuchsweise wiederbelebte Projekt des Deutschen Idealismus, die methodische und organisatorische Fundierung und Etablierung der Geisteswissenschaften – deren auratische Hülle jetzt, über hundert Jahre später, eben durch den Einfluß sozialwissenschaftlicher Verfahren zerrissen wurde –, sondern auch eine philosophische wenn nicht Grundorientierung, so doch Fragerichtung, die substituiert wurde durch den „Funktionalismus riesiger Schul- und Ausbildungsanstalten für wissenschaftlich-technische Fachkräfte“.⁵⁰⁷

Wenn nun, mit Habermas zu reden, „die Bildungskonjunkturen gleichsam durch die Themen und Theorien hindurchgreifen“⁵⁰⁸, so läßt sich womöglich an Hand jener bildungstheoretischen Debatten und wissenschaftlichen Organisationsanstrengungen erklären, weshalb – um zur Ausgangskonstellation dieses Abschnitts zurückzukehren – die Anfechtungen der Weisgerberschen (Sprach-)Wissenschaftsauffassung und ihre Ablösung durch eine gleichermaßen paradigmatisch auftretende neue in der unten genauer darzulegenden Schärfe vorgetragen und betrieben wurden – und weshalb zwei sich gegenseitig fundamental ausschließende *Sprachbegriffe* ohne Aussicht auf wenigstens partielle Vermittlung verteidigt wurden, und zwar letztlich zuungunsten jenes von Trabant so

⁵⁰⁵ Ebd., S. 74

⁵⁰⁶ Ebd., S. 78. Der Zerfall des traditionellen Bildungsbegriffs wird heute allgemein bekräftigt, und zwar von Vertretern aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen, bis hin zur Philosophie selbst. Als überwunden gilt, daß „die Philosophie eine gesamt-kulturelle Stellung genossen [habe], die über die humboldtsche Universitätsreform vermittelt auch ihr Gewicht im System des Wissens erhielt“ (Rüdiger Bubner: „Zur Wirkung der analytischen Philosophie in Deutschland“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, a. a. O. S. 453). Laut Eberhard Lämmert („Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft“. In: ebd., S. 188) sei „die philosophische Zentrierung der Universität nicht nur im räumlichen Sinne längst zur frommen Erinnerung degradiert“ und obendrein „ein Fehlgriff bei der Reform der deutschen Universitäten nach fast zwei Jahrhunderten“ zu berichtigen: „die kategorische Trennung von Wissenschaft und Künsten“ (ebd.). Auch Wolfgang Prinz und Peter Weingart („Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung: Einleitende Bemerkungen“. In: ebd., S. 22) konstatieren die Verabschiedung der Bildungsidee Humboldtscher Prägung „unter dem Einfluß der Theoretisierung und sozialwissenschaftlichen Perspektive“ und ersetzen das Überkommene durch zwei Leitvorstellungen gegenwärtiger universitärer Ausbildung und Forschung: „Wissen und Orientierung“.

⁵⁰⁷ Habermas: „Idee der Universität“, a. a. O., S. 73

⁵⁰⁸ Ebd., S. 79

bezeichneten ‚Geistes der Sprachwissenschaft‘, der sich in der ‚dialogisch-synthetischen‘ oder, bei Weisgerber, in der didaktisch-synthetischen Denkweise verkörperte.

Habermas spricht allgemein von einem „überfälligen Modernisierungsschub[]“⁵⁰⁹, und an anderer Stelle sieht er damit eine Entwicklung als unumkehrbar besiegelt, die eine „Rückkehr zum Geist der Geisteswissenschaften“⁵¹⁰, wie sie ja mit Weisgerbers Arbeiten nach 1945 durchaus in Verbindung zu bringen wäre, unterband: „Dieses Sonderbewußtsein hat das Jahr 1945 nicht überlebt. Seither haben wir mit dem elitären Selbstverständnis der deutschen Mandarine gebrochen – mit der Fetischisierung des Geistes und der deutschen Sprache, mit der Verachtung des Sozialen, mit den Unterscheidungen von Kultur und Zivilisation, von Gemeinschaft und Gesellschaft.“⁵¹¹

Zwei Einschnitte sind hier also zu beachten: der zeitgeschichtliche des Jahres 1945 und der nachholend wissenschaftsgeschichtliche, Bruch- und Epocheninitiationscharakter erheischende Modernisierungsschub in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Richteten sich, wäre daher zu erwägen, die Angriffe auf Weisgerber vor diesem Hintergrund gegen eine ja evtl. belegbare Fetischisierung des (Muttersprachen-)Geistes, gegen eine autoritäre Lösung der im Medium sprachwissenschaftlicher Systematisierung erörterten sozialen und gesellschaftstheoretischen Fragen, gegen eine identitätspolitische Hypostasierung des unverbrüchlichen Zusammenhangs zwischen (deutscher) Sprache und Kultur (als Ideologie der „deutschen Bewegung“ und ihres Sonderwegs)?

Die „diffusen innerakademischen Folgen der Revolte“, die Habermas in unterschiedlicher Gewichtung an Hand verschieden ausgeprägter Fachmethodendiskussionen konstatiert,⁵¹² sind zumindest für die Sprachwissenschaft resp. die Linguistik an der Oberfläche einschlägiger Grundlegungs- oder Einführungstexte recht deutlich abzulesen. Das Bemühen, den sprachwissenschaftlichen Diskurs auf radikal neue Grundlagen zu stellen und damit die linguistischen Gegenstände und Ausbildungsziele gänzlich neu zu bestimmen, ging zumindest seitens der Transformationsgrammatiker damit einher, der Linguistik den

⁵⁰⁹ Ebd.

⁵¹⁰ Jürgen Habermas: „Zur Entwicklung der Sozial- und Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik“. In: ders.: *Texte und Kontexte*. Frankfurt/Main 1991, S. 214

⁵¹¹ Ebd., S. 215. Auch Weisgerber nennt im Zusammenhang mit der Diskussion naturwissenschaftlich inspirierter Sprachmodelle „Gründe, aus denen das Rechnen mit Geistigem im Nachkriegseuropa einer abzulehnenden idealistischen Philosophie zugeschoben wurde“ (Weisgerber 1971, S. 227). Er führt jene Gründe aber nicht weiter aus.

⁵¹² Der Positivismusstreit in der Soziologie wurde öffentlich wohl am stärksten wahrgenommen, wenngleich das Schlagwort der „Linguistisierung“ eine Zeitlang nicht minder präsent war. Fast analoge Kämpfe um Methoden und Gegenstände wurden in nahezu allen geisteswissenschaftlichen Fächern geführt. Zur Geschichtswissenschaft vgl. etwa Jürgen Kocka: „Veränderungen in der Geschichtswissenschaft? Eine ‚Geisteswissenschaft‘?“ In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 134–137

diskreditierten *Geist* auszutreiben – und damit auch jede emphatisch performative oder hermeneutische Fragestellung.⁵¹³

Wolf-Dieter Stempel hat 1990 im Rückblick die „kritische[] Periode von etwa Mitte der 60er bis Anfang der 70er Jahre“⁵¹⁴ als „gewaltige[n] Umschwung“ charakterisiert, der der

⁵¹³ Daß die Pragmatik und verschiedene soziolinguistische Ansätze dieses Vakuum zu füllen versuchten, kann hier nicht Gegenstand der Diskussion sein. (Vgl. etwa Utz Maas: „Sprechen und Handeln. Zum Stand der gegenwärtigen Sprachtheorie“. In: Marlis Gerhardt [Hg.]: *Linguistik und Sprachphilosophie*. München 1974, S. 141–170; dort – die Meadsche Handlungstheorie aufgreifend – die pointierte Formulierung, „daß eine Sprachtheorie nur als eine Theorie des sozialen Verkehrs, nicht als eine Theorie von Sätzen möglich ist“ [ebd., S. 152]; vgl. des weiteren Utz Maas/Dieter Wunderlich: *Pragmatik und sprachliches Handeln*. Frankfurt/Main 1972) Daß Weisgerber gegenüber jenen Positionen nicht nach durchaus möglichen dauerhaften argumentativen Anschlüssen gesucht hat, bleibt, wie oben bereits angemerkt (siehe Abschnitt II. 2. 1., Anm. 135), ein zunächst blinder Fleck. In *Zweimal Sprache* jedenfalls attestierte er der Soziolinguistik, sie suche „wieder Verbindung mit dem Menschen“ (Weisgerber 1973, S. 73), und sogar dem „Schlagwort Barrieren“ (ebd., S. 82), also dem Bernstein-Modell, gestand er Relevanz zu: „Ein überzeugender Gedanke, voll von Aufgaben vor allem für den Sprachunterricht. Nur zeigen die bisherigen Erfahrungen, daß es auch hier gut ist, einige Stufen der Besinnung einzulegen.“ (Ebd.)

Dies zielte zum einen auf „vorschnelle politische Interpretationen“, zum anderen auf die Gefährdung der Homogenität des Sprachgemeinschaftskonzepts, in dem Mundarten, Schichtensprachen, Klassensprachen, Sondersprachen etc. nicht das hierarchisch-vertikale „Bild einer geschichteten Vielgestaltigkeit“ zerstören durften. (Vgl. Hugo Moser: „Sprachbarrieren als linguistisches und soziales Problem“. In: Annamaria Rucktäschel [Hg.]: *Sprache und Gesellschaft*. München 1972, S. 198; dort der Hinweis auf Weisgerbers Vierkant-Beitrag und die fehlende Differenzierung des Begriffs der Sprachgemeinschaft.) Den vielfachen Varietäten der (Einzel-)Sprache stellte Weisgerber daher das eigene (Wesens-)Theorem gegenüber: „Im Grunde ist damit das ganze Problem der Sprachgemeinschaft aufgeworfen und des Spieles der sprachlichen Kräfte, nach denen sich deren Lebensprozesse vollziehen. Das ist allerdings ein fundamentales sprachwissenschaftliches Problem, mit dem die Sprachsoziologie sich vor allem in der Zwischenkriegszeit befaßt hat, bis der Nationalsozialismus dem ein Ende bereitete. ‚Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung‘, das wäre wohl der Rahmen, in dem der Mensch, der jetzt etwas überschnell und oberflächlich in soziolinguistischer Beleuchtung vorgeführt wird, zu seinem vollen Recht käme.“ In diesem Sinne heißt es in Leo Weisgerber: *Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung*. Köln/Opladen 1967, S. 8, Anm. 3, daß „die gegenwärtige Soziologie stärker auf die Vollzüge (also etwa die Formen sprachlichen Verkehrs) achtet als auf die ‚zeitlosen‘ Bedingungen sozialen Lebens (also etwa das Phänomen ‚Sprachgemeinschaft‘)“.

Vgl. dagegen auch Hugo Steger: „Soziolinguistik. Grundlagen, Aufgaben und Ergebnisse für das Deutsche“. In: *Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache*. Düsseldorf 1970, S. 11: „Die Sprachphilosophie Leo Weisgerbers begründete und motivierte zwar mit Hervorhebung des ‚muttersprachlichen Weltbildes‘, das den Sprecher weitgehend determiniert, im Zusammenhang mit der inneren Form der Sprache die Berücksichtigung sozialer Kontexte im weitesten Sinne in der deutschen Sprachwissenschaft der dreißiger bis fünfziger Jahre. Doch läßt sich in diesem Zusammenhang kaum von der Grundlegung oder Begründung einer explizierenden und operablen Theorie zur wechselseitigen Bedingtheit von Sozial- und Sprachstruktur sprechen.“

Schon Walter Porzig („Die Methoden der wissenschaftlichen Grammatik“. In: *Der Deutschunterricht*, 1957, Heft 3, S. 8 f.) hatte gegen die Vorstellung der Geschlossenheit der Sprachgemeinschaft angemeldet: „Soziologischer Betrachtung enthüllt sich eine bestimmte Sprache als eine vielschichtige Mannigfaltigkeit, gegliedert einerseits nach dem Raum (Mundarten und Gemeinsprache), nach der gesellschaftlichen Zugehörigkeit, nach der Bildung, andererseits nach dem Verwendungszweck in die Sprache des täglichen Umgangs und die Sprache überindividueller und überzeitlicher geistiger Anliegen (Hochsprache). Die einzelnen Mitglieder der Sprachgemeinschaft haben an diesen Schichten in verschiedener Weise, aber fast immer an mehreren zugleich Anteil. Alle diese Sprechweisen sind offensichtlich Besonderungen derselben Sprache, aber gerade bei der grammatischen Untersuchung stellen sich tiefgreifende Unterschiede ihres Baus heraus.“

Auch in *Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der Sprachwissenschaft*. Bern 1950, wo mit Bezug auf Bühler „die Wirklichkeit der Sprache im Gespräch“ (ebd., S. 8) ins Zentrum rückt, wird analog der Gedanke „des mehrdimensionalen Sprachraums“ (ebd., S. 9) gestärkt und Weisgerber – in Anerkennung der These des Weltbildes der Sprache (vgl. ebd., S. 161 f.) – überschritten im Hinblick auf eine hochauflösende und durchlässige, ökonomischen und politischen Voraussetzungen geschuldete soziale und dialektale Gliederung der Sprachgemeinschaft in Mundarten, Klassensprachen, Fachsprachen, Sondersprachen etc.

Linguistik das „Vollgefühl der gefeierten Erklärungsmächtigkeit ihres theoretischen Ansatzes“⁵¹⁵ beschert habe. Der „Linguistik-Boom“ habe indes nicht auf einer breiten „Gesamtfachidentität“ basiert, sondern sei durch „willentliche Gegenstandsaskese“ und zumal ein bewußt herbeigeführtes idiosynkratisches Klima der „Polemik der angezweifelten Daseinsberechtigung“⁵¹⁶ angestoßen worden. Dem „überreizten Geltungsanspruch“⁵¹⁷ der Chomsky-Grammatik entsprach der wissenschaftspolitische und weit über die Fachgrenze hinausreichende Anspruch, Leitwissenschaft der gesellschaftlichen Modernisierung zu sein. Auf den „Aufbruch, ja Aufruhr“⁵¹⁸ der jüngeren akademischen Generation, mit dem die über Generationen im akademischen Ausbildungsbetrieb weithin erhalten gebliebene Dominanz der Philologie, der historischen Sprachwissenschaft, durchbrochen und gebrochen wurde, folgte somit die Inthronisation als institutionelle Instrumentalisierung der Linguistik.⁵¹⁹ In seiner Konstanzer Antrittsvorlesung von 1970 äußerte etwa Peter Hartmann: „Es ist [...] zu erwarten, daß bei zunehmender Berücksichtigung der Anwendbarkeit linguistischer Ergebnisse die Funktion in der Gesellschaft intensiviert wird und zahlreiche Aufgaben gelöst werden“.⁵²⁰

Schon 1974 aber hatte beispielsweise Utz Maas die aus der Fachtradition immanent begründete theoretische Revolte oder Revolution und die daran angehängten Fortschritts- und Aufklärungsverlautbarungen als Formen des Selbstbetrugs und der Scheinautonomie bezeichnet.⁵²¹ „Aus dem Vorfeld der Philologien emanzipiert“⁵²², hätte sich die neue Linguistik unmittelbar in den Dienst von Verwaltung und technologischer Forschung gestellt.

⁵¹⁴ Stempel: „Entwicklung der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 171

⁵¹⁵ Ebd.

⁵¹⁶ Ebd., S. 172 f.

⁵¹⁷ Ebd., S. 174

⁵¹⁸ Ebd., S. 166

⁵¹⁹ Auch Weisgerber hat auf den Zusammenhang zwischen der Ablehnung der Philologie und dem Innovationsimpetus des „neuen Wissenschaftsbegriff“ aufmerksam gemacht: „Das beeindruckte besonders die jüngere Generation, die sich in einem lästigen Zwang des Universitätsunterrichts sah, dessen Ansatz etwa beim Gotischen und Althochdeutschen dem Germanisten als Zeitverschwendung vorkam gegenüber der Forderung einer beschreibenden Aufhellung des Neuhochdeutschen und der Verbindung mit stringenten Methoden der Bewältigung des unermeßlichen Stoffes einer Sprache.“ (Weisgerber 1973, S. 16) Und: „Nicht zu übersehen sind die Forderungen aus Studentenkreisen, die sich namentlich in den Jahren von 1967 bis 1969 von linguistischen Programmen die Überwindung des traditionellen sprachhistorischen Ausbildungsganges versprachen.“ (Ebd., S. 16 f.)

⁵²⁰ Zit. nach Stempel, a. a. O., S. 169; vgl. Peter Hartmann: *Aufgaben und Perspektiven der Linguistik*. Konstanz 1970. „Die Arbeit ist ein Initiativbeitrag zur Linguistik der 70er Jahre“, so Hartmann in einer versteckten Selbstanzeige (ders.: „Zur Linguistik der 70er Jahre (I): Bildungspolitische Ereignisse im Jahr 1970“. In: *Linguistische Berichte*, 1970, Heft 10, S. 81, Anm. 14).

⁵²¹ Vgl. Maas: „Sprechen und Handeln“, a. a. O., S. 141: „Es gehört auch die Naivität von Geisteswissenschaftlern dazu, zu glauben, daß ein so aufwendiger und d. h. vor allem kostspieliger Wissenschaftsbetrieb möglich ist, nur weil es einigen von ihnen eingefallen ist, die entsprechende Disziplin zur Grundlagenforschung zu deklarieren.“

⁵²² Ebd.; es sei auch an die studentischen Resolutionen erinnert, die ‚Sprachwissenschaft statt Philologie‘ forderten (vgl. ebd., S. 143).

Diese „von technologischen Verwendungszwängen geforderte Reduktion der sprachwissenschaftlichen Forschung auf einen Sprachbegriff, der allein die Verwendung der Sprache zur Steuerung und zur Entscheidungsfindung zum Gegenstand hat“, resultierte nicht allein aus der „disziplinären Matrix“⁵²³ einer computergesteuerten Sprachsimulation und einer formalisierten/formalisierbaren Kommunikation, sondern ebenso daraus, „daß es nicht die Durchschlagskraft der neuen Gedanken war, die das Aufkommen der neuen Wissenschaft Linguistik ermöglichte, sondern daß dazu ein Zusammentreffen von den Interessen, die die Mittel für den Forschungsbetrieb bereitstellen, mit den angebotenen Ideen vorgelegen haben muß.“⁵²⁴

Ungeachtet dieses Zusammenspiels von externen und internen, von politischen und fachgeschichtlichen Faktoren legte sich die neue Disziplin sozusagen selbst als Avantgarde aus, über deren Maßstäbe einer massiv durchgesetzten Gegenstandsauffassung keine Zweifel mehr bestehen konnten und deren monopolistische Rechtfertigung aus der (Modernisierungs-)Notwendigkeit erwuchs, mit dem Alten zu brechen und – neben dem Gebiet der einzelsprachlich-akademischen Ausbildung – das Terrain der Grundlagenwissenschaft zu besetzen, „insofern hier die sog. Sprachinhaltsforschung weithin und nach 1945 noch zunehmend den Ton angab“.⁵²⁵

Im Zuge dieser Verdrängungsgeschichte wurde nicht nur eine als korrumpiert angesehene Sprachwissenschaft beiseite geschoben, sondern es wurde im semantisch entleerten Umfeld des neuen Sprachbegriffs auch verdrängt, worauf, so Habermas, „die theoretisch anspruchsvollen Reforminitiativen der frühen sechziger Jahre“⁵²⁶ noch einmal Bezug zu nehmen versucht hatten: nämlich unter dem Einfluß der Philosophie und deren totalisierender Kraft eine Theorie zu konstituieren, „die den Zugriff aufs Ganze – sei es direkt oder im Durchgang durch die Fachwissenschaften – riskiert hätte“.⁵²⁷

Nur die (Sprach-)Philosophie, das Medium des sich selbst vergewissernden Geistes, hätte Wissen, Forschung und Ausbildung zur reflexiven und ganzheitlichen Praxis integriert.

⁵²³ Stempel, a. a. O., S. 173

⁵²⁴ Maas: „Sprechen und Handeln“, a. a. O., S. 142; Vgl. auch die Hinweise auf neuartige sozialtechnologische Prozesse, die dritte industrielle Revolution und die Finanzierung von Chomskys Arbeit am MIT durch das Militär (ebd., S. 142 f.).

⁵²⁵ Stempel, a. a. O., S. 163. Stempels Einschätzung geht aber davon aus, daß es keinen „Sieger“ gegeben habe, und nach wie vor stünden sich „Anciens und Modernes gegenüber“ (ebd., S. 162). Die Anspielung auf die in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Frankreich ausgetragene *Querelle des anciens et des modernes* mag anzeigen, daß der rationalistisch, sozialwissenschaftlich oder ideologiekritisch pointierte Bruch mit den geisteswissenschaftlichen Spielarten der „Metaphysik der National- und Geistesgeschichte“, wie Hans Robert Jauf das 1970 in einer Studie über die *Querelle* ausdrückt (vgl. *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt/Main 1970, S. 67 ff.), nicht unbedingt vollständig erfolgt ist.

⁵²⁶ Habermas: „Idee der Universität“, a. a. O., S. 88

⁵²⁷ Ebd., S. 89

Darin bezeugte sich noch einmal die Vorstellung einer nicht esoterischen, nicht expertokratischen und nicht technokratischen wissenschaftlichen Arbeitsweise. „Die philosophische Wissenschaft schien derart die allgemeinen Kompetenzen der Gattung in sich zusammenzufassen“⁵²⁸, deutet Habermas jenen Rückgriff auf Humboldts Idee der Universität, in der das Allgemeine sich aber erst im Geflecht des Dialogs als gemeinsames (moralisches, kulturelles) Telos zu erweisen hatte.

Die autonom organisierte Wissenschaft konnte nach Humboldts (und auch Schleiermachers) Auffassung allein unter der Obhut der Philosophie ihren Eigensinn entfalten: den Eigen-Sinn der Bildung, der sich in einer äquivalenten inneren Form der Ausbildungsverhältnisse seine Bahnen suchen sollte – jenseits heteronomer Einflüsse (wie etwa verwertungsbezogenen Ausbildungsanforderungen). Eine solche Form vermochte nur jene des Dialogs zu sein, „in der sich“, geschützt vor staatlicher Obrigkeit und – aufs Heute bezogen – bürokratischen und ökonomischen Anforderungen, „die Totalität der Lebenswelt reflexiv zusammenfassen sollte“, „so daß aus der Konstruktion des philosophischen Gedankens selber die Form seiner pädagogischen Vermittlung hervorgeht“.⁵²⁹

Nicht Erwerb in fester Form gegebener, gewissermaßen fremder und lediglich aufzulesender Kenntnisse oder Modelle, sondern die Einheit von Lehre und Forschung als autonome Wissenschaft, „von aller Form im Staate losgemacht“⁵³⁰: Darauf zielte Humboldts Konzept universitärer Bildung. In ihm floß der Gedanke der Freiheit des Individuums zusammen mit der Bedingung der Ungezwungenheit, die erst ein Selbstdenken als dialogisch belebtes ermöglicht: „Da diese Anstalten ihren Zweck indess nur erreichen können, wenn jede, soviel als immer möglich, der reinen Idee der Wissenschaft gegenübersteht, so sind Einsamkeit und Freiheit die in ihrem Kreise vorwaltenden Principien. Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloss, damit Einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Thätigkeit des Einen den Anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche, in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muss die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten. Es ist ferner eine Eigenthümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, dass sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer

⁵²⁸ Ebd., S. 85

⁵²⁹ Ebd., S. 82

⁵³⁰ Wilhelm von Humboldt: „Ueber die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“. In: *Werke*, a. a. O., Bd. IV, S. 256

im Forschen bleiben, da die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu thun hat und lernt. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für die letzteren, Beide sind für die Wissenschaft da“.⁵³¹

Ganz in Analogie zu Ivos Bestimmung der Zielpunkte des sprachwissenschaftlichen Redens bei Humboldt ist hier der Gedanke des Studiums, d. h. des Bildungsgesprächs als Forschungsprozeß, als rege, sich wechselseitig anregende geistige Tätigkeit, darauf gerichtet, daß „Alles darauf beruht, das Princip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten, und unablässig sie als solche zu suchen.“⁵³²

Zumindest der Verlautbarung nach hatte Weisgerber, wie die Schlußbemerkungen des Abschnittes II. 2. 2. gezeigt haben, die unzertrennliche Einheit resp. totalisierende Verschränkung von Sprachtheorie/-philosophie, Sprachstudium, Forschung (als Erforschung der geistigen Seite der Sprache) und (Aus-)Bildung fortgeschrieben, so daß – i. S. Habermas’ – aus der Konstruktion der leitenden sprachphilosophischen Gedanken und ihres systematischen Zusammenhangs die umfassende pädagogische Vermittlung hervorgehen sollte. Mehr noch: Aus der Forderung, dem Sprachstudium – als Modus der Erkenntnis und als Praxis – einen herausragenden Platz im Leben des einzelnen und im Leben der Gesellschaft, im Bildungsgang des einzelnen und in der Kultur zuzuweisen, erwuchs der Wille, Sprachwissenschaft und -didaktik privilegiert „an Prozessen der Allgemeinbildung, der kulturellen Selbstverständigung und der öffentlichen Meinungsbildung“⁵³³ zu beteiligen. Ein

⁵³¹ Ebd., S. 255 f. Die Rolle des akademischen Lehrers hat Weisgerber 1971, vier Jahre nach seiner Emeritierung, für sich in aller Offenheit charakterisiert: „Zum ersteren gebe ich den Standpunkt des ‚Einzelpiloten‘, der ohne Hilfe von rechts und links an seinen Universitäten den Ausbau einer lange vernachlässigten Disziplin [der Allgemeinen Sprachwissenschaft; J. R.] vorantreiben mußte, nur in den letzten Jahren gestärkt durch gleichgerichtete Vorlesungen und Übungen von H. Gipper (im angewandten Teil G. Kandler) [...]. Bei den in den letzten vierzig Jahren erreichten Fortschritten ist die Ausgangsbasis wesentlich günstiger. Was das *Heranbringen an die Studenten* betrifft, so spielte sich das ganz ohne Muß und Zwang ab. Auf dem Papier der Prüfungsordnungen steht zwar seit langem ein Satz über allgemein sprachwissenschaftliche Vorbedingungen in ziemlich allen philologischen Sprachstudien. Aber zu dessen Ausführung hat weder der Sprachwissenschaftler einen Einfluß noch das Prüfungsamt eine nennenswerte Kontrolle. Ich habe des öfteren erwogen, ob man nicht die Prüfungsvorschriften auf dem Wege über Vorlesungs- oder Seminarbescheinigungen unterstützen sollte. [...] Im übrigen war mein Prinzip, die Sache für sich selbst sprechen zu machen.“ (Leo Weisgerber: „Was zu einem Lehrstuhl (Institut, Fachbereich) für allgemeine Sprachwissenschaft gehört“. In: *Linguistische Berichte*, 1971, Heft 13, S. 65 f.; Herv. J. R.)

Was hier der Selbststilisierung entspringen oder der universitären Alltagspraxis entsprochen haben mag, kann aus der Distanz des Textes natürlich nicht beurteilt werden.

⁵³² Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 257. Habermas („Idee der Universität“, a. a. O., S. 83) interpretiert die nicht-didaktische Didaktik der Bildung freier Individuen schlüssig wie folgt: „Indem nämlich Ideen erfaßt werden, bilden sie sich zugleich in den sittlichen Charakter des Erkennenden ein und befreien diesen von aller Einseitigkeit. Die Erhebung zum Absoluten öffnet den Weg zur allseitigen Entfaltung der Individualität. Weil der Umgang mit dieser Art von Wissenschaft vernünftig macht, können ‚die Pflanzschulen der Wissenschaft zugleich allgemeine Bildungsanstalten‘ sein. Schließlich versprach die *reflexionsphilosophische Grundlage* aller Theoriebildung die Einheit von Wissenschaft und Aufklärung.“

⁵³³ Habermas: „Idee der Universität“, a. a. O., S. 80

Sprachbegriff hingegen wie jener der Transformationsgrammatik, der sich seiner theoretischen Grundorientierung wegen von weiter gefaßten bildungspraktischen und didaktischen Problemen abgeschnitten hatte,⁵³⁴ mußte in der theoretischen und praktischen Geistzentrierung des sprachwissenschaftlichen Diskurses und seiner didaktischen Umsetzung eine unhaltbare, fundamental fachfremde metaphysische Aufladung ausmachen. Daß nun, verknappt gesprochen, an die Stelle der Zentralmetaphern des Geistes und der geistigen Tätigkeit die funktionalistischen Platzhalter oder Platzinhaber der Kognition (resp. des Gehirns) und der Kompetenz traten, ist lange von weitreichender Relevanz geblieben⁵³⁵ – und zwar insbesondere für die Frage, was denn Sprachwissenschaft überhaupt sei und welchen Zwecken sie zu dienen oder welche Ziele sie zu verfolgen habe.

II. 2. 3. 6. Woran orientieren? – Terrainwechsel, Terrainbesetzung, Generationswechsel

In Manfred Geiers Einführung *Orientierung Linguistik* aus dem Jahr 1998 findet diese Abwendung als Hinwendung zu einer entweder nur noch fachinternen Öffentlichkeit und eingekapselten Praxis oder aber zu fachexternen Verwertungsforen einen aktuellen Niederschlag. Da wird die Ausdifferenzierung der Fächer und die interne Differenzierung der Universität nicht mehr als Problem oder als Chance, als Hinderung oder als Bereicherung, sondern schlichtweg als Faktum behandelt und von der leitenden Idee eines freien, reflexionsphilosophischen Studiums mehr oder minder Abschied genommen. „Die gesellschaftliche Relevanz der Sprach- und Literaturwissenschaft bemißt sich nicht mehr ausschließlich am Ideal eines allseits gebildeten Individuums, sondern auch an der erforderlichen Qualifikation für verfügbare Arbeitsplätze“⁵³⁶, heißt es, und „die institutionalisierte Situation der Sprachwissenschaft/Linguistik an den deutschen Hochschulen“⁵³⁷ wird zwar „als Zeichen für eine Orientierungskrise oder als Indiz für die

⁵³⁴ Die „spektakulärste wissenschaftliche Grammatikkonzeption in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ (Andreas Gardt: *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin/New York 1999, S. 332) beschränkte sich in ihrer Wirkung „allerdings auf Teile der linguistischen Fachdiskussion, während in der Sprachdidaktik, sei es im Fremd- oder im Muttersprachenunterricht, generative Konzepte nicht begegnen, im Gegensatz etwa zu Konzepten der Valenzgrammatik. Zu einem gewissen Teil zumindest liegt das an der großen technischen Komplexität der grammatischen Beschreibung.“

⁵³⁵ Switalla (a. a. O., S. 227 f.) konstatiert 1990, die Transformationsgrammatik habe „in den letzten Jahren, nach einer Phase der sozialwissenschaftlich-kritischen Präferenzen, wieder deutlich mehr Konjunktur“.

⁵³⁶ Manfred Geier: *Orientierung Linguistik. Was sie kann, was sie will*. Reinbek 1998, S. 19; die pointierte Alternative lautet ebd. sodann: „Humboldt oder Henkel?“. Seriöser heißt dies, ein sprachwissenschaftliches Studium müsse als „Ausbildung sprachlich-kommunikativer Schlüsselqualifikationen“ (ebd., S. 25) verstanden werden.

⁵³⁷ Ebd., S. 20

Lebendigkeit und Wandlungsfähigkeit des linguistischen Studienfaches⁵³⁸ interpretiert, letztlich indes als erfolgreiche Fortschreibung der Entwicklungen der siebziger Jahre in die Gegenwart hinein beglaubigt: „Neue Institute wurden gegründet, neue Studiengänge und Prüfungsordnungen wurden entwickelt, die dem sprachwissenschaftlichen Studium ein *autonomes* Gewicht verliehen. Die Sprachwissenschaft wurde von ihrer philologischen Dienstleistungsfunktion und pädagogischen Ausrichtung befreit. Sie löste sich aus ihrer Bindung an die Literaturwissenschaft. Statt dessen schloß sie sich der internationalen Entwicklung einer modernen Linguistik an. [...] Schließlich wurde auch die Fixierung auf eine Nationalsprache aufgegeben und die ‚Sprache überhaupt‘ als Grundbedingung menschlicher Existenz zum Gegenstand einer allgemeinen Linguistik.“⁵³⁹

Abgesehen davon, daß die Konstitution der Germanistik als Nationalphilologie durch Jacob Grimm gleichwie die Konstitutionsinitiative Weisgerbers mit exakt der gleichen Doppelfigur der Gewinnung von wissenschaftlicher Dignität durch die Lösung aus den schulischen und philologischen Fesseln operierte⁵⁴⁰ – was hier als Befreiungsgeschichte (hin auf eine von sog. höheren Zwecken befreite und überwiegend in die Zweckrationalität technisch-gesellschaftlicher Dienstbarkeit gestellte Linguistik) dargestellt wird, ist zu guten Teilen als solche auch zu lesen; daß aber die Befreiung aus dem Bann dogmatisch metaphysischer oder philosophischer Hochwertsemantiken, aus einer z. T. verheerenden Fachgeschichte und aus den autoritären Gefügen der Ordinarienuniversität auch zu folgenreichen Gegenstandsrestriktionen geführt hat, scheint aus dem Blick geraten. Denn die Spannung zwischen Bildungsidee und Ausbildungsplänen und -gängen scheint nicht mehr zu existieren, seit sich die „Leistungsstärke“ so sehr wie die „innere Logik der Linguistik“⁵⁴¹ an spezifischen, für sich stehenden Problemlösungsfähigkeiten bemißt. Die Affirmation technologischen Denkens in Kalkülen oder eines rein anwendungsbezogenen linguistischen ‚Wissens‘ tritt somit unverstellt auf: „Die Linguistik des 20. Jahrhunderts hat diese Perspektive [Sprache als Mittel der Verständigung aufzufassen; J. R.] um einen neuen Gesichtspunkt erweitert. Wie der Mensch insgesamt unter die Objekte der Technik geraten ist und seine Fähigkeiten zum Gegenstand von Berechnungen geworden sind, so fand auch in der Linguistik eine technologische Ausrichtung statt. Berechenbarkeit drängte Verständigungsfähigkeit zurück. Informations- und Kommunikationstechnologien rückten in den Vordergrund. Kybernetische Sprachmodelle, mathematische Berechnungsverfahren

⁵³⁸ Ebd., S. 20 f.

⁵³⁹ Ebd., S. 23. Im Vorwurf des „unwissenschaftliche[n] Nationalismus“ (Seebaß, a. a. O., S. 13) ist ex negativo dasselbe ausgedrückt.

⁵⁴⁰ Siehe Abschnitt II. 3.

⁵⁴¹ Geier, a. a. O., Klappentext

grammatischer Möglichkeiten und Entschlüsselungen des genetischen Codes, der das Sprachvermögen als ‚mentales Organ‘ steuert, sind Erkennungszeichen einer modernen Linguistik, die sich aus einer rein geistesgeschichtlichen Tradition befreit hat und aus dem Anschluß an die Natur- und Informationswissenschaften ihre aktuelle Legitimation bezieht.“⁵⁴²

Deutlicher läßt sich kaum ausdrücken, daß die oben konstatierte Fachautonomie keine mehr sein kann – zumindest keine mehr, die ihre Autonomie reflexiv gewinnen und verteidigen würde, anstatt sie zur Verfahrens- und Verwertungsautonomie im Rahmen gesellschaftlich oder technologisch-ökonomisch nützlicher Wissensproduktionen herabzustufen. Geier empfindet angesichts dieses neuen Erkenntnis- und Praxiszuschnitts kein Unbehagen. Im Gegenteil: Er sieht „die alten Fragen nach dem Menschen als ‚zoon logon echon“⁵⁴³ nun in einen neuen, die Fäden zur alten Wissenschaft des Zeichens und des Wortes höchstens noch lose fortspinnenden und daher höchst erfolgversprechenden Kontext gestellt: „Zwar bleibt das linguistische Erkenntnisobjekt weiterhin ein sprachliches, also geistiges und kulturelles Phänomen. [...] Bedeutungshaftigkeit, Sprachbewußtsein und Sprecherintention spielen weiterhin eine entscheidende Rolle und verhindern, daß die Sprache zu einem rein naturwissenschaftlichen Gegenstand wird. Aber die Sprachwissenschaft orientiert sich doch zunehmend an den Methoden, die innerhalb der Naturwissenschaften zu deren Erfolg beigetragen haben. Sie wird immer mehr zur Linguistik.“⁵⁴⁴

Geist, Sprachwissenschaft, Philosophie, Metaphysik, Tradition hier, Struktur, Linguistik, Naturwissenschaften, Funktion, Moderne da: In dieser Oppositionsbeziehung

⁵⁴² Ebd., S. 15; eine solche naturwissenschaftlich begründete Legitimation der Linguistik sieht sich zumindest publikumswirksam bestätigt durch eine Titelgeschichte, wie sie *Der Spiegel* am 21. Oktober 2002 lancierte. In „Der Anfang war das Wort. Wie der Mensch die Sprache erfand und dadurch zum Menschen wurde“ kamen – unter der Voraussetzung der Anerkennung eines Organonmodells der Sprache (und eines language acquisition device) – ausschließlich neurophysiologische, paläoanthropologische und biogenetische Positionen zu Wort.

⁵⁴³ Geier, a. a. O., S. 15

⁵⁴⁴ Ebd., S. 15 f. Einspruch gegen eine solche Position der „anti-philosophische[n] Tendenz der Linguisten“ erhebt etwa Donatella Di Cesare: „Über Sprachphilosophie und die Grenzen der Sprache“. In: Jürgen Trabant (Hg.): *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Frankfurt/Main 1995, S. 52–63, hier S. 52. Trabant („Einleitung“. In: ebd., S. 16) pflichtet ihm bei und sieht den Sinn „eines autonomen philosophischen Nachdenkens über Sprache“ im „Sinn der Sprache“ selbst, „im niemals abgeschlossenen Sagen-Wollen im menschlichen Dialog“. Trotz aller analytischen oder rationalistischen Angriffe auf die Sprachphilosophie hätten sich, so Trabant, „die meisten alteuropäischen Fragen zur Sprache [...] bemerkenswert gut gehalten“ (ebd., S. 12), etwa jene nach dem „Miteinander-Sprechen“, nach dem „Verhältnis von Sprache und Denken“ und jene „nach dem Zusammenhang von Sprache, Kultur und Geschichte“ (ebd.). Daß Sprache und das Denken über sie ins Zentrum des Lebens gehöre (vgl. ebd., S. 17), sei am unabgegoltenen Sprachdenken Humboldts auszuweisen. In diesem Sinne plädiert Dietrich Böhler („Dialogreflexion als Ergebnis der sprachpragmatischen Wende. Nur das sich wissende Reden und Miteinanderstreiten ermöglicht Vernunft“. In: ebd., S. 145–162) für eine aus den Kernbereichen des Humboldtschen Denkens gewonnene wissenschaftstheoretische Reflexion und eine wissenschaftliche Praxis als Vermittlung von Besonderem und Allgemeinem.

Zu Fragen einer der Sprache adäquaten wissenschaftstheoretischen Begründung der Sprachwissenschaft und einer adäquaten Theorie der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung (unter Berücksichtigung zentraler Überlegungen der Böhlerschen Pragmatik) siehe Abschnitt II. 3.

scheint die Orientierung heute im Forschungs- und Lehrgeschehen im allgemeinen ungestört und irritationsfrei vonstatten zu gehen. Der antiphilosophische Affekt artikuliert sich bei Geier ähnlich klar wie die antipositivistische Agitation in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Wo einmal die Sprachwissenschaft war, sollte die Linguistik werden: als naturwissenschaftlich abgesichertes, zweckrational-biologisches Paradigma. Wo daher weniger von *gramma* und mehr von *lingua* die Rede ist, befreit sich das zeitgemäße Wissen von der Sprache vom einst geisteswissenschaftlich und gesellschaftsgeschichtlich eingeholten Problemzusammenhang der Schriftlichkeit und des Verstehens, und zugleich wird die Linguistik blind für ihre eigene geschichtliche Dimension. Sprachwissenschaftsgeschichte gerät nur mehr insofern in den Blick, als die zeitgenössische Irrelevanz des Vergangenen, der Ballast des Überholten, bestätigt werden soll.

Daß sich die von Geier so genannten „Diskussionswissenschaften“⁵⁴⁵, die treffender als Dialogwissenschaften zu bezeichnen wären, auf dem finalen Rückzug befinden, verdankt sich laut Geier nicht allein gesellschaftlichen Prozessen, sondern wissenschaftsinternen Umwälzungen. Im Bild des Bruchs und der wissenschaftlichen Revolution⁵⁴⁶ faßt er als fraglose Initialleistung die „Aufräumarbeit in der disziplinären Matrix“⁵⁴⁷ durch Saussure zusammen. Saussure habe „ein neues Bild der Sprache und ihrer Wissenschaft“ entworfen und „schulbildend“⁵⁴⁸ gewirkt wie kein anderer. Der „Meister‘ einer neuen Möglichkeit“⁵⁴⁹ habe „die Sprachwissenschaft seiner Zeit revolutioniert und ihr einen Raum eröffnet, in dem wir uns noch heute bewegen“.⁵⁵⁰ Der paradigmatische Rahmen, so Geier, lasse keinen Zweifel mehr daran aufkommen, was seither als adäquate Auffassung der Sprache zu gelten habe und wie „sich eine Sprachwissenschaft begründen [lasse], die ihr Erkenntnisobjekt angemessen thematisiert und gegen traditionsmächtige Vorurteile und willkürliche Bestimmungen ins rechte Licht setzt“.⁵⁵¹ Die Pointe lautet recht unumwunden, daß mit Saussure (und, später, Chomsky) nun verbindlich gesagt werden könne, was Sprache *ist*: „Was ist das überhaupt – die *Sprache*? [...] Saussures Antworten haben der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts eine klare und deutliche Perspektive eröffnet. Über die epochale Bedeutung von Saussures Hauptwerk besteht kein Zweifel.“⁵⁵²

⁵⁴⁵ Geier, a. a. O., S. 17

⁵⁴⁶ Zu wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen und wissenschaftshistoriographischen Konsequenzen der Thomas Kuhnschen Kernthesen über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen siehe Abschnitt II. 3. 11.

⁵⁴⁷ Geier, a. a. O., S. 34

⁵⁴⁸ Ebd.

⁵⁴⁹ Ebd., S. 29

⁵⁵⁰ Ebd., S. 30

⁵⁵¹ Ebd., S. 29

⁵⁵² Ebd.

Daß Saussures Entwurf weniger homogen ausfiel, als Geier suggeriert, spielt hier keine Rolle. Entscheidend ist die wissenschaftsstrategische Konstruktion einer Umwälzung, die den „revolutionär[n] Gründungstext der modernen Linguistik“⁵⁵³ unter das Motto „Einen neuen Anfang wagen“⁵⁵⁴ stellt, um aus ihm das bis heute gültige Neue zu kontinuieren und zu systematisieren, während das Alte in die Position der Gegnerschaft gerät – mal implizit, mal explizit.

Der „innere Gegner“⁵⁵⁵ ist hier, wie in den siebziger Jahren, ein an Weisgerber als Leitfigur geknüpftes sprachwissenschaftliches Programm der muttersprachlichen Forschung und Bildung.⁵⁵⁶ Gegen dieses – mit Geier zu reden – vorurteilsbeladene, (einst) traditionsmächtige und mit willkürlichen Bestimmungen arbeitende Konzept tritt eine revolutionäre Neuorientierung ins Feld, mit der simultan der Anspruch auf Epochalität, d. h. auf Voll- und Alleingültigkeit verbunden ist.⁵⁵⁷ Besetzt wird durch die Setzung der Maßstäbe von Wissenschaftlichkeit schlechthin (und dergestalt durch die Setzung des übergeordneten, leitenden Begriffs der Sprache an sich) nicht nur das wissenschaftliche Terrain, sondern auch der zeitliche Rahmen der sprachwissenschaftlichen Forschung und Ausbildung.

Geiers heutige, implizit einen Schlußpunkt hinter stark normativ aufgeladene sprachwissenschaftshistoriographische Debatten setzende Darstellung (sie hebt sich gewissermaßen, wie das bei Einführungen oder Überblicken nicht selten der Fall ist, auf einen metahistorischen Hochsitz) läßt sich – vor allem im Hinblick auf die grundlegenden Differenzen zwischen ‚Systemlinguistik‘ und Transformationsgrammatik einerseits und ‚Sprachphilosophie‘ andererseits – im Horizont von Überlegungen lesen, die Karl Mannheim 1928 zum „Problem der Generationen“ angestellt hatte.⁵⁵⁸ Mannheim legte dar, wie die Ablösung einer Generation durch die gegenwärtig prägende stets mit dem Abschluß der vorlaufenden Generationenlage einhergeht. Sich abschließen meint hier ausdrücklich: einen Bruch vollziehen und eine neue Grundsatzorientierung durchsetzen. Dieser „Einschnitt“⁵⁵⁹, den die neue Generation setzt, ist zwar einerseits durch den gebürtlichen, d. h. den Alterszusammenhang quasi naturnotwendig gegeben, andererseits wird er aber aus diesem

⁵⁵³ Ebd., S. 47

⁵⁵⁴ Ebd., S. 33

⁵⁵⁵ So Ivos (*Muttersprache*, a. a. O., S. 180) Formulierung im Anschluß an Karl Mannheims Theorie der Generationen.

⁵⁵⁶ Implizit gilt Weisgerber auch als Gewährsmann für die ‚emotionale‘ Aufladung des Konzepts der Muttersprache, das zwangsläufig in die völkische Rassenideologie geführt habe. „Diese ideologische Übersteigerung wurde nach 1945 wieder abgebaut.“ (Geier, a. a. O., S. 47)

⁵⁵⁷ Zum Problem der Epochalität als Begriff einer historiographischen Ordnungsrelation des Vorher und Nachher siehe genauer Abschnitt II. 3. 13.

⁵⁵⁸ Karl Mannheim: „Das Problem der Generationen“. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 1928, 7. Jg., S. 157–185 und 309–330

⁵⁵⁹ Ebd., S. 160

heraus auch produziert und postuliert. Man bricht mit den „Institutionen, die Habitus, Aktionsweise durch Bestimmungen oder durch gemeinsame Werkleistungen im voraus weitgehend festlegen und dadurch das Neue der heranwachsenden Generation verdecken“, und so werden die Grenzen des herrschenden Zeit- oder Epochengeistes nicht nur überschritten, sondern habituell (und, wenn erfolgreich, sodann institutionell) negiert.

In einer solchen Neu(er)findung einer Generation drückt sich das legitime Interesse am eigenen Neuanfang aus, ja, erst als *bewußt* neu einsetzende Generation gewinnt die Generation ihren spezifischen „kulturellen Sinn“⁵⁶⁰, nämlich „den Generationszusammenhang als besonderen Typus der sozialen Lagerung“ auch selbst zu konstituieren und zu konturieren. Die neue Generation negiert nicht nur die Grenzen – den Vorstellungsraum – der alten Generation, sie schafft auch einen neuen Raum, ein Feld, auf dem sie „eine spezifische Art des Erlebens und Denkens, eine spezifische Art des Eingreifens in den historischen Prozeß“⁵⁶¹ zu realisieren vermag.

Dieser radikale „Einstellungswandel“⁵⁶² betrifft nicht allein einen eingeschränkten Gruppengeist, sondern das, was wir wiederholt als ‚Zeitgeist‘ bezeichnet haben. Sosehr der Zeitgeist verbindend wirkt – Mannheim sagt: „sozialisierend“⁵⁶³ – durch die Bedeutsamkeit seiner zentralen Gehalte oder Leitideen, sosehr verdankt er seine Formierungs- und Orientierungskraft eben dem Willen zur Formierung selbst: „[N]och mehr verbinden jene formenden Kräfte, durch die gestaltet, diese Inhalte erst wirklich ein Gepräge und eine Richtungsbestimmtheit erhalten. Vom geprägten Schlagwort bis zum ausgebauten System [...] wirkt sich oft dieselbe Formierungstendenz aus, deren soziale Bedeutung eben darin besteht, daß durch sie und in ihr sich Individuen sozial zu verbinden vermögen.“⁵⁶⁴

Eine Generation ist also erst als soziale Form,⁵⁶⁵ bezogen auf die Wissenschaften: als theoretische *und* sozial-institutionelle Formation, in der Lage, die „Grundintentionen und Gestaltungsprinzipien“⁵⁶⁶, die aus der Generationslagerung erwachsen, organisatorisch zu festigen und zu wirkmächtigen werden zu lassen – jene sind somit „vergesellschaftend; und,

⁵⁶⁰ Ivo: *Deutschdidaktik*, a. a. O., S. 40

⁵⁶¹ Mannheim, a. a. O., S. 174

⁵⁶² Ebd., S. 176

⁵⁶³ Ebd., S. 311

⁵⁶⁴ Ebd., S. 312

⁵⁶⁵ Enger gefaßt heißt dies aber auch, daß Grundintentionen und Formungstendenzen an umgrenzbare Gruppen gebunden sind und sich nicht einem freischwebenden Zeitgeist verdanken: „In der Tat entstehen auch ursprünglich solche neuen, geprägten, parteilich auch stellungnehmenden, generationsmäßigen Grundintentionen zumeist nicht freischwebend, ohne persönlichen Kontakt, sondern in konkreten Gruppen, wo Individuen in vitaler Nähe sich treffen, sich seelisch-geistig gegenseitig steigern und in dieser Lebensgemeinschaft die (der neuen Lagerung entsprechenden) Grundintentionen aus sich herausstellen.“ (Ebd., S. 314) Es fällt nicht schwer, solche Prozesse – unter Abzug der lebensphilosophischen Implikationen – in der Praxis in Lehr-, Forschungs- oder Institutsgemeinschaften wiederzuerkennen.

⁵⁶⁶ Ebd., S. 312

was vielleicht noch wichtiger ist, diese sind wahrhaft fortsetzbar⁵⁶⁷, d. h. tradierbar: „In einer wahrhaft vergesellschaftend wirkenden These lebt die Fortsetzbarkeit des Gedankens“.⁵⁶⁸

Somit schafft ein entwickeltes und entfaltetes *Werk* auch seine *Generation* – dies gilt für Weisgerber und seine Schule wie für die Chomskysche Theorie und ihre Vertreter. Darüber hinaus bestimmt sich die Generationslage auch in ihrer Außenwirkung. Eine Generation „setzt sich nur insofern durch, als sie mehr oder minder adäquater Ausdruck und Formung der zu einer bestimmten sozialen Lagerung gehörenden typischen Erlebnisse ist“⁵⁶⁹, und sofern die Erlebnisse und (geformten und formenden) Erfahrungen jener (wissenschaftlichen) Praxis auch gesellschaftlichen Widerhall und öffentliche Wirkung auszulösen vermögen, greifen sie in den ‚Zeitgeist‘ ein, den man allerdings, so Mannheim, nicht als homogenen vorzustellen, sondern „in einem dynamisch-antinomischen Sinne zu sehen“⁵⁷⁰ habe: „Es ist also keineswegs ein undifferenziert einheitlicher ‚Zeitgeist‘, der einzelne Individuen und deren ursprüngliche Veranlagung fördert oder hemmt; sondern es handelt sich in concreto stets nur um eine bestimmte Polarität im ‚Gesamtgeiste der Zeit‘, gerade um jene, die in dem Kreise des betreffenden Individuums sich niedergeschlagen hat.“⁵⁷¹

Insofern kann das „Neueinsetzen neuer Kulturträger“⁵⁷² oder neuer wissenschaftlicher Theorien/Gruppen/Generationen sich von einem antinomischen Verhältnis zum Alten zu einem antagonistischen verschärfen.⁵⁷³ Die neue Generation, so Mannheim, muß sich, um sich als solche zu erfahren und zu formieren, an einem neuen inneren Gegner orientieren, somit die neue, zur Dominanz drängende Theorie an einer explizit oder implizit zu bekämpfenden Theorieformation messen und jene von ihr abstoßen. Jede Generation müsse „einen jeweils anderen Gegner in der Welt und in sich bekämpfen“⁵⁷⁴, führt Mannheim aus, und dies gelte insbesondere für die Sphäre der Kultur. Der Neuanfang verbinde sich notwendig mit einer neuen ‚Feindbestimmung‘: „Die primäre Orientierung dieser [neuen; J. R.] Generation setzt

⁵⁶⁷ Ebd.

⁵⁶⁸ Ebd.

⁵⁶⁹ Ebd., S. 315

⁵⁷⁰ Ebd., S. 323

⁵⁷¹ Ebd., S. 325 f.

⁵⁷² Ebd., S. 175

⁵⁷³ Wilfried Barner („Das Besondere im Allgemeinen. Zur Lage der Allgemeinen Literaturwissenschaft aus der Sicht eines ‚Neugermanisten‘“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 194) beurteilt die – zur Linguistik analoge – „Gewaltsamkeit des Theorie- und Methodologie-Schubs seit Mitte der 60er Jahre“ wie folgt: „Eine Sternstunde der Allgemeinen Literaturwissenschaft ist daraus nicht geworden. [...] Generationendistanz verschärfte zum Teil die Fronten. Eine durchdachte, auf Kenntnis beruhende Auseinandersetzung mit all dem Neuen (oft schon recht Alten), das seine Rechte anmeldete [...], konnten oder wollten manche der Älteren nicht mehr leisten. Der Dilettantismusvorwurf, mitunter nur aus Bequemlichkeit vorgebracht, hatte auch seine Berechtigung.“

⁵⁷⁴ Mannheim, a. a. O., S. 181; siehe hierzu auch Abschnitt II. 3. 13.

ganz woanders ein. Aus diesem Sich-Verschieben des ‚Polarerlebnisses‘ (durch dieses Verschwinden des inneren und äußeren Gegenspielers, an dessen Stelle stets ein anderer tritt) entsteht weitgehend jene nicht geradlinige Entwicklung im Geschichtsprozeß, die insbesondere in der Kultursphäre so oft beobachtet wurde.“⁵⁷⁵

Die bipolaren Strukturen der wissenschaftlichen Ablösungs- und Konstitutionskämpfe (als Teil eines wie immer zu fassenden ‚Kulturkampfes‘) ähneln sich: Wenn Weisgerber in den zwanziger Jahren den inneren, zuweilen auch offenen äußeren Gegner u. a. in den Junggrammatikern, in der Schulgrammatik und in einer individualistisch tangierten Sprachtheorie fand,⁵⁷⁶ so findet ihn beispielsweise Manfred Geier in Weisgerber, und zwar in Wiederauflage jener Feindbestimmung, die in den siebziger Jahren vorgenommen worden war – als erneuerte Beglaubigung der Auffassung, daß eine didaktische oder dialogische Begründung der Sprachwissenschaft (im weiteren Sinne Weisgerbers oder Humboldts) zur unwiderruflich unzeitgemäßen geworden sei: „Es war der Nationalsozialismus, der den Anschluß der germanistischen Sprachwissenschaft an die internationale Struktur-Linguistik verhinderte und auch in der Nachkriegszeit verzögerte. Man blieb der Geschichte der deutschen Sprache verhaftet, und bis in die späten sechziger Jahre büffelte man, wenn man Germanistik studierte, die historische Laut- und Formenlehre des Deutschen [...]. Und wenn man sich grundsätzlich mit der Sprache auseinandersetzte, so wurde man vor allem mit der Sprachtheorie Leo Weisgerbers [...] konfrontiert, der Humboldts Sprachidee nationalistisch verkürzt hatte. Seit Ende der zwanziger Jahre über das Dritte Reich bis in die siebziger Jahre kreiste sein Denken um den volksbetonten Zentralbegriff der ‚deutschen Muttersprache‘, in dem sich eine gefühlsmäßige Einstellung zum Deutschtum und zum Weltbild der germanischen Völker ausdrücken sollte. [...] Im politischen Zusammenhang des Kulturkonflikts, der die Restaurationsphase der deutschen Nachkriegszeit ablöste, kam es in den späten sechziger Jahren auch zu einer Neuorientierung innerhalb der germanistischen Sprachwissenschaft. [...] Man suchte nach neuen Möglichkeiten einer nicht-ideologischen Sprachwissenschaft“.⁵⁷⁷

⁵⁷⁵ Ebd., S. 182

⁵⁷⁶ Es sei, um die analogen strukturell-generationellen Zusammenhänge zu verdeutlichen, noch einmal auf Hermann Günterts Aufsatz „Zum heutigen Stand der Sprachforschung“ aus dem Jahr 1929 verwiesen, in dem es zu sprachwissenschaftlichen Perioden und ihren Leittexten heißt: „In diesen Zusammenfassungen des jeweiligen Wissensstandes kommt das von jeder Generation Neuerrungene zum Ausdruck, zugleich ist aber auch die Gesamteinstellung und grundsätzliche Stellungnahme zu der Sprache verschieden.“ (Ebd., S. 386) – Die These der strukturellen Analogien stützt auch Gerd Simon („Zwirner“, a. a. O., S. 5 f.; Herv. J. R.), mit einer unerwarteten Pointe, was die Ablösung Weisgerbers betrifft, da „die Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung Weisgerber schon 1930 auf Grund seiner ersten Monographie (*Muttersprache und Geistesbildung*) als einzige Hoffnung in der allgemeinen Krise der Sprachwissenschaften auf das Podest hob, alsbald als ‚Linguisten-Papst‘ feierte und dafür seit Ende der 60er Jahre als überholte und dazu belastete Größe zu verdrängen *versuchte*“.

⁵⁷⁷ Geier, a. a. O., S. 142

II. 2. 3. 7. Terminologiewechsel und Revolution – Zur Sprachtheorie kommen

Wo hier also eine Erledigung vorgenommen wird, die Anfang der siebziger Jahre in einer „spezifischen [wissenschaftlichen] Erlebnisschichtung“⁵⁷⁸ schon einmal – als endgültige – stattgehabt hatte, spielt der neben Saussure wichtigste Gewährsmann jener generationsbedingten *Entledigungsgeschichte*, Noam Chomsky, nun in Geiers zugleich Ausschluß und Kanonisierung betreibender Linguistikgeschichtsschreibung⁵⁷⁹ eine unverändert gewichtige Rolle.⁵⁸⁰ Mit dem Abstand von einigen Jahrzehnten zu teilweise heftig geführten wissenschaftstheoretischen Diskussionen in der Linguistik/Sprachwissenschaft⁵⁸¹

⁵⁷⁸ Ivo: *Deutschdidaktik*, a. a. O., S. 42; zur polemisch-konstitutiven Funktion und Wirkung von „Fahnenwörtern“ im Prozeß des Generationenwechsels vgl. – Karl Mannheims Überlegungen aufgreifend – Rudolf Große: „Das Generationsproblem in der Sprachentwicklung“. In: ders.: *Der Einzelne in der sprachlichen Gemeinschaft*. Berlin 1994, S. 26

⁵⁷⁹ Einschränkend ist zu erwähnen, daß Geier (a. a. O., S. 112) den praktischen Mißlichkeiten einer gleichwohl generell beglaubigten ‚kalten‘ und ‚unlebendigen‘ Wissenschaftlichkeit mitunter durch den „Rückblick auf die Tradition“ korrigierend zu begegnen empfiehlt, um einen „umfassenden und offenen Blick“ (ebd., S. 113) – und also nicht einen mehr oder weniger stark orientierenden – zu ermöglichen. Die Lektüre Humboldts etwa „dient [...] dazu, das Bewußtsein für den Reichtum der Sprache wachzuhalten“ (ebd.) – nicht aber, um weitreichendere Fragen zu Formen und Zielen des Sprachstudiums aufzuwerfen. Und im gleichen pragmatischen Sinn lasse sich sprachwissenschaftsgeschichtliches Interesse rechtfertigen – nämlich als praktische Anything-goes-Empfehlung nach Maßgabe Kuhns und Feyerabends (siehe hierzu Näheres in Abschnitt II. 3. 5. und II. 3. 10.): „Denn die Geschichte der Sprachwissenschaft kennt selbst nicht die ‚eine‘ Methode. Der Erkenntnisfortschritt ist oft nur möglich gewesen, wenn eingespielte Regeln und feste Maßstäbe verletzt worden sind. Und manchmal mußten sie bewußt verletzt werden, um wissenschaftlich vorankommen zu können.“ (Ebd., S. 112)

Heute also lägen – nun in Bekräftigung der Lyotardschen Thesen (siehe Abschnitt II. 2. 2., Anm. 256) – diverse wissenschaftliche Sprachspiele vor uns (vgl. ebd., S. 114). Den Rahmen allerdings stecken doch immer wieder die Gewährsmänner des wissenschaftsrevolutionären Einschnitts (i. S. Kuhns) auf dem Feld der Linguistik ab: Saussure und Chomsky. Eine „Rückkehr zu Humboldt“ sieht Geier zwar hie und da – und zwar nun auch in nicht-polemischen Bezug auf Weisgerber (vgl. ebd., S. 134), aber lediglich im schwachen regulativen Sinne, „am Ende des 20. Jahrhunderts, im Kontext eines allgemein wiederentdeckten Holismus, der das analytische *Licht* der wissenschaftlichen Aufklärung mit einem intuitiven *Gefühl* für das Ganze verbindet“ (ebd., S. 135), was immer das genauer bedeuten mag. – Deutlicher dagegen Jürgen Trabant (*Apeliotes oder Der Sinn der Sprache*. Frankfurt/Main 1990, S. 206; Herv. J. R.): „Es ist der *Sinn der Sprache selbst*, der gegen die Behandlung als ‚todes Gerippe‘ aufbegehrt. Je kälter der Blick wird, den die moderne Wissenschaft auf die Sprache wirft, desto größer wird die Sehnsucht nach Licht und Wärme.“

⁵⁸⁰ Da kann sich Wissenschaftsgeschichtsschreibung schon einmal in die Nähe der Sportberichterstattung begeben: „Als 1969 die deutsche Übersetzung von Chomsky *Aspects of the Theory of Syntax* erschien, brach in der germanistischen Linguistik eine ungeheure Begeisterung aus.“ (Geier, a. a. O., S. 151)

⁵⁸¹ Davon legt etwa Mario Wandruszkas Aufsatz „Über die Natur natürlicher Sprachen“ (in: Brigitte Schlieben-Lange [Hg.]: *Sprachtheorie*. Hamburg 1975) in ungewohnt offener und schwungvoller Weise Zeugnis ab. Wandruszka macht „die entscheidenden Konstruktionsfehler der jeweils neuesten theoretischen Modelle der generativen Transformationsgrammatik“ (ebd., S. 319) und parallel das Systemdenken und dessen Irrtümer zum Thema, spricht von einem „sinnlos apriorischen Systembegriff“ und kennzeichnet Saussures zentrale Behauptung, es gebe in der Sprache nur phonematische Oppositionen, als „schlichten Unsinn“ (ebd., S. 320). Wandruszkas detaillierte Hinweise auf Homophonien, die Polysemie, die „wuchernde Polymorphie“ (ebd., S. 322) und die soziokulturelle Indexalisierung von Wörtern und Kasus, schließlich die Hinweise auf die vielgestaltige Dimension der *usage* (zwischen *langue* und *parole*) erhärten sein Urteil gegen die „monosystematische[] Konstruktionssprache“ (ebd.): „Man muß blind sein, um nicht zu erkennen, daß auch in den Morphemen kein apriorisches System am Werk ist.“ (Ebd., S. 322) Das betreffe im übrigen auch die Feldtheorie: „Jost Triers Vorstellung vom Wortfeld, das aus sich selbst, aus seiner Systemhaftigkeit heraus den

gilt er jetzt, Ende des 20. Jahrhunderts, unbestritten als der „führende Theoretiker der modernen Linguistik“⁵⁸², mit dem sich die Fragen, was Sprachwissenschaft überhaupt sei und was sie gemäß ihrer angemessenen Gegenstandsbestimmung leisten müsse, in ein quasi kodifiziertes, operationales System von Antworten, d. h. Methoden mit hoher „wissenschaftlicher Effektivität“⁵⁸³ hätten überführen lassen – und zwar im Anschluß an Saussures „Erkenntnisprogramm“⁵⁸⁴. Die eigenwillige Ahnenreihenbildung, deren Selbstverständlichkeit sich offensichtlich durch das Kriterium des (Durchsetzungs-)Erfolgs bestimmter Axiome und Theorien bekräftigen läßt, stellt den Studenten, an den sich Geier ja vornehmlich richtet, vor folgende Ortsbestimmungen: „Was anfänglich nur ein Programm war, ein Versprechen mit Aussicht auf Erfolg, ist zu einem Pro-gramm im wörtlichen Sinne geworden [...]. Grammatische Regeln werden geschrieben und dienen zur Generierung grammatisch wohlgeformter Sätze mitsamt ihren Struktur-Beschreibungen.“⁵⁸⁵

Daß Geiers Synopse vor dem Hintergrund der Kuhnschen Thesen zum Paradigmenwechsel a) ein nützlichkeitsorientiert plurales Methodentableau entwirft, b) unterderhand oder auch offen sperrige oder veraltete Theorien entschärft oder eliminiert und c) die linguistische Revolution, die er – im Gegensatz zu einer interpretatorischen, durchaus notwendig mit Brüchen und aneignungsbedingten Verkürzungen arbeitenden Evolution – als radikale Diskontinuierung auffaßt, gleichwohl kontiniert, um überzeitliche methodische Standards als nunmehr unumkehrbare zu präsentieren, zeigt anschaulich, wie sich methodologische und terminologische Grundlegungen aus der Streitdisposition in die Stabilitätsdisposition verschieben, um dort möglichst lange (idealiter unbegrenzt) die Unanfechtbarkeit der Grundsatzpositionen zu verteidigen. Es mag paradox erscheinen, eine als unanfechtbar *geltende* Theorie verteidigen zu müssen; nur aus der immer wieder betriebenen und erweiterten, d. h. neue innerdisziplinäre Aufgaben erschließenden oder außerdisziplinäre Anschlüsse suchenden Verteidigung aber erwächst dauerhafte Wirkung und

oppositiven Inhalt des einzelnen Wortes gebiert, hat sich als systematisches Wunschdenken herausgestellt, wo immer man es an den sprachlichen Tatsachen überprüft hat.“ (Ebd.)

Eine angemessene Theorie der (natürlichen) Sprache(n) hingegen müsse auf Grund der unübersehbaren „inneren Mehrsprachigkeit“ (ebd., S. 333), der Diglossie jeder Einzelsprache diese „als ein soziokulturelles Polysystem aus Konstanten und Varianten beschreiben“ (ebd.), als ein „Gebilde aus analogischen Programmen und asystematischen Anomalien“ (ebd., S. 328). Wandruszkas beinahe drei Jahrzehnte altes Postulat scheint auch vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Lage der Linguistik/Sprachwissenschaft, wie sie Geier beispielhaft skizziert, nicht veraltet: „Ob wir es ‚Sprachwissenschaft‘ nennen oder ‚Linguistik‘, sicher ist, daß wir heute dafür eine ganz andere, reichere, menschlichere Theorie brauchen, eine *umfassende* linguistische Theorie, die der Natur natürlicher Sprachen besser gerecht wird als das, was uns seit Saussure geboten worden ist und was man uns heute bietet.“ (Ebd., S. 337; Herv. J. R.)

⁵⁸² Geier, a. a. O., S. 8

⁵⁸³ Ebd., S. 107

⁵⁸⁴ Ebd. Die technisch-pragmatische Färbung dieses Terminus mutet vielsagend an.

⁵⁸⁵ Ebd.

gesicherte Anerkennung. Gerade auch das (Lebens-)Werk Weisgerbers bezeugt ebendiese engagierte, selbstbezüglich rekapitulierende und außenbezüglich aktivierende Reproduktion eindrucksvoll.⁵⁸⁶

Der Streit um Begriffe bedarf der Abgrenzung, des Ausklammerns und der Gruppierung schon aus den terminologischen Grundverhältnissen heraus. Hans J. Vermeer hat 1971 in einer metaterminologischen Studie gezeigt, wie dann aus Struktur und Strategie der Theoriebildung die notwendig scharf abgrenzte und daher mitunter offen feindselige Bestimmung der gültigen Weise der Reflexion über Sprache hervorgeht.⁵⁸⁷ Unverändert (oder übergeordnet) indes bleibt, ungeachtet unvereinbarer Grundorientierungen, die Frage, weshalb und wie wissenschaftlich über Sprache nachgedacht werden soll – und welchen und auf welche Weise modellierten Gegenständen sie begegnet (und welchen willentlich nicht).⁵⁸⁸ Diese Frage kann als in den terminologisch-textuellen Korpus integrierte, ethische beantwortet werden (und zwar im Humboldtschen Sinne als pädagogische Vermittlung aus der Sache und der Reflexionspraxis selbst) oder als terminologisch-technische (die trotz aller

⁵⁸⁶ Die akademische Wirkung wird allerdings von Arens (*Sprachwissenschaft*, a. a. O., S. 540) 1969 recht nüchtern eingeschätzt: „Wenn heute schon der erste, außerordentlich umfangreiche Band des *Bibliographischen Handbuchs zur Sprachinhaltsforschung* von H. Gipper und H. Schwarz vorliegt, so kann dies leicht den falschen Eindruck erwecken, als gäbe es schon eine Unsumme von Arbeiten mit der bewußten Zielsetzung Weisgerbers.“

⁵⁸⁷ Hans J. Vermeer: *Einführung in die linguistische Terminologie*. Darmstadt 1971. Dabei sehe man, so Vermeer, „wie komplex, schwierig und problematisch das Verfahren bei einer Definition ist. Es führt zur notwendig primär individuellen ‚Theorie‘ (‚Wahrheit‘) von etwas und häufig zum Nicht-Verstehen-Können der Theorie eines anderen.“ (Ebd., S. 21)

⁵⁸⁸ Vermeer entscheidet sich gegen die in den siebziger Jahren schon gängig gewesene Opposition zwischen „Sprachwissenschaft“ und „Linguistik“. Jenseits dieser Kampf- und Gruppentermini läßt er eine Vielzahl von „Subdisziplinen“ zu, die allesamt auf berechtigte Weise die Frage beantworteten, „was denn ‚Sprach-Wissenschaft‘“ (ebd., S. 25) sei – nämlich das systematische und organisierte Fragen nach der Sprachfähigkeit, dem Bau von Einzelsprachen, den Sprachuniversalien, der Affinität von Einzelsprachen, der Sprachgenetik u. a. m. Die Allgemeine Sprachwissenschaft gilt ihm als vage Unternehmung. Unter dem Titel der Angewandten Sprachwissenschaft führt er die Sprachinhaltsforschung und attestiert ihr, „zu stagnieren – sei es, daß sie mit zu stark vereinfachenden Modellen arbeitet; sei es, daß ihre Fragestellung bereits aus der Sprachwissenschaft hinausführt“ (ebd., S. 33) und sie sich daher wohl in unwissenschaftlichen Gefilden bewegt. Daß sich aber Weisgerber nach Vermeers Bestimmungen eigentlich als elaborierter Systemdenker erweisen müßte, der das Soziale adäquat aus der theoretischen Basisstruktur zu begreifen vermag, belegen folgende Äußerungen Vermeers: „Die Existenz einer Gefügehafteit jeder Einzelsprache führt z. B., zusammen mit dem Zwang zu inter-individueller Kommunikationsmöglichkeit [...], zu fixierten Aktualisierungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft [...]. Damit ist nun nicht der in der modernen Sprachwissenschaft unbrauchbare naive ‚gesetzgeberisch‘-schulmeisterliche Vorgang gemeint, der seinen Niederschlag in den Vorschriften einer *normativen Grammatik* findet (vgl. den älteren Duden). *Norm* meint alles überindividuell Fixierte.“ (Ebd., S. 37)

Im übrigen stellt Vermeer eine starke, Weisgerber-affine Theorie der „Welt der Sprachinhalte“ (ebd., S. 18) vor, ohne auf Weisgerber zu rekurrieren. Wenn er Sprache als ein „Tun-als-ob“ definiert und, über diese umgangssprachlich-unreflektierte Ebene hinausschreitend, daraus folgert, daß die „Merkmalauswahl“ (Definition) zu einem System oder Gefüge, einer Ordnung zusammengeschlossen ist, in der die Form des Begriffsfeldes das Muster bereitstellt, mit dem wir Gegenstände des Denkens und der Objektwelt kategorisieren, so ist dies Weisgerber in nuce: „In einen [...] sprachlichen Ausdruck, Teil der sprachlichen Ordnung, gehen bereits ‚Theorien‘ über die Objektwelt ein; solche Theorien werden dem Menschen, der in eine Sprachgemeinschaft hineingeboren wird, ‚suggeriert‘, und sie werden [...] sprachlich beibehalten und wirken dann u. U. weiter, wenn die Theorie selbst längst abgesetzt ist.“ (Ebd., S. 19)

Abwehrbemühungen und der Behauptung, ungesicherter normativer Hintergründe und Zielorientierungen zu entbehren, wissenschaftsethische Implikationen transportiert).

Was nun auf dem Feld der streitenden Konzepte und ihrer Vertreter und Anhänger als (durchgesetzte) Sprachwissenschaft/Linguistik gilt, tritt eben mit dem Selbstverständnis des Revolutionären *und* des dauerhaft Richtliniengebenden auf. Manfred Geier jedenfalls ordnet das Erscheinen von Chomskys *Aspekten der Syntax-Theorie* auf deutsch (1969) wissenschaftsgeschichtlich so ein: „Hier wurde ein Programm entworfen und detailliert ausgeführt, das für die Sprachwissenschaft bis heute richtungweisend ist“⁵⁸⁹ – zumal dort, wo eine Theorie, die „auf die Hardware des menschlichen Geistes zielt“ (und dadurch die weichen Ziele der Sprachwissenschaft aus dem Felde schlägt), „begeistert nachvollzogen worden“ sei, um die Linguistik an die „internationale Szene“ anzuschließen.⁵⁹⁰ Die Gegenbewegung des inneren und aber nun auch offen benannten Gegners allerdings habe unverzüglich eingesetzt: „Gerade auf sie konzentriert sich eine sprachwissenschaftliche Gegenbewegung“, so Geier, „die sich aus einer anderen Tradition speist. Ihr dient nicht die Mathematik, sondern die Kulturanthropologie als Orientierungsgrundlage. Gegen den universalistischen Berechnungstheoretiker und sein ‚Minimalist Program‘ (1995) beharrt sie auf einer Untersuchung des mannigfaltigen Reichtums sprachlicher Erscheinungen, der nicht biologisch determiniert ist, sondern in einem komplexen Zusammenhang mit kulturellen Eigenarten, geschichtlichen Überlieferungen und sozialen Lebensformen steht. Diese Traditionslinie reicht von Wilhelm von Humboldt bis zu den Verfechtern des *linguistischen Relativitätsprinzips*.“⁵⁹¹

Der schon einmal genannte antisprachphilosophische Affekt, der eine anthropologische, epistemologische, kulturtheoretische, sprachsoziologische und didaktische Orientierung der Sprachwissenschaft im ganzen und mit einem Schlag zu erledigen meint, hat sich Anfang der siebziger Jahre im ‚Chomsky-Klima‘ vielfach artikuliert. Um das prekäre Verhältnis von Sprachwissenschaft und philosophischer Reflexion definitiv zu klären, hat man oft einfach die Bande gelöst – oder den Begriff der für die linguistische Theoriebildung legitimerweise zu bemühenden Philosophie auf einen analytischen eingeschränkt.

⁵⁸⁹ Geier, a. a. O., S. 67

⁵⁹⁰ Ebd., S. 85. Analog vollzog sich in der Literaturwissenschaft – als Lösung der Bindung an die Nationalphilologien – die theoretische und institutionelle Etablierung einer Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft. (Vgl. Lämmert, a. a. O.) Dieser Szientifizierungsschub ging mit einem starken „antihermeneutischen Affekt“ einher (Rainer Rosenberg: „Die Semantik der ‚Szientifizierung‘. Die Paradigmen der Sozialgeschichte und des linguistischen Strukturalismus als Modernisierungsangebote an die deutsche Literaturwissenschaft“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 124).

⁵⁹¹ Geier, a. a. O., S. 86

Der selbstbewußt auftretende neue Wissenschaftlertypus fand in Chomsky eine charismatische Identifikationsfigur. Nicht nur, daß Chomsky in den *Aspekten* mit der Geste des Begründers noch einmal die „hauptsächlichen Annahmen über den Hintergrund einer linguistischen Theorie“ programmatisch als „Position der Begründer der modernen Allgemeinen Sprachwissenschaft“⁵⁹² legitimierte und den methodologischen Ausführungen

⁵⁹² Noam Chomsky: *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt/Main 1973, S. 13 f. Daß Chomsky zwecks Traditionalisierung der Revolution bekanntermaßen im ersten Satz (ebd., S. 9) das Humboldt-Halbzitat aus der Kawi-Einleitung bemüht, Sprache müsse, als Regelsystem verstanden, „von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen“, ist mehrfach kritisiert worden, ebenso die „angemessenste Übersetzung“ bzw. eher unangemessene Ersetzung des Terminus „erzeugen“ durch „generieren“ (ebd., S. 21). (Vgl. generell Hans-Werner Scharf: *Das Verfahren der Sprache. Humboldt gegen Chomsky*. Paderborn 1994)

So hat etwa Hans-Heinrich Baumann („Die generative Grammatik und Wilhelm von Humboldt“. In: *Poetica*, 1971, 4. Jg., S. 2) gezeigt, wie grob kontextentbindend Chomskys „Weise seines Anschlusses an Humboldt“ vonstatten geht. Chomskys Begriff des Erzeugens meint ein mathematisches Verfahren: „Es heißt so viel wie: die Formel (engl. rule) für Sätze angeben.“ Dagegen: „Bei Humboldt besteht das ‚Wesen der Sprache‘ in ihrer Geschichtlichkeit. ‚Erzeugung‘ hat bei ihm kein mathematisches, dafür ein starkes diachronisches Implikat.“ (Ebd., S. 3) Wo Humboldt eine „andauernde Ontogenese der Sprache selbst“ (ebd.) ausmacht, operiert bei Chomsky eine stabile, invariable syntaktisch-logische Tiefenstruktur und generiert Sätze. Humboldt hinwieder versteht unter dem „Vorrath von Wörtern und [dem] System von Regeln“ (*Entwicklung*, a. a. O., S. 437) das vorläufige Resultat der genetischen Arbeit des Geistes („Denn die Sprache kann ja nicht als ein da liegender, in seinem Ganzen übersehbarer oder nach und nach mittelbarer Stoff, sondern muss als ein sich ewig erzeugender angesehen werden“; ebd., S. 431), Chomsky identifiziert das „Regelsystem“ Sprache abermals mit dem linguistischen System ewig gleicher syntaktischer Generierung. Auch die Gleichsetzung von „innerer Form“ mit „Tiefenstruktur“, „Lautform“ mit „Oberflächenstruktur“ greift nicht: Humboldt richtet sich auf das Gesamt der Sprache, Chomsky meint Sätze (und weder das Wort noch Texte und andere komplexe kulturell-sprachliche Hervorbringungen). Kurz: „Auch hier ergibt sich eine Übereinstimmung zwischen ihm und Humboldt nicht auf der Ebene der Aussagen und des Gedankens, sondern nur auf der Ebene der verwendeten Wörter“ (Baumann, a. a. O., S. 6). Schärfere noch Eugenio Coseriu („Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur“. In: *Folia Linguistica*, 1970, Heft 1/2, S. 53), der die Gleichsetzung auf Grund „der zufälligen Ähnlichkeit gewisser Termini“ als abwegig charakterisiert: „denn, erstens, geht es bei Humboldt nicht um etwas Operationelles, sondern um etwas Reales, und, zweitens, nicht um das Sprechen *mit* der Sprache [...], sondern um die Erzeugung der Einzelsprache selbst“ (ebd., S. 54). Erzeugung kann folglich auch keine Regelanwendung sein: „die bloße Anwendung der Einzelsprache im Sprechen wäre ja in der Humboldtschen Sprachauffassung gar keine Kreativität, keine Spracherzeugung, keine eigentliche Tätigkeit oder Energie. Die Erzeugungsregeln von Chomsky würden daher bei Humboldt gerade zum Erzeugten, nicht zur Erzeugung gehören. Somit ist der Humboldt, von dem heute in der transformationalistischen Literatur so oft die Rede ist, nicht der historische Wilhelm von Humboldt, sondern höchstens ein hybrider ‚Noam von Humboldt‘.“ (Ebd., S. 55) Andernorts mokiert sich Coseriu (*Sprache. Strukturen und Funktionen*. Tübingen 1970, S. 83) darüber, „daß ein Sprachwissenschaftler, der zu Humboldt zurückzukehren meint, so verfährt, als hätten Kant und Hegel nie gelebt, und dabei die wirklichen philosophischen Zusammenhänge und die eigentlichen wirklichen Grundlagen der Sprachauffassung Humboldts völlig ignoriert“.

Solche Richtigstellungen haben weitere Parallelisierungen nicht verhindert, die aus der bloßen und losen Tatsache, daß bei Chomsky wie bei Humboldt eine transzendente Begründung der Sprachlichkeit statthat – nämlich daß hie wie da „die Begründung der Möglichkeit jeder Welterfahrung in Sprache begründet ist“ (Marlis Gerhardt: „Wilhelm von Humboldt und die moderne Sprachtheorie“. In: *Linguistik und Sprachphilosophie*, a. a. O., S. 14) –, schlossen: „Mit der Versprachlichung von Denken und Welterfahrung antizipiert Humboldt, zumindest im Grundsatz, die linguistische Wende“ (ebd., S. 17), eine linguistische Wende, die Humboldt nicht antizipiert, sondern sozusagen mit herbeigeführt hatte; weshalb auch nur von Arglosigkeit und Unkenntnis zeugen kann, wenn behauptet wird, daß mit der Chomsky-Grammatik „in der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts, nach ihrer empiristischen Phase, *zum erstenmal wieder* ein unmittelbarer Bezug zur Erkenntnis- und Sprachphilosophie hergestellt“ (ebd., S. 13; Herv. J. R.) worden sei (wir erinnern an die Entwicklung der Sprachwissenschaft in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts) und, zweitens, Chomskys „Neuentdeckung Humboldts“ (ebd., S. 17) tatsächlich durch dessen eigene Bekundung beglaubigt wird. In den *Aspekten* (a. a. O., S. 248, Anm. 12) heißt es lapidar: „Statt der Termini ‚Tiefenstruktur‘ und ‚Oberflächenstruktur‘ könnte man auch die entsprechenden Humboldtschen Begriffe von der ‚inneren Form‘ eines Satzes und von der ‚äußeren Form‘ eines Satzes verwenden. Aber obgleich die Termini ‚Tiefenstruktur‘

die weichenstellende Gegenstandsbestimmung vorwegschickte⁵⁹³; sondern es wurden die expressis verbis vorläufigen und schwierigen Theoriebildungsprozesse (das Wie der Formulierung/Formierung einer linguistischen Theorie⁵⁹⁴) wiederholt als „Revolution in der Linguistik“⁵⁹⁵ apostrophiert, woraus sich ein Geltungsanspruch ableitete, der außerhalb seines Geltungsbereiches keine anderen Gegenstandsbestimmungen zur Geltung gelangen ließ.

und ‚Oberflächenstruktur‘ in dem hier intendierten Sinn Humboldts ‚innerer Form‘ und ‚äußerer Form‘ (bezogen auf einen Satz) eng verwandt sind, habe ich es vorgezogen, eine neutrale Terminologie einzuführen, um die Frage nach der Text-Interpretation an dieser Stelle zu umgehen.“ – Bei dieser Kühnheit der terminologischen Adaption (an theoriezentraler Stelle einfach nicht jenen Text zu interpretieren, der die Theorie speist oder stützt) beläßt es Chomsky allerdings nicht. „Die Ausdrücke ‚Tiefengrammatik‘ (*depth grammar*) und ‚Oberflächengrammatik‘ (*surface grammar*) sind in der modernen Philosophie geläufig in einem ganz ähnlichen Sinne (vgl. Wittgensteins Unterscheidung von ‚Tiefengrammatik‘ und ‚Oberflächengrammatik‘)“ (ebd.), fährt er fort, und wenige Sätze weiter: „Die Unterscheidung zwischen Tiefen- und Oberflächenstruktur in dem von uns intendierten Sinn findet sich bereits in der *Grammaire* von Port-Royal“ (ebd.).

Chomskys Saussure-Bezug hinsichtlich der Dichotomie von *langue* und *parole* (ebd., S. 14) darf gleichfalls als taktisch, d. h. als nicht-wesentlich für die Theoriebildung angesehen werden. Denn *parole* ist ihm der zwar beobachtbare, aber theorieirrelevante Bereich „der aktuellen Sprachverwendung“ (ebd.). Die eigentliche Wirklichkeit der Sprache hat ihren Sitz in der (nicht-realen) *mentalen Realität*. Weshalb Chomsky im Zuge des hier vorgetragenen rationalistischen Bekenntnisses nun wiederum Humboldt zum Kronzeugen gegen Defizite des strukturalistischen Systembegriffs (der *langue*) bestimmt, ist vollends rätselhaft: „es ist jedoch notwendig, von Saussures Begriff der *langue* als lediglich einem systematischen Inventar von Einheiten abzugehen und zurückzugehen auf das Humboldtsche Verständnis der zugrunde liegenden Kompetenz als ein System generativer („erzeugender“) Prozesse.“ (Ebd., S. 14 f.)

⁵⁹³ „Der Gegenstand einer linguistischen Theorie ist in erster Linie ein idealer Sprecher-Hörer, der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt“ (ebd., S. 13).

⁵⁹⁴ Vgl. ebd., S. 10

⁵⁹⁵ Zit. nach Günther Grewendorf/Georg Meggle: „Einleitung“. In: dies. (Hg.): *Linguistik und Philosophie*. Frankfurt/Main 1974, S. 4

Die fortdauernde Begeisterung für den Idealtypus der revolutionären Theorie, die mit Chomskys *Syntactic Structures* 1957 sozusagen auf einen Schlag in der Welt war, und den Idealtypus des linguistischen Wissenschaftlers, den Chomsky verkörperte, illustriert etwa auch Dieter Wunderlichs Ankündigung seiner Vorlesung zur „Neueren Geschichte der Linguistik“ aus dem Jahr 2002 (www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/asw/bachelor/Ling-Lehre). Durch ihre Unbefangenheit ist etwas über die ökonomische und politische, aber auch die emotionale und auratische Seite von Wissenschaftsgeschichte zu erfahren. Ein längeres Zitat scheint gerechtfertigt: „Chomskys Revolution in der Linguistik“ wurde durch Erscheinen eines kleinen Buches 1957 ausgelöst [...], und 1972 schrieb Searle seinen Artikel mit der obengenannten Überschrift im *New York Review of Books*. Wie bei jeder Revolution gab es Vorläufer, Anzeichen, vorhergehenden Stillstand und Auslöser. Ihr Interesse an Sprachkodierung hatte die US Air Force veranlaßt, die Linguistik unter ihre Fittiche zu nehmen, und Morris Halle bemühte sich, kreative Forscher zu rekrutieren. So wurde das Linguistic Department des MIT unter Halle und Chomsky zum Zentrum der Revolution. [...] Von all dem nichts wissend, kam ich 28jährig nach Berlin und erfuhr, daß Manfred Bierwisch eine Art Chomskyaner in Ostberlin sei; Bierwischs *Grammatik des deutschen Verbs* (1963) war meine erste linguistische Lektüre – weitgehend unverstanden. Bierwischs *Kursbuch*-Artikel von 1966 öffnete die Augen für ein breites Spektrum von Fragestellungen; er wurde zur Bibel der Vor-68er. [...] Chomskys wahres Genie erwies sich in seiner hartnäckigen Rabbinertätigkeit in der nachrevolutionären Periode: In jedem Stadium der Entwicklung lauschend, welche Konsequenzen gezogen und welche Erweiterungen vorgeschlagen wurden, hat er, sie aufgreifend, neue und wieder neue Elaborationen zum Thema entwickelt: Transformationsgrammatik, das Standardmodell, Governing and Binding (GB), Principles and Parameters Theory (PPT), Minimalist Program (MP) – dabei wurden die Grundideen niemals verlassen, aber die peripheren Ideen häufig geändert. So ist die *linguistische Gemeinde* [Herv. J. R.] durch eine Welle von Erschütterungen gegangen [...]. In den siebziger Jahren waren Chomskys Vorlesungen noch kleine Seminarveranstaltungen, in den neunziger Jahren wurden sie in den größten Hörsaal des MIT (dem des chemischen Instituts) verlegt. Chomsky [...] wurde zur Kultfigur; seine Vorlesungen gerieten zu einem Melodram an Rabulistik – gleichwohl leuchtete seine intellektuelle Kraft weit über der seiner Anhänger.“

Stempel (a. a. O., S. 167) bestätigt, daß Einführungen wie Bierwischs *Kursbuch*-Beitrag „nahezu zu Glaubens-Artikeln gerieten“. Abseits solcher hagiographischer Reaktionen sei daran erinnert, daß Wunderlich in den siebziger Jahren ausgreifende Darstellungen zur Sprechakttheorie vorgelegt und betont hatte: „nichts – außer

In diesem paradigmatischen Rahmen war das Verhältnis von Linguistik und Philosophie zu einem allenfalls noch operationellen geworden. Günther Grewendorf und Georg Meggle formulierten z. B.: „Seit Chomskys ‚Revolution in der Linguistik‘ (besser: ‚Auslösen der permanenten Revolution in der Linguistik‘) scheint der Linguist mit einem theoretischen Instrumentarium versehen, das ihn gegenüber den amateurhaften Unternehmungen des Philosophen zu professionalisieren schien.“⁵⁹⁶ Dahinter stand die unausgesprochene Auffassung, daß die transformationelle Linguistik nunmehr zu einer ‚echten‘ Wissenschaft, d. h. aber vornehmlich zu einer an Universitäten weithin dominant gewordenen Forschungs- und Lehrmeinung geworden war, die sich der ‚traditionell‘ genannten Begriffe und Reflexionsfiguren der Philosophie entledigt hatte und offensiv eine Einmischung dergestalt zurückwies, „daß der Linguist sich erst die Fertigkeiten der Theorie-Konstruktion aneignen müsse, die schon lange eine Spezialität des Philosophen sind“.⁵⁹⁷

In den Blick kam, wenn überhaupt noch ‚Philosophie‘ im herkömmlichen Sinne (unberücksichtigt soll an dieser Stelle Chomskys ‚Entdeckung‘ von Descartes bleiben⁵⁹⁸), das,

die Tradition oder die Furcht vor Schwierigkeiten – hindert den Sprachwissenschaftler daran, es zur Bedeutung von Sätzen zu rechnen, daß man mit ihnen Sprachhandlungen vollziehen kann – daß Sprache etwas sei, das mit dem Sprechen nichts zu tun habe, scheint eine absurde Vorstellung zu sein“ (Dieter Wunderlich: *Studien zur Sprechakttheorie*. Frankfurt/Main 1976, S. 11). Und seine „Thesen zur Sprachwissenschaft“ (ebd., S. 13) eröffneten folgendermaßen: „In allgemeiner Weise lassen sich Aufgabe und Gegenstand der Sprachwissenschaft so charakterisieren: Sprachwissenschaft befaßt sich mit der Analyse und Kritik von Kommunikationszusammenhängen, Interaktionsprozeduren und Sprachbewußtsein in den verschiedenen menschlichen Gesellschaften.“

⁵⁹⁶ Grewendorf/Meggle, a. a. O., S. 4. In jüngerer Zeit einen ähnlichen Generalangriff auf die Sprachphilosophie unternahm Sylvain Auroux/Djamel Kouluoughli: „Für eine ‚richtige‘ Philosophie der Linguistik“. In: Trabant: *Sprache denken*, a. a. O., S. 29–51. Der Anspruch, in der Linguistik philosophische Fragen zu lösen, „muß trotz Cassirers eindrucksvollem (und glücklosem) Versuch aufgegeben werden.“ (Ebd., S. 45) Und: „Tatsächlich glauben wir, daß das Lösen der alten philosophischen Fragen nicht das erste Ziel sein darf und vielleicht überhaupt kein Ziel sein sollte. [...] Sie [die Fragen; J. R.] sind unzulänglich, weil sie keinerlei Mittel zur Lösung von Problemen anbieten.“ (Ebd., S. 46)

Den einzigen Versuch, Chomskysche Positionen und traditionelle sprachphilosophische Konzepte konstruktiv miteinander in Beziehung zu setzen, hat Karl-Otto Apel unternommen, etwa hinsichtlich der Leibnizschen Idee einer universalgrammatischen Tiefenstruktur (vgl. „Wie ist Erkenntniskritik als Sprachkritik möglich? Der Zirkel von Erkenntnis und Sprache und sprachanalytischer Erkenntniskritik und seine mögliche Auflösung“. In: *Sprache – Brücke und Hindernis*. München 1972, S. 12–22) oder hinsichtlich einer hermeneutischen Komponente zumal des Kompetenzbegriffs, der aber, so Apel selbst, einem szientistischen, monologischen Modell der Informationsübertragung folgt. (Vgl. „Noam Chomskys Sprachtheorie und die Philosophie der Gegenwart. Eine wissenschaftstheoretische Fallstudie“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, a. a. O., S. 13–51) So daß – in Analogie zur Ergänzung der logischen Syntax (Carnap) durch die Pragmatik in der *ordinary language philosophy* – die „Erweiterung des Chomskyschen Begriffs der Kompetenz im Sinne des Begriffs der ‚kommunikativen Kompetenz‘“ (ebd., S. 31) als gescheitert zu betrachten ist. – Interessanterweise bezieht sich Apel, wo er den gesellschaftlichen und geschichtlichen Aspekt des Begriffs des Sprachsystems (synonym zum Begriff der Sprachkompetenz) einführen möchte, explizit auf Weisgerber. (Vgl. ebd., S. 32)

⁵⁹⁷ Grewendorf/Meggle, a. a. O., S. 1

⁵⁹⁸ Vgl. Noam Chomsky: *Cartesianische Linguistik*. Tübingen 1971; ebd., S. 27, auch die abermals abwegige Verkoppelung mit Humboldt, kulminierend in der Fehleinschätzung, die „Arbeit des Geistes“ basiere auf der Tiefenstruktur der „Form der Sprache“: „Folglich muß die grundlegende Eigenschaft einer Sprache ihre Fähigkeit sein, ihre endlich spezifizierbaren Mechanismen für eine unbegrenzte und unvorhersagbare Fülle von Möglichkeiten zu nutzen [...]. Mit der Entwicklung des Begriffs der ‚Sprachform‘ als erzeugendem Prinzip [...] leistet Humboldt einen ebenso originalen wie signifikanten Beitrag zur Sprachtheorie – einen Beitrag, der

was der linguistic turn als normalsprachliche und formalsprachliche Varianten der analytischen Philosophie hervorgebracht hatte.⁵⁹⁹ Aber auch hier zog man, um das sprachtheoretische Fundament (Sprache, eine natürliche, ist eine Menge von Sätzen; Sprachtheorie ist eine Grammatik, die die Fähigkeit zur Bildung von unendlich langen und unendlich vielen Sätzen beschreibt; eine solche Grammatik ist eine vollständige Theorie der Sprache, weil die Sprache *im Satz da ist*; die generative Grammatik ist die Kompetenz der natürlichen Sprache) von philosophischen Überlagerungen/Fragen und anderen Störelementen freizuhalten,⁶⁰⁰ noch einmal einen scharfen Trennungsstrich zwischen – in Anlehnung an eine Formulierung Searles – einer linguistischen Philosophie und der eigentlichen Linguistik. Während die Sprachphilosophie sich weiterhin solch elementar anmutenden Fragen wie jener nach der „Beziehung von Wörtern zur Welt“⁶⁰¹, also etwa nach der Bedeutung, der Form und der Intention von Sprechhandlungen, also nach illokutionären und perlokutionären Sprechakten, schließlich allgemeiner nach der Repräsentations- und Wahrheitsfunktion der Sprache (im Rahmen der Referenzsemantik)⁶⁰² widmete, konzentrierte sich die – immerhin noch diskutierte – linguistische Philosophie „auf den gewöhnlichen Gebrauch einzelner Wörter oder anderer Elemente in einer bestimmten Sprache“ und die Linguistik aber dann auf

bedauerlicherweise bis fast in die neueste Zeit unbeachtet und unausgewertet blieb.“ – Letzteres Urteil ist wahrlich nur noch grotesk zu nennen – gleich der Tatsache, Humboldt zum Vollstrecker des Cartesianismus zu erklären: „Die cartesianische Betonung des kreativen Aspekts des Sprachgebrauchs als des wesentlichen und bestimmenden Charakteristikums der menschlichen Sprache findet ihren stärksten Ausdruck im Versuch Humboldts, eine umfassende Theorie der Allgemeinen Sprachwissenschaft zu entwickeln“ (ebd., S. 25).

Ein nicht minder bizarres Beispiel für Ahnenreihenbildung liefert Chomsky in *Reflexionen über die Sprache*. Frankfurt/Main 1977, S. 158. Über die „Cartesianischen Wurzeln des Rousseauschen Opposition gegen Tyrannei, Unterdrückung und etablierte Autoritätsstrukturen“ heißt es da: „denselben Wurzeln entstammt, aus einem größeren Abstand betrachtet, auch Kants Verteidigung der Freiheit, Humboldts vorkapitalistischer Liberalismus mit seiner Betonung der menschlichen Grundbedürfnisse nach freier Entfaltung unter Bedingungen freiwilliger Zusammenschlüsse und Marxens Kritik an der entfremdeten Arbeitsteilung“.

⁵⁹⁹ In etwas anderer Unterscheidung läßt sich die sprachanalytische Philosophie in eine analytische Philosophie oder *ideal language philosophy* und eine *ordinary language philosophy* aufteilen. (Vgl. Siv Bublitz: *Der ‚linguistic turn‘ der Philosophie als Paradigma der Sprachwissenschaft. Untersuchungen zur Bedeutungstheorie der linguistischen Pragmatik*. Münster/New York 1994, S. 1) Insgesamt skeptisch dazu Werner Flach („Die generative linguistische Theorie und die Prinzipienlehre des Denkens“. In: Josef Simon: *Aspekte*, a. a. O., S. 70): „Indessen, so sehr man diese Wende der Philosophie eine linguistische nennen mag und darf, das philosophische Problem der Sprache ist dadurch wenig befördert worden.“

⁶⁰⁰ Vgl. etwa die Darstellungen im *Funk-Kolleg Sprache* (a. a. O., 215). Das Problem des Sprachgebrauchs wird dadurch gelöst, daß man es aus der Theorie auslagert: „Sicher ist auch das Corpus der bereits geäußerten Sätze endlich. Außerdem besteht in der konkreten Kommunikationssituation gar keine Notwendigkeit für unendlich lange Sätze. [...] Das sind jedoch Begrenzungen, die außerhalb der Kompetenz liegen, im Bereich der Performanz. Jeder kompetente Sprecher hat die theoretische Möglichkeit, unendlich lange und unendlich viele Sätze zu bilden, er kann jedoch nur einen endlichen Gebrauch davon machen.“ Und *welchen* Gebrauch macht er *wo* davon?

Chomskys Antwort fällt auch in den *Reflexionen* (a. a. O., S. 166) nach Maßgabe dessen aus, was (sprach-)wissenschaftlich ist (oder sagbar oder zulässig sei): „Wenn wir uns fragen, wie Menschen diese kognitiven Strukturen anwenden, wie und warum sie bestimmte Dinge auswählen und sich in bestimmter Weise verhalten, können wir zwar als Menschen, die über Intuition und Einsicht verfügen, eine Menge darüber sagen, aber nur sehr wenig vom Stand der Wissenschaft aus.“

⁶⁰¹ John R. Searle: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt/Main 1971, S. 11

⁶⁰² „Solche Fragen bilden den Gegenstand der Sprachphilosophie“, heißt es ebd. zusammenfassend.

„die jeweiligen Strukturen – phonologischer, syntaktischer und semantischer Art – der natürlichen Sprachen“.⁶⁰³ Streng abzuheben war laut Grewendorf/Meggle mithin die Linguistik – nach Maßgabe Chomskys: „Im Gegensatz zum *linguistischen Philosophen*, der an der Behandlung *philosophischer* Probleme interessiert ist, geht es dem *Linguisten* darum, ‚aus den Daten der Sprachverwendung heraus das zugrundeliegende Regelsystem zu bestimmen, über das der Sprecher-Hörer verfügt und das er in der aktuellen Sprachverwendung in Gebrauch nimmt‘.“⁶⁰⁴

Daß demzufolge die Sprache nicht der Gebrauch der Sprache ist, sondern daß Sprache etwas ist, das dem Gebrauch vorgängig ist, weshalb sie in Gebrauch genommen (verwendet) wird, ist hier entscheidend. Denn damit lassen sich als philosophisch titulierte Fragen nach Referenz, Wahrheit und Wirklichkeit (der Sprache als ein Sprechen) von vornherein als unlinguistische ausschließen⁶⁰⁵ – weil sie entweder als evidente, niederwertige Tatsachen oder als schlechte Spekulationen gelten.

„Angesichts des theoretischen Vorsprungs der Linguistik“⁶⁰⁶ auf Grund ihrer mathematischen Verfahren und der empirischen Evidenz der Daten waren tatsächlich allerhand traditionsbeladene Probleme aus der Welt der Wissenschaft geschafft. Chomsky selbst hat beispielsweise korrespondenztheoretische Überlegungen aller Art, mithin die Frage nach dem Weltbezug der Sprache und der sie beschreibenden Theorie, einfach zurückgewiesen.⁶⁰⁷ Das Problem der Begründung einer Sprachtheorie oder Grammatik und

⁶⁰³ Ebd., S. 12. Dem entsprechen bei Chomsky (*Aspekte*, a. a. O., S. 29) „die drei Hauptkomponenten einer generativen Grammatik [...]: die syntaktische, die phonologische und die semantische“.

⁶⁰⁴ Grewendorf/Meggle, a. a. O., S. 3. Eher rhetorisch wirkt die Bemerkung, daß die Transformationsgrammatik dort, wo sie nun doch auch hie und da pragmatische Voraussetzungen in der Tiefenstruktur bzw. der Sprachkompetenz diskutiere (etwa als „verdeckte verbalisierte Strukturen der Kommunikation“, so in höchst vager Andeutung das *Funk-Kolleg Sprache*, a. a. O., S. 211), sich der linguistischen Philosophie annähern könne: „Zweifelloos steht die linguistische Philosophie hier nicht auf verlorenem Posten. Um ihre Orientierungs- und Kontrollfunktion für die Linguistik allerdings zu sehen und zu operationalisieren, bedarf es der Abkehr von jener gegenseitigen Ignoranz, die bisher – bedauerlicherweise – nicht mehr als zarte Bande zugelassen hat.“ (Ebd., S. 12)

Ende der siebziger Jahre sah Searle übrigens – im Hinblick auf die Pragmatik – die „Grenzziehung zwischen Linguistik und Philosophie“ (*Sprechakte und neuere Linguistik*, Frankfurt/Main 1990, S. 188), also zwischen sprachanalytischer Philosophie und an „empirischen Tatsachen“ orientierter Linguistik wieder aufgeweicht: „In der gegenwärtigen Expansionsphase sind Linguisten einfach in weite Gebiete vorgedrungen, auf denen vormals nur Philosophen tätig gewesen waren, und die Schriften von Philosophen wie Austin, Grice und anderen sind nun zu den Werkzeugen des zeitgenössischen Linguisten hinzugekommen.“ Bublitz (a. a. O., S. 2) nennt allein schon durch die Rede vom „Werkzeug“, die keine grundlegende und klare Gegenstandsbestimmung zulasse, die behauptete „Konvergenz von Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft paradox“.

⁶⁰⁵ Oder etwa folgendermaßen theorieimmanent-zirkulär beantworten: „Linguistische Evidenz bezieht sich direkt auf die Wahrheit, i. e. psychologische Realität, der Universalgrammatik.“ (Helen Leuninger: *Reflexionen über die Universalgrammatik*. Frankfurt/Main 1979, S. 171)

⁶⁰⁶ Grewendorf/Meggle, a. a. O., S. 3

⁶⁰⁷ Unter heuristischen Gesichtspunkten heißt das: „So ist objektiv die Situation, in der sich die heutige linguistische Forschung vorfindet; Anspielungen auf vorgeblich wohlbekannte ‚Entlockungsverfahren‘ oder ‚objektive Methoden‘ verdunkeln einfach die wirklichen Bedingungen, unter denen linguistische Arbeit

ihrer Angemessenheit sah er in den *Aspekten* durch die Forderung nach deskriptiver und explanativer Adäquatheit gelöst.⁶⁰⁸ „Für den Grammatiker lautet somit die Aufgabe, eine Beschreibung und – wo dies möglich ist – eine Erklärung zu konstruieren für die enorme Menge unanfechtbarer Daten über die Intuition des Sprechers“.⁶⁰⁹ Und: „Eine Grammatik kann als eine Theorie einer Sprache angesehen werden; sie ist *deskriptiv adäquat* [...] in dem Maße, wie sie die Kompetenz des idealisierten Sprechers (*native speaker*) korrekt beschreibt.“⁶¹⁰ Das heißt im weiteren: „Indem wir den Terminus ‚Grammatik‘ systematisch mehrdeutig verwenden (einmal meint er die im Sprecher intern repräsentierte ‚Theorie einer Sprache‘, zum andern bezeichnet er den linguistischen Zugang zu diesem Phänomen), können wir sagen, daß das Kind eine – im beschriebenen Sinne – generative Grammatik entwickelt und intern repräsentiert hat.“⁶¹¹ Was also beschrieben ist, das ist. Was beschrieben wurde, ist das, was die Theorie ist, was sie expliziert. Explikation und Deskription fallen somit in der extramundanen Sphäre zusammen: „Als weitgesteckte Aufgabe für die allgemeine Sprachwissenschaft können wir das Problem stellen, eine Explikation für diese angeborene linguistische Theorie, die die Grundlage der Spracherlernung bildet, zu liefern. (Notabene: Wir benutzen hier wiederum mit systematischer Mehrdeutigkeit den Terminus ‚Theorie‘ – in unserem Falle eher ‚Sprach-Theorie‘ als ‚Theorie einer Einzelsprache‘ – indem er sowohl für die angeborene Prädisposition des Kindes, eine Sprache zu erlernen, steht, wie auch für den linguistischen Zugang zur Beschreibung dieses Gegenstandes.“⁶¹²

Wo es innerhalb eines systematischen Beschreibungs-Erklärungs-Zirkels keines (wirklichen, weltlichen) Korrelats oder externen Prüfkriteriums mehr bedurfte (nämlich nur

gegenwärtig vor sich gehen muß. Es besteht weiterhin auch kein Grund, zu erwarten, daß zuverlässige operationale Kriterien für die fundamentalen und weit wichtigeren theoretischen Begriffe wie etwa ‚Grammatikalität‘ (*grammaticalness*) und ‚Paraphrase‘ gefunden werden können.“ (Chomsky: *Aspekte*, a. a. O., S. 33 f.) Das meint, daß die Tiefenstruktur ist, weil sie ist; bzw. weil die generative Grammatik sie – im Grunde weder verifizierbar noch falsifizierbar – konstruiert. „Kurzum: Es sind leider keine adäquaten formalisierbaren Techniken bekannt, mit deren Hilfe zuverlässige Information über die Fakten der Sprachstruktur einzuholen wären (was auch nicht sonderlich überrascht).“ (Ebd., S. 33)

⁶⁰⁸ An den (überwundenen) taxonomischen Strukturalismus (Bloomfield) ergeht explizit der Vorwurf der „Beschreibungsadäquatheit“ (ebd., S. 17).

Laut Leuninger (a. a. O., S. 11) bezieht sich das Kriterium der Beschreibungsadäquatheit zunächst auf die einzelsprachliche Grammatik („Eine solche Grammatik muß Sätzen strukturelle Beschreibungen zuordnen und eine Unterscheidung zwischen wohlgeformten und abweichenden Sätzen erlauben“), es „läßt sich aber leicht auf die Theorie der Grammatik ausweiten“ (ebd.). „Eine Theorie ist nur dann erklärungsadäquat“, heißt es des weiteren, „wenn sie eine prinzipielle Grundlage dafür bereitstellt, eine beschreibungsadäquate Grammatik aus einer Menge von Grammatiken auszuwählen, die mit den Daten verträglich ist.“ (Ebd., S. 12) Die Theorie der Universalien (oder die alle Einzelgrammatiken erklärende Universalgrammatik) sichert also die Beschreibungsfähigkeit der Einzelgrammatik. Ohne beschreibungsadäquate Einzelgrammatiken kann es aber keine Universalgrammatik geben – sie liefern die beschreibungsadäquaten Sätze, die nun plötzlich erklären, daß sie beschreibungsadäquat sind.

⁶⁰⁹ Chomsky: *Aspekte*, a. a. O., S. 34

⁶¹⁰ Ebd., S. 39

⁶¹¹ Ebd., S. 40

⁶¹² Ebd., S. 41

der durch das Sprachmodell selbst angelegten Hypothesen und Verfahren), richtete sich die Norm für eine gelungene Sprachtheorie nach dem Maß der Selbstbeschreibungskompetenz,⁶¹³ nach der Kohärenz ihres Verfahrenszusammenhangs (wurde sie auch durch mehr und mehr Zusatzannahmen, wie dies in der Mathematik Usus ist, hergestellt⁶¹⁴). Bekräftigt wird sie quasi-naturalistisch aus der Prämisse, „daß die linguistische Kompetenz des Sprecher-Hörers

⁶¹³ Adäquatheit sollte ja explizit durch „die technischen Mechanismen zum Ausdruck eines Systems rekursiver Prozesse“, vulgo mit Verfahren auf den „Grundlagen der Mathematik“ (ebd., S. 19) generiert werden. Adäquatheit ist gegeben durch „ein Regelsystem, das auf explizite und wohldefinierte Weise Sätzen Struktur-Beschreibungen zuordnet“ (ebd.). Im Hintergrund des Regelsystems tauchen dann bisweilen die nie explizierten, weil nicht zu erhellenden oder höchstens durch die Psychologie oder die Neurophysiologie zu beschreibenden „mentalenen Prozesse“ der Black box (ebd.) auf.

In der popularisierten Form, mit der das *Funk-Kolleg Sprache* (a. a. O., S. 212) die linguistische communis opinio prägte, lösten sich die wissenschaftstheoretischen Probleme durch Glaubensbekenntnisse: Die Transformationsgrammatik „folgt [...] der Wissenschaftstheorie des Rationalismus, die hinter der beobachtbaren Realität [von Input- und Output-Vorgängen; J. R.] einen Bereich des Unerkannten, aber grundsätzlich objektiv Erkennbaren zuläßt und damit meist Züge der dialektischen Methode [?; J. R.] einbezieht. Erst dieses Konzept erlaubt es, den Gegenstand der Linguistik über die Daten hinaus auszudehnen und erklärungsnotwendige abstrakte Einheiten, Strukturen und Regeln anzusetzen.“ Dies geschehe auf Grund der gesicherten Annahme, daß der kompetente Sprecher „über ein Programm zur Erzeugung von Programmen für spezifische sprachliche Tätigkeiten des menschlichen Organismus“ (ebd., S. 216) verfüge, dessen „Struktur und Wirkungsweise“ jedoch unbekannt seien (ebd.).

Chomsky selbst bekundete in einer Anmerkung der *Aspekte* (a. a. O., S. 241), daß „wir [...] den traditionellen Mentalismus anerkennen [...]. Mentalistische Linguistik heißt nichts weiter als theoretische Linguistik, die Daten aus der Sprachverwendung (neben anderen Daten, z. B. solchen aus der Introspektion) benutzt, um die Sprach-Kompetenz zu bestimmen, wobei letztere als der primäre Untersuchungsgegenstand zu verstehen ist. Ein Vertreter des Mentalismus – in diesem traditionellen Sinn – benötigt keinerlei Annahmen über die mögliche physiologische Basis der mentalen Realität, die er untersucht. Insbesondere braucht er die Existenz einer solchen Basis gar nicht abzustreiten.“ Daß es sich hierbei um eine grundsätzliche wissenschaftsstrategische Entscheidung handelt, spricht Chomsky offen aus: „Tatsächlich ist die Entscheidung Mentalismus oder Antimentalismus in der Linguistik offenbar nur eine Sache der Zielstellung und der Interessen, nicht aber eine Frage von wahr und falsch, Sinn oder Unsinn.“ (Ebd.)

Eine wissenschaftstheoretische Reflexion ist das nicht; es ist eine Entscheidung, „ob man Wissenschaft betreiben will oder nicht“ (Tilman Borsche: *Sprachansichten. Der Begriff der menschlichen Rede in der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts*. Stuttgart 1981, S. 16), ob man sich für die Grundsatzentscheidung entschieden hat, „daß die generative Grammatik eine bestimmte Metaphysik der Erkenntnis immer schon voraussetzt und von daher wissenschaftlich argumentiert. Denn auf diese Weise sind Sprache und Geist schon von der Fragestellung her gelöst von dem Subjekt, das über sie spricht und sie zu erkennen trachtet.“ (Ebd., S. 15) So läßt sich – durch eine bestimmte Fragerichtung in einem genau definierten Fragefeld – *erklärbare Objektivität erzeugen*, die vom Ruch der Erörterung und der Zufälligkeit subjektiver Beigaben befreit ist. „Die Theorie fragt nicht danach, wie Erkennen und Sprechen des erkennenden und sprechenden Subjekts begreiflich seien, sondern danach, wie man das objektive Wissen über die Gegenstände Sprache und Geist sichern und vermehren könne.“ (Ebd.) – Zur wissenschaftshistoriographischen Kategorie der Entscheidung siehe Abschnitt II. 3. 1.

⁶¹⁴ Vgl. Wandruszka, a. a. O., S. 325: „Kartesisch ist die heutige Formallinguistik in ihrer auf Evidenz gegründeten Axiomatik, in ihrer mathematischen Methode, in den langen Ketten ebenso evidenter wie trivialer Aussagen“; sie produziere „surrealistische algebraische Gespensterlandschaften, die auf einen Salvador Dali warten“ (ebd.). „Das verräterischste Schlüsselwort der Formallinguistik stammt aus der Fachsprache der Mathematiker: *assumption*, die Annahme.“ (Ebd., S. 325 f.) Zu bieten habe man nichts anderes als „die Formalisierung der Ausnahmen und Ausnahmen der Ausnahmen in immer kleineren Sub-, Subsub-, Subsubsubregeln“ (ebd., S. 329). Borsche (*Sprachansichten*, a. a. O., S. 31) rekapituliert die Entwicklung der generativen Grammatik (unter Einbeziehung semantischer und pragmatischer Aspekte) als die „einer galoppierenden Vertiefung der jeweils tiefsten Strukturen“. Leuninger (a. a. O., S. 9) spricht dagegen von dauernden „Revisionen“, mit denen die „Konstruktion einer ihrem Anspruch nach psychologisch realen Grammatik“ verfeinert werde und die Ziele „einer erklärungskräftigen Theorie“ sowie einer „präzisierende[n] Generalisierung der Kategorien der Basis“ kontinuierlich verfolgt würden – dies alles auf der Grundlage einer „Theorie [...], die einen Wendepunkt in der Linguistik darstellt“.

die letztendliche Norm für die Bestimmung der Genauigkeit jeder angesetzten Grammatik, jeder Sprach-Theorie oder jedes Testverfahrens darstellt“⁶¹⁵, und zwar unbesehen der konkreten Umstände des Sprechens, des Bewußtseins des Sprechers oder des Wissens des Sprechers.⁶¹⁶

⁶¹⁵ Chomsky: *Aspekte*, a. a. O., S. 35 f. Stetter (*Schrift und Sprache*, a. a. O., S. 11) beschreibt Chomskys Verfahren als „Naturalisierung des formalen Sprachbildes“, die, die historische Genese der Schrift völlig beiseite schiebend, „für ein Abdriften der Sprachwissenschaft in eine Psychologisierung von Vorstellungen über Sprache [sorge], die ganz und gar der Schrift abgewonnen wurden“ (ebd., S. 15). Der Mentalismus führe somit zum Gegenteil dessen, was seine Befürworter in wissenschaftsnormativer Absicht postulieren: „In Chomskys Grammatik ist das Denken gefesselt, abhängig von einem syntaktischen Korsett, das ihm unveränderlich vorgegeben ist.“ (Ebd., S. 16) Genauer vgl. auch ebd., S. 229 ff.

⁶¹⁶ Folgerichtig klärt die Transformationsgrammatik den einzelnen über jene angeborene Kompetenzinstanz auf, auf die er unbewußt (oder sogar in dem Wissen, daß er ein Programm zum Bilden und Verstehen von Sätzen besitzt) ohnehin stets zurückgreift – wobei das Zurückgreifen die Defizienz des Konzepts der bloßen Sprachverwendung anzeigt und also eine wie immer aufgefaßte Idee sprachlicher Bildung, sprachlichen Reflexionswissens oder kultureller Kompetenz von vornherein aus dem Blick gerät. Man lehre den Sprecher, so Chomsky, „nichts Neues über seine Sprache, sondern wir ordnen die Dinge einfach nur in einer Weise an, daß ihm seine linguistische Intuition, die vorher verdeckt war, nun augenscheinlich wird.“ (*Aspekte*, a. a. O., S. 37) So daß der einzelne sich, transformationell in Kenntnis gesetzt, wie dazu äußern würde? „Ich wußte doch schon immer, daß ich spreche, daß ich Sätze bilden und Sätze verstehen kann. Jetzt sehe ich, daß ich es weiß. Wißt ihr auch, wie ich schreiben, Texte verfassen und beurteilen und wie ich mich in bestimmten Situationen sprachlich bemerkbar machen und welche Handlungen ich damit auslösen kann?“ – Die damit anklingenden Defizite haben Textlinguistik und Sprechakttheorie zu beheben versucht, allerdings auch im Rahmen eines Regel- und keines reflexiven Dialogmodells der Sprache, das „Sprechen als qualitativ anderes Handeln [verstünde], das sich Rechenschaft über seine Voraussetzungen zu geben“ (Maas: „Sprechen und Handeln“, a. a. O., S. 162) und sie zu modifizieren vermag.

Borsche (*Sprachansichten*, a. a. O., S. 23) interpretiert die Performanz daher zu Recht als praktisch bodenlose, weil asituative, geschichtslose und veränderungsunfähige, determinierte „Ausführung“ (Josef Simon [*Philosophie und linguistische Theorie*, a. a. O., S. 104] nennt sie „Aufführung“): „Die Performanz mag mehr oder weniger gut gelingen, sie ist als solche wesentlich unfrei gegenüber der ihr zugrunde liegenden Regel; denn sie ist nichts anderes als deren bedingte Realisierung.“ Oder anders: „Mit jedem ‚neuen‘ Satz, den er [der Sprecher; J. R.] versteht oder spricht, obwohl er ihn noch nie gehört hat, erfüllt er nur das System, das, wie der Igel im Märchen, immer schon vor ihm da ist. Diese Kreativität ist weder durch das System bedingt, das ihr nur eine leere Bahn öffnet, noch kann sie, umgekehrt, das System tangieren.“ (Ebd., S. 27)

Klar ist somit lediglich, daß der Kompetenzbegriff keinen Begriff sprachlicher Reflexivität oder Produktivität zuläßt und daß ihn nichts „mit dem kreativen Aspekt des Sprachgebrauchs“ (ebd., S. 17) in Berührung bringt. Deshalb ist auch die Rede von „sprachlichem Wissen“ irreführend. Wissen ist ein *knowing that*, ein (quasi wissenschaftliches) Sich-Verhalten-zu, ein Sich-Ausdrücken als ein Reden-Zu und Reden-über, ein – Neues und anderes erzeugendes – Deuten und komplexes, situatives Verstehen. Kompetenz ist ein instrumentales *knowing how*, die Kenntnis vom Können, eben zu ‚wissen‘, daß man über genetische Dispositionen, über das Gattungsmerkmal der Sprachkraft verfügt. Die „Annahme eines nicht ausdrücklichen, bewußtseinsunabhängigen ‚Wissens‘“ (Seebaß, a. a. O., S. 121, Anm. 119) darf nicht nur Verwechslung von bewußter Regelanwendung und -überschreitung einerseits und der Fähigkeit „zur Hervorbringung der betreffenden *Regularitäten*“ (ebd.) andererseits führen. „Daß man im letzteren Falle weiterhin sinnvoll von ‚Wissen‘ reden kann, scheint [...] mehr als fraglich.“ (Ebd., S. 121) Im Sinne Borschches (*Sprachansichten*, a. a. O., S. 9) handelt Chomsky somit von Sprache, indem er sie als Gegenstand behandelt, dem ein „gegenständliche[r] Sprachbegriff“ zugrunde liegt – oder ein vergegenständlichter, ein verdinglichter, ein zur (zweiten) Natur verdichteter Geistbegriff. Borsche kontrastiert ihn durch eine „philosophische Erörterung“, die „ein nicht-gegenständliches Moment des Begriffs der Sprache zur Geltung [bringt], ihr flüchtiges Dasein im jedesmaligen Sprechen“ (ebd.). – Vgl. auch Herbert Schnädelbach: „Bemerkungen über Rationalität und Sprache“. In: ders.: *Vernunft und Geschichte. Vorträge und Abhandlungen*. Frankfurt/Main 1987, S. 86: „Linguistische Kompetenz läßt sich als ein Computerprogramm denken, das unter idealen Bedingungen auch effektiv die Performanz generiert, die dann als ‚direkte Widerspiegelung der Sprach-Kompetenz‘ [so Chomsky; J. R.] gelten kann. Für kommunikative Kompetenz jedoch ist dieses Modell unzureichend, und zwar wegen des Handlungscharakters der Performanz [...]. [Somit] kann kommunikative Kompetenz nicht nur ein Vermögen der Regelbefolgung, sondern muß auch eines der Verfügung über Regeln sein. Wer aber Regeln außer Anwendung setzen kann, dem muß auch das Vermögen des intendierten Verstoßens gegen Regeln oder der kreativen

Gegenstand und Theorie/Modell fallen in eins.⁶¹⁷ Man kann dies als ontologische Identifikation⁶¹⁸ oder als ontologisierende Simulation bezeichnen.⁶¹⁹ Die rein immanente „Rechtfertigung einer generativen Grammatik“, aus der die externale, explikative (so Chomskys Terminus) Rechtfertigung immer schon hervorgegangen ist („aus Gründen der Übereinstimmung mit den sprachlichen Fakten“)⁶²⁰, hat Harald Weydt als quasi-fiktionales Darstellungssystem aus „Funktionsanalogien“⁶²¹ beschrieben, das nichts beweisen kann, was es nicht ohnehin schon (intuitiv) ‚weiß‘ (bzw. voraussetzt), und daher auf die unerkannte „mentale Realität“⁶²² immer schon schließen muß, um den eigenen Schlüssen überhaupt einen Halt verleihen zu können. Der wechselseitige Bezug zwischen Scheinkorrelat (also rein theoretischem Referenzobjekt, von notwendiger Grundannahme) und Simulation führt nicht nur zur (nach Chomsky: ‚mehrdeutigen‘) Identität von Sprache und Theorie, sondern setzt sie als Homomorphie von Objekt („Modelloriginal“) und Modell („Simulator“) voraus. Den

Regelveränderung zugetraut werden; genau dies aber sind [...] Strukturmerkmale von Rationalität als einem höherstufigen Dispositionsprädikat, dem in Chomskys Kompetenzversion nichts entspricht.“

Ungeachtet vieler diesbezüglicher Einwände hat Chomsky die nativistischen Prämissen weiterhin unter dem Label des ‚sprachlichen Wissens‘ präsentiert. Die Vorlesungen *Probleme sprachlichen Wissens* (Weinheim 1996, S. 3) etwa breiten das mentalistische Paradigma des sprachlichen Wissens als vor jeglicher Erfahrung und vor jeglichem Gebrauch liegendes System wiederholt aus. „Eine Person, die eine Sprache spricht, hat ein bestimmtes Wissenssystem entwickelt, das irgendwie im Geist und letztlich in einer physischen Konfiguration im Gehirn repräsentiert ist.“ Sprachliches Wissen ist weder etwas Erworbenes noch im Sprechen, im Tun, in der Rede Erzeugtes, Reflektiertes, Verwandertes, sondern eine neurophysiologische Tatsache und als solche Gegenstand des „Linguisten-Psychologen“ (ebd., S. 6).

⁶¹⁷ Daß dem gerade nicht so sei – im Gegensatz zum taxonomischen Strukturalismus –, wurde im *Funk-Kolleg Sprache* (a. a. O., S. 212) postuliert. Während der Strukturalismus „überhaupt keine Theorie der Sprache liefert, weil er das Verfahren der Analyse der Beobachtungsdaten mit der Theoriebildung einfach gleichsetzt“, soll in der Transformationsgrammatik „durch spekulative Experimente, indirekte Schlüsse und formale Hypothesen“ (ebd.) gewährleistet sein, die vom Strukturalismus nie durchdrungene Oberfläche durch tiefliegende „komplexe, mehr oder minder verdeckte, aber dennoch experimentell erschließbare Strukturen zu analysieren und zu beschreiben“ (ebd., S. 211), also dynamische Regelprozesse offenzulegen.

Zu fragen wäre, ob sich durch einen veränderten Modus operandi die Struktur der Sprachtheorie verändert. Wo ich naturwissenschaftliche Erklärbarkeit behaupte, indem ich etwas erzeuge (eine Theorie, ein Modell), das sich als erzeugt Erklärbares behaupten läßt (weil ja Grammatik und Grammatiktheorie identisch sein müssen und per definitionem strukturidentisch sind – die Transformationsgrammatik sei „eine Abbildung des geistigen Apparats“, heißt es z. B. ebd., S. 210), liefern ‚höher‘ angesiedelte Untersuchungs- und Experimentiertechniken noch lange nicht die Möglichkeit, aus dem Zirkel auszubrechen.

⁶¹⁸ Vgl. Lothar Paul: *Geschichte der Grammatik im Grundriß. Sprachdidaktik als angewandte Erkenntnistheorie und Wissenschaftskritik*. Weinheim/Basel 1978, S. 529 f.: „Chomskys Auffassung, ‚daß die Sprache auf einem Regelsystem beruht‘, durch das ‚ihre Wirkungsweise zu erforschen‘ sei, ist charakteristisch für den wissenschaftlichen Irrglauben, man könne und müsse die säuberlich vom Gegenstand getrennte Methode diesem unmittelbar als sein eigenstes Wesen und als Naturgesetz wieder implantieren.“

⁶¹⁹ Vgl. Wandruszka (a. a. O., S. 326): „Linguistik wird dadurch zu einem scharfsinnigen Denkspiel, das zu nichts anderem verpflichtet als zur Einhaltung der selbstgewählten Spielregeln.“

⁶²⁰ Chomsky: *Aspekte*, a. a. O., S. 43; vgl. dazu Borsche (*Sprachansichten*, a. a. O., S. 21): So „wird deutlich, daß eine generative Grammatik, die die adäquate Beschreibung einer natürlichen Sprache und gleichzeitig ein mathematisches Regelsystem sein soll, diese Sprache selbst als ein solches System voraussetzen muß.“

⁶²¹ Harald Weydt: „Das Problem der Sprachbeschreibung durch Simulation“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, a. a. O., S. 58. Damit löst sich auch das Problem von Baumann (a. a. O., S. 4): „Chomskys Begriff von ‚Theorie‘ ist mir unverständlich, da die Begriffe ‚grammar‘, ‚theory of language‘, ‚syntactic theory‘, ‚linguistic theory‘ [...] einerseits synonym verwendet werden und sich andererseits offenbar wechselseitig definieren sollen.“

⁶²² Chomsky: *Aspekte*, a. a. O., S. 14

daraus resultierenden „Anspruch, die Sprachfähigkeit zu simulieren“⁶²³, also die sprachlichen Universalien darzustellen⁶²⁴, hat hinwieder Eugenio Coseriu zurückgewiesen mit dem Hinweis, daß jede Sprachtheorie (die immer mit gegenstandsspezifischen Universalien umgehe, insofern sie nämlich über Kategorien verfügen muß, die universale Geltung beanspruchen, etwa jene des „Nomens“, des „Verbs“ etc.) zwingend zwischen Begriffen der natürlichen Sprache und ihrer Terminologie zu trennen habe: „man muß *Realbegriffe* und *Formalbegriffe* unterscheiden, d. h. Begriffe, die sich auf den Gegenstand einer Wissenschaft beziehen, und Begriffe, die die Postulate, Methoden und Verfahren dieser Wissenschaft betreffen.“⁶²⁵ Das bedeutet: „Die Universalien der Sprache (langage) müssen strikt von den Universalien der Sprachwissenschaft unterschieden werden.“⁶²⁶ Angesichts der doppelten Adäquatheitsbehauptung der Transformationsgrammatik müsse daher die „Metatheorie der Universalien [...] feststellen, daß es sich in diesen Fällen [der Rede von Tiefenstruktur und Transformation; J. R.] um Universalien der Sprachwissenschaft und nicht um Universalien der Sprache handelt.“^{627/628}

⁶²³ Weydt, a. a. O., S. 55

⁶²⁴ Vgl. Chomsky: *Aspekte*, a. a. O., S. 16 f.

⁶²⁵ Eugenio Coseriu: „Die sprachlichen (und die anderen) Universalien“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, a. a. O., S. 137. Das ist gegen Übergriffe der Theorie auf den Gegenstand gesagt, ohne die Notwendigkeit von Allgemeinbegriffen zu bestreiten. Ohne solche wäre keine Wissenschaft, und so kenne auch die Sprachwissenschaft „Formalbegriffe, die aus ihren eigenen inneren Erfordernissen gerechtfertigt sind, z. B. aus Gründen der Ökonomie, der Eleganz, der Einfachheit, der Kohärenz des Beschreibungs- und Analysesystems“ (ebd.). – Der Klärung metasprachwissenschaftlicher Zusammenhänge zugunsten einer „Wissenschaft von der Sprachwissenschaft“ dienen möchte etwa Peter Hartmann: *Zur Theorie der Sprachwissenschaft*. Assen 1961 (hier S. 3). In diesem Zusammenhang charakterisiert er Humboldts/Weisgerbers „Bestimmung der Sprache im ganzen [im ‚Wesen‘]“ als offene, sie könne „nach aufkommenden Gesichtspunkten fortgesetzt werden“ (ebd., S. 128).

⁶²⁶ Coseriu: „Universalien“, a. a. O., S. 136

⁶²⁷ Ebd., S. 143. So trifft auf Chomsky zu: „Die Universalien der Sprachwissenschaft sind vollkommen legitim auf der Ebene der Sprachwissenschaft, wenigstens in dem Sinne, in dem sie gebraucht werden, und in dem Maße, in dem sie auf dieser Ebene gerechtfertigt sind; und sie hindern nicht die Untersuchung der Universalien der Sprache, wenn sie nicht mit diesen verwechselt werden. Nun geschieht aber gerade dieses ziemlich häufig, d. h., man sagt eigentlich: ‚Die Einzelsprachen haben *x*, weil die Theorie (oder die Beschreibung) *x* hat (oder nötig hat).‘“ (Ebd., S. 138)

Wenn Coseriu „eine wahre Wucherung von Universalien, die mehr oder weniger begründet oder hypothetisch sind“ (ebd., S. 128), beobachtet hat, so mag das auch an Chomskys revolutionärem Imperativ gelegen haben: „Die Erforschung der linguistischen Universalien ist die Erforschung der Eigenschaften, die jede generative Grammatik einer natürlichen Sprache besitzen muß.“ (Chomsky: *Aspekte*, a. a. O., S. 44; Herv. J. R.) Statt ‚linguistische Universalien‘ hätte es hier freilich auch ‚sprachliche Universalien‘ heißen können. – Das Problem der Konstruktion einer Wirklichkeit als Wahrheit, aus welcher der Wirklichkeitsgehalt der linguistischen Theorie gewonnen wird, ist auch dadurch nicht zu beheben, daß man wiederholt auf die biologische Faktizität rekurriert, welche besagt, daß etwas sein muß, weil es ohne dieses Etwas etwas anderes (die beobachtbaren sprachlichen Daten und die beschreibbaren sprachlichen Strukturen, die Sätze) nicht geben könne. Wirklich ist somit das Faktische, das angenommen werden muß, wenn die Theorie nicht gegenstandslos oder ein reines mathematisches Spiel sein will. Wahr ist das Sprachmodell, das dem Faktischen gleich zu werden versucht – oder ihm je schon gleichgesetzt ist. (Vgl. etwa Leuninger, a. a. O., S. 14: „Wahre Universalien sind Universalien aus biologischer Notwendigkeit.“)

Ein Begriff der Sprache, der ihr angemessen wäre, kann sich hingegen nur an dem bilden, was das wirkliche Sprechen ist. Ob man das Sprechen nun lediglich als Datenmaterial (als Input fürs Modell) oder als

II. 2. 3. 8. Wesen, Wissen, Sprechen

An Kritik an dieser ausschließlichen, im Wortsinne radikalen sprachtheoretischen Konstitutionshaltung hat es, wie gesehen, nicht gemangelt – sei es, daß „eine transmathematische Theorie“⁶²⁹ gefordert wurde, sei es, daß überhaupt erst einmal konstatiert wurde, wie unklar die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der (oder einer bestimmten) Sprachtheorie sind (ob als Syntaxtheorie, Sprechakttheorie, Semantik etc.). Brigitte Schlieben-Lange hat im Vorwort des von ihr 1975 herausgegebenen Sammelbandes *Sprachtheorie* angedeutet, daß unter dem Eindruck und dem institutionellen Druck des Chomsky-Paradigmas noch immer (oder nunmehr, hätte Weisgerber gesagt) die „notwendigen Bestandteile einer dem Gegenstand Sprache *adäquaten* Sprachtheorie [...] fehlen“. Trotz aller Debatten, Streits und Grenzziehungen sei zu konstatieren: „In Wahrheit [...] hat eine Theorie-Diskussion, wie sie andere Wissenschaften durchgestanden haben (der Hinweis auf den Positivismusstreit der Soziologie scheint fast zu aufdringlich), in der

diejenige Wirklichkeit auffaßt, an der sich ein Reflexionsbegriff ihrer selbst finden lassen könnte (oder in der sich, nach Humboldt, das Wesen der Sprache zeigt), trennt tatsächlich die wissenschaftlichen Lager.

⁶²⁸ Analog Coserius Bemerkung zu Saussure: „Saussure betrieb keine Ontologie, sondern Methodologie“, weshalb die „Unterscheidung zwischen Synchronie und Diachronie nicht zur Theorie der Sprache, sondern zur Theorie der Sprachwissenschaft“ zu zählen sei (*Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München 1974, S. 21).

⁶²⁹ Wandruszka, a. a. O., S. 340. Borsche (*Sprachansichten*, a. a. O., S. 34) formuliert folgende Konsequenz: „Die Frage nach dem Begriff der Sprache selbst muß einen anderen Weg einschlagen. Sie könnte beispielsweise versuchen, die Differenz zwischen Begriff und Modell zu verdeutlichen. Dieser Versuch wäre ein Einstieg in das philosophische Problem der Sprache“, wie es Humboldt mit seiner Kritik des wissenschaftlichen Gebrauchs der Rede ins Spiel gebracht hat.

Eine Nebenbemerkung, die vielleicht etwas über theoretische Schulen und deren scheinbar starke personale Bindungskraft sagt, sei hier gestattet. Borsche konstatiert das Scheitern der Transformationsgrammatik, weil ihr schließlich ihr Gegenstand abhanden komme: „Am Ende hat sich gezeigt, daß der Grund der Sprache, der nach dem generativen Sprachbegriff durch syntaktisch-semantische Transformationen die Oberfläche bestimmen soll, nicht mehr zur Sprache gehört. [...] So wird die Sprachtheorie, die das Faktum der Kreativität zum definierenden Merkmal des Begriffs ihres Gegenstandes erhoben hat, durch innere Konsequenz dazu geführt, diesen Begriff aufzulösen. Der Begriff der Sprache zerfällt in die ‚natürliche‘ Aussagenlogik als eine universale Syntax auf der einen und in die ‚natürlich‘ gegliederte Faktenwelt als eine universale Semantik auf der anderen Seite. Wirkliche Sprachen lassen sich nur noch als je zufällige, doppelt spezifische Restriktionen dieser universalen Begebenheiten begreifen. [...] So bleibt das Dasein der wirklichen Sprachen mysteriös. Es ist das eines beliebigen Naturgegenstands, für den sich der Linguist von Berufs wegen, das heißt zufällig interessiert.“ (Ebd., S. 33) Die handschriftliche Anmerkung zu dieser Passage im Exemplar der Universitätsbibliothek Frankfurt/Main lautet: „Arsch“.

Nüchtern beantwortet Dieter Wunderlich (*Grundfragen der Linguistik*. Opladen 1974, S. 26) die Frage nach der Autonomie der Sprachwissenschaft, nach ihren (favorisierten) Problemen, Gegenständen und Methoden: „Antworten auf die Autonomiefrage haben primär den Charakter einer *Rechtfertigung*, und zwar vor allem *in institutioneller Hinsicht*: Wie läßt sich die Einführung und Abgrenzung besonderer Lehr- und Schulfächer begründen, wie die Entwicklung eigener Studiengänge und Unterrichtspläne? Wie kann man Geld und Personal für die Bearbeitung gerade dieser Probleme gewinnen? Welche institutionelle Gliederung ist wünschenswert und erforderlich?“ Daß Wunderlich die „terminologische Zuspitzung“ (ebd., S. 27) zwischen Weisgerber und der Chomsky-Schule demzufolge nur als „etwas Äußerliches“ gilt, verwundert geringfügig.

modernen Sprachwissenschaft noch nicht stattgefunden.“⁶³⁰ Deshalb sei es geboten, die sprachwissenschaftliche Arbeit „auf die – emphatische – Frage zurück[zu]beziehen, was Sprache eigentlich sei und welche Form der Theoriebildung ihr angemessen ist“.⁶³¹

Bezeichnenderweise stellt in ebendiesem Band Winfried Busse „die tabuisierte Frage, was eigentlich das ‚Wesen‘ der Sprache ausmache“⁶³², und er beantwortet sie im kritischen Durchgang durch instrumentale und funktionale Sprachauffassungen, die – wie etwa Hjelmslevs Glossematik als „ganz bestimmt aufgefaßte[] Wissenschaftlichkeit der Linguistik“ –, ausgerichtet an den ‚exakten Wissenschaften‘, „substanzbezogene[] Definitionen“ durch „relationell-funktionelle Definitionen sprachlicher Einheiten“ ersetzen.⁶³³ Die Einsicht, „daß mit Hilfe des glossematischen Funktionsbegriffs die Sprache nicht als Kulturgegenstand, sondern nur als mathematischer Gegenstand beschrieben werden kann“⁶³⁴, führt Busse schließlich über Bühlers und Jakobsons defiziente Intersubjektivitätskonzepte auf die metasprachliche Dimension der natürlichen Sprache als ihre wesentliche Eigenschaft⁶³⁵: die Reflektiertheit des Wortes im Sprechen; oder besser: die reflexive Vergegenständlichung der Sprache/des Denkens im jedesmaligen Sprechen, dem eigentlichen Sich-Ereignen des Bewußtseins. Dort, wo der Geist sich sprachlich produktiv objektiviert (und er tut dies, mit Humboldt anthropologisch zu reden, ‚mit Einem Schläge‘, also seit je, seit jener Emanation), kann sich der Geist selbst gegenüber treten, sich re-flektieren, sich wissen. Gelangt somit gegen „die rationalistische Instrumentalisierung der Sprache“⁶³⁶ ihr Wesen als „zeichenschaffende Tätigkeit“⁶³⁷ in den Blick, kommt sie nicht nur als epistemologische oder anthropologisch-kognitive Konstante der Ermöglichung von Denken/Erfahrung im Sprechen

⁶³⁰ Brigitte Schlieben-Lange: „Vorwort“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, a. a. O., S. 7 (Herv. J. R.)

⁶³¹ Ebd., S. 9

⁶³² Ebd., S. 8. Diesem ‚antikonjunkturellen‘ Fragezusammenhang widmete sich etwa auch der 1972er Sammelband *Sprache und Erkenntnis* (das Vorwort spricht vom „Verständnis für das Wesen der Sprache“ und von seiner „adäquate[n] philosophische[n] Bewältigung“), in dem Weisgerbers Beitrag „Die sprachlichen Zugriffe in der Erkenntnislehre“ neben Aufsätzen u. a. von Apel, Gadamer und Liebrucks steht. Vgl. auch Weisgerber 1973, S. 96: „Noch tiefer Wurzeln die Fragen, die mit dem Wesen der Sprache zusammenhängen. Es wird heute oft genug gespöttelt über Leute, die es nicht lassen können, nach dem Wesen des Gegenstandes ihrer Arbeit zu fragen.“

⁶³³ Winfried Busse: „Funktionen und Funktion der Sprache“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, a. a. O., S. 210

⁶³⁴ Ebd.; vgl. auch Hans Glinz („Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philosophie“. In: *Ehrengabe zum Germanistentag*, a. a. O., S. 54), der „die unvollkommene, vielfältig geschichtete, aber dafür alle Lebensgebiete umfassende [Zeichenwelt] der Sprache“ fundamental unterscheidet von jener folgerichtig aufgebauten der Mathematik und diese Trennung zur Grundlage bestimmt, „Einsicht zu gewinnen in den Zusammenhang von Sprachbesitz und Denkfähigkeit, von Sprachgemeinschaft und Kulturgemeinschaft, ja überhaupt von Sprache und Menschenwelt und -geist“ (ebd., S. 49). Glinz’ Hinwendung zu einem strukturalistischen Wissenschaftsideal soll hier keine Rolle spielen, allerdings darf erwähnt sein, daß er der Verwechslung von Sprachwissenschaft und Sprache entschieden entgegentritt und in der sprachwissenschaftlichen Exaktheit lediglich das Ziel definiert, „dadurch die Bahn frei zu machen, durch die Zeichen hindurch zu einem möglichst wahren und vollen Verständnis des Menschen und seines Lebens in der Welt“ (ebd., S. 61) zu gelangen.

⁶³⁵ Vgl. Busse, a. a. O., S. 219

⁶³⁶ Ebd., S. 230

⁶³⁷ Coseriu: *Synchronie, Diachronie und Geschichte*, a. a. O., S. 39

zum Vorschein, sondern als geschichtlich-kommunikativ gestaltete und zu gestaltende Form, als in ihrer Gestalt als Tradition (resp. Bedeutung, Sinn, d. h. intersubjektiv teilbare Gehalte) zu deutende und umzugestaltende Sprechfähigkeit, als gemeinschaftserzeugende, *gesellige* Rede.⁶³⁸ „Die wesentliche Finalität der Sprache“, so Busse, beruht also darauf, „daß die Sprache nicht instrumental auf das Denken bezogen ist, sondern *medial*“.⁶³⁹

Das haben Hegel wie Humboldt gesehen.⁶⁴⁰ Humboldts Überlegungen zum Verhältnis von Geschichtlichkeit, Sozialität und Individualität situieren den Gedanken der Gattungsfinalität unwiderruflich im konkreten Bedürfnis des einzelnen, sich die Welt verständlich zu *machen*, sie zu *erschließen*.⁶⁴¹ Diese aus der körperlich-geistigen Bedürfnisstruktur heraus notwendige Selbstausslegung als Selbsterhaltung *und* als Beweis der Freiheit des Individuums realisiert sich aber immer schon im Geflecht der gleichsam anthropologisch angezeigten Intersubjektivität.⁶⁴² Selbstausslegung heißt daher nicht

⁶³⁸ Vgl. Hans-Georg Gadamer: „Die Unfähigkeit zum Gespräch“. In: *Sprache – Brücke und Hindernis*, a. a. O., S. 177: „Sprache ist nur im Gespräch. Mag immer Sprache kodifizierbar sein, in Wörterbuch, Grammatik und Literatur eine relative Fixierung haben, ihre eigene Lebendigkeit, ihr Veralten und Sich-Erneuern [...] – all das lebt von dem lebendigen Austausch der miteinander Sprechenden. Sprache ist nur im Gespräch.“

⁶³⁹ Busse, a. a. O., S. 230

⁶⁴⁰ Josef Simon („Aspekte“, a. a. O., S. 31) spricht in bezug auf Hegel vom „Vermögen *eines* urteilenden Subjekts als Vermittlung von Person zu Person“. Das allerdings gilt nicht mehr für den späteren Hegel der *Enzyklopädie*, der die dialogische Konstitution und alterisierende Funktion der Sprache vollständig übergeht; vgl. Trabant: *Traditionen Humboldts*, a. a. O., S. 170 ff.

⁶⁴¹ Vgl. Humboldt: *Entwicklung*, a. a. O., S. 412 (Herv. J. R.): „Indem die Sprachen nun also in dem von allem Misverständnis befreiten Sinne des Worts Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie dennoch *Selbstschöpfungen der Individuen*, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, dass jeder das Verständniß aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen.“

Vgl. auch Josef Simon (*Philosophie und linguistische Theorie*, a. a. O., S. 117 f.): „Das individualisierende Prinzip Humboldts, das fließend von der Idee eine ‚Sprache überhaupt‘ über die der nationalen Sprachen, von Sprachen der ‚verschiedenen Klassen einer Nation‘ bis zur ‚eigenen Sprache‘ des produktiven Individuums verläuft, stößt sich quasi an der Idee einer transzendentalen Grammatik ‚einer jeden Sprache‘ (Kant) als oberem Grenzwert ab und hat als unteren Grenzwert die Vorstellung einer ‚eigenen Sprache‘ einer einzelnen Person.“

⁶⁴² Insofern ist die Bestimmung des *Wesens der Sprache* jene ihres Wesens in der *Erscheinung im Sprechen*, nicht mehr die transzendente Synthesis des vereinzelt Vernunftwesens. Die Theorie der Sprache schreitet daher von der epistemologischen zur dialogischen Konstitution fort, in der sich die (in gewisser Weise unzulässige, aber konstruktiv abstrakte) anthropologische Begründung des sprach- und vernunftbegabten Wesens, des *zoon logon echon*, mit der Begründung des gesellschaftlichen Wesens, des *zoon politikon*, vermählt – um schließlich das Vermögen der Sprachlichkeit, mithin das Denken, selbst als unabdingbar gesellschaftliches zu erweisen: „Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch *versteht sich selbst* nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andre[n] versuchend geprüft hat. Dies liegt schon in dem allgemeinen Grunde, dass kein menschliches Vermögen sich in ungeselliger Vereinzelung entwickelt“ (Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 195 f.). (Vgl. auch die Parallelen zu Herder: *Ursprung der Sprache*, a. a. O., S. 119: „[W]ie wenig würde doch der Einsame, selbst der einsame Sprachenphilosoph, auf seiner einsamen Insel erfinden!“)

Erstaunlich sind die Übereinstimmungen mit einer kurzen, zu einem gewissen Ruhm gelangten Passage aus der *Deutschen Ideologie* von Marx und Engels (*Die deutsche Ideologie. Werke* Bd. 3, Berlin 1983, S. 30). Dort wird die gesellschaftlich-geschichtliche, also materielle Produktion von „Bewußtsein“ oder „Geist“ als *Tätigkeit* eines tönenden, sich artikulierenden Erdenwesens verstanden, das als solches ein gesellschaftlich *bedürftiges* ist und sich dessen bewußt wird im *Sprechen*, das seinerseits *reflexiv* die Sprachlichkeit als Tätigkeit zu Bewußtsein bringt, in und mit der der einzelne seine Einzelheit *und* seine Gesellschaftlichkeit *erfährt*, weil er

bedingungslose, feindselig-instrumentelle Selbstbehauptung, sondern Selbstwerdung als ersehnte Anerkennung der Einzelheit im Ganzen. So schießen die Momente der Einzelheit, der Sozialität, der Einzelsprachlichkeit und der Menschheit im Wesen der Sprachlichkeit als einer Totalität der Versöhnung zusammen, in welcher sich der „Zusammenhang des Einzelnen mit einem, die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen“⁶⁴³ erweist. Humboldt unterbreitet dergestalt eine, wie gezeigt, transzendentaldialogische (Wesens-)Begründung der Gesellschaftlichkeit der Sprache und des Menschen; die Wesenheit des Sprechens und des Sprechenden erweist sich im Hörenden: „Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blossen Denkens nach einem dem *Ich* entsprechenden *Du*, der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen.“ Und: „[...] die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich, nur indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort muss also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen.“⁶⁴⁴

„Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen, mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesammten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist nothwendig an Geselligkeit geknüpft“⁶⁴⁵, stellt Humboldt die allgemeinsten Bestimmungen voran, um sie dann aus den verschiedenen angedeuteten Perspektiven so zu synthetisieren, daß kein Moment Oberhand gewinnt und

sich durchs je konkrete Sprechen zur Welt und zu anderen bewußt *verhält*. Somit ist Sprache/Sprechen ein Sich-Verhalten-zu, ein selbst-bewußtes, alterisierendes, nicht monologisierendes Handeln: „Der ‚Geist‘ hat von vornherein den Fluch an sich, mit der Materie ‚behaftet‘ zu sein, die hier in der Form von bewegten Luftschichten, Tönen, kurz der Sprache auftritt. Die Sprache ist so alt wie das Bewußtsein – die Sprache *ist* das praktische, auch für andre Menschen existierende, also auch für mich selbst erst existierende wirkliche Bewußtsein, und die Sprache entsteht erst aus dem Bedürfnis, der Notdurft des Verkehrs mit andern Menschen. Wo ein Verhältnis existiert, da existiert es für mich, das Tier ‚*verhält*‘ sich zu Nichts und überhaupt nicht.“ (Auch Humboldt hatte ja davon gesprochen, daß das Tier nicht *verstehe* – und somit auch nicht des Mit-Denkens, des Sich-ins-Verhältnis-Setzens bedürfe; vgl. *Über Denken und Sprechen*, siehe Anm. 37 dieses Abschnitts.)

Vgl. auch Schaff (a. a. O., S. 141): „Denken und Gebrauch der Sprache muß man auffassen als zwei Seiten eines einzigen, einheitlichen Prozesses der menschlichen Welterkenntnis, der Reflexion über die Erkenntnis und auch die Selbsterkenntnis und der Mitteilung der Ergebnisse dieser Erkenntnis an andere.“ (Die ‚Mitteilung‘ wäre allerdings schon in den ‚Gebrauch‘ hineinzunehmen gewesen; dafür schließt hier der geschichtliche Prozeß der Welterkenntnis fundamental die gesellschaftliche Reproduktion, sprich die Arbeit mit ein.)

Vgl. ebenso den ideengeschichtlichen Abriss von Klaus Welke: „Herder – Humboldt – Marx. Zum Verhältnis von Sprache und Bewußtsein“. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschaftsw. Reihe*, 1984, Nr. 5, S. 495–498; und: Ulrich Erckenbrecht: *Marx' Materialistische Sprachtheorie*. Kronberg/Ts. 1973

⁶⁴³ Humboldt: *Entwicklung*, a. a. O., S. 409

⁶⁴⁴ Humboldt: *Dualis*, a. a. O., S. 138 und 139

⁶⁴⁵ Humboldt: *Entwicklung*, a. a. O., S. 408

gleichzeitig allen Seiten der Sprache – und d. h.: allen Seiten des Menschen, seinen leiblichen, geistigen, gesellschaftlichen Bedürfnissen⁶⁴⁶ – die notwendige Aufmerksamkeit widerfährt. In die Theorie der Sprache ist somit eine vollständige Lehre vom Menschen eingelassen, und jene verkennt nicht, ihren ‚Gegenstand‘ auch als Naturwesen zur Kenntnis nehmen zu müssen: „In dem gleichsam nur vegetativen Daseyn des Menschen auf dem Erdboden treibt die Hilfsbedürftigkeit des Einzelnen zur Verbindung mit Anderen und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständniss durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung, auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüths, nur durch diese letztere möglich, und die Sprache verlangt, an ein äusseres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu sein. Der articulirte Laut reisst sich aus der Brust los, um in einem anderen Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung, dass es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse und daher fähig, der in seinen Empfindungen liegenden mannigfachen Sehnsucht zu begegnen, um ihn her giebt. Denn das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird, da doch jeder Einzelne das Gesamtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt.“⁶⁴⁷ Aus Humboldts Einsicht in das „Streben und de[n] durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte[n] Keim unauslöschlicher Sehnsucht“⁶⁴⁸ folgert Busse daher rechtens: „Durch diese der Sprache innewohnende Finalität ist die *Autonomie des Gegenstandes der Linguistik* und der Linguistik selber gegeben.“⁶⁴⁹

Letztere Positionsbestimmung für die und in der Linguistik basiert auf einer die kognitivistische Dimension des Wissenschaftsfeldes und -begriffs einschließenden und zugleich überschreitenden, also i. S. Weisgerbers weiten Auffassung von Sprachwissenschaft. Erkenntnistheoretische Fragen sind daher, sofern oder weil sie Fragen der Sprache sind, nicht in szientistischer Verengung befriedigend lösbar. Kognitive Probleme stellen sich im Medium der Sprache, die immer schon ein Sprechen und als solches auch ein Sprechen-über-Sprechen ist. Erkenntnistheoretische Fragen, die im Modus der ‚natürlichen‘ metasprachlichen Reflexion gestellt werden, erweisen sich daher immer auch – in zweiter und in dritter

⁶⁴⁶ Vgl. die äquivalente Bestimmung der drei Momente der Artikulation (Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 194): „das intellectuelle Streben nach Aeusserung, das Empfindungsbedürfniss der Hervorbringung des Schalls, und die Nothwendigkeit gesellschaftlicher Wechselwirkung“.

⁶⁴⁷ Humboldt: *Entwicklung*, a. a. O., S. 408

⁶⁴⁸ Ebd., S. 408 f. Daher ist die Sprachverschiedenheit Voraussetzung der Verständigung. Die „Beschränkung der allgemeinen Natur“ (ebd., S. 394) erst macht Verstehen möglich, weil Verstehen nicht ohne Nicht-Verstehen sein könnte. Und „gerade auch durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt, und die Ausschliessung kann dennoch dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, dass mehrere solche Eigenthümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen.“ (Ebd., S. 395)

⁶⁴⁹ Busse, a. a. O., S. 233 (Herv. J. R.)

Dimension – als Fragen der Historizität und der Sozialität der Sprache; älter geredet: als Fragen nach der Geschichtlichkeit der Sprache(n) sowie nach dem dialogisch-gesellschaftlich bedingten und inspirierten Handlungs-/Tätigkeitscharakters des Gesprochenen und des je wieder intersubjektiv motivierten Sprechens.⁶⁵⁰ Folglich widmet sich Schlieben-Lange in besagtem Band Fragen der *Selbstreflexivität* der Sprache⁶⁵¹, Ulrich Knoop solchen der *Historizität*.⁶⁵² Ihr Drittes finden sie in Überlegungen zur einer *Sprachtheorie*, die der

⁶⁵⁰ Vgl. auch Gerhardt (a. a. O., S. 22): „Das erkennende Subjekt, das die Welt und sich selbst durch Sprache erfährt, wird von [...] Humboldt nicht mehr, wie im klassischen Rationalismus des 17. Jahrhunderts, abstrakt-ungeschichtlich verstanden, sondern als historisch und gesellschaftlich gebundene Subjektivität eingeführt. Der Historizität des Bewußtseins entspricht die Historizität der Sprache, denn in ihr wird die historische Gebundenheit unmittelbar gespiegelt. Sprache hat damit nicht nur syntaktische und semantische Funktion, sie ist zugleich ein historisch und gesellschaftlich bestimmtes pragmatisches System.“ – Damit klingt auch das große Weisgerbersche Thema der Sprachgemeinschaft an. Inwiefern Weisgerber in diesem Kontext das bei Humboldt fundierend-korrelierende Thema des Subjekts bearbeitet, wird noch zu diskutieren sein.

⁶⁵¹ Brigitte Schlieben-Lange: „Metasprache und Metakommunikation. Zur Überführung eines sprachphilosophischen Problems in die Sprachtheorie und in die sprachwissenschaftliche Forschungspraxis“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, a. a. O., S. 190, wo es heißt, „daß die Möglichkeit des Sprechens über Sprache ein Kernpunkt aller Sprachphilosophie sein muß“. Gegen die Eliminierung der „Reflexivität natürlicher Sprachen aus der Wissenschaftssprache“ (ebd.), wie sie Russell, Carnap u. a. betrieben, steht die „Theorie einer hermeneutischen Wissenschaft“ (ebd., S. 189): „Es muß davon ausgegangen werden, daß Sprache sich *gesellschaftlich* konstituiert, daß sie nur im Dialog zum System wird. Die Kompetenz des Sprechers ist wesentlich multilingual in dem Sinne, daß er aufgrund der reflexiven Struktur der Sprache, die in der metasprachlichen Funktion festgemacht ist und in metakommunikativen Äußerungen explizit gemacht wird, andere Sprachspiele erkennen und erlernen kann.“ (Ebd., S. 193) Und: „In der reflexiven Struktur der Sprache ist ihre Geschichtlichkeit begründet.“ (Ebd., S. 199) – Ähnlich auch Karl-Otto Apel („Noam Chomskys Sprachtheorie“, a. a. O., S. 51, Anm. 101), der die Regularität der Sprache als reflexive Regelverwendung verstanden wissen will, insofern sich Sprachregeln nur in einer „Besinnung“ fassen lassen, „in der sich der kompetente Sprecher mit sich selbst über die geltenden Regeln eines Sprach-Spiels zu verständigen und sein ‚knowing how‘ umzusetzen versucht“. Vgl. in diesem Sinne auch Hans-Michael Droysner: *Grundlagenstudien zur Linguistik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen der sprachphilosophischen Konzeptionen Humboldts, Chomskys und Wittgensteins*. Heidelberg 1980, S. 34 ff.

Für Josef Simon (*Philosophie und linguistische Theorie*, a. a. O., S. 110) erweist sich die metasprachliche Produktivität bzw. die Selbstreflexivität der Sprache mit Humboldt in der – gegen Kant formulierten – Insistenz auf die Dynamik des Sprechens. Selbstreflexivität eröffnet sich somit in der (lebens-)geschichtlichen Perspektive: „Erkenntnisvermögen und Bezeichnungsvermögen sind nicht mehr wie bei Kant (oder auch in der Konsequenz der die konkrete Bezeichnung an der Oberfläche von der tieferliegenden Bedeutung abhebenden Transformationsgrammatik) einander abstrakt entgegengesetzt. Hier ist nicht scharf zwischen Objekt- und Metasprache unterschieden. Vielmehr ist nachfolgendes Sprechen im Prinzip immer schon als ‚metasprachlich‘ gegenüber vorangegangenem angesehen.“

⁶⁵² In Auseinandersetzung mit einem auf einer verabsolutierten Variante des Saussureschen Synchronie-Postulats basierenden Programm der „systematischen Statizität“ (Ulrich Knoop: „Die Historizität der Sprache“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, a. a. O., S. 167). Zu Recht greift Knoop auf Humboldt zurück, insofern das in der Verstehensstruktur der Sprache sich zeigende und „waltende Prinzip der Produktivität die Unveränderlichkeit ausschließt“ (ebd., S. 175). Daraus sei die historisch-hermeneutische, die kulturtheoretische Perspektivierung der Linguistik abzuleiten: „Wenn das Individuum im Sprechen und Verstehen am historischen Prozeß der Sprache teilhat, so nicht nur im Sinne des Vorübergehenden (Wandel), sondern auch in dem Sinne, daß Sprache ein Moment der Geschichte ist und damit auch das Gesamtergebnis der vorausgegangenen Entwicklung in sich enthält.“ (Ebd., S. 175 f.)

Jede sprachliche Äußerung verändert also die Sprache und historisiert sie gewissermaßen; sie kann dies aber nur vor dem Hintergrund eines Vorhandenen, eines historisch Gewordenen, das als Korpus von Regeln gedacht sein muß, um eine Äußerung auch als verstehbare tun zu können. Insofern ist die Sprache nie als Ganzes gegeben, noch ist sie jemals als ein abgeschlossenes Ganzes, fertig Gefügtes denkbar. Sie ist, weil wesentlich Sprechen, *immer im Fluß, aber nicht aus den Fugen*.

Vgl. auch Karel Kuypers: „Die Geschichtlichkeit der Sprache und die Aufgabe der Philosophie“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, a. a. O. Kuypers plädiert für eine „humanistische Sprachkonzeption“ (ebd., S. 389), eine „Hermeneutik der menschlichen Existenz“ (ebd., S. 390), die die „Möglichkeit zum Auslegen seiner

geschichtlichen Reflexion *über* die Sprache und der systematischen Reflexion *in* der Sprache selbst adäquat, und d. h. in *sprachphilosophischer* Rückversicherung zum Ausdruck verhelfen kann.⁶⁵³ Sprachphilosophisch zu handeln aber heißt: der Linguistik ihren *autonomen* Status

selbst und der Wirklichkeit“ (ebd.) gegen das ahistorische und philosophiegeschichtsvergessene Ideal einer formallogischen Semantik und Syntax verteidigt. Ziel ist es, einen Universalismus zu bewahren, der sich gerade im Pluralismus der Sprachen – in der „Pluriformität dieser Weltansichten“ (ebd., S. 404) – zeige: „Die Einsicht in die Geschichtlichkeit auch der Logosidee, welche Einsicht notwendigerweise eine Relativierung enthält, braucht nicht dazu zu führen, die im Logos anwesende Idee menschlicher Freiheit und Gebundenheit, von Einheit und Zusammenhang im Erkennen, Wollen und Fühlen aufzugeben. Das Bewußtsein einer Grenze kann auch befreiend wirken. Nach Hegel überschreitet man dadurch schon diese Grenze.“ (Ebd., S. 405)

Ebd. führt auch Johannes Lohmanns – stark an Weisgerber erinnernde – Kritik kybernetischer Sprachmodelle sowie der Auffassung, es gebe eine reine Objektsprache, auf die geschichtliche Normierung als von der Sprache zur Verfügung gestellte Weltaneignungsmodalität: „Als solches existierendes Normen-Bewußtsein ist die natürliche Sprache als solche eine individuell unbewußte Vernunft [...]. Diese, in der Geschichte sich bildende, unbewußte Gestalt der Vernunft ist die eigentliche Geschichtlichkeit der Sprache“ („Zeichen, Rede, Schrift“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, a. a. O., S. 438). – Insgesamt steht Lohmann für den seinerzeit neben Liebrucks wohl am breitesten angelegten Versuch, die Sprachphilosophie zu reetablieren und eine „wirkliche Sprachwissenschaft“ zu entwerfen, die es, Lohmann zufolge, noch gar nicht gebe. (Vgl. Johannes Lohmann: *Philosophie und Sprachwissenschaft*. Berlin 1965, S. 236) Dabei radikalisiert er sein Unterfangen, an Kant und Finck (!) anknüpfend „eine Art von ‚kopernikanischer Wendung‘ [...] herbeizuführen“ (ebd., S. 7) und „erstmalig eine wissenschaftlich begründete Sicht auf das *Ganze* des Phänomens zu ermöglichen“ (ebd., S. 8), so weit, daß er Weisgerbers Konzept des ‚Wortens der Welt‘ (vgl. ebd., S. 54) und der sprachlichen Zwischenwelt auf der Grundlage einer rein transzendentalen „Sinnform der Sprache“ beinahe konstruktivistisch noch übersteigt: „Sie ist [...] nicht eigentlich (wie Leo Weisgerber [...] meint) eine ‚Zwischen-Welt‘ zwischen dem erkennenden Subjekt und der realen Objektivität. Vielmehr ist sie für den IN der betreffenden Sprache lebenden *die Welt selbst*“ (ebd., S. 98).

⁶⁵³ Wulf Oesterreicher: „Sprachtheorie. Zur Problematik der Verwendung eines Terminus“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, a. a. O., S. 81 ff. Oesterreicher analysiert die unzähligen Äquivokationen des Begriffs „Sprachtheorie“ (siehe hierzu auch Abschnitt II. 1., Anm. 32) und weist diverse Konfusionen in der modernen Linguistik nach, wenn verschiedene Schulen jeweils ungeklärte, sich ausschließende Termini wie „Sprachphilosophie“, „Sprachwissenschaft“, „Philosophie der Sprache“ verwenden – eine die ausdifferenzierte Disziplin ergreifende Generalkonfusion oder „terminologische[] Verwilderung“ (ebd., S. 93), der auch Weisgerber entschieden entgegentrat. Oesterreichers metamethodologische Untersuchung plädiert für eine transzendentalphilosophische und hermeneutische Fragestellung, wie sie etwa Apel vertritt (vgl. auch Erich Heintel: *Einführung in die Sprachphilosophie*. Darmstadt 1971), um die „linguistische[] ‚Monolithik‘“ (ebd., S. 104) zu überwinden und „einen translinguistisch zu legitimierenden Begriff der menschlichen Sprache“ (ebd., S. 101) wieder einzuholen, ohne in eine bestimmte Spielart der sprachphilosophischen Esoterik zu verfallen. Zurückgewiesen wird damit nicht nur die oben schon diskutierte systematische Verwechslung bzw. Identifikation von Terminologie/Modell und Gegenstand in der Transformationsgrammatik sowie eine sich daran anschließende, „durch nichts gerechtfertigte Überheblichkeit gegenüber fundierten Sprachanalysen“ (ebd., S. 94), sondern zugleich die *inadäquate* Betrachtung des Kulturobjekts Sprache als mathematisches oder als Naturobjekt. Diese vorsätzliche Restriktion der Sprachtheorie, die nunmehr „bloß ‚linguistische Sprachtheorie‘“ (ebd., S. 112) sein soll, führe zu zweierlei: „Entweder sie resigniert zu *agnostizistischer* Beliebigkeit, oder aber sie verschreibt sich einem naiven *Dogmatismus*. Beide Standpunkte sind insofern als positivistisch im strengen Sinne zu verwerfen, als sie die Frage nach dem Gegenstand und der ihm adäquaten wissenschaftlichen Behandlung vorgängig eliminieren.“ (Ebd.) Der theoriestrategische Hintergrund ist evident: „Die substantiellen Grundbegriffe der Sprachwissenschaft, also ihre sprachtheoretischen Optionen, sind Voraussetzungen der einzelwissenschaftlichen Objektausgrenzung; sie sind als ‚linguistische Sprachtheorien‘ bloß Aspekte, Teilbestimmungen und keineswegs das Ganze einer Theorie der Sprache. Diese Grundbegriffe dienen gegenüber benachbarten Forschungszweigen der notwendigen Abschirmung der Einzelwissenschaft Linguistik“ (ebd., S. 113).

Aus dieser Standortbestimmung zieht Oesterreicher zwei Konsequenzen: Notwendig sei eine *historiographische* Betrachtung der Sprachwissenschaft selbst und eine offen reflektierte sprachphilosophische Orientierung der Linguistik. D. h.: Die „einzelwissenschaftlichen Spezialisierungen und Partialisierungen sowie die zu den ‚abstrakten Objekten‘ führenden Idealisierungen sind nicht ein für allemal vorgegeben und in sich homogen; gerade die Entwicklung der modernen Linguistik und ihrer Strömungen zeigt uns ganz deutlich, daß die Sprachwissenschaft ‚historisch‘ zu begreifen ist, selber Geschichte hat“ (ebd.; S. 103). Und: „‚Sprachtheorien‘ als Theorien über Aspekte der Sprache können nicht *unabhängig* von *Sprachphilosophie*

zurückzuerstatten, also Wissenschaft als Selbsttätigkeit zu begreifen und sie selbsttätig zu betreiben, mithin dialogisch zu realisieren (als ein sich Verständigen über das Sich-Verständigen)⁶⁵⁴, statt sie nach Maßgabe der instrumentellen Vernunft in einen Rahmen technisch kontrollierten und technische Kontrolle generierenden Wissens einzuspannen. Laut Adorno nämlich eignet der Philosophie ein Gegenstandsverständnis, dessen *wesentliche* Gehalte (etwa, i. S. Humboldts, die Integrität und Autonomie des einzelnen und die Orientierung auf die *Conditio humana*, die Gattung, jenseits sozialer und bildungsbedingter Stratifikationen) in den Verfahrensrationalitäten der Einzelwissenschaften nicht einzuholen sind: „Es soll sich in der Philosophie um Dinge handeln, die wesentlich, für jeden Menschen wesentlich sind und die mit der Arbeitsteilung in unserer Gesellschaft und gar mit der Arbeitsteilung innerhalb der einzelnen Wissenschaften nicht erledigt werden können.“⁶⁵⁵

II. 2. 3. 9. Sprachphilosophie vs. linguistische Theorie

sowie den Ergebnissen der *gesamten Sprachforschung* sein; sie bleiben, wie sie ihren Gegenstand auch bestimmen, immer auf Aspekte eines umfassenden Sprachbegriffs orientiert“ (ebd., S. 99).

Wie dem Postulat einer historischen und systematischen Reflexivität der Sprachwissenschaft letztlich Genüge geleistet werden kann, ist allerdings zunächst einmal in eine Frage zu kleiden: „Soll und kann für den Gesamttraum wissenschaftlicher Sprachforschung ein substantieller Sprachbegriff gesucht, gefunden und legitimiert werden, wie ihn etwa Hans Glinz in ‚Ansätze zu einer Sprachtheorie‘ fordert?“ (Ebd., S. 102)

⁶⁵⁴ Daraus resultieren konkrete didaktische Fragen: Wie lese ich (theoretische) Texte? Welche Hintergründe (Alltagswissen, theoretisches Wissen) muß ich offenlegen? Wie erörtere ich Texte, d. h.: Wie erlangen Argumente Geltung gegenüber anderen? Wie deute ich die Deutung von Texten? Was tun wir, wenn wir sprachlich über das Wesen der Sprachlichkeit handeln? – Die konträre Auffassung orientiert sich eher an der strengen Einübung eines Modells und seiner methodischen Vorschriften, der experimentellen Überprüfung der Hypothesen, der Modellerweiterung etc.

⁶⁵⁵ Theodor W. Adorno: *Philosophische Terminologie*. Bd. 1, Frankfurt/Main 1973, S. 9. Mit den Gehalten korrespondiert Adornos Ablehnung der deduktiven Logik und der subsumtiven Organisation der Gedanken. Philosophie als „eine Verhaltensweise des Bewußtseins“ (ebd.) müsse vermeiden, „von festen, fixierten Oberbegriffen auszugehen“ (ebd., S. 8), und dürfe „nicht im herkömmlichen Sinn an Systematik sich binde[n]“ (ebd., S. 7). Wo hier das Bild einer Argumentation entsteht, in der sich alle Sätze eines Textes in gleicher Entfernung zum (negatorischen) Mittelpunkt befinden, spricht Adornos Kritik des Szientismus *ex negativo* die hermeneutische Erschließung dieser Mitte aus: „Der Philosophie ist ihre Sprache wesentlich, die philosophischen *Probleme* sind weitgehend Probleme ihrer Sprache, und die *Abgehobenheit* der Sprache von der *Sache*, die Sie in den sogenannten positiven Wissenschaften vorfinden, gilt nicht in derselben Weise für die Philosophie.“ (Ebd.; Herv. J. R.)

Die Übereinstimmung mit der Humboldtschen Darstellungsweise und einigen wesentlichen sprachphilosophischen und bildungstheoretischen Kernvorstellungen ist frappant. Zugleich spielt Adorno auf einen emphatischen Begriff von Wissenschaft als Philosophie an, den Hegel (*Wissenschaft der Logik I*, a. a. O., S. 13) gegen die durch Kant bewirkte „völlige Umänderung, welche die philosophische Denkweise seit etwa fünfundzwanzig Jahren unter uns erlitten“, ins Feld geführt hatte. Ohne Hegels ontologische Logizität der ‚Sache selbst‘ zu bekräftigen, so beansprucht doch weiterhin die Bestätigung einer genuinen Reflexionspraxis gegenüber dienstbaren, den exakten Wissenschaften zuarbeitenden Modellbildungen und -vorschriften ihr gewisses Recht: „Die Philosophie, indem sie Wissenschaft sein soll, kann [...] ihre Methode nicht von einer untergeordneten Wissenschaft, wie die Mathematik ist, borgen, sowenig als es bei kategorischen Versicherungen innerer Anschauungen bewenden lassen oder sich des Rasonnements aus Gründen der äußeren Reflexion bedienen.“ (Ebd., S. 16)

Es mag sein, daß die erneute philosophische Erörterung der Sprachlichkeit bzw. die philosophische Neubegründung der Sprachwissenschaft⁶⁵⁶ (angesichts der Ausdifferenzierung der Disziplin und einer sei's positivistischen, sei's rationalistischen linguistischen Modellierung⁶⁵⁷) stets dann als Bedürfnis erscheint, „wenn sich Zweifel nicht nur an bestimmten Antworten, sondern an den geltenden Arten des Fragens aufdrängen“⁶⁵⁸, wenn die Standards des wissenschaftlichen Fragens und der wissenschaftlichen Gegenstandsbestimmung (wieder) tiefgreifend in Frage stehen. Die philosophische Erörterung, so Tilman Borsche in Auseinandersetzung mit Chomskys Sprachtheorie, „entspringt der Erfahrung, daß der Begriff der Sprache nicht nur wissenschaftlich umstritten, sondern die Frage nach ihm selbst problematisch geworden ist“, ja, philosophische Erörterung setzt dann ein, „wenn das Bewußtsein die Gewißheit verloren hat, was es eigentlich sei, das da untersucht werden soll“.⁶⁵⁹

Anders motiviert, nämlich vor dem Hintergrund einer pragmatisch-didaktischen Lesart sprachtheoretischer Grundlegung und ihrer fachgeschichtlichen Entwicklung, hatte Walter Kühnert das Werk Weisgerbers 1979 einer kritischen Würdigung unterzogen und Weisgerber bescheinigt, nicht nur gegenüber dem – ungenannten – transformationsgrammatischen Modell, sondern im Großzusammenhang der Sprachwissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts „eine Reihe wegweisender Einsichten“⁶⁶⁰ formuliert zu haben, die aus der Enge dieser und jener linguistischer Gegenstands- und Forschungsrationalität herausführten. Mit gutem Recht auf *Muttersprache und Geistesbildung* zurückgehend, hob Kühnert hervor, Weisgerber werfe „von einer explizierten sprachtheoretischen Position aus neue, radikalere

⁶⁵⁶ Eine solche „Wende“ versucht auch der Band Jörg Zimmermann (Hg.): *Sprache und Welterfahrung*. München 1978, einzuleiten. (Vgl. ebd., S. 13)

⁶⁵⁷ Dabei, so Josef Simon (*Philosophie und linguistische Theorie*, a. a. O., S. 66), „entsteht ein Pathos der reinen, vorurteilsfreien Sachlichkeit, das sich als in einem rationalen Prinzip begründet sieht, und damit ein korrelatives, nur halb durchdachtes Pathos vermeintlicher Rationalität, die aber nur als die zweckgebundene Rationalität wissenschaftlich-gegenständlicher Sprachbetrachtung zu begreifen ist.“

⁶⁵⁸ Borsche: *Sprachansichten*, a. a. O., S. 8

⁶⁵⁹ Ebd. In einem emphatischen Sinne verwies Bruno Liebrucks, der sich dessen bewußt war, wie leichtfertig es sei, anzunehmen, „daß das Wesen der Sprache mit einem Schlage ausgesagt werden könnte“ („Über das Wesen der Sprache“. In: ders.: *Erkenntnis und Dialektik. Einführung in eine Philosophie von der Sprache her. Aufsätze 1949–1971*. Den Haag 1972, S. 1), auf die Notwendigkeit der Philosophie der Sprache, die über das Medium aufkläre, in dem das Denken gedacht, in dem mithin philosophiert werden könne, ohne voreiligen, mit dem Nimbus der Unmittelbarkeit operierenden Abstraktionen aufzusitzen: „Das Denken des Denkens kann nur auf dem Weg über das sogenannte Medium Sprache möglich sein, in dem es sich vollzieht. Kein Gedanke ist bei sich unmittelbar, sondern nur auf dem Umweg über die Sprache“ (Bruno Liebrucks: „Sprache und Philosophie“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, a. a. O., S. 262). Daran schließt sich die intersubjektivitätstheoretische Wesensbestimmung der Sprachlichkeit an: „Eine der grundlegenden Aussageweisen über die Sprachlichkeit des menschlichen Weltumganges besteht in dem Satz, daß der Mensch sich, indem er sich zu den Dingen verhält, eodem actu zu sich selbst und einem oder mehreren gegenwärtigen oder virtuellen Partnern verhält.“

⁶⁶⁰ Walter Kühnert: „Sprachunterricht als ‚Denkschulung‘?“ In: *Sprachwissenschaft und politisches Engagement*, a. a. O., S. 124

Fragestellungen in bezug auf Ziel und Gestaltung des Sprachunterrichts⁶⁶¹ auf. Nicht nur habe Weisgerber die „sprachliche Funktion“ der Vermittlung zwischen (materieller) Praxis und symbolischer Verarbeitung ihrer Formen „so ausführlich konkretisiert wie niemand vor- und kaum jemand nachher“⁶⁶², sondern der fortdauernde Fortschritt dieser Einsicht in die gesellschaftliche/soziale Fundierung der Sprachlichkeit/der Sprache schlage sich vor allem in einer didaktischen Orientierung nieder, die – als Komplement zur philosophischen Begründung – einen begrüßenswerten umfassenden epistemologisch-soziologischen Zugang zum Gegenstand nach sich ziehe: „Weisgerber hat in seinem System die sprachliche Gebundenheit des individuellen Denkens aufgenommen; sprachwissenschaftlich ein nicht zu leugnender historischer Fortschritt, wenngleich Grundsteine dazu schon gelegt waren. Diese wurden jedoch meist in relativ abgetrenntem sprachphilosophischem Rahmen aufgegriffen, Weisgerber dagegen ist der erste, der versucht, Konsequenzen für das wissenschaftliche Vorgehen, für Ziele und Arbeitsweisen bei der Erforschung des Gegenstands Sprache zu ziehen. Insbesondere ein Entwurf einer einheitlichen Sprachwissenschaft statt ihrer Zersplitterung in so viele Teilwissenschaften, wie am Gegenstand Einzelaspekte auszumachen sind, *kann erst aus heutiger Sicht voll gewürdigt werden*, nachdem die Sprachwissenschaft in eine Reihe von Bindestrichlinguistiken zerfallen ist, deren Ergebnisse inkommensurabel sind und die in ihrer dominierenden Form jede Perspektive einer Theorie, die die Totalität des Gegenstandes einzuholen versucht, längst aufgegeben hat.“⁶⁶³

Wenn wir aus der gegenwärtigen Perspektive mit Manfred Geier eine Vielheit von linguistischen Verfahren, von gleichberechtigten, aber nicht miteinander kommunizierenden *Verfahrensrationalitäten*, ein Patchwork des „linguistischen Gesamtwissens“⁶⁶⁴

⁶⁶¹ Ebd., S. 93

⁶⁶² Ebd., S. 102

⁶⁶³ Ebd., S. 98 f.; Herv. J. R.

⁶⁶⁴ Geier, a. a. O., S. 53. Daß es dieses ‚linguistische Gesamtwissen‘ als ein irgend zentriertes oder orientierendes, d. h. Verständigung innerhalb der Sprachwissenschaft und ihrer Subdisziplinen überhaupt noch ermöglichendes gibt (und damit so etwas wie eine ‚Logik des Fachs und seiner didaktischen Vermittlung‘ [ebd., S. 170]), diese Vorstellung weist Switallas geharnischte Synopse aus dem Jahr 1990 (a. a. O., S. 237) zurück: „Von einer Einheit der Disziplin oder gar einem System des Wissenswerten kann [...] nicht mehr die Rede sein; schon gar nicht von einem Kanon des Wissens und Könnens, der sich in den Köpfen der Studierenden zu einem Ganzen professioneller Qualifikation organisierte. Die vorherrschende wissenschaftliche Einstellung bei Germanisten und insbesondere bei Germanistik Studierenden gegenüber den linguistischen Teildisziplinen des Faches reicht denn wohl auch deswegen von intellektueller Indifferenz bis zu emotionaler Aversion.“ Es gebe mithin nur noch „Varianten und Versionen institutionalisierter linguistischer Praxis“, die sich gegenseitig oder insgesamt ganze Forschungsbereiche ausschlossen, z. B. die „völlig zu Unrecht zunehmend unattraktiver gemachte[] Soziolinguistik“ (ebd., S. 238). – Einen ausführlichen Überblick über die zahllosen kursierenden Bindestrich-Linguistiken gibt Gerhard Helbig: *Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970*. Opladen 1990

Wie die Linguistik, so ist übrigens auch die Literaturwissenschaft heute von undurchdringlicher Unübersichtlichkeit gekennzeichnet; vgl. Wilfried Barner: „Das Besondere des Allgemeinen“, a. a. O., S. 189–203; und Wilhelm Voßkamp: „Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg“. In: ebd., S. 240–247

vergegenwärtigen sollten – statt eine im Leben sich *zeigende* und im philosophischen Diskurs mit Vernunftmitteln offenzulegende Reflexionsrationalität (inkl. der daraus zu erhellenden didaktischen *Reflexionsverfahren*) –, so ist rückblickend, im vorsichtigen Vergleich wissenschaftsklimatischer Bedingungen, die Situation vielleicht recht gut umrissen, in die Weisgerber Anfang der siebziger Jahre die Sprachwissenschaft gestellt sah.⁶⁶⁵ Gegen methodische und gegenständliche Reduktionen hatte er wiederholt die *orientierende* „notwendige Ganzheit“ gesetzt, und zwar auf einer epistemologischen Basis⁶⁶⁶, die das Gegenteil dessen ermöglichen sollte, worauf das Chomsky-Paradigma zielte: auf die technische Zwecksetzung der Berechenbarkeit sprachlichen Verhaltens.⁶⁶⁷ Und wenn wir Borsches und Schlieben-Langes (einige Jahre auseinanderliegende) Beschreibungen der Desiderata einer angemessenen Sprachtheorie mit einem gewissen Recht zusammenlesen, so ist aus dieser pluralen, aber nicht gleichgültig vielgestaltigen Perspektive eine zumindest atmosphärische Nähe zu Weisgerbers Ansinnen herstellbar und der Hintergrund erschließbar, vor dem Weisgerber die Chomsky-Linguistik so unnachgiebig mit der fortgesetzten Forderung nach einer ganzheitlichen Sprachwissenschaft konfrontierte, in der ja das Konzept eines umfassenden Sprachstudiums beschlossen war, wie es *Das Menschheitsgesetz*, dem Wortlaut nach, in Rekurs auf Humboldt in Szene gesetzt hatte.⁶⁶⁸ Ein solches Desiderat

⁶⁶⁵ Borsche (*Sprachansichten*, a. a. O., S. 11) sieht die „Faszination“, die die Chomskysche Theorie ausgeübt habe, in ihrer Opposition zur Philosophie begründet – in ihrem „Anspruch, einen wesentlichen Beitrag zur endgültigen Beantwortung dieser Frage [nach der Sprache im allgemeinen; J. R.] leisten zu können. Aus ihrer Sicht erscheint daher jede philosophische Erörterung des Begriffs der Sprache als vorwissenschaftliche Behandlung eines im Grunde wissenschaftlichen Problems. [...] Das allgemeine Bewußtsein unserer Zeit ist wohl eher wissenschaftlich als philosophisch orientiert. So fällt die Ankündigung, ein philosophisches Problem wissenschaftlich präzisieren zu wollen, auf fruchtbaren Boden.“ Borsche hingegen kommt zu dem Ergebnis, „daß die Frage, was Sprache sei, wissenschaftlich nicht beantwortet, ja nicht einmal sinnvoll gestellt werden kann“ (ebd., S. 12).

⁶⁶⁶ Die Karl-Otto Apel als Rückkehr zur transzendentalphilosophischen Fragestellung in der Sprachwissenschaft rekonstruierte, an der neben Chomsky Sapir/Whorf und Weisgerber beteiligt (gewesen) seien; vgl. Karl-Otto Apel: „The Transcendental Conception of Language-Communication and the Idea of a First Philosophy“. In: Hermann Parret (Hg.): *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*. Berlin/New York 1976, S. 33 und 45

⁶⁶⁷ Geier, a. a. O., S. 101: „Chomskys Idee, die grammatische Kompetenz von Menschen durch ein generatives ‚computational system‘ (Berechnungssystem) zu modellieren, entstand in einem wissenschaftlichen Kontext, in dem *Berechenbarkeit* zum erkenntnistheoretischen Fundamentalbegriff erklärt worden war.“ An anderer Stelle die – unfreiwillige – Pointe des Paradigmenstreits zwischen ‚weicher‘ Sprachwissenschaft und kybernetisch fundierter Linguistik: „Menschen handeln sprachlich, Maschinen operieren linguistisch.“ (Ebd., S. 97)

⁶⁶⁸ Karl Ulmer hatte 1966 in diesem Sinne eine Renaissance der Sprachphilosophie für unabdingbar erachtet (vgl. die ähnliche Einschätzung mit Bezug auf den Heidelberger Philosophenkongreß bei Trabant: „Einleitung“. In: *Sprache denken*, a. a. O. S. 10; auch Weisgerber 1971 [S. 24] nennt als einzige anregende Literaturquelle *Das Problem der Sprache*); Ulmers Ansinnen stützte sich darauf, daß nur in der Sprache die sinnlichen und geschichtlichen Dimensionen des Denkens faßbar seien: „Darin ist auch der Grund für die Bedeutung zu suchen, die die Sprachphilosophie Humboldts heute in zunehmendem Maße bekommt. [...] Von der Sprachwissenschaft her hat hier L. Weisgerber wesentlich der Philosophie vorgearbeitet.“ („Weltverständnis und Sprache“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, a. a. O., S. 278)

Eine Mittelposition der reflexiven Weite *und* der empirischen Ernüchterung, die sich in einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Tradition Herders und Humboldts bildet, nimmt 1981 Seebaß (a. a. O., S. 15) ein: „Wie in anderen philosophischen Teilbereichen, so befinden wir uns auch in der

scheint im übrigen auch dort noch durch, wo Bernd Switalla Anfang der neunziger Jahre die Ergebnisse der jüngeren Fachgeschichte zusammenfaßte: „Fast durchgängig realisiert sich in der germanistischen Linguistik ein Wissenschaftlichkeitskonzept, das man den Naturwissenschaften ansinnt [...]. Fast durchgängig ist der Verzicht auf den Versuch methodologischer Reflexion in praxiskritischer, aber auch praxisorientierender Absicht. Einen genuin linguistischen Kanon von Praktiken, Methoden und Kriterien linguistischer Forschung scheint es nicht zu geben.“⁶⁶⁹ Statt aus dieser Pluralität u. U. fruchtbare wechselseitige Anregungen zu erfahren, sei die Sprachwissenschaft als methodische und didaktische Einheit zerfallen, und ihr Gegenstand sei ihr abhanden gekommen: „Die germanistische Linguistik ist keine einheitliche, kohärent darstellbare und konsistent lehrbare Wissenschaftsdisziplin. Sie besteht vielmehr in unterschiedlichen und verschiedenartigen Forschungspraktiken und Forschungsattitüden. Formalwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche, psychologische wie philosophische Gegenstands-, Methoden- und Aufgabenbestimmungen laufen nebeneinander her oder konkurrieren miteinander auf dem Markt der Wissenschaftsförderung und der Wissenschaftskritik; die *gemeinsamen Problem- und Wissensgeschichten* werden kaum zur Kenntnis genommen. Der *Gegenstand selbst*, die Sprache im Bewußtsein ihrer Sprecher, scheint dabei hinter den Gegenstandskonzepten der für *Grundlagenwissenschaften gehaltenen* Nachbardisziplinen verschwunden zu sein“.⁶⁷⁰ Herausgefordert wäre, so Switalla, die in „exklusiv [...] inszenierten Situationen und Medien der wissenschaftlichen Kommunikation“ verharrende germanistische Sprachwissenschaft daher „zur Reflexivität des problemorientierten wissenschaftlichen Handelns“.⁶⁷¹

Die Einheit der Sprachwissenschaft hatte Weisgerber auf zweierlei Ebenen im Blick: einerseits hinsichtlich der umfassenden Begründung ihres Gegenstandes und der grundlegenden Orientierung der Methoden zu seiner adäquaten Erforschung, andererseits hinsichtlich einer Didaktik der (Mutter-)Sprache, die – wie immer akzentuiert – dezidiert auf die Frage nach der ‚Sprache im Bewußtsein ihrer Sprecher‘ bzw. ihrer Benutzer zielte.

Sprachphilosophie, trotz der bedeutenden sprachtheoretischen Fortschritte seit dem ‚linguistic turn‘, nicht in einer Phase der großen Synthesen und Gesamtentwürfe, sondern in der differenzierter analytischer Vorklärungen. Die Gefahr, daß ihre Vorläufigkeit und ihr weiterer philosophischer Horizont ganz aus dem Blickfeld gerät, darf kein Vorwand sein für freizügiges philosophisches Spekulieren.“

⁶⁶⁹ Switalla, a. a. O., S. 223

⁶⁷⁰ Ebd., S. 238 f. (Herv. J. R.); ein ähnliches Urteil über den fehlenden „allgemein anerkannten, allumfassenden theoretischen Rahmen, innerhalb dessen alle Disziplinen, die etwas mit Sprache zu tun haben, sinnvoll zueinander in Beziehung gesetzt werden könnten“, fällt John Lyons: *Die Sprache*. 4., durchges. Aufl., München 1992, S. 238

⁶⁷¹ Switalla, a. a. O., S. 239

II. 2. 3. 10. Überzeugungskämpfe

In mehreren Aufsätzen und in *Zweimal Sprache* (1973)⁶⁷² hat Weisgerber Anfang der siebziger Jahre – um hier nun auf die Konstellation zurückzukommen, die zu Beginn dieses Abschnitts angerissen wurde – letztmalig mit Verve sein Programm verteidigt. In einer Auseinandersetzung, in der, um es salopp auszudrücken, mit deutlichen Worten nicht gespart wurde und, so Weisgerber in *Zweimal Sprache*, „von deren Ausgang unermeßlich viel nicht nur für die Sprachwissenschaft abhängt“, folgte auf eine Reihe von geharnischten Angriffen eine Reihe kaum zimperlich zu nennender Repliken. Dieser Streit lohnt noch einmal einer näheren Betrachtung, weil sich an ihm mehrerlei zeigt: a) Wenn es auch nachvollziehbare und z. T. schwer widerlegbare Gründe dafür gibt, das Weisgerbersche Projekt auf Grund seines weithin autoritativen Zuschnitts und seiner wissenschaftshistorischen und ideologischen Rolle in erheblichem Umfang zu kritisieren, so hat Weisgerber gleichwohl in der Ablehnung eines reduktionistischen Sprachbegriffs und -modells sowie unter – mit einem wie immer zu bewertenden – Rückgriff auf Humboldt auf wesentliche Defizite eines bestimmten Wissenschaftsverständnisses nachhaltig aufmerksam gemacht,⁶⁷³ die Frage, wie Weisgerber selbst diese Defizite zu vermeiden, nämlich durch eine anders gerichtete Systematisierung der Sprachfrage auszuschließen versuchte, regt dazu an, eine historisch, soziologisch und/oder hermeneutisch interessierte und dergestalt im ganzen doch als wenigstens ‚umfänglich‘ und bildungsrelevant zu bezeichnende Theorie der Sprache nach wie vor als Orientierungsfunktion innerhalb der linguistischen Theoriereflexion zu verankern; b) daneben zeigt der Konflikt, wie Wissenschaftsgeschichte gedeutet und *organisiert* und wie sie als Legitimation wissenschaftlicher Praxis in Dienst genommen wird; c) es zeigt sich des weiteren an den heftigen Reaktionen auf Weisgerbers Streitschriften, daß die als *wissenschaftsunwürdig* und rundum *vergessenswert* eingestufte Sprachinhaltsforschung nun

⁶⁷² Versehen ist der Band mit der Widmung: „Den Mitarbeitern des Forschungsschwerpunktes Sprache und Gemeinschaft“.

⁶⁷³ Defizite, die im Rahmen der (zulässigen) wissenschaftstheoretischen Stützung und der praktischen Vermittlung der Transformationsgrammatik rasch erkennbar wurden, sind von den Neuerern hie und da durchaus benannt worden. Helen Leuninger und Paul Pfeffer („Zur Reform des Linguistikstudiums“. In: *Linguistische Berichte*, 1971, Heft 13, S. 67–68) haben aus ihren „Erfahrungen“ am Deutschen Seminar der Universität Frankfurt/Main heraus „mangelndes Problembewußtsein und fehlende Sachkenntnis bei den Lehrenden“ (betr. einer interdisziplinären Verzahnung), die Tendenz zu „vager Apologie“ und des weiteren festgestellt: „Daß synchronische Sprachwissenschaft als Kompetenztheorie Bestandteil einer Wissenschaft vom Menschen und von der Gesellschaft sein könnte, liegt auf der Hand. Die Argumentation der Linguisten jedoch ist in diesem Punkt noch bemerkenswert schwach, von wenigen Versuchen abgesehen.“ Daher die Forderung nach einem Performanzmodell: „Das dem Kommunikationsakt inadäquate monologische Sprecher-Hörer-Modell sollte entweder im Rahmen einer erweiterten Kompetenztheorie [...] oder mit der Erstellung eines Performanzmodells in seine dialogische Struktur überführt werden.“ Ob eine ‚Überführung‘ in ein ganz Anderes hätte stattfinden können, ohne die Ausgangslage (ganz) zu ver- und hinter sich zu lassen?

nicht einfach, wie Gerd Simons oben zitierte Bemerkung suggeriert hatte, überall schlichtweg ignoriert worden wäre,⁶⁷⁴ d) und es zeigt sich dies alles in einer selten zutage tretenden Klarheit, in *terminologischen Kämpfen*,⁶⁷⁵ in denen auch zu Mitteln gegriffen wird, die auf dem wissenschaftlichen Terrain gemeinhin verpönt sind: die Mittel der Polemik.⁶⁷⁶

Weisgerber eröffnet die Auseinandersetzung mit dem bereits im Titel signalgebenden Beitrag „Muß die Linguistik die Sprachwissenschaft bekämpfen?“⁶⁷⁷ Gewissermaßen im ‚Feindesland‘, im Forum einer Generation auftretend, die, so Weisgerbers ausdrückliche Anerkennung des *Engagements*, „beneidenswert in dem Optimismus“ und „erfrischend in dem Draufgängertum“ sei, mit denen sie „einen so wichtigen Gegenstand auszuwerten sucht“⁶⁷⁸ – in den *Linguistischen Berichten* also stellt er sich den jüngsten Umwälzungen und dem Selbstbild einer Forschergemeinschaft, in deren Bemühungen „ein Anspruch durchschimmert, im schöpferischen Jahre Null der Sprachforschung zu stehen“.⁶⁷⁹

⁶⁷⁴ Eine andere Lesart behauptet, Weisgerber sei nun einfach einem allgemeinen Spott ausgesetzt worden; vgl. Georg Bollenbeck („Semantischer Umbau“, a. a. O., S. 31): „In der Sprachwissenschaft verdrängt der Strukturalismus die bis dahin hegemoniale Sprachinhaltsforschung. In kürzester Zeit verfällt Leo Weisgerber – lange die Zentralgestalt der germanistischen Sprachwissenschaft – dem innerfachlichen Spott.“ Fast wörtlich Ruth Römer (a. a. O., S. 163): „Als Weisgerber schließlich daranging, die jungen Linguisten zu tadeln, die sich leidenschaftlich der Rezeption der strukturalistischen und der generativen Grammatik hingaben [...], da verfiel der Weisgerbersche Muttersprachbegriff dem Spott.“

⁶⁷⁵ Die theoriekonstitutive gleichwie gruppensoziologisch-wissenschaftspraktische Rolle der Terminologie hat Weisgerber selbst hervorgehoben. Es sei „wichtig für das Selbstverständnis wie für die Fremdbeurteilung [...], das fachliche Sprechen und insbesondere die tragenden Fachausdrücke zu durchschauen und ihren Beitrag zur Bewältigung des Forschungsobjektes abzuschätzen.“ (Weisgerber 1973, S. 13)

⁶⁷⁶ Weisgerber waren diese Mittel dann, wenn es ihm um die territoriale Absicherung des eigenen Standorts zu tun war, bereits in den zwanziger Jahren nicht unbekannt. Neben dem in Abschnitt II. 2. 1. behandelten Aufsatz „Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?“ (auf dessen wegweisende Entscheidung, ‚Bedeutung‘ durch ‚Geltung‘ [der muttersprachlichen Zugriffe] zu ersetzen, Weisgerber 1971, S. 216, noch einmal hinweist) zeigt dies etwa auch seine Replik „Zu H. Sperbers ‚Zwei Arten der Begriffsforschung““. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung*, 1930, Heft 10, S. 508–511. Freilich befand sich Weisgerber damit in traditioneller Gesellschaft; vgl. etwa Herders harsche Polemik gegen Theorien, die einen göttlichen Ursprung der Sprache postulierten (*Ursprung der Sprache*, a. a. O., S. 122 ff.), oder auch gegen Rousseau (vgl. ebd., S. 30 und 40 f.).

⁶⁷⁷ In: *Linguistische Berichte*, 1970, Heft 9, S. 58–63

⁶⁷⁸ Ebd., S. 58. Wenig später hat sich die Lage verschärft. Eine kritische Reaktion von Arnim von Stechow („Sprachwissenschaft vs. Linguistik. Kritische Bemerkungen zu Leo Weisgerbers ‚Hat das Wort Muttersprache ausgedient?““ In: *Muttersprache*, 1970, 80. Jg., S. 396–399) löst Weisgerbers Gegenreaktion aus (Leo Weisgerber: „Von der Untheoretisierbarkeit und der sprachlichen Kreativität des Menschen“. In: *Muttersprache*, 1971, 81. Jg., S. 98): „In diesem Zusammenhang ist es nicht lediglich nach dem Sprachgefühl der älteren Generation eine Beleidigung, über die man nur hinwegzukommen versuchen kann, indem man sie in eine wissenschaftliche Frage einkleidet. Daß die Neuerer mit Worten nicht übermäßig sorgsam umgehen, sind wir allmählich gewohnt.“ Damit war die „sich abzeichnende Möglichkeit einer Aussprache zwischen zwei Zeitschriften“ (ebd.) im Grunde verwirkt. Weisgerber zögerte nicht, den Gegenstandszuschnitt der Transformationsgrammatik als „Hirngespinnst“ (ebd., S. 99) zu bezeichnen, attackierte die „Bibelgläubigkeit“ (ebd., S. 101) der ‚Jungen‘ und bescheinigte Stechow, „daß ihm die Vielzahl der Muttersprachen, womöglich noch mit Unterschieden im geistigen Aufbau, nicht nur hinderlich, sondern sogar verdächtig ist“ (ebd., S. 100).

⁶⁷⁹ Weisgerber: „Muß die Linguistik“, a. a. O., S. 58. In *Zweimal Sprache* sieht Weisgerber diesen Anspruch als nicht erfüllt an: „Man kann durchaus der linguistischen Unruhe, die seit dem Ende des zweiten Weltkrieges durch die Lande geht, ihren Beitrag zur Zeitaufgabe zuerkennen, aber es ist sicher nicht die Unruhe, die einen großen Schöpfungsakt begleitet.“ (Weisgerber 1973, S. 85 f.)

Weisgerber nimmt hier alle wesentliche Momente wahr, die Karl Mannheims Theorie des Generationenwechsels herausgearbeitet hatte: die „Notwendigkeit, sich zu rechtfertigen [...], sich abzuheben gegenüber anderen Ansätzen, insbesondere den gleichzeitigen oder unmittelbar vorausgehenden“, und die Notwendigkeit zu vergessen – letzteres allerdings nur in der selbstbezüglichen Umkehrung einer moralischen Ermahnung der ‚Jungen‘: „So sollten auch aus den Erfahrungen der Vorarbeiter, die nach dem ersten Weltkrieg mit gewiß nicht minderen Plänen, Hoffnungen, Arbeitszielen ans Werk gingen, zum mindesten die gegenwärtig bleiben, von denen auch das Gelingen der gegenwärtigen Anstrengungen mit abhängt.“⁶⁸⁰

Daß freilich ein solcher Anschluß von seiten der Neuerer nicht gesucht wird, weiß Weisgerber, und deshalb ficht er nicht nur deren Selbstverständnis, die kollektive Einnahme „der Position des Entdeckers“⁶⁸¹, an, sondern vermerkt, ohne dies hier offen auszusprechen, zumal eine Bedrohung seiner eigenen Ansprüche, wo er die „Propagierung einer Methode“ mit den – institutionell bereits ‚geerdeten‘ – weitreichenden Zielen der Linguistik in

⁶⁸⁰ Weisgerber: „Muß die Linguistik“, a. a. O., S. 58; vgl. auch Weisgerber 1973, S. 26, wo Weisgerber angesichts des raschen Generationenwechsels – angesichts der Beobachtung, „daß auch im wissenschaftlichen Leben die Generationen kürzer werden, daß der Drang zur eigenständigen *Wirkung* größer ist als die Geduld zur verarbeitenden Aufnahme früherer Erkenntnisse“ (Herv. J. R.) – vermerkt: „So sehr es dem Grundgesetz wissenschaftlicher Erkenntnis widerspricht – die einzelnen Disziplinen sind geneigter als je, für sich ein Jahr Null anzusetzen, von dem aus sie ihre Arbeiten rechnen und beurteilen.“ – Daß Weisgerber sich dem ‚Grundgesetz wissenschaftlicher Erkenntnis‘ und wissenschaftlicher Entwicklung eher verpflichtet fühlte, dafür sprechen die oben dargelegten Aneignungen und Einbindungen von Vorläufern.

⁶⁸¹ Weisgerber: „Muß die Linguistik“, a. a. O., S. 59; Weisgerber moniert darob „die Patenschaft der amerikanischen Linguistiken, die das Vorrecht verleiht, sich von ‚altmodischen‘ ‚Sprachforschern‘ als Linguist zu distanzieren“ (ebd.). Wenig später weist er die Rede vom Neuanfang in noch weiter gestecktem Rahmen zurück: „H. Weinrich wird bei aller berechtigten Hochschätzung F. de Saussures sicher nicht behaupten wollen, daß der *Cours de linguistique générale* ein Anfang war.“ (Ebd., S. 60) Ein Anfang war Humboldt, und ein weiterer Anfang war Weisgerber – in der Stunde Null: „Tatsache ist jedenfalls, daß die Begründung des ersten Nachkriegslehrstuhls für allgemeine Sprachwissenschaft in Bonn [...] erreicht wurde dank der Überzeugungskraft, die von den wiederentdeckten Grundanschauungen Humboldts über das Sprachstudium ausging.“ (Ebd.) – In *Zweimal Sprache* sieht sich Weisgerber allerdings auch „im Gleichklang mit F. de Saussures Lehre von *signe*.“ (Weisgerber 1973, S. 213) –

Noch nachdrücklicher wird Humboldt in *Zweimal Sprache* als „Begründer einer vollgültigen Sprachwissenschaft“ (Weisgerber 1973, S. 55) herbeigeht, um schließlich im Rahmen der Bilanzierung der jüngsten bundesdeutschen Linguistikentwicklung unverblümt der eigenen Leistung ein Gewicht zu attestieren, für das durchaus ein Ex-negativo-Wort von Gewicht gewählt wird: „Unter allen berührten Punkten sind lediglich zwei, denen allenfalls ‚kopernikanisches Gewicht‘ zukäme. Das ist die Einbeziehung der inhaltlichen Sprachseite, die hinter dem Ruf nach Semantik steht, und die Einbeziehung des Menschen, die in dem Aufkommen der Soziolinguistik steckt. Beides sind sehr weitreichende Entwicklungen. Nur – die Linguistik ist hier nicht in der Rolle des Entdeckers. Der heute allenthalben spürbare Zug zum ‚Inhaltlichen‘, womöglich ‚Geistigen‘ in der Sprache ist ganz gewiß nicht zu den Verdiensten der Linguistik zu rechnen. [...] Es spricht wenig dafür, daß eine noch so zielstrebige und aktionsfreudige Strömung das Bild der Sprachwissenschaft dauerhaft verändern wird. Es fehlen die kopernikanischen Erkenntnisse, die in den Bahnen des Sprachlichen bisher nicht Gesehenes entdecken. Es fehlt vor allem die Kopernikusgestalt, die imstande wäre, das bisher Bruchstückhafte in seine Ordnung weiterzuführen, dem bisher Ungedeuteten seinen Sinnzusammenhang zuzuweisen.“ (Ebd., S. 85) Der Beharrungswille der gegnerischen Kopernikusgestalt hingegen, so liest sich jene Passage, führt bereits wieder zu einer Renaissance der mit ihr verbundenen Gegenwende zurück zur gültigen Sprachwissenschaft.

Verbindung bringt: „mit Ansprüchen auf eine Wissenschaft, auf die Organisation des wissenschaftlichen Betriebes und auf den Studienaufbau der Hochschüler“.⁶⁸²

Hier ist etwas von der Psychologie der Wissenschaft, von der Psychologie der Anschauungskämpfe zu spüren, ja, es dringt in einen Text ein, was die Organisation von Wissenschaft, universitärer Praxis und Ausbildung stärker zu bestimmen scheint, als es der in der Regel eingehaltene diskursive Habitus schriftlicher Argumentationen zu offenbaren vermag. Weisgerbers Einschätzung dieser „Überzeugungskämpfe“ spitzt sich denn auch rasch zur Konterrede zu. Er attackiert „die Neigung zur Verabsolutierung der eigenen Position und die Unbedenklichkeit im Herabstufen vorgefundener Leistungen“, titulierte die Grammatiktheorie als „Schmalspurlinguistik“⁶⁸³ und bringt den *eigenen* Generationenzusammenhang ins Spiel, der sich tatsächlich mit einem (bis dato unverbrauchten, also unvermindert zeitgemäßen) Neuanfang in Verbindung bringen lasse – als jene Wiedergewinnung des ganzheitlichen Standpunktes der Sprachphilosophie, die den Formalismus des deskriptiven, semantische Probleme ausklammernden Strukturalismus⁶⁸⁴ und den Reduktionismus der Junggrammatik und der traditionellen (Schul-)Grammatik durch eine neue „Prinzipienlehre“ überwunden hatte (und habe)⁶⁸⁵, mit der, so Weisgerber Anfang der fünfziger Jahre, eine „Generation von Forschern [...] in die *wissenschaftliche Verantwortung* für die Sprache hineinwuchs“⁶⁸⁶: „Als *wir* uns nach dem ersten Weltkrieg ein Bild von dem

⁶⁸² Weisgerber: „Muß die Linguistik“, a. a. O., S. 58

⁶⁸³ Ebd., S. 60; vgl. auch die angstvolle Bemerkung über den „Unruheherd der modernen Linguistik“ (Weisgerber 1973, S. 211).

⁶⁸⁴ Allein der Phonologie (der Prager Schule) gesteht Weisgerber ein gewisses Recht zu, ohne Roman Jakobson namentlich zu nennen. (Vgl. etwa Weisgerber 1973, S. 46 und 51; eine Einschätzung von Heeschen [a. a. O., S. 42] schließt sich hier sinnvoll an: „Im übrigen ergänzen sich die Prager und L. Weisgerber insofern ideal, als die Prager den strukturellen Ansatz vor allem auf der Ebene des *signifiant* mit ihrer Phonologie, Weisgerber diesen Ansatz vor allem auf der Ebene des *signifié* mit seinem Wortfeldgedanken ausgearbeitet haben.“) Ansonsten kehrt die Ablehnung des taxonomischen Strukturalismus und anderer semantisch unempfindlicher Konzepte immer wieder, eingeschlossen assoziierte naiv-sprachrealistische oder entwicklungspsychologisch motivierte Modelle; vgl. Weisgerber 1971, S. 31–54

⁶⁸⁵ Beispielhaft für die Idiosynkrasien gegenüber der Schulgrammatik etwa auch Porzig („Die Methoden der wissenschaftlichen Grammatik“, a. a. O., S. 5): „Name und Praxis der Grammatik erfreuen sich keines guten Rufes, weder bei der Jugend noch bei den Erwachsenen. Sie gilt für ledern, hölzern, papierern [...], sie sei ein sprachfremdes Prokrustesbett und im Grunde eine bösertige Erfindung der Schulmeister.“

⁶⁸⁶ Leo Weisgerber: „Rezension von: Bruno Snell: *Der Aufbau der Sprache*“. In: *Wirkendes Wort*, 1953/54, Heft 4, S. 245; ebd. auch der Hinweis auf Porzig und das eigene Buch *Das Gesetz der Sprache*.

Einen nicht unbedeutenden Nebenaspekt stellt die Einschätzung von Snells an Bühlers Organonmodell (Ausdruck, Wirkung, Darstellung) orientierter Charakterisierung der Sprache als Werkzeug dar, denn damit, so Weisgerber, käme „das eigentliche Urphänomen der Sprache zu kurz, das wir doch in der Ausprägung von Sinn schlechthin, lange vor den ‚Verwendungen‘ und ihren Zwecken, zu sehen haben. Hier scheint sich doch zu rächen, daß S. bei aller Tiefe seiner Auffassung doch nicht wagt, die Sprache bis in das ‚Geheimnis des Geistes‘ hinein zu verfolgen“ (ebd., S. 246) – sondern, wie es vielfach heißt, bei den „sekundären Erscheinungen wie Verständigung oder Mitteilung“ (Weisgerber 1971, S. 11) verweilt. (Vgl. die Bekräftigung dieser Auffassung etwa bei Gipper [*Bausteine*, a. a. O., S. 17], die in dem Satz gerinnt: „Zweckdefinitionen sind keine Wesensdefinitionen.“)

Es ist dies die leitende theoretische Grundsatzentscheidung des Weisgerberschen (Lebens-)Werkes: die Überordnung der (Einzel-)Sprache über das *Sprechen*. Sprechen, verstanden als bloße Verständigung, sei

Standort der Sprachwissenschaften zu machen suchten, war eine der Grunderfahrungen der Gegensatz, der zwischen der tatsächlichen Bedeutung der Sprache im Menschenleben und ihrer wissenschaftlichen Ausschöpfung bestand. Das war damals der Anstoß zur Wiederaufnahme der allgemeinen Sprachwissenschaft. In den beiden Etappen der zeitgemäßen Erforschung der inneren Sprachform (seit Porzig 1923) und der Suche nach der ‚Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur‘ (1932) mühte sie sich, den Weg zu einer vollgültigen Sprachwissenschaft, in ihren vielfältigen Zusammenhängen mit Wissenschaft und Leben, zu bemühen.“⁶⁸⁷

zweckgebundene, zweckrationale Erscheinungsform der Sprache, mithin bloßes *Handeln* durch Sprache; die Sprache selbst sei Geist, Höheres (Wesen), und jenes Geheimnis erschließe sich dort, wo sie nicht verwendet, wo sie nicht als Sprechen betrachtet, sondern wo sie als bei sich Seiendes in seiner ganzen Tiefe, als Geist-Gemeinschafts-Form geschaut werde. (Vgl. „Rezension Snell“, S. 247; vgl. auch Johannes Erben: „Bemerkungen zur ‚inhaltbezogenen‘ Wortbildungslehre“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 158; dort die Auffassung, eine „der wesentlichen Einsichten L. Weisgerbers“ sei es, daß nicht vornehmlich das Sprechen, sondern die Sprache als sozialer Prozeß zu betrachten sei.)

Nicht muß hier nochmals auf Humboldts Vorstellung von der wesenhaften Erscheinung der Sprache als Arbeit des Geistes im jedesmaligen Sprechen verwiesen werden – doch an Snell den Vorwurf zu richten, das ‚Geheimnis der Sprache‘ umgangen zu haben, mutet angesichts von Snells (späterer) Studie über „die Grundfunktion des Geistes“ und die Entdeckung des Individuums in der antiken Philosophie zumindest befremdlich an. (Vgl. Bruno Snell: *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*. Göttingen 1975, S. 291)

⁶⁸⁷ Weisgerber: „Muß die Linguistik“, a. a. O., S. 61 (Herv. J. R.). Eine solch unverblümete Selbstintronisation ist in der wissenschaftlichen Literatur durchaus ungewöhnlich. Sie artikuliert wünschenswert klar, worüber Literaturverzeichnisse sonst nur verschämt Auskunft geben. Woraus aber resultiert diese Offenheit? Aus einer Kränkung? Aus dem Verlust von wissenschaftlicher Anerkennung und öffentlicher Wirkung? Aus Neid?

Zumindest die wiederholte Rekapitulation der eigenen Theorie- und Wirkungsgeschichte in dieser Zeit legt die Vermutung nahe, daß sich Weisgerber, der Gefahr ins Auge sehend, an den Rand gedrängt zu werden, noch einmal selbst den Status eines Klassikers zuzuschreiben versuchte, dessen überzeitliche Geltung einer Marginalisierung entgegenwirken sollte. Helmut Gipper hat ja bis in die jüngste Zeit auf Grund der konjunkturunabhängigen Wahrheitsansprüche der Sprachinhaltsforschung deren Renaissance prophezeit. (Vgl. dazu die aus dem Arbeitskreis „Sprache und Gemeinschaft“, dem konkreten Wir, hervorgegangenen und jenen Kreis preisenden *Bausteine* [a. a. O., S. 16], die mehrfach eine Beschäftigung mit der „Sprache im Vollsinn“ fordern.)

Weisgerber jedenfalls bemühte sich, Sprachwissenschaftsgeschichte, an deren Geschehen und Schreibung er maßgeblich beteiligt gewesen war, unter dem Druck des konkurrierenden Paradigmas fortzuschreiben. In „Zum Ausgleich von generativer und energetischer Sprachbetrachtung“ (In: *Wirkendes Wort*, 1972, Heft 3, S. 146) nimmt diese Autohistorisierung breiten Raum ein. „Zwar tritt das Stichwort von der energetischen Sprachforschung erst nach dem zweiten Weltkrieg hervor; aber vorbereitet ist sie im Grunde seit den Jahren nach dem ersten Weltkrieg, und ihre Grundformel von der Sprache als Energieia ist bekannt und ausgewertet seit 1836“, heißt es da zunächst (die Rede von den sprachwissenschaftlichen Formeln war uns schon in *Das Menschheitsgesetz* aus dem Jahr 1964 dort begegnet, wo sich Weisgerber in die Historie der Disziplin einordnet), und es folgen – auch noch einmal mit einem knappen Hinweis auf Cassirer und auf Porzig – Periodisierungen, die, unbeeinflusst von geschichtlichen Einschnitten, stets auf das programmatische Zentrum der Gegenstandsbestimmung „Sprache als Weg und Mittelpunkt und Vollzug geistiger Energieentfaltung“ (ebd., S. 147) bezogen bleiben – irritationsresistent und wirkungsoffensiv: „Der zweite Weltkrieg unterbrach diese allzu kurze Entwicklung [der Wiederentdeckung Humboldts; J. R.]. Als man seine Trümmer aufräumte, zeigte sich, daß die Zeit auch in der Wissenschaft vorangerückt war. Gewiß wurde *folgerichtig* an der inhaltbezogenen Forschung (der Ausdruck wurde um 1950 geprägt) weitergearbeitet“ (ebd.; Herv. J. R.) – und zwar konzentriert „auf die Gemeinschaftsformen von Sprache, die ‚Sprachen der Völker‘, um die sich alle übrigen Probleme gruppieren“ (ebd.). „Diesen Gedanken muß man sich zum Verstehen des menschlichen Lebens nachhaltig einprägen“ (ebd.).

Folgerichtige Theorieentfaltung und Nachhaltigkeit der Wirkung in Wissenschaft und Bildung waren, wir hatten dies bereits betont, die physiognomischen Charakteristika des Weisgerberschen Unterfangens. Das Konzept einer aus dem Geist der Muttersprache erwachsenen Weltaneignungstheorie der „Zugriffe“ und

Diese *genuinen* Entdeckungen und Leistungen sieht Weisgerber nun bedroht. Das Schlagwort vom „ausgeklammerten ‚Geist‘“⁶⁸⁸ ist gewissermaßen der wiederholte Auftakt zu einem perpetuierten Plädoyer: zum einen zugunsten einer „der Gemeinschaftsform der Sprache angemessenen soziologischen Betrachtungsweise“, zum anderen zugunsten einer „Methode, die bestimmend am Anfang jedes Sprachstudiums stehen und sich entsprechend in jedem Schulunterricht auswirken soll“.⁶⁸⁹

„Ausgriffe“ als den „typischen Aktionsformen der menschlichen Sprachfähigkeit“ sah sich somit noch 1972 durch eine generelle Erfolgsmeldung bestätigt: „In einer Entwicklung von nicht einmal zwanzig Jahren war es möglich, die Anwendung der energetischen Sprachbetrachtung nicht nur an einer Reihe von Modellfällen zu überprüfen und methodisch auszubauen [...], sondern auch in ihrem systematischen Zusammenhang zu sichern (vgl. *Die sprachliche Gestaltung der Welt*). Ein konsequenter Ausbau solcher Untersuchungen hat die Gewähr, in einer jedem zugänglichen Weise das Verständnis unserer Lebensbedingungen grundlegend zu fördern.“ (Ebd., S. 148) Nur wenige Seiten vorher indes stellte sich die Lage mißlicher, ja bedrohlich dar. Es sei „die generative Sprachbetrachtung zum Sturmbock einer Strömung geworden, die unter dem entlehnten Namen einer Linguistik den Platz der bisherigen Sprachwissenschaft einnehmen will und die unter Ausnutzung einer bestimmten wissenschaftspolitischen Situation die traditionelle Sprachwissenschaft, in der auch die energetische Betrachtung beheimatet ist, in den Hintergrund drängt.“ (Ebd., S. 146)

Wie sich selbstreferentielle Theoriegeschichte als immanentes Verweissystem im Textkorpus darstellt, zeigt gleichfalls anschaulich eine zweiseitige Reprise in *Die geistige Seite* im Abschnitt „Die methodische Rolle der Bezogenheit“. (Vgl. Weisgerber 1971, S. 82 f.); vgl. unter diesem Gesichtspunkt etwa auch das unmißverständliche Eigenlob in Weisgerber 1973, S. 58: „Es dürfte schwer sein, aus den fünfziger und sechziger Jahren etwas aufzuweisen, was diese Studien über ‚Die Sprache im Aufbau unserer Kultur‘ an Methode und Problemnähe übertroffen hätte.“

⁶⁸⁸ Weisgerber: „Muß die Linguistik“, a. a. O., S. 61. Pikanterweise ergänzt Weisgerber die Eigenhistorisierung durch die Bemerkung: „Über die wissenschaftsgeschichtliche Stellung der Linguistik müßte man ein ganzes Buch schreiben.“ (Ebd.)

Was hinwieder der „Geist“ der Sprache/in der Sprachwissenschaft sei, um dieses nicht bloß terminologische oder metaphorische, sondern substantielle Problem kreisen Weisgerbers Arbeiten jetzt um so entschiedener, je raumgreifender die den Geistbegriff auflösende und eine *theoriegelagerte* Linguistik etablierende Generation auftritt. So fragt Weisgerber gegen die (Wieder-)Abwertung des *sprachwissenschaftlichen Sprachbegriffs* gerichtete Studie *Die geistige Seite der Sprache* systematisch danach, worin „das ohnehin kaum faßbare Geistige“ (Weisgerber 1971, S. 96) bestehen könnte. Lange Zeit war der Begriff des Geistes gewissermaßen bedenkenlos und in Begriffen wie ‚Sprachinhalte‘, ‚sinnlich-geistige Ganzheiten‘ oder ‚sprachliche Zugriffe‘ aufgehoben und einfach mitgedacht gewesen; nun muß er *von Grund auf* verteidigt und neu im Forschungsrahmen der Sprachinhaltsforschung verankert werden. „Dieses das Sinnliche überschreitende Plus“ (ebd., S. 13) ist einerseits die Zentralmetapher des Weisgerberschen Werkes, andererseits ist es das wirkliche organisatorische Zentrum, jener „Gesichtspunkt“, an dem „unverändert festzuhalten sein [wird]: wie sich nämlich der geistige Kern der Sprache darstellt und wie demgemäß der Geistbegriff der Sprachwissenschaft seine Gestalt gewinnt.“ (Ebd., S. 27) Daß dies durch eine zirkuläre begriffliche Zuschreibung bewerkstelligt wird, ist kein neuer Anhalt, sondern bestätigt die früheren Verfahren und Ergebnisse gleichwie die innere Konsequenz der Weisgerberschen Theorieentwicklung: „[...] das Geistige aufzuzeigen, es angemessen bewußt zu machen und begrifflich zu bestimmen ist ein folgerichtiges Bemühen, für das nur eines notwendig ist: ein angemessener und entwicklungsfähiger *Begriff* vom Geistigen *in* der Sprache.“ (Ebd.; Herv. J. R.)

Zur einer wenig überzeugenden Erwiderung, auch eine „strenge Theorie“ käme zu Aussagen über ‚das Geistige‘, sofern sie sich der „Erforschung der Semantik natürlicher Sprachen“ widme, vgl. Arnim von Stechow: „Unverständnis oder Unverständlichkeit?“ In: *Muttersprache*, 1971, 81. Jg., S. 103

⁶⁸⁹ Weisgerber: „Muß die Linguistik“, a. a. O., S. 62. Hatte Weisgerber 1964 in *Das Menschheitsgesetz der Sprache* die Sprachwissenschaft auf eine „umfassende Sicht“ verpflichtet, die „über die zufällige Forschungslage ihrer einzelnen Disziplinen hinaus ist“ (Weisgerber 1964, S. 20), so steht nun gleichfalls die Bekräftigung der „ganzheitliche[n] Sprachbetrachtung“ an: „Ganzheitlich, das besagt vor allem die innere Verbindung aller als methodisch notwendig erkannten Schritte.“ (Weisgerber 1971, S. 269) Eine Didaktik der Sprachinhaltsforschung (statt vom Kernbegriff des ‚Geistigen in der Sprache‘ ist hier vom ‚Kernbegriff *Sprachinhalt*‘ die Rede) wird folgendermaßen skizziert: „[E]s geht um die geistige Seite einer Gemeinschaftsform von Sprache (Muttersprache), ihr buchendes Bewußtmachen (grammatisches Verfahren für Wortschatz und Redefügung), die Überwindung der Vorherrschaft der lautlichen Sprachform und die Erarbeitung von Beschreibungsformen, die

Hier, wo die Fragen nach einer soziologischen Theorie der Sprache mit jenen der sachgemäßen und verbindlichen Lehre⁶⁹⁰ auf der Grundlage einer adäquaten Sprachtheorie/-philosophie zusammenlaufen, ist noch einmal die *eigene* Grundlegung als das *allgemeine* Ziel der Allgemeinen und der angewandten Sprachwissenschaft ausgezeichnet.⁶⁹¹ In Gegenüberstellung zu diesem Zentrum, das die soziologische Begründung und die entsprechende Vermittlung umfaßt, nimmt Weisgerber daher Chomskys Entwurf in den Blick.

Ausgehend von der „,geheimen Mitte“⁶⁹² der Chomskyschen Lehre, dem Urerlebnis der Entdeckung, daß das Kind schlagartig über die Fähigkeit verfüge, unendlich viele unbekannte und wohlgeformte Sätze zu bilden, bezweifelt er „die Berechtigung, die Reichweite, den methodischen Ausbau der generativen und der transformierenden Grammatik“.⁶⁹³ Weisgerbers Interesse richtet sich vornehmlich auf die Begriffe des

dem Aufbau der geistigen Sprachseite angemessen sind. Als Arbeitsziel kann eine inhaltbezogene Grammatik (grammatisches Verfahren = statisches, buchendes Bewußtmachen aller sprachlichen Elemente) gelten“ (ebd., S. 84). Ich geh’ jetzt mal eine Halbe trinken.

⁶⁹⁰ Sachgemäß wird dann auch als quasi *naturgemäße* Begründung von wissenschaftlicher Organisation und als *überzeitlich* gültige Gegenstandserkenntnis übersetzt: „Der natürliche Weg wäre sicher, statt einer sehr eingeschränkten Linguistik doch eine *volle allgemeine* Sprachwissenschaft anzustreben. Dort bietet sich *Wissen von dauerhafter Art* an, für ganze Studiengänge, Fachschaften, selbst als Zentrum von Bemühungen ganzer Fakultäten.“ (Weisgerber: „Muß die Linguistik“, a. a. O., S. 63; Herv. J. R.)

⁶⁹¹ Das spiegelt sich auf der Seite des Lehrenden wider. Gegen die „Aushungerung der allgemeinen Sprachwissenschaft“ (Weisgerber: „Lehrstuhl“, a. a. O., S. 66) suchte Weisgerber 1971 den institutionell-praktischen Ordnungsrahmen, wie er sich „aus den Überlegungen und Erfahrungen von achtzig Semestern“ entwickelt und durch „die Erfahrungen in vierzigjähriger Tätigkeit auf neu errungenen Lehrstühlen für allgemeine Sprachwissenschaft (auf weiten Strecken den einzigen im deutschen Sprachgebiet [...])“ (ebd., S. 61) als angemessen erwiesen hatte, gegen die rege ‚Umfunktions-‘arbeit der neuen Generation zur verbindlichen Studiennorm zu erklären. Jene Norm der universitären Vermittlung schloß nicht bloß „eine richtige ‚Geschichte der Sprachwissenschaft“ ein, sondern umfaßte unter dem Stichwort „Sprache im Aufbau der Kultur“ die kulturphilosophische Integration, die holistische Grundierung („Jede Wissenschaft und jedes Studium erfordern als unentbehrliche Voraussetzung ein Gesamtbild von ihrem Gegenstand“; ebd., S. 62) und die zwingende soziologische Fragestellung: „Dem Umfang nach machen sich [...] die sprachsoziologischen Probleme so stark bemerkbar, daß ihre Klärung besonderen Nachdruck erfordert. Es gehört zu ihnen nämlich der ganze Tatsachenkreis der *bestehenden Sprachen*, also der an Menschengruppen gebundenen geschichtlichen Realisierungen von Sprache. Sache der allgemeinen Sprachwissenschaft ist es, die Prinzipienlehre für die Erforschung solcher (Gemeinschafts-)Sprachen zu schaffen und stetig auszubauen.“ (Ebd.)

Nur als Anhängsel erschienen die „sprachlichen Verhältnisse[] der Erde“ und „Probleme der Schrift“ (ebd., S. 65). Unverändert klang der Fachvertretungsanspruch ex negativo: „Für einen Studienplan umfassenderer Art erscheint mir [...] als Voraussetzung unentbehrlich, daß die Vorläufigkeit, die alle ernsthaften *Systembildner* (bis einschließlich N. Chomsky 1970) selbst betonen, soweit überwunden wird, daß nicht jeder Autor zu einem eigenen Entwurf kommt und darüber die Ansätze so rasch wechseln, daß die *gleichgerichtete Analyse* einer Sprache ausgeschlossen bleibt.“ (Ebd.; Herv. J. R.)

⁶⁹² Leo Weisgerber: „N. Chomsky am Wendepunkt?“ In: *Wirkendes Wort*, 1971, Heft 2, S. 106. Weisgerber benennt auch die operationalen und wissenschaftsstrategischen Funktionen solcher Kernannahmen. Sie seien „Zentren für Lieblingsideen, für den Ausbau von Positionen, deren Zusammenhang nicht auf den ersten Blick durchsichtig ist, für das *Verteidigen von Stellungen*, deren Rechtfertigung vielfach dem von außen Kommenden verwunderlich erscheint“ (ebd.; Herv. J. R.).

⁶⁹³ Ebd., S. 107. Einschränkend ist zu erwähnen, daß Weisgerber – eher taktisch motiviert – Chomsky das Verdienst zugesteht, „die trostlosen Formen des taxonomischen Strukturalismus“ und „die *meaning-ferne* Sprachwissenschaft“ durch Rückgriffe auf Descartes, die Grammatik von Port-Royal und Humboldt überwunden zu haben. Eine Auseinandersetzung mit diesen, wie gesehen, äußerst fragwürdigen ideengeschichtlichen Kontextualisierungen, wie sie auch der hier bei Weisgerber zur Debatte stehende Band Noam Chomsky: *Sprache und Geist*. Frankfurt/Main 1970, bes. S. 10 ff., unternimmt, bleibt aber aus. Im Gegenteil, „daß er die menschliche Sprachfähigkeit als entscheidende Bedingung alles Sprachlichen in die Diskussion gebracht (und

Spracherwerbs und der Kompetenz. Jene nämlich blieben insofern ‚leer‘, als mit ihnen nicht darzulegen sei, wie denn *realiter* die Sprachfähigkeit im lebensgeschichtlichen und sozialen (Bildungs-)Prozeß ihre besondere Ausformung erlange – d. h., unter welchen Gegebenheiten das Kind *wie* lerne, auf welche Weise, so Chomskys Formulierungen, „spätere Daten interpretiert werden müssen“, auf daß die „versuchsweise“ selbst erzeugten „Grammatiken“ zur „Postulierung reicherer Grammatiken führen“.⁶⁹⁴

Den Anstoß zu einer gewissermaßen *mit Chomsky gegen Chomsky* gerichteten Fundamentalkritik der soziologischen und historischen Lücken der Transformationsgrammatik gibt Weisgerber eine Nebenbemerkung in Chomskys *Sprache und Geist*. Dort heißt es: „Ich habe den Spracherwerb bisher von der falschen Annahme aus erörtert, daß es sich hier um einen Prozeß handelt, der sich auf einen Schlag vollzieht. Es gibt viele interessante Fragen, die sich dann ergeben, wenn wir in Betracht ziehen, wie sich der Prozeß in der Zeit erstreckt.“⁶⁹⁵ Hier setzt Weisgerber an, um das Konzept der (mutter-)sprachlichen Bildung als Einübung *kultureller Kompetenz* dem Kompetenzparadigma der abstrakten Spontaneität⁶⁹⁶ gegenüberzustellen.

damit auch implizit unsere seit 1949 oft genug wiederholten Bemühungen um diesen Punkt gerechtfertigt) hat“ (ebd., S. 108), ist so tautologisch formuliert, wie die Würdigung daher eben nur eine taktische, weil leere sein kann. – Vgl. auch die identische Argumentation in Weisgerber 1971, S., 220 f., oder in Weisgerber 1973, S. 88 f., wo es heißt, „die Art, wie er [Chomsky; J. R.] humboldtsche Gedankengänge mit cartesianischen verbindet, deutet auf lange und eindringliche Beschäftigung“. (Ob eine Anwendung dieses Urteils auf Weisgerbers Humboldt-Beschäftigung berechtigt wäre, sei hier nur einmal dahingestellt.)

⁶⁹⁴ Chomsky: *Sprache und Geist*, a. a. O., S. 146, Anm. 19; die Muttersprache ist also abhängig vom Input, nicht von prästabilen Inhalten bzw. Form-Inhalt-Einheiten und Gliederungsstrukturen.

⁶⁹⁵ Ebd.

⁶⁹⁶ Abstrakte Spontaneität meint den Kern einer „Theorie der menschlichen Natur“ (vgl. Chomsky: *Reflexionen*, a. a. O., S. 154 ff.), die mal phylogenetisch, mal ontogenetisch, mal neurophysiologisch, mal biologisch begleitet oder unterfüttert werden soll. Ihre Grundannahme ist: „unsere Systeme des Wissens sind genau die, zu deren Konstruktion unser Geist, als eine biologische Struktur, geschaffen ist.“ (Ebd., S. 16) Die Theorie der Sprache – oder, besser, der Sprachfähigkeit – bestätigt dann nur, was sie als zu wissendes biologisches Substrat annehmen muß: „Die Sprachtheorie ist deshalb einfach derjenige Teil der Psychologie des Menschen, in dem es um ein ganz besonderes ‚mentales Organ‘, eben die menschliche Sprache, geht.“ (Ebd., S. 49) Das Eingeständnis einer weitreichenden Abstraktion geht freilich mit einem weitgehenden Eingeständnis der ‚leeren Substantialität‘ einher: „Die abstrakte Natur dieser Theorien läßt eine gewisse Breite in der Interpretation bestimmter Resultate zu, insbesondere insofern, als wir keine klare Vorstellung davon besitzen, wie kognitive Strukturen in die Theorie der Performanz eingebettet sind.“ (Ebd., S. 50) Das hindert Chomsky jedoch nicht daran, den genetisch-kognitiven Geistbegriff dann doch auf die Sphäre der Moralität, der Kultur etc. auszudehnen: „Genau wie immanente Strukturen des Geistes der Entwicklung kognitiver Strukturen zugrunde liegen, genauso liefert ein ‚Speziesmerkmal‘ den Rahmen für die Entwicklung des moralischen Bewußtseins, der kulturellen Leistungen, ja sogar der Partizipation an einer freien und gerechten Gemeinschaft.“ (Ebd., S. 161)

Was hier Kultur heißt – und ob die reichhaltigen, divergenten Formen von ‚Kultur‘ zwischen und innerhalb hochgradig verschieden entwickelter/n und organisierter/n Gesellschaften somit in einem unüberschaubaren Set von Universalien nieder-/angelegt sind (oder Variablen der Universalien darstellen und deshalb keiner näheren Betrachtung unterzogen werden müssen) –, das bleibt gänzlich unklar. Dadurch, daß Weisgerber sein Augenmerk auf die Verschiedenheit von Sprachgeschichten und Kulturformen richtet, ist die Kardinaldifferenz zwischen beiden Auffassungen noch einmal deutlich hervorgehoben.

Wenn Weisgerber „dem ganzen generativen Verfahren einen Zug des Unwirklichen“⁶⁹⁷ attestiert, so ist ihm vor dem Hintergrund der Substitution der Wirklichkeit(en) natürlicher Sprachen durch „Tiefenstrukturen unbekannter Herkunft und Tiefe“ und die „Konstruktion ganzer Serien von Transformationen“⁶⁹⁸ sicher recht zu geben. An ihrer Stelle will Weisgerber daher „das Einsetzen der gemeinsprachlichen Wirkungen“⁶⁹⁹ als die „Lernseite“⁷⁰⁰ des nur zu einem geringen Teil biologisch ‚programmierten‘ Spracherwerbs zur Geltung bringen. Was eher die ‚gemeinschaftssprachlichen Wirkungen‘ hätte heißen müssen, zieht sich alsdann auf die Kernthese zusammen, daß „eine wirksame Gemeinschaftsform von Sprache, eine geltende Muttersprache“⁷⁰¹, erlernt werden müsse (insbesondere durch den „Erwerb muttersprachlich geltender Satzbaupläne“⁷⁰²), um die personenunabhängige Geltung der Muttersprache selbst als „Daseinsform geprägter Geistigkeit“ zu Bewußtsein zu bringen. So werde jene Einprägung in den transzendentalen Schematismus der Muttersprache, „das Ziel einer lernenden Entfaltung“, zugleich den Blick öffnen „für die Einwirkung geltender muttersprachlicher Geistigkeit“⁷⁰³, für die Geltung des Transzendentalen selbst.⁷⁰⁴

Weisgerbers Konzept des Spracherwerbs als eines Prozesses des Sich-Hineinbildens in die sprachliche *Gemeinschaftsform als geistige Geltungsnorm* trägt der Tatsache Rechnung, daß wir uns Welt sprachlich erschließen, nicht indem wir, aller geschichtlichen und gesellschaftlichen Kontexte, aller Normen und Wissensformen entbunden, gewissermaßen *in*

⁶⁹⁷ Weisgerber: „Wendepunkt“, a. a. O., S. 109

⁶⁹⁸ Ebd.

⁶⁹⁹ Ebd.

⁷⁰⁰ Ebd., S. 110; auf welcher sich dann das Geschichtliche der Einzelsprache geltend macht. Zustimmend hierzu etwa bereits Günther Kandler: „Das Geschichtliche in der Sprachwissenschaft und seine Ergänzungen“. In: *Lexis*, 1955, Heft 1, S. 9 f. (Herv. J. R.): „Wenig wäre die Wirklichkeit, gering die Kraft des Einzelnen, wenn nicht schon die tradierte Muttersprache fertige Weltansichten darbieten würde, die nicht erst geschaffen, sondern nur gelernt werden müssen. Unter solchen Gesichtspunkten werden sich manche Kontroversen über das Verhältnis von Sprache und Geschichte klären lassen, indem alle Einseitigkeiten in einer *höheren Synthese* aufgehoben werden.“

⁷⁰¹ Weisgerber: „Wendepunkt“, a. a. O., S. 111

⁷⁰² Ebd.; vgl. auch Weisgerber 1973, S., 63. Dort verweist Weisgerber auf den Geltungsrahmen der Satzbaupläne und des „Redeaufbaues“, wie er bei Hennig Brinkmann: *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf 1962, beschrieben wurde – eine Untersuchung, die aus dem Schwerpunktvorhaben „Sprache und Gemeinschaft“ hervorgegangen war und im ersten Satz dem Weisgerberschen Programm antwortete: „Dies Buch steht nicht im Dienst von Theorien, sondern erstrebt eine angemessene Darstellung des Gegenstands.“ (Ebd., o. S.)

⁷⁰³ Weisgerber: „Wendepunkt“, a. a. O., S. 11

⁷⁰⁴ Vgl. auch Gipper („Kritik der historischen Vernunft“, a. a. O., S. 409), der „die geschichtlich gewachsene geistig-inhaltliche Seite der natürlichen Sprachen und deren transzendental-hermeneutischen Aspekt“ als entscheidende Machtfaktoren in jeder Individualgeschichte beschreibt: „Mit der Spracherlernung wird dieses vielschichtige Gefüge mit all seinen menschlichen Sehweisen und Wertungen im Individuum aufgebaut und bestimmt hinfort den Verstehenshorizont, lange bevor eigenverantwortliches Denken und Handeln einsetzen kann.“ (Ebd., S. 411) Die Folgen dieser Einsicht für die geisteswissenschaftliche Forschung könnten nicht umfänglicher sein: „Soziologisch und anthropologisch stehen wir vor einem entscheidenden Faktum: der Bedingung der Möglichkeit *jeglichen* Weltverstehens, *jedes* Weltentwurfs, *jeder* schöpferischen Denkleistung. Infolgedessen ist dieser Tatbestand auch von *höchster philosophischer Relevanz*, liegt hier doch die *unumgängliche* Ausgangsbasis *allen* philosophischen Denkens.“ (Ebd., S. 410; Herv. J. R.)

uns einer physiologisch geforderten Tätigkeit nachgehen (oder eher: einer solchen biologischen Funktion gehorchen⁷⁰⁵) und auf die *tabula rasa* des Geistes schreiben, sondern uns der sprachlichen Mittel (der grammatischen Formen) und Wege (der langwierigen Ausbildung [schrift-]sprachlicher Kompetenz⁷⁰⁶) bewußt zu werden versuchen, solcher Mittel und Wege, die nicht vom monologischen Bewußtsein als ein Set von Werkzeugen und Gebrauchsanweisungen zur Verfügung gestellt werden (können).⁷⁰⁷ Bilanzierend stellt Weisgerber zum Problem des Spracherwerbs als Spracherlernen fest: „Aus fünfzigjährigem Mühen um eine Auswertung sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse für die Förderung des Sprachunterrichts glaube ich den Kerngehalt der Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts als Weg zu einem ganzheitlichen Sprachunterricht kennzeichnen zu können. Ganzheitlich als Mühen, die notwendig zu behandelnden Teile von Anfang an so weit in ihren natürlichen Zusammenhängen zu belassen, daß ihre Lebensrolle spürbar, in günstigen Fällen sogar erkennbar wird. Konkret heißt das: [...] den Weg zu den inhaltlichen Beständen der Sprache zu bahnen. Zunächst mit dem Ziel, das Sprachliche in seiner sinnlich-geistigen Eigenart dem Sprachschatz des Schülers einzugliedern, mit der besonderen Betonung der Entfaltung der inhaltlichen Sprachwerte.“⁷⁰⁸

⁷⁰⁵ Daß Chomsky eine solche entweder weitreichende oder nichtssagende biologische Funktionssubstantialität immer wieder mit dem Begriff menschlicher Freiheit in Verbindung bringt, ist einem Rationalismus geschuldet, der sich der Sphäre der autonomen Willensbildung, nämlich der sozialen Praxis, einfach verschließt, indem er deren ‚Strukturen‘ und ‚Funktionalität‘ für banal erachtet.

⁷⁰⁶ Vgl. – im Gegensatz zu Modellen der (schrift-)sprachlichen Bildung und der grammatischen Reflexion – Chomsky: *Reflexionen*, a. a. O., S. 165 (Herv. J. R.): „[...] wir [können] sagen, daß Menschen von Natur aus mit einem System intellektueller Organisation ausgestattet sind, das wir als den ‚Anfangszustand‘ des Geistes bezeichnen können. Interaktion mit der Umwelt und Reifungsprozesse bewirken, daß der Geist eine Folge von Zuständen durchläuft, in denen kognitive Strukturen repräsentiert werden. Es liegt auf der Hand, daß im Falle der Sprache rasche und extensive Veränderungen in einer frühen Lebensperiode stattfinden und ein ‚stabiler Zustand‘ erreicht wird, der danach nur noch geringe Modifikationen erfährt. Wenn man von diesen Modifikationen absieht, läßt sich der stabile Zustand als ‚Endzustand‘ des Geistes bezeichnen, in dem die Sprachbeherrschung *irgendwie* repräsentiert ist.“

⁷⁰⁷ Allerdings spielt in Weisgerbers Konzeption des Sprachgewinns die Schriftsprachlichkeit eine – wenn überhaupt – nur subalterne, wenn nicht hindernde Rolle. Es geht Weisgerber ganz um die Verwirklichung der Wirklichkeit des muttersprachlichen Geistes: „Der Sprachgewinn ist erst abgeschlossen, wenn in dem die ganze Jugend ausfüllenden Prozeß der Auseinandersetzung zwischen erlebendem Menschen und vorgefundener Muttersprache nicht nur die geltenden Gestalten, sondern ebenso und noch mehr die muttersprachlichen Zugriffe im Einzelbewußtsein verwirklicht sind.“ (Weisgerber 1971, S. 207) Andernorts bestimmt Weisgerber („Sprache und geistige Gestaltung der Welt“, a. a. O., S. 14) das pädagogische Ziel des Sprachunterrichts sodann explizit als *Anpassung*: Die „Verwirklichung der geistigen Welt der Muttersprache“ bestehe darin, „daß jeder Neuling die Muttersprache möglichst gut beherrschen, d. h. in Wirklichkeit sich dieser geltenden Norm soweit wie irgend möglich anpassen soll.“

⁷⁰⁸ Weisgerber 1973, S. 62 f. Als zentrale Aufgabe des Sprachunterrichts nennt Weisgerber griffig den „Spracherwerb im unreflektierten Wachsen“ (ebd., S. 62); vgl. auch die Direktive „Individuelles Wachsen unter gemeinschaftlicher Führung“ (Weisgerber: „Erlernen von Bedeutungen“, a. a. O., S. 270), ausführlicher: „Unter der Geltung dieses Gemeingutes [der muttersprachlichen Inhalte; J. R.] wachsen unreflektiert beim Einzelnen die Ansätze des Aufmerkens, die Gesichtspunkte des Zusammenordnens, die Grundlagen gerichteten Zugriffes, die bei aller Verschiedenheit der individuellen Erfahrungen in einer Menschengruppe die Möglichkeiten eines verständigen Zusammenwirkens tragen.“ (Ebd., S. 269; vgl. auch Weisgerber: „Sprachfelder“, a. a. O., S. 40) – Helmut Gipper („Vom Aufbau des sprachlichen Weltbildes im Prozeß der Spracherlernung in den ersten drei

Weisgerber hat seine Positionen „im wissenschaftlichen Wettstreit“⁷⁰⁹, den er als wissenschaftspolitische Okkupation des Sprachthemas und der Geisteswissenschaften insgesamt deutete,⁷¹⁰ durch bisweilen dramatische Gesten verteidigt. Formalisierende, mathematisierende linguistische Konzepte sollten, so Weisgerbers Warnung 1972, „die geisteswissenschaftlichen Grundlagen überlagern [...]. Demgegenüber erweisen sich energetische Gedanken als fester Halt einer geisteswissenschaftlichen Sprachbetrachtung, die über alle Modeströmungen hinweg die Sprache als breite Grundlage menschlichen Lebens, menschlicher Kultur und Geschichtlichkeit bewußt hält und von da aus die Gewähr hat, die Grundgedanken sprachwissenschaftlicher Arbeit durchzuretten“.⁷¹¹

Lebensjahren“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 167) hat den Versuch unternommen, einen Schritt zurückzugehen und „das Werden und Wachsen der Wortschatzgliederungen bzw. der sprachlichen Felder und der syntaktischen Gliederung“ in Ansätzen zu einer „evolutiven Grammatik“ (ebd., S. 166) darzulegen. Denn „bisher fehlt trotz einer ständig wachsenden Fachliteratur zum Thema der Kindersprache und speziell des Spracherwerbs ein Versuch, diesen für jeden normalsinnigen Menschen entscheidenden Lernprozeß im Humboldt-Weisgerberschen Sinne als Aufbau eines sprachlichen Weltbildes mit allen gedanklichen Konsequenzen darzustellen und so genau zu beschreiben, daß die Chomsky-Frage beantwortet werden kann.“ (Ebd.)

⁷⁰⁹ Weisgerber: „Zum Ausgleich“, a. a. O., S. 145

⁷¹⁰ Die Diagnose geht bis hin zur „Feindschaft“ (Weisgerber 1973, S. 18), die von den Neuerern entwickelt worden sei.

⁷¹¹ Weisgerber: „Zum Ausgleich“, a. a. O., S. 146. Die Schicksals- und Kampfmetaphorik läßt sich bei Weisgerber an unzähligen Stellen nachweisen. Aufschluß gibt sie seit jeher über das wissenschaftshistorische Engagement in eigener, d. h. in der Sache der Durchsetzung des holistischen Programms. Fritz Tschirchs Arbeit *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt* (Berlin 1954), die sich Weisgerber gewogen zeigt, nennt Weisgerber einen „eindrucksvollen Versuch [...], der heutigen Arbeit der Sprachbetrachtung die gleiche Beachtung in der Öffentlichkeit zu *erringen*, wie sie den grundlegenden Fortschritten der Naturwissenschaften allgemein zugewandt wird“ (Leo Weisgerber: „Rezension von: Fritz Tschirch [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1954/55, Heft 4, S. 242 f.; Herv. J. R.). Insgesamt läßt sich an der regen Rezensionstätigkeit des Weisgerber-Kreises das Bemühen ablesen, einen Verbund zu festigen, der sich zugleich in einem System von Querverweisen in den einschlägigen Großpublikationen ausdrückt. „Die zahlreichen Anmerkungen mit willkommenen Literaturverweisen“ (ebd., S. 243), so Weisgerber zu Tschirch, deuten auf eine Textpolitik, derer sich wohl jede zu organisierende und jede organisierte Forschergemeinschaft bedient. Am offensten bezeugt die Existenz einer Art Rezensionkartell Gipper („Rezension von Peter Hartmann“, a. a. O., S. 65): „Als Schüler L. Weisgerbers hoffe ich doch, den Ansichten meines Lehrers ebenso offen begegnet zu sein wie den Auffassungen P. Hartmanns [...]. Sicher hätten andere bei einer Besprechung anderes gesehen. Denn trotz allen Willens zur Objektivität kann man nicht umhin, die Dinge aus einem Blickwinkel zu sehen, der von persönlichen Voraussetzungen mitbestimmt ist.“

Zu Hans Glinz' *Die innere Form des Deutschen* (a. a. O.) – mit der eine auf Saussure aufbauende Grammatik des Gegenwartsdeutsch (und seiner „Denkentscheidungen“ [ebd., S. 12]) die traditionelle Grammatik ersetzen und dieser „gut gegründete[] Neubau“ höchste Relevanz für die Sprachwissenschaft, die Schule und die Philosophie beanspruchen sollte (vgl. ebd., S. 11) – äußerte Weisgerber zwar in merklicher Anspielung auf die eigenen Ziele, „der Weg zu einer echt inhaltbezogenen, d. h. die Inhalte selbst als Maßstab gewinnenden Betrachtung“ (Leo Weisgerber: „Rezension von: Hans Glinz [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1953/54, Heft 2, S. 117) sei nicht zu Ende beschritten, doch insgesamt sei „das herkulische Werk des zeitgemäßen Umbaus unserer zweitausendjährigen Grammatik“ (ebd.) angesichts der „Lage der heutigen Germanistik“ (ebd., S. 116) und der notwendigen „grammatischen ‚Revolution‘“ (ebd., S. 117) begünstigt: „die unvermeidliche Folgerung, daß eine das Bezeichnete bewußtmachende Grammatik völlig anders aussehen muß als die herkömmliche, am Bezeichnenden orientierte Form“ (ebd., S. 116).

Während Glinz somit nach Weisgerber für den an Saussure gewonnenen Zeichenbegriff als Einheit von Laut und Inhalt stand, zeichnete Leonhard Jost der „Weitblick“, die „Zähigkeit“ und der „Wagemut“ aus, um „einen begründeten Standpunkt in der immer stärker auf eine *Entscheidung drängenden* Diskussion um den energetischen Sprachbegriff zu gewinnen“ (Leo Weisgerber: „Rezension von: Leonhard Jost: *Sprache als Werk*

Entkleidet man solche Stellungnahmen ihrer superlativischen Durchhalterhetorik (‚festester Halt‘, ‚durchretten‘) und ihrer konservierenden Stoßrichtung (‚bewußt halten‘), so wäre immerhin zuzugestehen, daß Weisgerbers geisteswissenschaftliche Zentrierung der Sprachwissenschaft Forderungen genügt, die Bernd Switalla an die gegenwärtige Linguistik gestellt hat: statt Beschreibungs- und Simulationsmodelle zu entwerfen, die der Naturkontrolle oder sozialtechnologischen Zielen dienen, einen Begriff der Sprache wiederzugewinnen, der die historischen Bedingungen der Sprachverschiedenheit und die Bedingungen des Verstehens aus einem wissenschaftsreflexiven Ganzen her zum Thema macht; sprachliche Universalien als Universalien der Sprachwissenschaft zu kennzeichnen, nicht als absolute der Sprach(en)wirklichkeit; und Sprachwissenschaft als Fragezusammenhang zu denken, der Probleme der menschlichen Praxis berührt.

Weisgerbers Kritik an der ‚Lebensferne‘ der Transformationsgrammatik (d. h., *mit Weisgerber über Weisgerber* hinausgehend: an ihrem Desinteresse gegenüber allen Fragen der sprachlichen [Aus-]Bildung, des ‚wesenhaften Erscheinens‘ der Sprache im dialogischen Sprechen, der [lebens-]geschichtlichen und sozialen Reflexion von kulturellen und individuellen Sinnentwürfen in der sprachlichen Verständigung über sie) setzte, wie gesehen, im wesentlichen am Fehlen der „Begriffsweisen für die sprachlichen Gemeinschaftsformen“⁷¹² an – und das hieß bereits 1931, ins Positive gewendet, am „sozialen Grundcharakter alles Sprachlichen“.⁷¹³ Nicht der Weg ins Innere des (abstrakten, idealisierten) Individuums (des idealen Sprecher-Hörers)⁷¹⁴, zu den sprachlichen *ideae innatae* als dem

und wirkende Kraft [...]“ . In: *Wirrendes Wort*, 1962, Heft 1, S. 57 f.). Kritik allerdings erfuhr Josts Warnung vor einem allzu allzuständigen sprachtheoretischen Programm.

Beispielhaft für den Komplex der Rezensionspolitik – inkl. der superlativischen und offensiven Durchsetzungsdiktion – darf abschließend gelten: Leo Weisgerber: „Rezension von: Jost Trier: *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes* [...]“ . In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1932, Heft 4, S. 219: „Mit diesem Buch hält eine sprachwissenschaftliche Betrachtungsweise ihren Einzug in die Germanistik, von der man hoffen muß, daß sie rasch in ihrer grundlegenden Bedeutung anerkannt wird und sich gemäß ihrer unmittelbaren Überzeugungskraft als die unserem heutigen Denken angemessenste Form von Sprachforschung durchsetzt.“ Im ausdrücklichen Gefolge Triers wurde Weisgerber, so John Lyons (*Semantik*. Bd. 1, München 1980, S. 262), schließlich „der anerkannte Führer der Richtung Sprache und Gemeinschaft“.

⁷¹² Weisgerber: „Zum Ausgleich“, a. a. O., S. 151

⁷¹³ Weisgerber: „Sprachvergleichung und Psychologie“, a. a. O., S. 339

⁷¹⁴ Vgl. Leo Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“. In: *Muttersprache*, 1972, 82. Jg., S. 135: „Nun hat niemand in einer Sprache die gesamte Kompetenz gepachtet. Daher werden die leibhaftigen Träger der sprachlichen Prozesse idealisiert.“ – Zuzustimmen ist Weisgerber desgleichen in folgendem Punkt: „Tatsächlich bleibt in der generativen Grammatik die entscheidende Frage offen, woher die Kriterien für die sprachliche Richtigkeit der Aktionen des kompetenten idealen Sprechers/Hörers zu nehmen sind.“ Weisgerbers Antwort lautet bekanntlich: aus den geistigen Inhalten. Daß sie aus der Beherrschung schriftsprachlicher Normen zu gewinnen wären, ist angesichts von Weisgerbers Mißachtung der Schriftproblematik ausgeschlossen. So verwundert auch nicht, daß er Sprachbeherrschung nicht mit schriftsprachlicher Kompetenz gleichsetzen kann – und genauso wenig, daß er die antiken Grammatiker nicht als solche bezeichnet: „Die Erforschung der Sprache hat, seit sie besteht, den Bezugspunkt ihrer Bemühungen in Größen wie griechische, lateinische, deutsche Sprache gesehen; ihre

Universalen, sondern ins *innere Äußere des je konkreten einzelnen Allgemeinen*, in den – geschichtlich generierten – Geist und Lebensraum⁷¹⁵ der Sprachgemeinschaft, sollte Gewähr dafür sein, den Zusammenhang zwischen Sprache, Gesellschaft und Individuum ohne Abstriche zu erhellen.⁷¹⁶ So korrespondierte die Ablehnung der Syntaxtheorie (und die Bemängelung, das Wort, den Träger von spezifischen Weltinhalten, nicht zu beachten) schließlich mit der Bekräftigung einer Theorie jener objektiv-sozial gültigen Gehalte, die sich nicht durch eine Menge von Sätzen repräsentieren ließen – ein Zugang, den auch bereits Jost Trier gewählt hatte.⁷¹⁷

Wenn Weisgerber die elementare Divergenz zwischen Linguistik und (energetischer) Sprachwissenschaft dadurch ausgedrückt sah, daß sich erstere dem „Zurückdrängen des Menschen“⁷¹⁸ verschrieben habe, zweitere „den geistig schöpferischen Menschen in den Mittelpunkt stell[]e“⁷¹⁹, so klang damit eine – für Weisgerber – ungewohnte Kritik an der

Materialien erhielt sie durch Leute, die eine solche Sprache ‚beherrschten‘ (am liebsten als Muttersprache).“ (Ebd., S. 157)

⁷¹⁵ Vgl. Weisgerber: „Wendepunkt“, a. a. O., S. 111, wo die Muttersprache als „Raum“ bezeichnet wird, in dem sich die „angeborene Sprachfähigkeit“ entfalte.

⁷¹⁶ Vgl. Weisgerber: „Ausgleich“, a. a. O., S. 153 f.: „Die gemeinschaftliche [Verwirklichung des Sprachlichen; J. R.] ‚generiert‘ in der Zusammenarbeit von Menschengruppen ‚langwellige‘ Entfaltungsformen sprachlicher Energie, die sinnlich-geistigen Ganzheiten geltender Gemeinsprachen. Die andere [die persönliche; J. R.] führt im Persönlichen von kurzen Ansätzen autarker Sprachentfaltung über eine sehr intensive Lernbegegnung mit den sinnlich-geistigen geltenden Elementen der ‚Muttersprache‘ zu einer ‚Sprachbeherrschung‘, die das individuelle sprachliche Tun in Bewegung setzt. Der Kernunterschied liegt dabei in der Einschätzung der geistigen Seite geltender Sprachen, für die in der generativen Grammatik wenig Platz (und Verständnis) ist“. – Bereits vierzig Jahre früher hatte Weisgerber („Sprachvergleichung und Psychologie“, a. a. O., S. 3338) den nämlichen Zusammenhang als „Wirkungszusammenhang[]“ erhellt, „der unabhängig von dem einzelnen Individuum die Sprachgemeinschaft zusammenhält und über die Jahrhunderte, die wechselnden Individuen hinweg der eigentliche Ort des sprachlichen Geschehens ist.“ Abgewehrt war somit die dazumal kurrente „Personalistik“ (ebd., S. 342) – zumal in der (Sprach-)Psychologie –, zugunsten der soziologischen Anschauung, „daß sein [des einzelnen; J. R.] Tun stärker durch das Weltbild der Muttersprache als durch seine Eigenpersönlichkeit bestimmt ist“ (ebd., S. 340).

Humboldt dagegen denkt Sprachentwicklung, die Entfaltung einer Einzelsprache, als „Verlängerung der analogen Reihen“ (Di Cesare, a. a. O., S. 78), in denen Sprache *wird* und *ist* durch die unendliche produktive Sprechertätigkeit der unendlich vielen *Individuen*, durch deren Tun die Arbeit des Geistes sich zeigt. So ist die Arbeit des Geistes nur als Verstandesabstraktion in Unabhängigkeit von den einzelnen und ihrem ‚schöpferischen Erkennen‘ faßbar.

⁷¹⁷ Es sei offensichtlich, „daß der Satz nicht das allein Wirkliche ist, von dem aus das tote Einzelwort Leben erhält, daß vielmehr hier ein zweites Wirkliches mitspricht, nämlich das System des objektiven in der Sprache (*langue*, im Gegensatz zu *parole* und *language*) überlieferten und dem Sprecher und Hörer gegenwärtigen Ganzen des Begriffsfeldes. [...] *Oberhalb* und *außerhalb* des vom *Einzelmenschen* gesprochenen Satzes steht eben die *große Wirklichkeit* des sprachlichen Zeichensystems mit seinen vielen Begriffsfeldern“ (Trier, a. a. O., S. 4; Herv. J. R.). Die Arbeit des Geistes, von der Seite des einzelnen her gedacht, ist demzufolge nur eine je in der „Waagerechte des Sprachseins“ vom einzelnen zu leistende, im Gefüge, das „er vor sich hat [als] ein rein gegenwärtiges geschlossenes System von Ausdrucks- und Mitteilungsmitteln“ (ebd., S. 10).

⁷¹⁸ Weisgerber 1973, S. 11. An Chomsky ergeht gar der Vorwurf der Ausstreichens der personalen Identität: „in einer Verquickung von Allgemein-Menschlichem und Individuell-Persönlichem wurde das spezifisch Individuelle unerkennbar und der einzelne gewissermaßen zum Repräsentanten der Menschheit degradiert“ (ebd., S. 69) – ein doch recht bizarres Argument gegen den Universalismus.

⁷¹⁹ Ebd., S. 17. In bezug auf die Geschichte der Grammatik spricht Weisgerber – überraschenderweise – von einem wesentlichen Beitrag zum „Prozeß der Selbsterkenntnis des europäischen Menschen“ (ebd., S. 47). – Schöpferisch allerdings ist, so die Lehrmeinung der Bonner Schule, letztlich eben doch nicht der (einzelne) Mensch, sondern das ihm durch die Muttersprache gegebene Wort: „Das Zusammentreten heterogener

Verdinglichung des Wissens und der Wirklichkeit der sprachlichen Verhältnisse durch den wissenschaftlichen Zuschnitt an: „Zu den Grundzügen linguistischen Denkens gehört die größtmögliche Ausschaltung des Menschen, und zwar vor allem des ‚konkreten‘, beteiligten Menschen. Er ist der Unsicherheitsfaktor, der alle linguistische Exaktheit stört, sei es als Subjekt, sei es als Objekt.“⁷²⁰

Der Befund über die Entfremdung zwischen Wissenschaft und Individuum, zwischen bildender Sprachreflexion und einzelner⁷²¹ ist von Weisgerber aber nicht ausgebaut worden. Im Gegenteil: Die Pointe der wissenschaftlichen Konstruktionsarbeit fand sich auch nun wieder in der herausragenden Bedeutung der spezifischen semantisch-sinnverbürgenden, „der geistigen Seite geltender Sprachen“⁷²², in der Bekräftigung der *Form-Norm* der Einzelsprache: „In der energetischen Betrachtung wird das Kreative stärker in den Gemeinschaftsformen der Sprache gesehen, [...] unter deren Wirkung die Sprachfähigkeit des Individuums im Gestalthaften wie im Inhaltlichen auf Normen hingeführt wird, die dann als Leitgrößen sowohl für die individuelle wie für die ‚muttersprachliche‘ Kompetenz in das sprachliche Handeln der Persönlichkeit eingehen.“⁷²³

II. 2. 3. 11. Überdauernde Ansichten

Noch einmal ausführlich begründete Weisgerber den Standpunkt, den Mensch angesichts „seiner dreifachen Erscheinungsform als Menschheit, als Gemeinschaft und als Individuum“⁷²⁴ verbindlich in der Mitte, d. h. in seiner sprachgemeinschaftlichen

Vorgestalten, hier der Laute, dort der Inhaltmomente, zu dem Gestalterlebnis des Wortes ist das eigentlich schöpferische Ereignis, das in jeder Sprachverwendung neu in Erscheinung tritt.“ (Johann Knobloch: „Gedanken zur Sprachinhaltsforschung“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 186)

⁷²⁰ Weisgerber 1973, S. 82; vgl. Christian Stetter („Die Arbitrarität des Zeichens. Sprachwissenschaft als fiktionales Handeln“. In: Josef Simon [Hg.]: *Zeichen und Interpretation*. Frankfurt/Main 1994, S. 169 f.) über die Modellierung linguistischer Objekte: „[Es] herrscht das Prinzip der Arbitrarität unbestritten im freilich abgegrenzten Bezirk der Sprachwissenschaft. Offenbar – der einzig auszumachende Grund – ermöglicht es ein spezifisches Handeln, ein Sprachspiel der Beschreibung von Formen, linguistischen Einheiten, die als solche aus ihrem ‚natürlichen‘ Medium, der ‚verbundenen Rede‘, dem Schriftgebrauch wie der alltäglichen Kommunikation, eben der parole isoliert werden.“ Es folgt eine kurze, aber grundsätzliche Kritik an Chomsky: „Mangels besserer Metaphern wird das menschliche Sprachvermögen [...] als Satzstrukturzeugungsmaschine konzipiert, deren Grundmuster dem Genom eingestanz sind, sein sollen. Sprachliche Artikulation ist damit auf die Uniformität des Eierlegens in einer Hennenbatterie gebracht.“ (Ebd., S. 179)

⁷²¹ Vgl. Weisgerber 1973, S. 60: „Je mehr linguistische Formeln zur Verstehensform des eigenen Sprachbesitzes werden sollten, um so stärker wirkten sie im Sinne einer Entfremdung zwischen einem Menschen und seinem sprachlichen Ich.“ Ebd. auch der Hinweis auf die „Gefährdung der Persönlichkeitsentwicklung“ durch die „linguistisierende Schule“.

⁷²² Weisgerber: „Ausgleich“, a. a. O., S. 154

⁷²³ Ebd., S. 154 f. In der „leibhaftigen Begegnung mit einer bestehenden (Mutter-)Sprache [seien] die dort geltenden sinnlich-geistigen Gemeinschaftsprägungen in seine Kompetenz ein[zugliedern“ (ebd., S. 157).

⁷²⁴ Weisgerber 1971, S. 14

Gebundenheit *wesenhaft* zu situieren,⁷²⁵ in *Die geistige Seite der Sprache*,⁷²⁶ einer breit ausgearbeiteten Vorlesung, deren Titel das „Thema“ anschlugs, „das meine Lebensarbeit bestimmte“⁷²⁷, wie Weisgerber im Vorwort bekannte. Auch bekundete er dort die „höhere Verpflichtung, in die sich dramatisch entwickelnde Diskussion über die Zukunft der Sprachwissenschaft einzugreifen“⁷²⁸, zeigte sich also entschlossen, den Jungen nicht die *Entscheidung* darüber zu überlassen, wie die künftige Linguistik sich orientieren und welche Orientierungsfunktion sie übernehmen sollte. Ja, Weisgerber wollte den „Versuch“ unternehmen, „eine communis opinio herauszuschälen“⁷²⁹, und dies „in Zeiten jugendlichen Aufbruchs“, in denen dennoch, so die Zuversicht, „die Gedanken nicht lange übergangen werden können, auf denen die Existenz der Sprachforschung als einer wirklichen Fundamentalwissenschaft beruht“.⁷³⁰

Weisgerber ließ keinen Zweifel daran, daß ebendiese Fundamentalwissenschaft ihre Methoden aus der gegebenen Geist-Form „der Gemeinschaftsform von Sprache“⁷³¹ zu beziehen habe – die plakative Rede von „der Gegensätzlichkeit von Sprach- und

⁷²⁵ Folglich ist der Hauptvorwurf an Chomsky der Ausschluß der Mitte: „Wohin die Erfahrungen mit der Überbetonung des Individuums wie mit dem Rückgriff auf angeborene Menschlichkeit weisen, ist offenbar: auf die Mitte der Gemeinschaftsphänomene der Sprache.“ (Weisgerber 1973, S. 70) D. h. im Gegenzug: „Mit dem Gedanken von der Sprache als *Energeia* ist der Mittelpunkt gefunden, auf den bezogen die Ordnung des Sprachlichen in der Menschheit durchsichtig wird.“ (Ebd., S. 140)

Vgl. zur Gegenposition, die von Chomsky her begründet wird, etwa Udo L. Figges Antwort an einen Studenten per E-Mail (homepage.ruhr-uni-bochum.de/Udo.L.Figge/texte/semiotik.briefwechsel.html; der Text ist auf den 14. November 2000 datiert): „Diese Anfrage ist nicht das erste Zeugnis dafür, daß ich mit der Behauptung, Sprache sei zunächst die spezielle Ausstattung eines Individuums, Anstoß erzeuge. [...] Ich bin sicher, daß Sie Ihre Muttersprache von anderen Personen erworben haben als ich. Insofern gibt es also kein gemeinsames soziales Fundament für Ihren und für meinen Mutterspracherwerb. [...] Das heißt allgemein, daß Übereinstimmungen zwischen den Sprachen zweier Personen darauf beruhen, daß diese Sprachen Endglieder zweier Ketten von individuellen Sprachenesen sind, die einen gemeinsamen Anfangspunkt haben. Insofern ist eine Nationalsprachengemeinschaft eine Menge von Personen mit einer ähnlichen Spracherwerbsgeschichte. Davon, daß zwischen diesen Personen irgendwelche Übereinkünfte bestehen, kann nicht die Rede sein. [...] Leo Weisgerber, bei dem ich in Bonn allgemeine Sprachwissenschaft studiert habe, nannte eine Nationalsprache, in Übereinstimmung mit der Terminologie seiner eigenen Studentenzeit, ein ‚soziales Objektivgebilde‘. Das ist ein imposanter Begriff, der sich mir sehr eingepägt hat. Nach und nach hat sich jedoch für mich ergeben, daß sich dahinter nichts als ein Luftschloß verbirgt.“

⁷²⁶ Es ist die systematisch-methodische Mitte, die sich – in einer bekannten Wendung – aus der Sache selbst erschließt: „Mit der energetischen Betrachtungsweise dürfte die Methode gewonnen sein, die der Erforschung der geistigen Sprachseite am *angemessensten* ist. Denn damit ist der *Sinn* des Phänomens Sprache getroffen, die Mitte, von der aus *alle* Spracherscheinungen verständlich werden.“ (Weisgerber 1971, S. 206; Herv. J. R.)

⁷²⁷ Weisgerber 1971, S. 9. Das Eigenurteil bekräftigen Bernhard Weisgerbers („Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“, a. a. O., o. S.) Anmerkungen zu Weisgerbers Habilitationsschrift. Wo Weisgerber zeitlebens den drohenden, störenden Einfluß des Subjekts beschwor, da verwies er ebenso unverbrüchlich auf den organischen Kern der Sprache/der Sprachtheorie: das Synonym Muttersprache/Sprachgemeinschaft/Nation/Volk. Weisgerbers Position im Jahr 1924 faßt Bernhard Weisgerber irreführend wie folgt zusammen: „So löst sich die Spannung von Individualität und Totalität im Dreiklang Individuum, Nation (= Sprachgemeinschaft) und Menschheit. (Hätte dieser Begriff von Sprache und Nation sich durchgesetzt, wie viele Auseinandersetzungen wären der Menschheit erspart geblieben!)“

⁷²⁸ Weisgerber 1971, S. 9

⁷²⁹ Ebd., S. 11

⁷³⁰ Ebd., S. 9

⁷³¹ Ebd., S. 14

Sprechforschung⁷³² aus dem Jahr 1974 unterstreicht dies einmal mehr –, mithin aus jener „Form von ‚Geistigkeit‘, die wir in der Gemeinschaftsform der Sprache antreffen. Daß die Rede von *Geist* und *Geistigkeit* besonders eng mit Erscheinungsformen des sozialen Lebens verbunden scheint, kann uns durchaus zur Bestätigung dieses Ansatzes führen“⁷³³ und bestätigte nicht nur auf der Gegenstandsseite, daß „die sozialen Sprachtatsachen“ als die „Grundtatsachen von Sprachgemeinschaft und Muttersprache (= geltende Sprache in konstitutiver Wechselwirkung mit ihren Angehörigen“ den einzig gültigen Zugang zum Sprachthema eröffnen,⁷³⁴ sondern unterstrich auch auf der Methodenseite den unangreifbaren Vorrang der soziologischen Methode, mit der „das Gesamtproblem ‚Sprache“⁷³⁵ adäquat zu erfassen sei:

„Die Tatsachen, die uns auf die soziale Form des Sprachlichen, die Muttersprachen von Sprachgemeinschaften, hingeführt hatten, entscheiden nun auch über unseren Ansatz zur Erforschung des Geistigen in der Sprache. Unter den denkbaren Wegen philosophischer, soziologischer, psychologischer Überlegungen treten die soziologischen in den Vordergrund. So gewiß wir festhalten, daß der ‚Geist‘ in der

⁷³² Weisgerber: „Erlernen von Bedeutungen“, a. a. O., S. 263

⁷³³ Weisgerber 1971, S. 15

⁷³⁴ Ebd., S. 16. Zurückgedrängt ist damit eine Orientierung auf das Individuum. Es sei „alles zu vermeiden, was zu einem Abrutschen von *geistigen* sozialen Tatsachen zu psychischen individuellen Prozessen führt“ (ebd.), und man müsse „gegen psychologistische Verschiebungen in der Beurteilung sprachlicher Tatsachen Einspruch erheben“ (ebd., S. 29). Heißt das, daß der Begriff des Geistigen, mithin die Vorstellung vom Prozeß der Weltaneignung, -erfahrung und -erkenntnis, keinen Sitz im einzelnen haben kann? Wo dann? Im Gemeinschaftsgeist? Im ‚Volksgeist‘? Das folgende implizite Dementi vermag solche Einwände gegen einen hypostasierten Geistbegriff kaum zu entkräften: „Auf der anderen Seite muß man auch der Furcht entgegenarbeiten, die auf vielen Seiten vor *geistigen* Hypostasierungen besteht. Die Daseinsform des *Geistigen* kann mindestens in soziologischen Zusammenhängen so genau bestimmt werden, daß man mit diesem Wort unverfänglich richtig an der richtigen Stelle arbeiten kann.“ (Ebd.)

Andererseits antwortet Weisgerber wenige Seiten später ein wenig verklausuliert auf eine Infiltration durch völkerpsychologische Ansätze: „Es gibt eine Rede von dem ‚Geist der Sprache‘, die sich als recht verfänglich erwiesen hat, sowohl was die Grundgedanken wie was die Formulierungen angeht. Sie ist alten Herkommens, mehr dem 19. als dem 20. Jahrhundert zugeordnet, mehr auf globale Kennzeichnung als auf Einzelerkenntnisse abgestellt und insgesamt nicht so durchdacht, daß man erfolgreich mit ihr arbeiten könnte. [...] Wir müssen sogar ausdrücklich ablehnen, mit Spekulationen in Zusammenhang gebracht zu werden, die auf einem ungeklärten Geistbegriff aufbauend zu summarischen Urteilen führen, mit denen niemandem geholfen ist.“ (Ebd., S. 29)

Z. B. 1931 aber war die – etwa von Adam Schaff und Gerd Simon später als (Sprach-)Imperialismus scharf attackierte – Orientierung auf den Volksgeistbegriff ein elementarer Baustein des Weisgerberschen Einsatzes gewesen: „Erst die Not der Nachkriegsjahre hat uns zwangsläufig auf die Sprache als eine der tiefsten volkbildenden Kräfte geführt. Anstöße von allen Seiten stärkten die Überzeugung, daß das Wahre deutscher Eigenart und deutscher Weltgeltung *heute noch mehr als je* abhängt von der inneren und äußeren Kraft unserer deutschen Sprache. Und die erbittertsten Sprachkämpfe, die sich seit über zehn Jahren in allen Rand- und Außengebieten des deutschen Sprachraums abspielen, geben uns Anlaß genug, darüber nachzudenken, was denn eine Sprache im Leben eines Volkes bedeutet, warum das Volkstum dieser bedrohten Gebiete steht und fällt mit der Bewahrung der angestammten Muttersprache.“ (Weisgerber: „Vom Sinn des Unterrichts in fremden Sprachen“, a. a. O., S. 275; Herv. J. R.)

⁷³⁵ Weisgerber 1971, S. 212

Sprache kein reines soziales Phänomen ist, so sehr wir betonen, wie wichtig es ist, daß ein Objekt wie die Sprache uns offenkundig macht, daß ihre geistige Seite umfassend angegangen werden muß, so ändert das nichts daran, daß wir die sozialen Erscheinungsformen des Sprachlichen primär mit soziologischen Denkmitteln zu fassen suchen.⁷³⁶

So galt es nach wie vor, „die muttersprachliche Welt zu ihrem Recht kommen zu lassen“⁷³⁷; und es obsiegte in nahtloser Fortsetzung des Programms einer soziologischen Theorie der Sprache, wie es Weisgerber Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre entworfen hatte,⁷³⁸ und in der Frontstellung gegen die quasi transzendente Grammatik(theorie) der Universalien nicht Humboldts Idee des Sprachstudiums, das seinen Mittelpunkt im Unerklärlichen und Unverletzlichen, an der Grenze des Individuums findet, sondern – unter Rekurs auf jenen fetischistischen resp. hypostasierten Begriff des „objektiven Geistes“⁷³⁹, den die rechtshegelianische Schule in der Weimarer Republik entwickelt hatte⁷⁴⁰ – der Transzendentalismus der Muttersprache (als, wie es 1934 bei Fritz Stroh hieß, „nachgeburtliches Sozialapriori“⁷⁴¹), der das Geistige, die Sprache als Leiblich-Geistiges, denjenigen, die sie sprechen, gewissermaßen entreißt und somit die Sprache aus dem Leben nimmt, dem je konkreten, einzelnen und seiner Wirklichkeit, und sie dem Leben des überpersönlichen Geistes zuschlägt, den höheren Gefilden einer sozialen oder politischen

⁷³⁶ Ebd., S. 28 f.

⁷³⁷ Ebd., S. 211; didaktisch erfüllt sich dieses Recht im „Hochziel der inhaltlichen Richtigkeit“ (Weisgerber: „Erlernen von Bedeutungen“, a. a. O., S. 258); das meint „die ‚hintergründige‘ Richtigkeit des geltenden Sprachgehaltes“ (ebd.).

⁷³⁸ Geht man an dieser Stelle zurück in die fünfziger Jahre, so unterstreicht eine Bemerkung Werlens (a. a. O., S. 108) Weisgerbers Willen zur Kontinuierung des einstmaligen Entwickelten, der kopernikanisch-soziologischen Wende: „Es mag mit diesem Gefühl der Erneuerung zusammenhängen, daß Weisgerbers Schriften auch noch in den fünfziger Jahren mit einem stark programmatischen Anspruch auftreten, der den Leser gelegentlich irritiert.“

Weisgerber selbst zog 1974 („Erlernen von Bedeutungen“, a. a. O., S. 270, Anm. 7) ein triumphal wirkendes Resümee: „Auf jeden Fall ist ein Vergleich möglich, wer als Sprachforscher heute bestätigt erscheint: der konsequente Verfechter einer inhaltsbezogenen Sprachwissenschaft oder der einer Utopie verfallene Linguist der 60er Jahre.“

⁷³⁹ Vgl. Weisgerber: „Zweisprachigkeit“, a. a. O., S. 427: „In dieser Wechselwirkung von Sprachgemeinschaft und Sprache vollzieht sich der grundlegende Prozeß, in dem Menschengruppen allmählich die Bereiche des Geistigen erobern, ‚objektiven Geist‘ schaffen und in ihrer Sprache niederlegen, durch diese Sprache ‚zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft‘ werden (Fichte) und auf diese Weise geschichtliche Dauer und die Möglichkeit kultureller Leistungen gewinnen.“

⁷⁴⁰ Vgl. Weisgerber 1971, S. 30, wo Weisgerber, in Wiederholung der positiven Bezugnahme auf Hans Freyer in *Das Menschheitsgesetz*, zu sprechen kommt auf die „Rede vom *objektiven Geist*, die in der Untersuchung der Gemeinschaftsform der Sprache ihren legitimen Platz hat. [...] Das ist nicht auf die Sprache beschränkt, sondern überall in Rechnung zu stellen, wo es sich um Erscheinungen der ‚geistigen Kultur‘ handelt und insgesamt um Phänomene, die wir als ‚Kulturgüter‘ in Wechselwirkung mit Menschengruppen antreffen. [...] Die Rede vom objektiven Geist löst nicht alle Probleme, hat aber vieles dem Verständnis näher gebracht; das gilt ebenso für die Daseinsform einer Sprache selbst, wie für die Wirkungsweise des Geistigen in einer Sprache. Die Ergebnisse, die die Soziologie unter diesem Titel erarbeitet hat, behalten für die Sprachwissenschaft *dauerhaften Wert*.“ (Letzte Herv. J. R.)

⁷⁴¹ Stroh: „Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 244

Objektivität (und Identität), die ihrerseits das Leben des einzelnen regieren und *regeln* soll.⁷⁴² Das indes vermag sie nur, wenn sie, aufgewertet zum Agens⁷⁴³ schlechthin, die Entfremdung des Sprachdenkens von seiner wirklichen, flüchtigen Gegenständlichkeit, dem jedesmaligen Sprechen,⁷⁴⁴ ausweist als hochwertige, ‚eigentliche‘ Idee und Wirklichkeit der Sprache.⁷⁴⁵

II. 2. 3. 12. Agitation und Intervention

⁷⁴² Erstaunlich dünkt Helmut Gippers („Inhaltbezogene Grammatik“). In: *Grundzüge*, a. a. O., S. 141) Abwehr einer solchen Argumentation: „Das sprachliche Weltbild ist [...] weder eine Hypostasierung noch eine Abstraktion, weder eine Idealisierung noch ein Konstrukt sprachwissenschaftlicher Theoriebildung, sondern eine Realität, besser: eine Wirklichkeit, ohne die das Funktionieren von Sprache in einer Menschengruppe schlechterdings nicht vorzustellen ist. [...] Auch mit einer geläuterten marxistischen Widerspiegelungstheorie, wie sie etwa der polnische Philosoph Adam Schaff vertritt, ist diese Auffassung durchaus vereinbar.“ – Wiederholt ablehnend dagegen Adam Schaff: „Zum Forschungsgebiet und Programm der Soziolinguistik“. In: ders. (Hg.): *Soziolinguistik*. Wien 1976, S. 206 f. Im selben Band stellt Gipper („Soziolinguistik oder Sprachsoziologie?“), S. 88 und 98 f.) die Überlegenheit der Weisgerberschen Position, wie sie seit der Habilitationsschrift formuliert sei, gegenüber Arbeiten von Bernstein, Oevermann, Lawton u. a. heraus.

⁷⁴³ Vgl. auch Weisgerber: „Die Stellung der Sprache“, a. a. O., S. 186 (Herv. J. R.): „So bildet die Sprache immerfort die Natur, die Ereignisse, die Menschen um nach ihrem Eigengesetz, so *formt sie sich* immer von neuem *eine Sprachgemeinschaft* und löst in ihr Kräfte aus, die der Verwirklichung und Ausgestaltung ihrer inneren Form dienen.“

⁷⁴⁴ Um dem Eindruck einer einseitigen Interpretation Humboldts entgegenzutreten, sei betont, daß Sprache natürlich auch von ihrer Ergonseite, d. h. als Objektgebilde in den Blick geraten muß. Jene Seite gehört unbestreitbar auch zur Wirklichkeit der Sprache(n). Vgl. etwa Stetter: *Schrift und Sprache*, a. a. O., S. 416: „Humboldts vielzitiertes Diktum, daß die Sprache ‚nur in der verbundenen Rede‘ liege [vgl. Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 186; J. R.], besagt ja eben dies [daß sie ihre Wirklichkeit nur im Sprechen habe; J. R.]. Andererseits meint jedoch die Rede vom bildenden ‚Organ‘ offenbar eine den Gedanken erzeugende und hierin von diesem gerade zu unterscheidende Instanz, ein Allgemeines gegenüber dem ‚jedesmal Gesprochenen‘. Ihr, nicht diesem wird das zugeschrieben, was man ‚die Laute und Gesetze der Sprache‘ nennt, und dieser Instanz als Ganzem, nicht der jeweiligen Rede wird von Humboldt als individuelles Charakteristikum eine je ‚nationale‘ Weltansicht zugesprochen.“ – Auf dieses Ganze (den Geist der Einzelsprache, den Muttersprachengeist) aber, und das scheint die entscheidende Wendung zu sein, wirkt das jedesmalige Sprechen immer wieder zurück. Es ist nicht das fest Gebundene, in die Form der Einzelsprache Gezwungene und somit Ausfluß des (objektiven) Geistes, sondern wesentlich (geistige) Tätigkeit. (Vgl. Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 192) – Vgl. auch Tilman Borsche: „Die innere Form der Sprache. Betrachtungen zu einem Mythos der Humboldt-Herme(neu)tik“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, a. a. O., S. 61: „Die freie Arbeit des Geistes besteht in der fortwährenden Bildung des Denkens am schon Gedachten, des Sprechens am schon Gesprochenen. Das in der Arbeit des Geistes liegende Beständige und Gleichförmige macht das aus, was Humboldt die Form der besonderen Sprache nennt.“

⁷⁴⁵ Vgl. Weisgerber: „Ausgleich“, a. a. O., S. 159. Neuerlich wird hier auf eine eigene Arbeit, auf *Die geistige Seite der Sprache*, verwiesen – dort (Weisgerber 1971, S. 206 ff.) dann wiederum eine breite Kritik psychologischer Ansätze und des Chomsky-Paradigmas und, unter Verweis auf *Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen* (a. a. O.), eine Rekapitulation der Werkentfaltung. (Vgl. ebd., S. 82 f.)

Die Zurückweisung psychologischer Erwägungen kulminiert in der Feststellung: „Wir haben hier die Vorstellung von den individuellen geistigen Höhenflügen des Einzelnen etwas bremsen müssen. Das ist nötig, weil es bei manchen psychologischen Sprachinterpretationen darauf hinausläuft, als ob der Einzelne am laufenden Band Ideen in die Welt setzen könnte.“ (Ebd., S. 210 f.) Gegen eine ‚Geistigkeit‘ „vormuttersprachlicher, vorsprachlicher und außersprachlicher Herkunft“ (ebd., S. 217), zumal gegen Chomskys „Konzeption eines postulierten Sprachkreisels“ (ebd., S. 220), wird die „Unfähigkeit, mit Erscheinungen der Gemeinschaftsform von Geistigem fertigzuwerden“ (ebd., S. 226 f.), zum (obligatorischen) Zentraleinwand.

Gleichwohl, wo Weisgerber gegen die sich popularisierende Linguistik, deren „totale Verbreitung im Medienverbund“⁷⁴⁶, und etwa deren Kommunikationsmodelle engagiert zu Felde zog, benannte er wesentliche Restriktionen, die zumal die Praxis der sprachwissenschaftlichen Bildung und Ausbildung grundlegend veränderten. Seine hochgespannte und gerade deshalb über das Wissenschaftsklima jener Zeit prägnant Aufschluß gebende Polemik gegen das *Funk-Kolleg Sprache*, gegen die „Belehrung im Medienverbund“⁷⁴⁷, appellierte daran, „die Mitverantwortung der Sprachwissenschaft für das, was hier als Wahrheit über das Phänomen Sprache verkündet und als wissenschaftliche Grundlage propagiert wird“⁷⁴⁸, ernst zu nehmen. Zur ersten Lagebetrachtung gesellte sich regelrechtes Entsetzen: „Wie kann eine Handvoll Randseiter in zehn Jahren ein Grundphänomen wie die Sprache so erfolgreich ‚linguistisieren‘, daß sie voller Zuversicht das Urteil einer weiten Öffentlichkeit herausfordern?“⁷⁴⁹

Weisgerber gab darauf keine Antwort (er hätte die eigene Theoriebiographie samt ihren Durchsetzungs- und Dominanzanstrengungen reflektieren müssen, um sich einem Verständnis des *Gegenengagements* nähern zu können – statt lediglich darauf zu verweisen, welche dauerhaften Ergebnisse die energetische Sprachwissenschaft erzielt habe), und genausowenig versuchte er die Vorwürfe näher zu entkräften, die Klaus Baumgärtner erhoben hatte, jener feindselige „Quadrige-Lenker[] [...], dem der dritte Absatz der ungedruckten einleitenden Vorlesung gerade die richtige Stelle zu sein schien, um ebenso falsche wie herabsetzende Ausfälle gegen die offenbar als Gegenpol betrachtete Erforschung der Sprachinhalte zu machen“.⁷⁵⁰

Ein Jahr später erschienen diese ‚Ausfälle‘ in der Druckfassung des *Funk-Kollegs*⁷⁵¹; und wäre Weisgerber nicht nur an einer auf weiten Strecken global verfahrenen und

⁷⁴⁶ Weisgerber: „Ausgleich“, a. a. O., S. 158; vgl. auch Leo Weisgerber: „Spracheinsicht über Fernstudium und Medienverbund“. In: *Muttersprache*, 1972, 82. Jg., S. 69–75

⁷⁴⁷ Leo Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 129; „von den Eckplätzen in den Instituten in die Vorzimmer der Minister und die Senderäume der Funkhäuser“ seien die „Hobbyleute“ (ebd.) vorgedrungen; oder: „das *Funk-Kolleg Sprache* stellt sich selbst vor als Werk von Linguisten, die vor zehn Jahren mit einem Hobby begannen“ (ebd., S. 133).

Zur medien- und forschungspolitischen Verschränkung und zu der durch die „erste sich an das ganze Volk wendende Sprachaktion“ „die ganze an dem Phänomen Sprache beteiligte Öffentlichkeit“ beherrschende Unternehmung vgl. auch Weisgerber 1973, S. 22 f. und 32

⁷⁴⁸ Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 129

⁷⁴⁹ Ebd.

⁷⁵⁰ Ebd., S. 141; ebd. auch allgemeiner: „Nur in einer Richtung scheinen Animositäten unvermeidbar zu sein, gegen die inhaltbezogene Sprachbetrachtung, und hier fallen dann sachliche Argumente der Versuchung zu Abwertungen zum Opfer.“ In *Zweimal Sprache* ließ Weisgerber dann an die Adresse Baumgärtners ein von Verletzungen kündendes „persönliches Wort“ (Weisgerber 1973, S. 206) fallen: Jener müsse „mit recht häßlichen Worten einen Buhmann aufbauen, gegen den im Grunde die Funkleitung einen in der Arbeit an der Sprache ergrauten Forscher hätte in Schutz nehmen müssen.“ (Ebd., S. 207)

⁷⁵¹ Siehe bereits den kurzen Hinweis in Abschnitt II. 2. 1., Anm. 140

konfrontativen, sondern an einer lektürepräzisen Auseinandersetzung gelegen gewesen, hätte er Baumgärtners Programmtext leicht einer fast lässig dargebotenen Ignoranz zeihen können.

Baumgärtner verwarf gleich auf der ersten Seite alles, was sich unter dem Label einer historischen Sprachwissenschaft lose versammeln ließ, als unzeitgemäß, und so verkoppelte er die nomothetische, auf eine naturgesetzliche Kausalität des Sprachwandels eingeschworene Lehre der Junggrammatiker – namentlich Hermann Paul – mit Weisgerbers Position, die für eine zusätzliche pejorative Konnotation geradestehen sollte. Wenn wir weiter oben bereits auf die groteske Zuspitzung des letzteren Urteils hingewiesen hatten, so steigert sich die Kritik durch die Kombination zweier kaum vereinbarer Sprachauffassungen geradezu ins Haltlose:

„Der historische Standpunkt [Hermann Pauls; J. R.] diene aber auch der Ansicht, daß in der geschichtlichen Entwicklung einer Einzelsprache eine (bessere oder schlechtere) nationale Eigenart zum Ausdruck komme und daß mit ihr sogar eine (bessere oder schlechtere) nationale Bewältigung der Wirklichkeit gegeben sei. Dabei entsteht eine seltsame Verbindung von Sprache, Denken und Weltanschauung. Dementsprechend hat das Hauptwerk des deutschen Linguisten Leo Weisgerber, das längere Zeit von großem Einfluß war, den Titel *Vom Weltbild der deutschen Sprache*. Auf diese Weise wird die Linguistik zu einer Spielart des Darwinismus – mit der Aufgabe, ein zweifelhaftes nationales Selbstverständnis abzusichern. Es braucht wohl kaum weiter verteidigt zu werden, warum wir darauf verzichten wollen, diese Auffassungen zum Thema Sprache genauer zu behandeln. Erstens sind sie in ihren geistigen und politischen Voraussetzungen heute zum Glück überwunden. Darüber hinaus haben sie sich aber auch in ihren engeren soliden methodischen Ansätzen als unangemessen erwiesen.“⁷⁵²

Das Kriterium zur Abwehr angeblich veralteter wissenschaftlicher Verfahren scheint über die Zeiten hinweg identisch zu sein: die Unangemessenheit. Unangemessen seien demnach selbst die ‚engeren soliden methodischen Ansätze‘ Weisgerbers, welche auch immer das hier sein mögen. Weit schwerer allerdings wiegt ein Exorzismus des historischen Denkens, der mit bedenklichen wissenschaftshistorischen Fehlurteilen operiert, ja die komplexe Geschichte der Disziplin im 20. Jahrhundert (von der Nichtbeachtung der historisch-vergleichenden und der hermeneutischen Tradition soll hier keine Rede sein) flurbereinigt und auf den Kopf stellt. Baumgärtner fährt fort: „Mit dem Beginn dieses Jahrhunderts hat sich die Einsicht

⁷⁵² *Funk-Kolleg Sprache*, a. a. O., S. 17

durchgesetzt, daß die Sprache in ihrer wesentlichen Funktion als Instrument der Kommunikation zu verstehen ist.“⁷⁵³ Das ist implizit auch gegen Weisgerber gesagt, der offenbar als *pars pro toto* für jedwedes sprachtheoretische Konzept fungiert, das sich erkenntnistheoretischen Fragen über Grundlagen nähert, die im Verdacht stehen, der Philosophie und damit, so pauschal wird zuweilen hantiert und etikettiert, dem Idealismus zu entstammen. Kurzum: Sprache sei, so Baumgärtner, seit Saussure als „sozial vereinbartes System von Zeichen“ anzusehen – und diese Entscheidung somit die „Grundlage der modernen Linguistik“. „Damit verliert der historische Standpunkt seine beherrschende Rolle.“⁷⁵⁴

Daß Weisgerber der proklamierten Geschichtsvergessenheit und dem proklamierten „Wechsel der Methode“⁷⁵⁵ (den seine Verfechter auch, die Figur ist bekannt, als „Kopernikanische Wende“ titulierten⁷⁵⁶) aufs entschiedenste entgegentrat, verwundert nicht, obschon er einer, wie erwähnt, genaueren, sich an der Vorlage entzündenden Argumentation auswich. Weisgerber versäumte es, an Baumgärtners Leitsätzen nachzuweisen, daß sie mit *nicht*-wissenschaftlichen Standards arbeiteten,⁷⁵⁷ und ging zum frontalen Gegenangriff über, sprach in „Fünfspännige Linguistik“ von „Hybris“ und einem „Wissenschaftsarsenal“⁷⁵⁸, das man aufgehäuft habe, von „Unterwanderung, ‚Umfunktionierung‘ und Usurpation“, ja von der „Usurpation einer grundlegenden wissenschaftlichen Stellung“, die bis dato die „genuine[] Sprachwissenschaft“ eingenommen hatte.⁷⁵⁹

⁷⁵³ Ebd., S. 17 f.

⁷⁵⁴ Ebd., S. 18. Vgl. ebd. des näheren die zeitgemäße Philologiefeindlichkeit („Die historische Philologie verliert ihre Bedeutung für die Linguistik überhaupt“) und das Gesamttabelleau der Ausschlüsse: „Andere mögliche Standpunkte, etwa: die Sprache als einen geschichtlichen Prozeß oder als ein geschichtliches Produkt, als Kulturgut, als Ausdruck einer Mentalität oder gar als jeweilige Gliederung der Wirklichkeit aufzufassen, werden im folgenden außer acht gelassen.“

⁷⁵⁵ Ebd. Anlässlich des achtzigsten Geburtstages von Weisgerber sprach Hennig Brinkmann („Das Einfache und das Vielfache. Kritische Überlegungen zum methodischen Vorgriff“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 149) retrospektiv vom „Wechsel des Leitbildes“ und merkte an: „Früher hat sich dieser Vorgang der Ablösung von Leitvorstellungen nicht so geräuschvoll in der Öffentlichkeit abgespielt wie heute.“ (Ebd.) Daß mit dem Abstand einiger Jahre die Huldigung an die „Forscherpersönlichkeit“ und den „Bonner Altmeister“ (Johann Knobloch: „Widmung“. In: ebd., S. 147) den tiefgreifenden Streit zwischen den Alten und den Modernen überdeckte, ist verständlich.

⁷⁵⁶ Vgl. Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 129

⁷⁵⁷ Es blieb bei allzu vagen Kommentaren; vgl. ebd., S. 142: „Meine Frage ist nun, ob es zuviel von den Linguisten verlangt ist, auch über ihren Zaun hinauszuschauen und ihre Schlagwörter von der traditionellen, der historischen, der [...] deutschtümelnden Sprachbetrachtung zu überprüfen. Sie würden vieles ganz anders vorfinden, als sie es sich vorstellen.“

⁷⁵⁸ Ebd., S. 131

⁷⁵⁹ Alle Zitate ebd., S. 140; vgl. auch ebd., S. 134: „Wer sich in linguistischen Veröffentlichungen auskennt, weiß, wie stark diese aus Antikomplexen leben. Zu den beliebtesten Angriffspunkten gehört der Gedanke der Sprachinhalte.“ Zum Vortrag käme diesbezüglich stets eine „Kollektion von verständnislosen bis zu ehrenrührigen Behauptungen“ (ebd.).

In toto hat Weisgerber die naturwissenschaftliche Fundierung des Sprachbegriffs zutreffend eingeschätzt, dessen sozialtechnologische Konsequenzen aber unerwähnt gelassen. Die organisatorische Durchsetzung – keine Wissenschaft wird dominant nur über Texte – charakterisierte er als „Feldzug mit aller

Gegen die feindliche Übernahme und also unrechtmäßige, d. h. *auch* nicht-sachgerechte Okkupation⁷⁶⁰ (sie kam dem Verlust der *Vertreterposition* in allen Sprachfragen gleich⁷⁶¹) setzte Weisgerber beharrlich den eigenen weittragenden Begriff der Sprachgemeinschaft, dessen Geltung nicht nur ex negativo aus der beanstandeten „Leugnung der Sprachen selbst“⁷⁶², sondern auch aus der programmatisch-positiven Insistenz auf der „Gemeinschaftsgeltung der Zeichen mit ihrer Untrennbarkeit von Gehalt und Inhalt“⁷⁶³ erwuchs. So stand neben der Ablehnung der kognitionslinguistischen Grundlagen, die gewissermaßen die transzendentalphilosophische Dimension der Zeichengenes und -geltung destruiert hatten, die Abwehr des benachbarten Kodemodells des sprachgemeinschaftlichen Verkehrs: „Was eine Sprachgemeinschaft, was ein Angehöriger einer Sprachgemeinschaft ist [...] und was in dem Gedanken einer Vollmacht über eine Sprache beschlossen ist – das sind

Zielstrebigkeit“ (ebd.), und dabei richtete sich der Blick vornehmlich auf die Reformuniversitäten (Konstanz, Bielefeld u. a.) und neue Fachorgane wie die *Linguistischen Berichte*. Vgl. ebd. Weisgerbers Bemerkung zu Peter Hartmanns bereits erwähneter Konstanzer Antrittsvorlesung.

Aufschlußreich über den zu einem zweckrationalen Sprachbegriff parallel laufenden (Bildungs-)Politikbegriff der Planung und Lenkung wissenschaftlicher Arbeit (der „zielgerichteten Methodengewinnung, Theoriebildung und Anwendbarmachung“): Peter Hartmann: „Zur Linguistik der 70er Jahre (I)“ (a. a. O.). Dort wird gleichfalls deutlich, warum Weisgerber wohl auch auf den Verlust finanzieller Mittel reagiert hat, die lange Jahre aus der Deutschen Forschungsgemeinschaft in das von ihm initiierte Schwerpunktvorhaben „Sprache und Gemeinschaft“ geflossen waren. So stellt Hartmann unter diesem Aspekt über das ‚linguistische Revolutionsjahr‘ 1969 fest: „Wie bereits mehrfach vermerkt, ist 1969 in der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein Schwerpunkt, d. h. ein großzügiger Mittelansatz, zur Theoriebildung und Methodenentwicklung für die Linguistik eingerichtet worden. Er war nötig geworden, nachdem sich mehr und mehr linguistische Themen zur Begutachtung hinsichtlich einer Projektförderung stellten, und bildet einen typischen Fall der bewußten Förderung zwecks Weiterentwicklung einer Disziplin.“ (Ebd., S. 79)

Nicht ganz falsch lag deshalb Weisgerber, wenn er über die ökonomischen Ausgangsbedingungen äußerte („Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 137): „Nie in der Geschichte der Sprachwissenschaft war auch nur entfernt so viel Geld für ein Projekt verfügbar, das – in den Hirnen von Militärs und Technikern entstanden – nach Ausführenden suchte und dabei Berufene und Unberufene, Sachkenner und Geldmacher anlockte zu Experimenten ungeahnten Ausmaßes.“ Vgl. auch Weisgerber 1971, S. 23: „[...] diese Anstöße drängten sich in den Vordergrund, nicht weil die sachlichen Notwendigkeiten sie vorrangig gemacht hätten, sondern weil hinter ihnen große Geldmittel standen, die in den Umkreis des Kalten Krieges gehörten.“

⁷⁶⁰ Vgl. Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 139: „Nicht die Sprache, sondern die moderne Linguistik ist gemeint.“

⁷⁶¹ Vgl. Weisgerber 1973, S. 20: „Für die Öffentlichkeit und weithin selbst für die Fachleute unsichtbar vollzieht sich hier eine Verschiebung, die die *wissenschaftliche Vertretung* einer der Grundbedingungen des Menschenlebens bedroht.“ (Herv. J. R.)

⁷⁶² Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 134

⁷⁶³ Ebd., S. 135. Auch hier wäre zu beanstanden, daß Weisgerber den Reduktionismus nicht genauer aufweist. Das *Funk-Kolleg Sprache* (a. a. O., S. 18; Herv. J. R.) hätte ausreichend Material geboten: „Wenn man die Sprache als ein Instrument der Kommunikation und als ein jeweils sozial gültiges System von Zeichen ansieht, dann ist sie keineswegs aus ihrer geschichtlichen Entwicklung zu verstehen – vor allem deshalb nicht, weil der normale Sprecher und Hörer einer Sprache diese geschichtliche Dimension überhaupt nicht beherrscht. Er hat sich diese Tatsache höchstens als spätere Kenntnisse angeeignet, die ihm jedoch in der Kommunikation kaum etwas *nützen*.“ Wo die Dimension des Verstehens (als geschichtlicher Reflexion) so forsch für irrelevant erklärt wird, gerät die Vorstellung der sozialen Anpassung zur Selbstverständlichkeit: „Der individuelle Sprachbesitz ist für die sprachliche Kommunikation nur in dem Maße wichtig, als er sich mit dem Sprachbesitz aller Kommunikationsteilnehmer deckt; er muß soziale Vereinbarungen berücksichtigen.“ (Ebd., S. 66 f.)

doch die eigentlichen Rätsel der Sprache, die mindestens anklingen müßten, bevor nur kodiert wird.“⁷⁶⁴

Die Reaktionen auf Weisgerbers Interventionen – „Diese Schrift will in die Zeit hineinsprechen“⁷⁶⁵, eröffnete wenig später *Zweimal Sprache* – ließen nicht auf sich warten. Man nahm den „Entscheidungskampf zwischen Linguistik und Sprachwissenschaft“⁷⁶⁶ an, ja, man nahm den Fehdehandschuh auf. Für die *Linguistischen Berichte* und deren Anspruch, „sich vom *Wirkenden Wort*, gewissen Institutsjahrbüchern, Sprache-und-Gemeinschaftswerken etc. gerade dadurch [zu] unterscheiden, daß sie mehr weltanschaulich ungebundene Arbeiten publizier[en]“⁷⁶⁷, ergriff Hans-Heinrich Baumann das Wort. Er monierte Weisgerbers „Catchermetaphorik“ (,Zugriffe‘, ,Ausgriffe‘, ,Ringens um‘ etc.), attackierte die „Grammatikfeindlichkeit der W.-Richtung“⁷⁶⁸ und wies einen explizit „instrumental“ genannten Sprachbegriff als zeitgemäß (und der allgemeinen „Theoriebedürftigkeit“ entsprechend) gegenüber einem als irrational titulierten aus, der ausdrücklich in der Verantwortung Humboldts stehe. Es gebe, so Baumann, „keinen Weg zu neuhumboldtschen allgemeinen Wesens- und Wahrheitsforschungen“.⁷⁶⁹

⁷⁶⁴ Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 133

⁷⁶⁵ Weisgerber 1973, S. 13; ‚hineinpreschen‘ wäre auch kein unpassender Ausdruck gewesen.

⁷⁶⁶ Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 130. Vgl. auch Heeschen (a. a. O., S. 7), der bereits 1972 zurückblicken kann: „Linguistik – das war ein Kampfbegriff, der a) gegen die rein historische [...] Sprachwissenschaft gerichtet war und b) gegen eine nicht-formale, den geisteswissenschaftlichen Methoden verpflichtete Sprachwissenschaft. Letzteres bedeutete, daß sich der ‚Linguist‘ auch von der Schule Weisgerbers absetzen wollte, obwohl sich diese durchaus durch eine synchronische Sprachbetrachtung auszeichnet.“

⁷⁶⁷ Hans-Heinrich Baumann: „Sprachwissenschaft oder Sprachwesenschaft?“ In: *Linguistische Berichte*, 1970, Heft 10, S. 84; die Gegenpartei diene „immer derselben Meinung, ihrer Propagierung und Verbreitung“ (ebd.).

⁷⁶⁸ Diese Einschätzung entbehrt nicht der Angemessenheit. Belege sind, wie schon dargetan, zahlreich zu erbringen. Vgl. etwa Weisgerber 1973, S. 143, oder auch Weisgerber: *Tor zur Muttersprache*, a. a. O., S. 15, wo die „Unzulänglichkeiten der üblichen Sprachlehre“ nochmals benannt werden: „Das zweite Kennzeichen ‚grammatischer‘ Betrachtungsweise ist, daß sie die Sprache *herauslöst aus ihren lebendigen Zusammenhängen* und sie darstellt, als ob sie eine Summe von formal beschreibbaren Einzelheiten wäre. [...] Damit gehen natürlich alle übergreifenden Zusammenhänge, alle Einsichten in die Leistungen der Teile und des Ganzen verloren.“ Unmaskiert dann ebd., S. 76: „Wenn man die Rechtstitel mustert, auf Grund deren die Grammatik ihren Platz innerhalb des Sprachunterrichts beansprucht, so stößt man auf einen hundertjährigen Irrtum, der nicht zuletzt in der Verdeutschung von Grammatik als ‚Sprachlehre‘ verfestigt ist. Die Grammatik glaubt, die Sprache zu lehren, sieht sich dazu nicht nur befähigt, sondern auch verpflichtet. Diese Meinung wurzelt in einer Schulwelt, in der das Lehren *fremder Sprachen* im Vordergrund stand und in der Grammatik (zu der wir sinngemäß das alphabetische Wörterbuch rechnen müssen) das wichtigste Hilfsmittel zum Erlernen vor allem des Lateins war. Wie weit das innerlich berechtigt war, mag hier dahingestellt bleiben. Tatsache ist jedenfalls, daß die Stellung der Grammatik ihre Grundlage verlor in dem Augenblick, in dem die *Muttersprache* in den Mittelpunkt des Unterrichts trat, und daß ihre Reichweite immer von neuem in Frage gestellt wurde mit jedem Schritt, der von der ‚Schreibschule‘ zur vollen muttersprachlichen Erziehung hin getan wurde.“

Axiomatisch bereits in Weisgerber 1929, S. 48 (Herv. J. R.): „Was nun Wörterbuch und Grammatik angeht, so kann man in ihnen *nicht wesensgemäße* Objektivationen einer Sprache sehen.“

⁷⁶⁹ Baumann: „Sprachwesenschaft“, a. a. O., S. 80 und 81. Den Weisgerberschen Rekurs auf Humboldts „Energiea-Philosophie“ hält Baumann für generell ideologisch – d. h. jede theoriegeschichtliche Referenzsuche: „Das Zurückgehen auf ‚geltende Texte‘ kann man als ‚Ideologie‘ bezeichnen – gegenüber der ‚Wissenschaft‘, die gerade auch hinter solche Texte wieder kritisch zurückfragt.“ (Ebd., S. 85) Wie es sich mit diesem Zurückfragen verhalten kann, zeigt sich an Baumanns wenig später erschienenem Aufsatz „Die generative Grammatik und Wilhelm von Humboldt“ (a. a. O., S. 9), der „Humboldts Anschauung von der angeblich schwer

Galt nun also Tradition als Ideologie, weil das Traditionelle das Alte (das als *Geschichtliches* an sich Belastete) und das Wissenschaftliche (i. e. Nicht-Ideologische, das Invariante und daher nicht durch Geschichte Kontaminierbare) das Neue ist, so war die Grammatik- als Wissenschaftsferne untrügliches Indiz für den Autoritarismus nicht nur einer Theorie, sondern auch eines ausgewachsenen, institutionell abgesicherten Beziehungs- und Abhängigkeitssystems aus Forschern und Publikationen, in denen ein die Identität der Forschergemeinschaft prolongierender Stil gepflegt worden sei, der, um immer wiederkehrende Schlagwörter sich kristallisierend, durchaus so etwas wie eine ‚schlagkräftige Truppe‘ auszeichnete. Baumanns knapper Rundumschlag nimmt diese wissenschaftshistorisch gewichtigen Zusammenhänge zwischen Terminologie, Gruppensoziologie, Gegenstandsverständnis und politischer Wirkung zugespitzt ins Visier: „Die Grammatikfeindlichkeit und das Für-wahr-Halten der Ansprüche von Autoritäten ist kennzeichnend für die W.-Gruppe, in der nun W. selbst als Autorität gilt. Seine unerklärliche Sprachauffassung und -betrachtungsrichtung stellt nirgends klar definierte Begriffe zur Verfügung, mit denen in der ‚praktischen Grammatik‘ gearbeitet werden könnte; sie operiert mit Schlagwörtern wie ‚Inhalt‘, ‚Kraft‘, ‚Zugriff‘, ‚Wirkung‘, ‚Wesen‘, ‚Wortstand‘, ‚Sehweise‘ [...]. Sie drängt aber in die Anwendung, in die Schule und Hochschule, in die Lehrpläne, in die praktische deutsche Grammatik, in die Darstellungen für die Hand des Lehrers, in die Lehrbücher für Ausländer.“⁷⁷⁰

zu überwindenden muttersprachlichen ‚Stammanlage‘ beim Kind“ attackiert, „die sich weithin durchgesetzt hat und die in dem Ideologem vom ‚Gesetz der Muttersprache‘ aufgegangen ist. Der Irrationalismus dieses ‚Gesetzes‘ liegt auf der Hand“. Zwei Schlußfolgerungen seien daraus zu ziehen: a) „Die Weisgerbersche Wissenschaft vom ‚Wesen‘ der Sprache bietet im ganzen einen vielfach radikalisierten Neuaufguß Humboldtscher oder pseudohumboldtscher, meist vom heutigen Standpunkt aus objektiv überholter Anschauungen“ (ebd.); b) „Es dürfte unmöglich sein, auf Humboldt eine moderne Sprachtheorie zu gründen.“ (Ebd., Anm. 32) – Für so viel Klarheit über das Desinteresse an genauer Lektüre und somit über die allgemeine Lektürepolitik darf man dankbar sein. (Vgl. auch die ähnliche Humboldt-Idiosynkrasie in Helbig: *Geschichte*, a. a. O., S. 144)

⁷⁷⁰ Baumann: „Sprachwesenschaft“, a. a. O., S. 85 f.; es folgen Belege für „den Zustand der autoritativen Duden-Grammatik“ und für die personellen Verflechtungen „unter Inhaltbeziehern“, also zwischen Weisgerber, Glinz, Grebe, Hennig Brinkmann u. a. Vgl. dazu das offene wissenschaftspolitische Wort (zumal betr. des Projektes einer neuen, inhaltbezogenen Duden-Grammatik nach Maßgabe von Satzbauplänen) von Paul Grebe („Dank an Leo Weisgerber und Walter Porzig“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 181), in dem der Arbeitskreis „Sprache und Gemeinschaft“ in „Deutsche Sprache und Gemeinschaft“ mutiert: „Ohne den öffentlichen Beistand aller Mitglieder des Schwerpunktes ‚Deutsche [sic!] Sprache und Gemeinschaft‘, den die Deutsche Forschungsgemeinschaft auf Antrag Leo Weisgerbers ins Leben gerufen hatte, wäre eine so weitgehende Umstellung des grammatischen Denkens wohl nicht möglich gewesen.“ – Dieser Wille zur Umstellung hatte sich allerdings schon vor der Gründung des Arbeitskreises artikuliert – als Bedürfnis nach einer antipositivistischen Grammatikauffassung und -lehre, beispielsweise formuliert von Robert Jahn: „Neuformung der Grammatik“. In: *Wirkendes Wort*, 1953/54, Heft 2, S. 65–74. Vgl. zur weiteren Entwicklung Siegfried Grosses Übersicht („Methoden inhaltbezogener Sprachforschung“. In: *Wirkendes Wort*, 1964, Heft 2, S. 74), die die Bemühungen um eine Gegenwartsgrammatik, die die „innere Form des Deutschen zeige[,], die bisher von der entlehnten griechisch-lateinischen Terminologie überdeckt war“, als dringliches Desiderat charakterisierte, „weil man die Sprache, die man beherrscht, von ihrer inneren Mitte her verstehen will“ (ebd.). Gleichwohl stünden, so Grosse, die Arbeiten von Weisgerber, Gipper, Glinz, Brinkmann, Erben und Grebe „nach wie vor im Kreuzfeuer der

Baumanns Abrechnung besitzt den Vorzug, daß sie den Generationenkonflikt jener Zeit in einer Klarheit zur Sprache bringt, die offenbar werden läßt, wie der Gedanke eines gegenseitiges Anhörens, gar einer Annäherung vom Lagerdenken vollends zur Strecke gebracht worden war.⁷⁷¹ „Die W.sche Sprachwesenschaft“, schloß Baumann, „ist m. E. nicht mehr getrennt von den betrüblichen Folgen ihres ‚pädagogischen Impetus‘ und ihrer chauvinistischen Philosopheme zu beurteilen. Sie ist, um den Weisgerber von 1923 [sic!] zu zitieren, ‚ein Irrweg in der Sprachwissenschaft‘ gewesen. Und sie kann keinen Anspruch auf Berücksichtigung mehr anmelden bei den Vernünftigen.“⁷⁷²

Kritik“ (ebd., S. 73). Zum Scheitern des vierteiligen Grammatik-Projekts wegen fehlender finanzieller Mittel vgl. Gipper: „Inhaltbezogene Grammatik“, a. a. O., S. 145. Auch Weisgerber gestand 1964: „Gegenüber den am längsten ausgebildeten laut(form)bezogenen grammatischen Verfahrensweisen sind die inhaltbezogenen grammatischen Methoden in der Erarbeitung und Anwendung noch weit im Hintertreffen [...]. Noch seltener ist der Übergang von der grammatischen zur vollen sprachwissenschaftlichen Betrachtung bewußt vollzogen (so vielfach sich diese Zusammenhänge auch tatsächlich Beachtung *erzwingen* haben)“ (Weisgerber 1964, S. 134 f.; Herv. J. R.).

Nicht unberücksichtigt bleiben darf in diesem Kontext das Feld der Sprachpflege: „Sehr verderblich und nicht gut ist auch die von dieser Gruppe in Aussicht genommene ‚Sprachpflege‘“, so Baumann („Sprachwesenschaft“, a. a. O., S. 86). Das betrifft einerseits die ‚Abwehr‘ von Fremdwörtern, andererseits aber auch Fragen der Integration von fachsprachlichen Ausdrücken, die sich mit der Verbreitung der elektronischen Datenverarbeitung stellten. Vgl. hierzu Leo Weisgerber: „Der Erdater und die Sprachzugriffe“. In: Klaus Günther Schweisthal (Hg.): *Grammatik, Kybernetik, Kommunikation. Festschrift für Alfred Hoppe*. Bonn 1971, S. 167–178; vgl. Weisgerber 1971, S. 236 ff.; vgl. Leo Weisgerber: „Sprachfragen der Datenverarbeitung“. In: *Muttersprache*, 1969, 79. Jg, S. 76; dort erweisen sich sprachpflegerische Fragen unverkennbar als sprachplanerische; „wie das neu erschlossene Gebiet mit seinen Erscheinungen und Verfahrensweisen ‚gewortet‘ wird“, das soll durch die Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege des Instituts für deutsche Sprache – zumindest koordinativ – entschieden werden. Gegen Weisgerbers Ansinnen, „durch entsprechende Maßnahmen die Gemeinsprache so zu beeinflussen, daß sich im Bewußtsein der Allgemeinheit klarere Vorstellungen über die Datenverarbeitung herausbilden können“, vgl. Reinhart Herzog: „Sprachfragen der Datenverarbeitung“. In: *Muttersprache*, 1970, 80. Jg., hier S. 332

Eine (weitere) Fußnote sollte die Tatsache wert sein, daß Weisgerber von 1960 bis 1963 kommissarisch das Institut für Phonetik und Kommunikationsforschung an der Universität Bonn leitete (bis 1951: Phonetisches Laboratorium). Dessen Richtlinien laute(te)n: „zahlreiche Projekte zur Automatischen Spracherkennung, Linguistischen Datenverarbeitung, Maschinellen Sprachübersetzung“, „Untersuchung von Sprache als Folge physikalischer Ereignisse“ und „Einbeziehung der modernen Linguistik seit Chomsky“ (www.ikp.uni-bonn.de/dt/gesch).

⁷⁷¹ Das gereizte Klima eines manchmal atemlos anmutenden Schlagabtausches ließ es denn scheinbar auch nicht zu, die nicht unberechtigten folgenden Vorwürfe an Weisgerber, wo dieser wiederholt gegen die „auswärtigen Vorbilder“ der US-amerikanischen Linguistik die Stimme erhoben hatte, näher zu belegen: „Mit ‚deutschem Boden‘ und ‚einheimischen Gedanken‘ ist W., immer noch nicht klug, ein weiteres Mal dabei, völkisch zu enden. Wenn er sagt: ‚Als sich nach 1945 die Wissenschaft wieder frei entfalten konnte‘, so enthält dies in bezug auf seine eigene Wissenschaft eine Verschleierung. Es lassen sich Äußerungen zusammenstellen, die den Schluß erlauben, daß gerade die von W. angezeigte allgemeine Sprachwissenschaft mit den sich ‚frei entfaltenden‘ Strömungen der *Jahre vor 1945* bemerkenswert synchron war.“ (Baumann: „Sprachwesenschaft“, a. a. O., S. 87, Anm. 2)

⁷⁷² Ebd., S. 86. Bei einem ‚Vernünftigen‘ wie Walter Kühnert (a. a. O., S. 103 ff.) bezugte gerade die Verkoppelung von sprachtheoretischem Holismus und didaktischer Operationalisierung Weisgerbers Aktualität, die sich vorzüglich in dessen Überwindung instrumentaler Sprachauffassungen begründet sah. Kritisch beurteilte Kühnert die Abschottung etwa der Wortfeldforschung und -didaktik (als „Wortfeldübungen“) gegen das Außersprachliche (vgl. ebd., S. 111 f.) und die letztthin fehlende tatsächliche Entwicklung von didaktisch anwendbaren Konzepten beispielsweise für die Lehre der Satzbaupläne/Syntax (vgl. ebd., S. 116). – So, wie die neue Grammatik des Deutschen nicht zustande kam, so ermangelte selbst eine so breit ausgebaute Theorie wie die Weisgerbersche der wirklichen Ausarbeitung im didaktischen ‚Feinbereich‘.

Im selben Heft der *Linguistischen Berichte* schlug Baumanns Konstanzer Kollege Götz Wienold in dieselbe Kerbe. „W.s Kritik an den theoretischen Bemühungen der nicht-W.-Linguistik hat als Boden nur Beschwörungen einer großen allgemeinen Sprachwissenschaft, die von allem irgendwie Sprache (Mit-)Betreffendem handelte“⁷⁷³, polterte es, und neben den Vorwurf der jahrzehntelangen „Abkapselung“ der hiesigen Sprachwissenschaft von der internationalen Entwicklung auf Grund der Dominanz der Weisgerber-Schule trat die Zurückweisung des Weisgerberschen Anspruches, eine ‚volle Sprachwissenschaft‘ sei eine, wie sie seit den zwanziger Jahren postuliert worden war (1932 etwa hatte Weisgerber „eine Sprachwissenschaft im vollen Sinne des Wortes“⁷⁷⁴ angemahnt); diese nämlich rege gerade nicht die avisierten breiten interdisziplinären Forschungen an: „Die W.-Linguistik hat bis heute kein Modell vorgelegt, das unter solchen Ansprüchen ‚eine der Gemeinschaftsform der Sprache angemessene linguistische Betrachtungsweise‘ erlaubte. Unter den heute miteinander konkurrierenden linguistischen Modellen hat allein die generative Grammatik neue substanzielle Bedingungen für Theorien des Spracherlernens, der Sprachperzeption und -produktion aufgestellt.“⁷⁷⁵

Angesichts einer solchen Standortverkündigung nimmt es nicht wunder, daß Weisgerber in einer letzten Abwehrbewegung dafür haftbar gemacht wurde, die „Basis für Wissenschaft und Kritik abzuschneiden“⁷⁷⁶ und „an der endgültigen Disqualifizierung von Schule und Universität in der Bundesrepublik“⁷⁷⁷ mitzuwirken. Zieht man zudem etwa Wilfried Kürschners Replik auf Weisgerbers *Funk-Kolleg*-Kritik zu Rate, die mit keinem Wort auf Weisgerbers berechtigten Einwand reagierte, daß die Transformationsgrammatik die sozialen Sprachbeziehungen ausklammere, und Weisgerber schlichtweg Kriterienlosigkeit attestierte⁷⁷⁸ – dann kann nicht länger unklar sein, warum ein Vermittlungsversuch, wie ihn Helmut Schnelle, ein Schüler Weisgerbers, unternahm, folgenlos blieb.

⁷⁷³ Götz Wienold: „Weisgerber-Linguistik und Hochschulreform“. In: *Linguistische Berichte*, 1970, Heft 10, S. 81. Der Beitrag schließt Hinweise auf kritische Arbeiten von Manfred Bierwisch etwa zu Glinz und Gipper ein. Weisgerber selbst hat später wohlwollend auf Bierwischs Arbeiten reagiert (vgl. Weisgerber 1973, S. 51).

⁷⁷⁴ Weisgerber: „Sprachvergleichung und Psychologie“, a. a. O., S. 337

⁷⁷⁵ Wienold, a. a. O., S. 82

⁷⁷⁶ Ebd.

⁷⁷⁷ Ebd., S. 83. Ins Zentrum eines sprachphilosophisch handelnden Sprachunterrichts stellte dagegen Siegfried Rother („Sprache als Selbst- und Weltverständnis. Didaktische Gesichtspunkte zu Behandlung sprachphilosophischer Probleme im Sprachunterricht des Gymnasiums“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, a. a. O., S. 537–553) neben divergierenden Positionen vornehmlich Wortfeldübungen, soziologische Erörterungen nach Hans Freyer und Weisgerbers Konzept des „Wortens der Welt“.

⁷⁷⁸ Wilfried Kürschner: „Retour-Quadriga“. In: *Muttersprache*, 1972, 82. Jg., S. 338: „Um die Sache behandeln zu können, braucht man Kriterien, die angeben, wovon die Rede ist. Theorielos kann man weder Wortbildungsfragen noch sonstige Probleme ‚der Sprache‘ angehen.“ Erwähnenswert ist allerdings, daß Kürschner zwei wesentliche Momente des Konflikts namhaft machte – das Engagement (und mit ihm die Polemik) und die Absenz von präziser Analyse (wie beide Momente auf beiden Seiten gewichtet waren, soll hier nicht beurteilt werden): „Man kann seine engagierte Attacke verstehen, mit der unpolemisch sich

Schnelle wies die *absoluten* Geltungsansprüche *beider* Positionen zurück und schlug statt dessen vor, ein Patchwork von an Zwecken der Forschung oder der Didaktik jeweils isoliert orientierten und somit erfolgversprechenden Methoden auszubreiten, ohne den Sinn jener autonomen Unternehmungen noch reflektieren zu wollen.⁷⁷⁹ Daß damit Weisgerbers Organisation der Sprachwissenschaft ‚auf einen Kern hin‘, auf ‚einen Mittelpunkt hin‘, wie es *Muttersprache und Geistesbildung* proklamiert hatte, nicht mehr zu retten war, ist ebenso unübersehbar wie die letztlich doch unmißverständliche Entkräftung der Weisgerberschen Kritik an einem formalisierten Sprachmodell, das sich der Wirklichkeit der Sprache(n) – und des Sprechens, wäre mit Humboldt zu ergänzen – entzog: „Daß man auch in der Linguistik *in letzter Instanz* auf die Formalisierung als Rahmen für die Begriffsexplikation nicht verzichten kann, sollte eigentlich klar sein“⁷⁸⁰, resümierte Schnelle.

II. 2. 3. 13. *Dissoziation auf Dauer*

Geblieden ist, soviel ist dreißig Jahre später deutlich, die Unvereinbarkeit, die Unversöhnlichkeit. Das blieb wiederum Weisgerber schon seinerzeit nicht verborgen, und so nahm er 1974 in seinem autobiographischen Rückblick auf ein Forscherleben auf einem hochgelegenen Posten Platz, von dem aus er mit ungebrochenem Impetus die eigene Arbeit als, wie erwähnt, „den Höhepunkt möglicher sprachwissenschaftlicher Arbeit“ bezeichnete, als Vollendung und zugleich Auftakt zu einer (neuen) Epoche des unverbrüchlichen, *modernen* Projekts der Erforschung der geistigen Seite der Sprache, kurz: als „Einleitung von säkularen

auseinanderzusetzen schwerfällt. Doch sollte Engagement – auf beiden Seiten (die Weisgerbersche Dichotomie Linguistik – Sprachwissenschaft nehme ich wegen ihrer Griffigkeit gern auf) – nicht verhindern, die Texte der anderen Seite wenigstens gründlich zu lesen.“ (Ebd., S. 337)

⁷⁷⁹ Der Zweck sanktioniert die Mittel – vgl. Helmut Schnelle: „Muß die Sprachwissenschaft die Linguistik bekämpfen?“ In: *Linguistische Berichte*, 1971, Heft 11, S. 77: „Jeder von diesen Zwecken erfordert eine besondere Form der Bereitstellung der Daten und der Beschreibung der Phänomene, und dies bestimmt Sprache und Darstellungsmittel: Eine gute wissenschaftliche Grammatik ist nicht zugleich eine gute Muttersprachengrammatik und diese nicht eine Fremdsprachengrammatik und alle zusammen nicht ein geeignetes Instrument zur knappen und präzisen Informierung über Grundaspekte sprachlicher Zusammenhänge usf.“

⁷⁸⁰ Ebd., S. 76 (Herv. J. R.). Am Anfang dieses Textes ist noch zu lesen: „In der Tat kommt es *letztlich* darauf an, die ‚tatsächliche Bedeutung der Sprache im Menschenleben‘ zu erklären. In der Tat reicht es dazu nicht aus, diesen oder jenen strukturellen Aspekt des Sprachsystems zu erklären [...]. In der Tat kann die Linguistik das nicht leisten, indem sie sich exklusiv von den anderen Grunddisziplinen Philosophie, Soziologie, Psychologie absondert oder indem sie sprachphilosophische, soziolinguistische und psycholinguistische und besonders kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen aus den linguistischen Instituten und Seminaren verbannt oder ihnen die Forschungsmittel vorenthält“ (ebd., S. 75). – Am Ende des Textes bleibt von diesem Katalog: nichts.

unternehmungen“.⁷⁸¹ Hatte es in diesem Sinne 1963 geheißen: „Denn auch dies muß gesagt werden: die hier vorgestellte Aufgabe umreißt ein Werk für Jahrhunderte“⁷⁸², so war eine Dekade danach die Distinktionsgewalt, mit der sich Weisgerber gegen den Paradigmenwechsel stemmte, noch immer erheblich: „Unverkennbar ist [...] der abstand von dem, was sich in jüngster zeit an die stelle der sprachwissenschaft zu setzen sucht. Wer einmal *ernst gemacht hat* mit der *allgemein anerkannten einsicht* in die existenz einer geistigen sprachseite, wer die unverkennbaren sozialen bedingungen einer sprache samt ihrer sprachgemeinschaft nicht vor sich herschiebt, sondern sich *unablässig müht* um das erarbeiten der angemessenen denkmittel, wer die ahnung von der ungeheuren wirkungskraft der sprache nun in *wirklich begründete einsicht weiterentwickeln* will, der wird den unüberbrückbaren abstand gerechtfertigt finden, aus dem heraus ich meinem gerade erscheinenden buch mit seiner gegenüberstellung von deutscher linguistik 1973 und energetischer sprachwissenschaft den titel *Zweimal sprache* gegeben habe.“⁷⁸³

Man muß und sollte die voreilige Versöhnung nicht suchen, noch sollte man einen Ausgleich erzwingen wollen.⁷⁸⁴ Wenn Weisgerber doch einmal die – ob ernstgemeinte, ob rhetorische – Hoffnung hegte: „Diese grundsätzliche Verschiedenheit braucht nun nicht zum Aufbau feindlicher Positionen zu führen. Warum nicht lieber den Unterschied zum Ausgang einer gemeinsamen Suche nach dem Besseren nehmen?“⁷⁸⁵ – so entscheidet sich jedenfalls für Manfred Geier 1998 die Grundfrage, was wir denn tun, wenn wir Sprachwissenschaft

⁷⁸¹ Weisgerber: „Fünf jahrzehnte sprachforschung“, a. a. O., S. 18 f. Vgl. auch die folgerichtig neuerliche programmatische Ansprache in Leo Weisgerber: „Zum ausbau der energetischen sprachbetrachtung“. In: *Wirkendes Wort*, 1977, Heft 2, S. 71, die nach „der rückkehr von der wohl abenteuerlichsten erkundungsfahrt der sprachwissenschaft in der neueren zeit“ den Kompaß wieder eichte und angesichts der Tatsache, „dass das ergebnis heute mehr einem trümmerfelde von ansätzen als dem wachsen eines planes gleicht und dass vor allem weithin die hoffnung schwindet, dass diese ansätze jemals zu einem gesamtbild zusammenwachsen könnten“ (ebd.), den „bezug zum mittelpunkt sprache“ herstellte, indem sie – fast beschwörend und paradox angesichts der Diagnose des Zerfalls – kundgab: „Um einen möglichst weiten sichtkreis [...] zu gewinnen, gehen wir davon aus, dass ein hauptkennzeichen moderner sprachbetrachtung die *suche nach ganzheiten* ist.“ (Ebd.)

⁷⁸² Leo Weisgerber: *Grundformen sprachlicher Weltgestaltung*. Köln/Opladen 1963, S. 35

⁷⁸³ Weisgerber: „Fünf jahrzehnte sprachforschung“, a. a. O., S. 19 f.

⁷⁸⁴ Vielleicht bleibt aber auch nur, Coseriu (*Einführung*, a. a. O., S. 93) zufolge, „die Unterscheidung zwischen verschiedenen globalen Ausrichtungen (Idealismus, Strukturalismus, Transformationsgrammatik usw.)“ hinzunehmen.

⁷⁸⁵ Weisgerber: „Fünfspännige Linguistik“, a. a. O., S. 140. Vgl. auch Weisgerber 1973, S. 89: „Solche Zeichen der Annäherung lassen hoffen, daß sich ein Ausgleich zwischen generativer und energetischer Sprachbetrachtung anbahnt, und ein solcher könnte weltweite Bedeutung gewinnen.“ Andererseits fand sich aber auch die nüchterne Einschätzung: „Man versteht sich nicht mehr und hat sich anscheinend auch nicht viel zu sagen.“ (Weisgerber: „Ausgleich“, a. a. O., S. 145) Vgl. die skeptische Retrospektive bei Knobloch („Gedanken“, a. a. O., S. 184): „Die Offenheit der Bonner Schule für die Mitarbeit aller, die mehr als einmal ausdrücklich verkündet wurde, wurde mit Mißtrauen und zunehmender Abgrenzung beantwortet. Fast als fürchte eine heranwachsende lernende und forschende Jugend um ihr Selbstverständnis – eine im Ganzen bedauerliche Einstellung, da sich doch in der Weite des Verständnisses von Sprachwissenschaft, wie es in den Werken Leo Weisgerbers festgehalten ist, soviel Raum zu eigenständiger Arbeit, soviel Möglichkeiten einer fruchtbaren Wechselseitigkeit aufboten, denen andere Schulen, wie dies heute offen zutage liegt, nur die Enge ihres Konzepts, die Einseitigkeit ihrer Methode und die Sterilität der daraus resultierenden Konsequenzen gegenüberstellen konnten.“

betreiben, und warum wir dies oder das und zu welchem Ende tun *sollen*, dieserart, daß „unterschiedliche Sprachauffassungen und Wissenschaftsideale [...] keinen Konsens finden können. Wer sich wie Humboldt, Saussure, Sapir oder Whorf für die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit von Sprachen begeistert und sie als Ausdruck kulturanthropologischer Differenzen untersucht, wird zu einem semiologischen Relativismus neigen. Wer sich wie Chomsky und seine Schüler vor allem auf eine Einzelsprache, bevorzugt das Englische, konzentriert, sie als Berechnungssystem thematisiert und mit einem kognitiven Mentalismus in Einklang bringt, wird dagegen einen linguistischen Universalismus favorisieren. Vielleicht ist es *letztlich* eine Frage der Mentalität.“⁷⁸⁶

Daß eine von Humboldt inspirierte Wissenschaft der Sprache(n) heute weithin *favorisiert* würde, ist schwerlich zu behaupten. Daß für das Weisgerbersche Unterfangen – seine innere und äußere Geschichte, seine systematischen Gehalte, seine Fragen und Antworten – irgend Interesse zu wecken wäre, scheint noch vermessener.⁷⁸⁷ Damit wäre das Problem im Grunde erledigt (und diese Arbeit entbehrlich, zumindest ohne erkennbaren Aktualitätsbezug). Dennoch darf man sich anheischig machen, trotz eines scheinbar unanfechtbaren Urteils, das die Fachgeschichte über die Geschichte bestimmter Gegenstandsauffassungen, Methoden und Formen der Orientierungssuche gefällt hat, weiterhin Fragen zu stellen und Antworten zu erproben. – „Methodische Grundsatzentscheidungen“, hob Habermas 1969 in *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘* hervor, „haben diesen eigentümlichen Charakter, weder willkürlich noch zwingend zu sein. Denn sie bemessen sich an der metalogischen Notwendigkeit von Interessen, die wir weder

⁷⁸⁶ Geier, a. a. O., S. 89 (Herv. J. R.)

⁷⁸⁷ Eine Ausnahme am Rande stellt dar: Maria Theresia Rolland: „Inhaltbezogene Grammatik“. In: *Deutsche Sprache*, 1996, Heft 2, S. 250 ff. „Auf den Grundgedanken meines verehrten Lehrers, Leo Weisgerber“, so Rolland, sei „es nunmehr nach mehrjähriger Forschungsarbeit gelungen, seine Ideen auszubauen und die von ihm intendierte inhaltbezogene Grammatik in ihren Grundzügen zu realisieren.“ (Ebd., S. 250) Und weiter: „Die Sprachstruktur des Deutschen ist mit Hilfe der rein semantikorientierten Vorgehensweise, die den Inhalt zum Ausgangspunkt der Betrachtung macht, in ihren grundlegenden Aufbaugesetzmäßigkeiten durchschaut.“ (Ebd.) Anknüpfend an Kategorien wie Ganzheit des Wortes, Wortinhalt, Zugriff zum Wortinhalt und Satzbaupläne, sieht Rolland das ehemals gescheiterte Projekt einer neuen Grammatik nun als vollendet an: „Die inhaltbezogene Grammatik spiegelt die Sprache als Beziehungsgefüge wider, d. h. es kann nunmehr explizit gemacht werden, welches Ausgangswort mit welchem abhängigen Wort in welcher Beziehung (Relation) semantisch sinnvoll verknüpft werden kann. Dies leistet keine der bisher existierenden Grammatiken.“ (Ebd., S. 263) Die Leistung für aktuelle Anwendungsforderungen an die Sprachwissenschaft im Bereich maschineller Übersetzung sei darüber hinaus weitreichend: „Zum Aufbau eines *Übersetzungssystems* ist es notwendig, daß *pro Sprache* die jeweilige Relationsbasis, d. h. das für die Computerverarbeitung aufbereitete potentielle Beziehungsgefüge ermittelt wird. Da jede Sprache ihr eigenes Weltbild hat, muß diese Aufgabe für jede Sprache gesondert durchgeführt werden. Die an Hand der deutschen Sprache erarbeitete [...] Methode gilt generell, also auch für andere Sprachen.“ (Ebd., S. 265) „So hat sich die dem Gegenstand *Sprache* angemessene inhaltbezogene Methode nicht nur als tragfähig erwiesen für das Durchschauen der *Sprachstruktur*, sondern auch als maßgebend für spezifische Anwendungen auf dem Gebiet der *Sprachverarbeitung*.“ (Ebd., S. 266)

festlegen noch abbilden können, sondern *treffen* müssen.“⁷⁸⁸ Dieses voluntaristischen oder auch nur praxisreflexiven Moments von Wissenschaftsgeschichte einzugedenken würde, auf den Wissenschaftsbetrieb und auf die in ihm zirkulierenden und institutionalisierten Theorien bezogen, den Antagonismus aufweichen, der sich zwischen dem einen und dem anderen, je für sich „dem Gegenstand angepaßten Begriffsapparat“ (wie Karl Bühler die „Begriffswelt des Sprachforschers“ bezeichnet hat⁷⁸⁹) verhärtet; und es würde an die Stelle eines so oder so gelagerten, mit Absolutheitsanspruch auftretenden Apriorismus oder Transzendentalismus die Selbstreflexion der wissenschaftlichen Praxis und die interessenbezogene, historische Reflexion theoretischer Formationen treten lassen.⁷⁹⁰

Das allerdings würde bedeuten, in Überschreitung der historischen (und institutionellen) Gebundenheit von Theorien hin auf ein allgemeines Interesse an sprachphilosophischen Fragen jene entscheidende und allen Verlauf der Forschung anleitende Setzung fallenzulassen, nach der der Gegenstand selbst die Struktur und die Stoßrichtung der begrifflichen Organisation des Wissens über ihn erzwingen oder, schwächer, erzeugen soll. Nicht aus der Logik der Sache selbst erwächst eine gewissermaßen homomorphe oder zirkuläre Logik der Forschung.⁷⁹¹ Sondern aus dem methodologischen Postulat, das den Axiomen, den – so Bühler – „konstitutiven, gebietsbestimmenden Thesen“⁷⁹², eingeschrieben ist, erwachsen die methodischen Zugriffe auf den wissenschaftlichen Gegenstand, der sich nicht von selbst als wissenschaftlicher zeigt, sondern der – epistemologisch oder szientistisch – erst als solcher *begründet, geformt* werden muß.

⁷⁸⁸ Habermas: *Technik*, a. a. O., S. 161. Erinnert sei hier noch einmal an die von Hans Glinz überlieferte private Äußerung Weisgerbers, die von einem impulsiven und passionierten Interesse an Fragen des Zugangs zum Sprachthema Zeugnis ablegt: „[...] wenn es in der Sprache wirklich so wenig Ordnung gibt, wie Sie es sagen, so ist sie für mich uninteressant und nicht besser als ein Haufen Sand.“ (siehe Abschnitt II. 2. 1., Anm. 94)

In Leo Weisgerber: „Zur Entmythologisierung der Sprachforschung“. In: *Wirkendes Wort*, 1961, 3. Sonderheft, S. 45, kehrt das nämliche Bild wieder – in der Aversion gegen den „Sandhaufen unserer alphabetischen Wörterbücher“ und desgleichen gegen die „Bedeutungsklumpen“ (ebd., S. 46) der als Lautgestalten bestimmten Wörter.

⁷⁸⁹ Bühler, a. a. O., S. 16

⁷⁹⁰ Gemildert wäre damit ein „Anspruch auf allgemeine Geltung, der ihm [dem Repräsentanten einer Theorie; J. R.] von der Sache her nicht zusteht. Dann droht die Gefahr, daß es in der wissenschaftlichen Diskussion nicht mehr um rechte Einsicht in schwierige Sachverhalte, sondern um Annahme und Verweigerung von Parolen geht.“ (Brinkmann: „Das Einfache und das Vielfache“, a. a. O., S. 150)

⁷⁹¹ Das würde die Forderung nach Angemessenheit übersteigen, zumindest überstrapazieren. Daß sich Humboldts kreisende, hermeneutische Darstellungsweise von Weisgerbers synchronischer, vor allem aber deduktiver fundamental unterscheidet und einen anders akzentuierten Bildungsbegriff evoziert, ist auch dadurch nicht zu entkräften, daß Humboldt *auch* eine starke Übereinstimmung zwischen Sprachwissenschafts- und Sprachbegriff postulierte: „Wie also der Begriff der Sprache richtig gefasst wird, ist auch die Nothwendigkeit allgemeiner historischer Sprachkunde gegeben, der Begriff der Wissenschaft unmittelbar mit dem ihres Gegenstandes.“ (Zit. nach Kurt Mueller-Vollmer: „Wilhelm von Humboldts sprachwissenschaftlicher Nachlaß: Probleme seiner Erschließung“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, a. a. O., S. 181)

⁷⁹² Bühler, a. a. O., S. 21

Dies anzuerkennen könnte heißen, die Grenzen der wissenschaftlichen Rede und der wissenschaftlichen Systematisierung in bezug auf einen Gegenstand wie die Sprache *auszusprechen*. Es würde darüber hinaus bedeuten, eine schlechte philosophische gleichwie wissenschaftliche Hypostasierung abzuwehren und der Reflexion auf das eigentliche Thema der Geisteswissenschaften, auf den Menschen in seinen pluralen weltlichen, in seinen einzigartigen Verhältnissen, wieder jenen Raum zurückzuerstatten, den die Idee des durch die Sprache und in der Rede sich als autonomes, *eigensinniges* Individuum erfahrenden einzelnen eröffnet hat.⁷⁹³ Denn Erfahrung, das sprachliche Handeln in der Welt als sprachliche Aneignung ihrer selbst, ist nicht formalisierbar, voraussehbar, planbar oder steuerbar⁷⁹⁴ –

⁷⁹³ Vgl. Borsche: *Sprachansichten*, a. a. O., S. 324: „Der Geist hat sein Leben in der eigensinnigen Bildung der Sprache als Welt seiner Gegenstände, deren Andersheit im Widerspruch des anderen erscheint.“

⁷⁹⁴ So ja Weisgerbers berechtigter Einwand gegen „exakte“ Verfahrensweisen: „Die Sprache in ihrer primären Rolle bei der sprachlichen Bewältigung der Welt kann nicht mit diesen Maßstäben logistischer Art erfaßt werden.“ (Weisgerber 1973, S. 27)

Zum Beschluß der ‚Durchmusterung‘ der zeitgenössischen Linguistik in *Zweimal Sprache* sah Weisgerber durch den „Ruf nach Pragmatik“ eine „Wende“ angekündigt, eine Wende in seinem Sinne: „Linguistik wird wieder Sprachwissenschaft.“ (Ebd., S. 90) Und als ob er nun doch einer neuen Generation den Stab überreichen oder zumindest eine Art lose Koalition anstreben wollte, belobigte er Utz Maas’ und Dieter Wunderlichs Band *Pragmatik und sprachliches Handeln* (a. a. O.): „Hier entsteht der Deutschen Linguistik ein Gegner, der ihr nicht nur im Grundgedanken, sondern auch in der Art der Auseinandersetzung gewachsen zu sein scheint.“ (Ebd., S. 91) – Noch 1992 hält Glinz („Grundlagen der Sprachinhaltsforschung“, a. a. O., S. 815) Weisgerber daher zugute: „[...] so hat er doch in manchem die Entwicklungen, die man manchmal als ‚die pragmatische Wende der Linguistik und Sprachdidaktik‘ bezeichnet hat, auf seine Art mit vorbereitet, und er ist aus der Entwicklung der Sprachwissenschaft, jedenfalls im gesamten deutschsprachigen Bereich, nicht wegzudenken.“ –

Von wissenschaftshistorischem Interesse dürfte darüber hinaus Weisgerbers positiver Bezug auf eine Studentengeneration sein, die gemeinhin mit der profunden Opposition zur energetischen Sprachwissenschaft in Verbindung gebracht wird: „Ohne auf Einzelheiten einzugehen, kann man sagen, daß der Gedanke vom sprachlichen Handeln seine Überlegenheit über das Ideal maschineller Analyse allenthalben rasch erwies und daß namentlich die studentische Jugend, die noch um 1965 alles Heil von einer unklaren ‚Linguistik‘ erwartet hatte, hier nun viel erstrebenswertere Ziele sieht. Auf jeden Fall fühlte sich die Planung des Funkkollegs ‚Sprache‘ 1971 veranlaßt, in den Gang ihres zweiten Semesters auch einen Halblock ‚Pragmatik‘ einzufügen, und zwar offensichtlich etwas überstürzt. Denn nun geschah etwas Unerwartetes, vielleicht das eigene Endurteil über das ganze Unternehmen und damit die erstrebte Hegemoniestellung der gesamten Linguistik. Die Vertreter dieser Pragmatik, voran U. Maas und D. Wunderlich erwiesen sich als grundsätzliche Gegner des durchgeführten Gewaltunternehmens, und zwar ebenso wegen seiner Grundkonzeption wie wegen seiner Durchführung wie wegen seiner Auswirkungen. Linguistik führt zu nichts!“

Vgl. auch den Hinweis auf „das Verlangen des Nachwuchses nach einer ‚hermeneutischen‘ Linguistik“ (ebd., S. 37). – Im selben Jahr, in dem *Zweimal Sprache* erschienen war, hatte übrigens Helmut Schnelle (*Sprachphilosophie und Linguistik. Prinzipien der Sprachanalyse a priori und a posteriori*. Reinbek 1973, S. 266, Anm. 3) einen Gleichklang zwischen Weisgerber und „Maas–Wunderlich“ konstatiert, insofern es um eine „Kritik an den ‚abstrakten‘ Grammatikern und Logikern“ ging. Diesen Gleichklang schien Weisgerber selbst zu bekräftigen („Sprache in der kopernikanischen Wende“, a. a. O., S. 127), da Maas in der Auseinandersetzung mit Baumgärtner, so Weisgerber, „hervorhob, daß nämlich Weisgerber ‚die Gesamtfragestellung, daß Sprache etwas mit Gesellschaft zu tun hat [...], durchgeführt hat““. Weisgerber weiter: „Maas als Verteidiger Weisgerbers gegen Baumgärtner – das hat weniger mit Sympathien als mit den Forderungen des Gegenstandes zu tun. [...] Die entscheidende Einsicht, daß Sprache unter Aspekten des Handelns betrachtet werden muß, paßt gut zu den Kerngedanken einer energetischen Sprachbetrachtung.“ (Ebd.) Solch weitreichende Konzessionen hat Weisgerber sonst kaum gemacht – wie etwa die anschließenden Bemerkungen zu Maas’ Forderung nach einer materialistischen Pragmatik: „Daß Folgerungen aus den Lehren von K. Marx an so vielen Stellen auch auf sprachliche Tatsachen stoßen, daß auch ein Durchdenken des Sprachbereichs von da aus unvermeidlich ist, steht außer Frage, und man wird U. Maas bei seiner Anwendung der Pragmatik auf die Sprache aufmerksam folgen. Es erheben sich aber rasch zwei weitere Fragen, die nicht aus dem Auge zu verlieren sind: Ist mit dem Einordnen

genausowenig, wie das konkrete Geschehen im Sprechen, das erst statthaben, das erst *sein* wird, berechenbar ist. Wo sich Sinn aber herstellt im offenen zeitlichen Horizont des immer wieder zu erzeugenden sozialen Kontextes eines je unwägbar Dialogs, da kann auch kein Geltungsgefüge von geworteten Weltinhalten jene Sicherheit des Immer-schon-verständigt-Seins⁷⁹⁵ garantieren, die Regelkonzepte unterschiedlicher Provenienz anzubieten versuchen – es sei denn, die „geistbestimmte Sprachforschung“⁷⁹⁶ begründet das Gebot der Gemeinschaft gebieterisch aus jenem ‚Sinn der Sprache‘, der in den ‚Gemeinschaftsphänomenen der Sprache‘ lagern und zur andächtigen, unreflektierten Aufnahme bereitliegen soll.⁷⁹⁷

Der Geist (in) der Sprache ist das Flüchtige, über dessen ‚mittlere Stabilität‘, über dessen vermitteltes und sich vermittelndes ‚Wesen‘ jene geisteswissenschaftliche Reflexionshaltung aufzuklären vermag, die im hermeneutischen Geist der Sprachwissenschaft einen Namen und im hermeneutischen Gestus des abstrahierend-bildenden, welterschließenden und -deutenden Nachdenkens über Sprache ein Verfahren besitzt. Dort, wo begriffliche, wissenschaftliche Rede-Reflexion nicht beliebig, aber auch nicht einengend statthat,⁷⁹⁸ findet das Sprachstudium womöglich einen Anhaltspunkt, einen Sinn, der sich nicht allein in der zweckmäßigen Befolgung einer Profession oder der engsinnigen

der Sprache in Handlungsabläufe der Kern einer aus Marx abzuleitenden Sprachtheorie erreicht? Und bleibt eine sprachwissenschaftliche Pragmatik bei aller Überlegenheit über die linguistische Interpretation der Sprache nach Computer-Modell nicht doch in der Vorhalle der Sprachprobleme?“ (Ebd., S. 127 f.)

Vgl. zu Maas/Weisgerber auch Weisgerber: „Schublade der Popanze“, a. a. O., S. 277 ff.

⁷⁹⁵ D. i. die „Gleichartigkeit der Auffassung und der geistigen Inhalte“ (Weisgerber 1929, S. 52; vgl. ebd., S. 53 ff.).

⁷⁹⁶ Weisgerber 1973, S. 12

⁷⁹⁷ Vgl. auch Weisgerber: „Erkenntnislehre“, a. a. O., S. 29: „Eine Sprache ist grundsätzlich ein Gemeingut, das unreflektiert in einer Menschengruppe ein Dasein eigener Art führt.“ Diese Hypostasierung formuliert sich weiter aus: Sprache sei „ihrer Verwirklichung nach die verbindliche, unreflektierte Maxime für das sprachliche Tun der einzelnen in dieser Gruppe“ (ebd., S. 33). Der kategorische Imperativ der Muttersprache gerät somit zum Gesetz: „Durch das Gesetz der Muttersprache ist gesichert, daß alle Menschen ausnahmslos den Anschluß an die Aufgabe der sprachlichen Weltgestaltung gewinnen“ (ebd., S. 38).

⁷⁹⁸ Und sich dergestalt die „Aufgabe einer philosophischen Reflexion auf die Wahrheit des Sprechens gegenüber der Vergegenständlichung der Sprache in der Wissenschaft“ stellt (Borsche: *Sprachansichten*, a. a. O., S. 35; vgl. auch ebd., S. 61: „Man muß dem Sprechen das Leben nehmen, um es als Teil des Gegenstands Sprache selbst gegenständlich zu fassen“), weil sich andernfalls, so Borsche (ebd., S. 48), nach Humboldt „die Trennung eines bezeichneten Gegenstands, etwa des Gegenstands Sprache, vom Bezeichnen dieses Gegenstands einer Abstraktion von der sprachlichen Wirklichkeit verdankt“. Daher Humboldts Einwand gegen eine rein zweckrationale, mittelbestimmte Behandlung der Sprache: „Diese bis auf einen gewissen Punkt freilich unläugbar richtige, aber weiter hinaus auch durchaus falsche Ansicht tödtet, sobald sie vorherrschend zu werden anfängt, allen Geist und verbannt alles Leben“ (*Latium und Hellas*; zit. nach ebd.). – Die Rede von der Mitte meint aber natürlich auch die Mitte der Weltansichten, der Grammatiken, so daß die hermeneutische Sprachwissenschaft nicht umhinkommt, neben der Rede-Reflexion auch eine Grammatik-Reflexion zu *sein*, die – als vergleichendes Sprachstudium – sich jenem Punkt zu nähern versucht, von dem aus „das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen, in der Mitte“ (Humboldt: *Sprachstudium*, a. a. O., S. 20) verortbar wird.

Verfolgung eines Ausbildungsziels erschöpft, sondern der auf die (Wieder-)Entdeckung des Dialogos hinweist – als Rahmen historisch belebter Selbst- und Fremdverständigung.⁷⁹⁹

II. 2. 3. 14. Nachklang

Daß der Streit zwischen einer (natur-)wissenschaftlich, d. h. kognitiv oder szientistisch, und einer hermeneutisch/sprachphilosophisch orientierten Linguistik nicht nur ein Kampf aus weit zurückliegenden Tagen ist, sondern daß der Konflikt zwischen Weisgerber und den Vertretern der linguistischen Revolution auch heute noch berechtigterweise als symptomatische (und daher generationenunabhängige oder -übergreifende) Auseinandersetzung über die Ordnung und Organisation des Sprachthemas gelesen werden kann, verdeutlicht eine Debatte, die Ludwig Jäger 1993 durch den Aufsatz „Language, what ever that may be“ angestoßen hatte.⁸⁰⁰

Jäger las den seinerzeitigen, sicher eher am Rande des akademischen Betriebs ausgelösten Theoriekonflikt zwischen einer hermeneutisch-semiologischen, vornehmlich mit den Namen Humboldt und Mead verbundenen und einer von Jäger so bezeichneten strukturalistisch-systemischen, in ihrer wirkmächtigsten Variante an Chomsky gekoppelten Sprachauffassung als fortgesetzte einseitige Lösung des „Streit[s] darüber, worin die Natur

⁷⁹⁹ Borsche (*Sprachansichten*, a. a. O., S. 59) nennt Humboldts Leitidee die „Begründung einer Wissenschaft der wirklichen Rede“. – Daß mit Weisgerber eine sprachphilosophische Umorientierung in Richtung einer Wissenschaft von der wirklichen Rede möglich wäre, verhindert letztlich ein Systemdenken, das sich der Depotenzierung der *parole* verpflichtet, vgl. beispielsweise schon das erste Kapitel von *Muttersprache und Geistesbildung* (Weisgerber 1929, S. 8 ff.).

Vgl. dagegen Ivo („Warum über Sprache metaphorisch reden?“, a. a. O., S. 81), der mit Humboldt eine Annäherung an die Frage unternimmt, „welche Idee von Sprache [...] als *bildungsrelevant* gelten“ könne, und in der Humboldtschen Wesensbestimmung eine weder dezisionistische, dogmatische noch eine entleert-relativistische Antwort angeregt sieht, die die philosophische Besinnung darauf, was Sprache ausmache, als metaphorisches Sichanmessen, als bewegliche Annäherung an treffende „Wesenszuschreibungen“ (ebd., S. 94) *ausspricht*. Ein Ziel solcher Wesenszuschreibungen findet sich in der Pronominalität der Sprache (vgl. Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 202 ff.) als einer anthropologischen Deutung, die das grammatische Denken mit einer Bestimmung dessen zu vermählen sucht, was den Menschen als Mensch ausmacht. So ist die Bildungsfrage auch als Wesensfrage und umgekehrt dort gestellt, wo sie sich aus der Dialogizität der Sprache dialogisch besprechen läßt. (Vgl. hierzu näher Ivo: *Deutschdidaktik*, a. a. O., S. 257 ff.)

Vgl. auch Bruno Liebrucks: *Sprache und Bewußtsein*. Bd. 1: *Einleitung. Spannweite des Problems. Von den undialektischen Gebilden zur dialektischen Bewegung*, Frankfurt/Main 1964, S. 13: „Der existierende Begriff (der Mensch) ist dasjenige Wesen, das nur dadurch und in dem Maße in sich selbst ist, als es bei dem anderen Menschen und mit ihm zusammen bei der Welt ist. Das heißt also, daß er das, was er ist, *durch Sprache* ist.“

Vgl. des weiteren das jüngste beherzte Plädoyer von Jürgen Mittelstraß „für eine Rückbesinnung auf das Humboldtsche Bildungsideal“, das den „durchgehenden Ökonomismus“ an den deutschen Universitäten und die Verhärtung des Wissens zur Ware kritisiert (Jürgen Mittelstraß: „Die deutsche Universität verliert ihre Seele. Über den modernen Wissenschaftsbetrieb, das Humboldtsche Bildungsideal und ein forschungsnahes Lernen“. In: *Frankfurter Rundschau*, 26. Juni 2003, S. 7).

⁸⁰⁰ Ludwig Jäger: „Language, what ever it may be“. Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 1, S. 77 ff.

der Sprache bestehe, was das Wesen der Sprache ausmache“.⁸⁰¹ Die Auseinandersetzung war also eine alte, sie schloß gewissermaßen an jede seit jeher in wissenschaftlicher Absicht angestrebte reflexive Einstellung auf das Objekt Sprache an und verwies zumal auf ein seit Anfang des 19. Jahrhunderts durch alle Konstitutionskämpfe sowie Institutionalisierungs- und Professionalisierungsprozesse der Sprachwissenschaft mitgeschlepptes Erbstück: „die Debatte darüber, was das Erkenntnisobjekt der Linguistik sei“⁸⁰², d. h., welcher Typus von Sprachwissenschaft somit rechtmäßig als Sprach-Wissenschaft auftreten dürfe.⁸⁰³

Zusammengefaßt unterschied Jäger eine grundsätzliche Orientierung auf Sprache, die mentalistisch und systemisch operiert (die sog. „Chomsky-Theorien“), von einer, die die intentionalen Leistungen der Sprache als kognitionskonstitutive aus dem kommunikativen Real- und Realisierungszusammenhang des Sprechens heraus erweist (die sog. „Mead-Theorien“).⁸⁰⁴ Weil erstere nun (endgültig) die Oberhand gewonnen und sämtliche sozialen und geschichtlichen Verwirklichungs- und Wirkungselemente aus dem sprachwissenschaftlichen Konstitutionsdiskurs eliminiert hatte, kam Jäger zu dem Schluß, daß ein solchermaßen zugeschnittenes „Erkenntnisobjekt [...] die Identität einer Disziplin Sprachwissenschaft nicht mehr zu gewährleisten vermag“.⁸⁰⁵

Jäger belegte seine Diagnose von der „Tilgung der Kategorie des intentionalen Subjekts“⁸⁰⁶ in dreifacher Hinsicht: an Hand der Verbannung der Historizität, der Leiblichkeit und der Sozietät aus dem Gegenstandsgefüge. Den dieserart erreichten theoretischen Stand der Linguistik charakterisierte er – in Verlängerung der These von der Verdrängung des Humboldtschen Entwurfs seit dessen Auftreten – als eine methodische und wissenschaftsreflexive Auszehrung,⁸⁰⁷ die einer – nicht zum erstenmal zu beobachtenden – Definitionsmachtlogik *als* einer fach- und gegenstandsgeschichtlichen Aus- und Selbstverblendung gehorche. Sprachwissenschaft sei, an ihrer gegenwärtigen Lage gemessen,

⁸⁰¹ Ebd., S. 77

⁸⁰² Ebd.

⁸⁰³ Zur ewig währenden Frage, was „Sprach-Wissenschaft“ (so ja auch Vermeers Bindestrichterminus) sein kann oder sein muß, vgl. etwa auch Jürgen Trabant: *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache*. Frankfurt/Main 1998, S. 192 ff.

⁸⁰⁴ Vgl. George Herbert Mead: *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt/Main 1973, S. 268: „Wir sind der Ansicht, daß der Geist niemals hätte Ausdruck finden und überhaupt zur Existenz kommen können, gäbe es keine gesellschaftliche Umwelt: daß ein organisiertes Netz gesellschaftlicher Beziehungen und Wechselwirkungen [...] notwendig von ihm vorausgesetzt wird und in seinem Wesen impliziert ist.“ – Der Begriff des Netzes findet sich bekanntlich auch bei Humboldt in bezug auf die Einzelsprache.

⁸⁰⁵ Jäger: „Language“, a. a. O., S. 79. Jäger stand mit einer solchen Position auf einsamem Posten gegenüber den ‚Terraingewinnlern‘ der Gegenseite. Ähnliche Auffassungen vertraten und vertreten dessenungeachtet beispielsweise Ivo, Stetter und Trabant.

⁸⁰⁶ Jäger: „Language“, a. a. O., S. 80

⁸⁰⁷ Vgl. ebd., S. 86: „In der Linguistik hat sich bis heute weithin nicht herumgesprochen, daß die Bereitschaft zur Reflexion der – bestimmten Modellierungen des Erkenntnisgegenstandes Sprache zugrundeliegenden – impliziten Erkenntnispostulate nicht gleichbedeutend ist mit der Aufgabe wissenschaftlicher Standards.“

dadurch gekennzeichnet, daß sie „in zyklischem Wiederholungszwang jede neue kriseninduzierte Aktualisierung ihres paradigmatischen Selbstverständnisses für das Erlangen des endgültigen Reifestadiums hält und auf diese Weise die Wissenschaftsgeschichte in einen noch immer anwachsenden Friedhof archaisierter Erkenntnisgegenstände verwandelt.“⁸⁰⁸

Jäger spitzte seine Attacke auf die ungeschichtliche und äußerst selbstsichere Verwissenschaftlichungssprachwissenschaft in der These einer „oberflächliche[n] Adaption von theoretischen und methodologischen Modellen des Szientismus“⁸⁰⁹ zu (ein Vorwurf, den Weisgerber zunächst in ähnlicher Weise erhoben hatte, um die Defizite dann aber nicht zugunsten des Pols des Subjekts, sondern – in schroffer Opposition zu ihm – zugunsten des Systempols zu korrigieren) und deutete die seiner Ansicht nach nur behauptete und nicht schlüssig durchgeführte Anpassung an neurophysiologische, -biologische und KI-Konzepte als Bankrotterklärung der Linguistik: Wo von *mind* die Rede sei, sei der Geist, die Sprache, ferner denn je, so „daß mit Fug und Recht behauptet werden kann, daß es sich bei *dieser* Linguistik nicht mehr um eine *Sprachwissenschaft* handelt“.⁸¹⁰

Man sieht, die Konstellationen kehren wieder. Wenn Jäger eine „Selbstbesinnung“ zugunsten eines sprachphilosophischen Fach- und Sachdenkens forderte, sah er eine derartige gegenstands- und methodenreflexive Grundeinstellung auch sogleich von der Gegenseite als „Überschreitung der einzelwissenschaftlichen Kompetenz [...] und [...] als unseriöse Spekulation denunziert“.⁸¹¹ Und sein „Plädoyer für die Rückgewinnung eines theoretischen Zentrums der Sprachwissenschaft, das die Einheit der philologischen Wissenschaften durch eine Theorie begründet, die die strukturalen *und* funktionalen, die systematischen *und* medialen Eigenschaften der Sprache in einer genuinen Sprachidee entfaltet“⁸¹² – es erntete ein vernehmliches Echo der Ablehnung.

Manfred Bierwisch erklärte Jäger stante pede zum realitätsfernen Narren, zum Don Quichote, dessen „Kampf mit den Windmühlen“⁸¹³ der Etablierung einer „Art Weltbild oder

⁸⁰⁸ Ebd., S. 82. Die Rede von der Krise macht ein Kontinuum der Sprachwissenschaftsgeschichte aus. Wir sind ihr bei Bühler und Weisgerber (und Güntert und Hermann) genauso begegnet wie bei Baumgärtner u. a.

⁸⁰⁹ Ebd., S. 88

⁸¹⁰ Ebd., S. 94; vgl. ebd., S. 94 f.: „Chomsky selbst hat sich deshalb auch – von der linguistischen Öffentlichkeit allerdings unbemerkt – mit seiner kognitivistisch gelifteten Linguistik provokativ und endgültig von der Sprache verabschiedet: es handelt sich bei ihr – so lesen wir – lediglich um ein *Epiphänomen*.“

⁸¹¹ Ebd., S. 97

⁸¹² Ebd., S. 98

⁸¹³ Manfred Bierwisch: „Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen. Anmerkungen zu einer merkwürdigen Sprach(wissenschafts)verwirrung“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 1, S. 107 ff. Auf Bierwischs tendenziöse, ganz Chomsky verpflichtete Humboldt-Reklamation (Jäger geht er an, daß dieser auf „rechthaberische Weise dekretiert, daß er allein weiß, wie Humboldt zu lesen ist“, und was die generative Linguistik an Humboldt zu verstehen meine, sei weit mehr, „als Jäger zu begreifen in der Lage scheint“; ebd., S. 107) ist hier nicht einzugehen; vgl. dazu Jürgen Trabant: „Humboldt über eine aktuelle Kontroverse um die Aufgaben der Sprachwissenschaft“. In: Eugenio Coseriu/Kennosuke Ezawa/Wilfried Kürschner (Hg.):

Ideologie“ diene, die einerseits Heideggers verfallsgeschichtliche Lektüre der abendländischen Philosophie imitiere,⁸¹⁴ andererseits in der Forderung nach einer sozial-kommunikativen Perspektivierung des Sprachbegriffs „eine besonders törichte Version [...] [der] ‚Marxistisch-leninistischen Sprachtheorie‘“⁸¹⁵ darstelle. Als Inbegriff des Antirationalisten, den Jäger so abgab, stellte ihm Bierwisch „alle anderen“ gegenüber: die Einigen, die Vernünftigen, die nicht (länger) jenem Irrationalismus frönten, der sich an Tatsachen (wie der historisch bedingten und schlichtweg bestehenden Sprachenvielfalt, der dialogisch produzierten und unhintergehbaren Eigensinnigkeit des Sprachsubjekts etc.) aufrichtete, an Tatsachen, die in *theoria* und daher tatsächlich nicht zur Wirklichkeit der Sprache zu rechnen seien (oder sein sollten).

Bierwischs Widerrede gipfelte zum einen in der Unterstellung eines nationalistischen Geheimansinnens,⁸¹⁶ zum anderen wendete er sich der Bekräftigung der eigenen Dogmen zu: „Die Sprache, aber nicht nur sie, beruht *vorab* auf implizitem Wissen, dessen Strukturen zu analysieren und zu erklären sind wie andere Erscheinungen der Realität auch.“⁸¹⁷

Daß es sich hierbei um eine Realität handelt(e), die eine – wenige klinische Felder wie etwa jenes der Aphasieforschung beiseite gelassen – der Wissenschaft, aber schwerlich eine der Wirklichkeit der Sprache(n) und des Sprechens sein durfte, weil sie es, den ‚Chomsky-Theoretikern‘ gemäß, nicht sein *konnte*, betonte die auf Bierwischs Philippika unmittelbar folgende Stellungnahme von Günther Grewendorf. Attestierte Bierwisch dem von Jäger gezeichneten Bild einer umfänglichen Linguistik eskalierende „Inkompetenz“⁸¹⁸, so ordnete Grewendorf eine hermeneutisch fragende und vorsichtig verfahrenende Sprachwissenschaft in das Feld des Common-sense-Wissens ein. Eine gewisse Naivität regiere dort, wo *nicht* ein „größere[r] ‚Realitätsgrad‘“ durch „abstrakte erklärende Theorien“ und „theoretische Begriffe“⁸¹⁹ erreicht werde als in einem vom Alltagsbewußtsein gefesselten

Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung. Sprachform und Sprachformen: Humboldt, Gabelentz, Sekiguchi. Tübingen 1996, S. 74. – Zu Bierwischs Programm vgl. etwa Manfred Bierwisch: „Linguistik als kognitive Wissenschaft. Erläuterungen zu einem Forschungsprogramm“. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 1987, Heft 6, S. 645–667

⁸¹⁴ Bierwisch: „Windmühlen“, a. a. O., S. 108

⁸¹⁵ Ebd., S. 112

⁸¹⁶ Vgl. ebd., S. 108: „Verhängnisvoll[] [...] erscheint mir die Polemik gegen den internationalen Charakter der Wissenschaft, auch wenn die Folgerung ‚am hermeneutischen deutschen Wesen soll die Welt genesen‘ so nicht formuliert wird. Aber die Feindseligkeit gegen rational erklärende Wissenschaft ist explizit und mit viel Polemik ausgedrückt, und sie richtet sich nicht gegen einen positivistisch verengten Rationalismus, den Chomsky zu unterstellen glatte Fälschung wäre, sondern gegen das wissenschaftliche Vorgehen insgesamt, das ohne theoretische Konstrukte und entsprechende Abstraktionen in bloßer Plausibilität befangen bleibt.“

⁸¹⁷ Ebd., S. 109; Herv. J. R.

⁸¹⁸ Ebd., S. 110; vgl. ebd., S. 111: „Es fragt sich nach all dem [...], warum auf ein solches Pamphlet überhaupt ernsthaft eingegangen werden sollte.“

⁸¹⁹ Günther Grewendorf: „Der Sprache auf der Spur: Anmerkungen zu einer Linguistik nach Jäger Art“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 1, S. 114

Wissenschaftsverständnis, das, „mit den jeweiligen philosophischen Legitimationen im Tornister (Herder, Humboldt und Wittgenstein), darauf beharrt, daß die Sprache ‚eine soziale Leistung des Individuums‘ sei, eine gelernte Fähigkeit intentionaler Subjekte, eine Lebensform, das Resultat ‚kultureller Evolution‘ und vieles andere mehr.“⁸²⁰

Hie mithin die Redenden und ihre „linguistisch-philosophische Grandiosität“, gepaart mit „linguistische[m] Fatalismus“, da das Lager der Rationalen, denen ihr „galileische[r] Zugang“⁸²¹ die rechte „Entscheidung“ weise im Sinne der Chomskyschen Grammatikdefinition: „Es ist schwerlich zu leugnen: Linguisten lassen sich einteilen in solche, die Linguistik machen, und solche, die über Linguistik reden.“⁸²²

Daß die Redenden vor lauter Reden den Gegenstand nicht mehr sehen, schien ebenso ausgemacht wie die vorthoretische Defizienz der Reflexionseinstellung, die offenbar notgedrungen mit einem obsoleten philosophischen Eigentlichkeits- oder Wesensanspruch auftrete, der die „Operationalisierbarkeit für die konkrete Arbeit *in* der Linguistik“ verunmögliche.⁸²³ Jägers Generaleinwand war damit trotzdem schwerlich widerlegt: daß das Primat des nativistisch-grammatischen ‚Wissens‘ vor dem kommunikativen Erwerb und der kommunikativen (Aus-)Bildung nicht erkläre, wie Sprache als Schrift-, Bildungs- und Erfahrungshorizont funktioniere und wirke. Grewendorf stufte ebendiesen Objektbereich zum (Epi-)Phänomenalen herab, das in seiner Vielfältigkeit zum Defekt oder zur sprachforminadäquaten Kontingenz erklärt wurde, welche die Evidenz der tieferen, infalliblen Erzeugungsstruktur keineswegs tangiere: „Nun ist auch unter Nicht-Generativisten bekannt, daß der faktische Sprachgebrauch die strukturellen Gesetzmäßigkeiten einer Sprache nur in sehr unzureichendem Maße widerspiegelt, sei es, daß strukturell signifikante Daten nur selten vorkommen, sei es, daß die Performanzphänomene die intentionalen Produkte natürlicher Sprecher in einer Weise deformieren, die die *tatsächlichen* strukturellen Regeln nur in einer sehr defekten Weise zum Ausdruck bringen.“⁸²⁴

Nun steht einem nicht an, sich schlichter Parteilichkeit zu befleißigen und einfach zwischen „Sprachwissenschaft und Kognitionswissenschaft“⁸²⁵ zu wählen. Zu erwähnen ist

⁸²⁰ Ebd., S. 114 f.

⁸²¹ Ebd., S. 115

⁸²² Ebd., S. 116. Später äußert sich der Gewinner: „Wer, ohne selbst ein einziges Rätsel zu lösen, immer nur darüber redet, wie man Rätsel eigentlich lösen sollte, dem wird man irgendwann nicht mehr zuhören.“ (Ebd., S. 130)

⁸²³ Ebd., S. 117. Zur polemischen Note vgl. ebd., S. 119: „Mit bloßer Metaphorik, wonach die hermeneutisch-semiologische Sprachidee alle wesentlichen Momente der Sprache freilege, hat man den Erkenntnisgegenstand vielleicht ‚nach Jäger Art‘ zubereitet, einen tiefen Einblick in diesen Gegenstand vermag ich daraus allerdings nicht zu gewinnen.“

⁸²⁴ Ebd., S. 120

⁸²⁵ Christopher Habel: „Sprachwissenschaft und Kognitionswissenschaft: Kaninchen oder Schlange?“ In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 2, S. 261–266

aber, daß die ausführliche Antwort Jägers auf Grewendorf und Bierwisch und seine detaillierten Darlegungen zu den Aporien „eines spekulativen Mentalismus, der in keiner überzeugenden Weise angeben kann, an welcher Art von Daten er empirisch bewährt oder falsifiziert werden könnte“,⁸²⁶ keine weiteren Reaktion gezeitigt haben. Ein auch diesmal wieder von Helmut Schnelle unternommener Vermittlungsversuch extrapolierte die Dichotomie zweier „Wissenschaftsstile“ und resignierte: Es „gibt keinen Konsens über Typus und Urteilkriterien der zu fordernden Wissenschaftlichkeit.“⁸²⁷ Während Schnelle allerdings doch noch ein Credo in Tuchfühlung zu Humboldt (und Weisgerber) formulierte⁸²⁸ (und damit seinem einst gegen Weisgerber gerichteten Methodenpluralismus ins Wort fiel), zog Peter Plöger fünf Jahre später, 1999, ein Resümee aus diesem Streit, das Bernd Switallas metawissenschaftliche Erörterung über die Lage der Linguistik zu Beginn der neunziger Jahre in eine nunmehr endgültig rein deskriptive metawissenschaftliche Typologie von zehn Stilen linguistischer Forschung überführte.⁸²⁹ So war im Nachhall eine Wendung gefunden worden,

⁸²⁶ Ludwig Jäger: „Chomsky’s problem‘. Eine Antwort auf Bierwisch, Grewendorf und Habel“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 2, S. 237; ebd., S. 235, Anm. 1, auch eine Verwahrung gegen „Scherze ad hominem“, die Jäger als „Indiz einer mentalen Kontaktallergie gegen Konzepte wie ‚Gesellschaft‘ oder ‚Hermeneutik‘“ deutet. – Vgl. zum „Scheinphysikalismus“ ebd., S. 249 ff. Der epistemologische Alleinvertretungsanspruch der Chomsky-Theorien beruht somit auf Glaubenssätzen, weshalb Trabant („Aufgaben der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 72) von einem „Kirchenstreit“ sprach. Jäger hat daher darauf bestanden, für Sprach-Wissenschaft – und nicht für eine ridikülisierte bloße Sprach-Nachdenklichkeit – zu plädieren: „Nicht daß Idealisierungen vorgenommen werden müssen, wenn wir Sprachtheorie betreiben, ist das Problem, sondern welche. Nicht daß wir abstrahieren, ist legitimationsbedürftig, sondern wie.“ („Chomsky’s problem“, a. a. O., S. 248)

Gegen die Abstraktion/Idealisierung des Sprecher-Hörers und i. S. Jägers argumentierte Trabant („Aufgaben der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 74): „Es erscheint [...] kein Du, sondern es geht offensichtlich nur um Phänomene, die eine Person betreffen“. Trabants Konsequenzen: „Es gibt keine Notwendigkeit, sich von dem engen Chomsky-Programm und von der biologischen Evidenz für eine angeborene syntaktische Kompetenz den Sprach-Begriff diktieren zu lassen.“ (Ebd., S. 75) – Zur Stützung eines angemessenen Sprachbegriffs, der sich nicht der Ausstreichung des konkreten Subjekts verschreibt, greift Trabant auf die einschlägigen Passagen der *Dualis*-Schrift zurück. Humboldts wenige, schwankende Bekenntnisse zu einer transzendental-universalen Grammatik dürfen hier unberücksichtigt bleiben.

⁸²⁷ Helmut Schnelle: „Welcher Sprachwissenschaft auf der Spur? Plädoyer für größere Klarheit und Toleranz“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1994, Heft 1, S. 110. Damit scheint die auch von Lyons (*Sprache*, a. a. O., S. 11) eindringlich aufgeworfene Frage, was überhaupt ‚wissenschaftlich‘ und was dann ‚Sprache‘ sei, endgültig nicht zu beantworten.

⁸²⁸ Schnelle: „Plädoyer“, a. a. O., S. 111: „Ohne explizite Reflexion dessen, was Sprache im umfassenden Sinn ist [...], bleibt die Forschung eine bloße Wissenstechnik. Dies können wir in einer Geisteswissenschaft nicht tolerieren.“ Und des weiteren an die Adresse der Chomsky-Theorien: „Wer nicht in der Lage ist, darauf zu antworten, wie abstrakte linguistische Strukturen im Menschen existieren und verkörpert sind, mag eine Systematik der Gesamtheit der Formen, die ein Mensch beherrscht, vorgelegt haben; er hat aber keinen Anspruch darauf, eine wirkliche Erklärung geliefert zu haben.“ (Ebd., S. 114)

⁸²⁹ Peter Plöger: „Der Metawissenschaft auf der Spur. Zu den Typologien sprachwissenschaftlicher Stile bei Jäger, Grewendorf und Schnelle“. In: *Linguistische Berichte*, 1999, Heft 178, S. 230–236; ebd., S. 235, der Hinweis auf die mögliche Erweiterung der Typologisierung durch eine außertheoretische Historisierung: „Weitere Kategorien könnten hinzutreten, die eine noch umfassendere Sicht auf den Wissenschaftsbetrieb erlauben: Welche Rolle spielen Evidenzen bei der Überprüfung von und der Argumentation für Theorien und Hypothesen? Welche Verknüpfungen mit außerwissenschaftlichen Gruppen (Wirtschaft, Politik, Medien usw.) liegen vor (die beispielsweise die Finanzierung von Forschungsvorhaben gewährleisten)? Welchen Einfluß haben herausragende Persönlichkeiten (Schnelle nennt sie ‚Meister‘ [...]) auf den Gang der Forschung in ihrer Disziplin?“

die entschärfte und wissenschaftstheoretisch auseinanderdividierte, was eine fruchtbare Auseinandersetzung, eine wirkliche Wechselrede innerhalb der Forschergemeinschaft hätte auslösen können – vorausgesetzt, es handelt sich hierbei nicht um einen nachträglichen frommen Wunsch.⁸³⁰

Daß eine solche Erweiterung nicht nur möglich, sondern zum Verständnis der Ansprüche und Wirkung (sprach-)wissenschaftlicher Theorien notwendig ist, möchte der folgende Abschnitt II. 3. darlegen. Mögliche Antworten auf den Einfluß von Evidenzbehauptungen und ‚herausragenden Persönlichkeiten‘ sind bereits versucht worden.

⁸³⁰ Man sollte sich nicht in eine komparative Rekonstruktionsspirale hineinbegeben; aber die hier in verschiedenen historischen und gleichwohl vergleichbaren Kontexten und Konstellationen behandelten Basalfragen verhandelte im Jahr 2000 einmal mehr eine Vortragsreihe an der FU Berlin. Die *Neue Zürcher Zeitung* kommentierte das Erscheinen des dazugehörigen Sammelbandes (Sybille Krämer/Ekkehard König [Hg.]: *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt/Main 2002; mit Beiträgen von Trabant, Jäger, Bierwisch u. a.) in einer Kurzrezension („Fortschritt, linguistisch“, zit. nach www.amazon.de): „Selbstverständlich mag noch sein, daß wir Wesen sind, die Sprache haben. Aber wie denn ‚haben‘ wir Sprache? Gehört sie zu uns wie ein biologisches Organ oder wie ein benutzbares Werkzeug? Noch kürzer: Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? [...] Eindeutige Antworten, die entsprechendes Fragen ein für allemal ad acta gelegt hätten, haben sich – es war zu erwarten – nicht ergeben. Jürgen Trabant [...] erinnerte etwa daran, daß die Fragestellung durchaus nicht unbekannt sei. [...] Trabants Fazit: ‚Mir scheint, in der Linguistik herrscht Übereinstimmung darüber, daß die Frage ‚Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?‘ berechtigt ist und – generell – positiv zu beantworten ist, daß aber die Antwort viel komplizierter ist, als die Frage andeutet.‘ Also nichts Neues von der sprachwissenschaftlichen Front.“

II. 3. Exkurs: Überlegungen zur Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung – Modelle und Modi

„Da die Historiographen die Prämissen ihres Handelns [...] in der Regel nur selten explizieren“⁸³¹, möchten die folgenden Überlegungen versuchen, diesem Defizit insofern zu begegnen, als sie in den vorangegangenen Abschnitten dieser Arbeit teils knapp explizierte, teils nur eingeführte historiographische Termini im Lichte einiger Kontroversen über die Methodologie der Wissenschaftsgeschichtsschreibung eingehend reflektieren, um dergestalt einen Standpunkt zu begründen, von dem aus nachvollziehbar ist, wie man zu historischen und systematischen Urteilen gegenüber einer bestimmten Theorie der Sprache gelangt, und um zu zeigen, weshalb es sinnvoll erscheint, die immanente Analyse dieser Theorie in historiographischen und wissenschaftstheoretischen Konzepten (älter und neuerer Art) zumindest punktuell zu spiegeln. Denn neben einer prinzipiellen Ablehnung des Weisgerberschen Unterfangens aus seinen Grundlagen heraus, die nur mehr eine historisierende Beschäftigung zuließe, müßte es denkbar sein, an eine historisch gewordene Theorie ein Interesse anzulegen, das sich nicht in der archivarischen Behandlung erschöpft. Liefere letzteres wohl auf eine endgültige Erledigung hinaus, so könnte demgegenüber das legitime Interesse an historiographischen und systematischen *Problemen* das Alte in bestimmten Aspekten auch als unabgeholtenen Fragezusammenhang erweisen, zu dem man sich in ein problematisierendes, d. h. dialogisches Verhältnis zu setzen vermag.

In Abschnitt II. 2. 2. ist darauf hingewiesen worden, daß die Entwicklung einer bestimmten sprachwissenschaftlichen Theorie einerseits aus dem fachgeschichtlichen Kontext der Überlieferung zu verstehen ist, und zwar vornehmlich aus dem Blickwinkel der spezifischen Geschichte der Interpretation von Vorläufertheorien; andererseits sollte sich die Aufmerksamkeit bei der Rekonstruktion und Deskription eines bestimmten Theorietypus auf die Tendenz zur Selbsthistorisierung richten, also auf das Bemühen, der zu konstituierenden Theorie bei allem innovativen Impetus sogleich Geschichtsmächtigkeit zu attestieren. Geschichtsmächtigkeit wurde in einem doppelten Sinn verstanden: Das Neue sucht sich als Fortschreibung *der* und als Fortschritt *in der* Disziplingeschichte Anerkennung zu

⁸³¹ Peter Schmitter: „Fortschritt. Zu einer umstrittenen Interpretationskategorie in der Geschichtsschreibung der Linguistik und der Semiotik“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*, a. a. O., Bd. 1: *Zur Theorie und Methode der Geschichtsschreibung der Linguistik. Analysen und Reflexionen*, S. 102; vgl. auch die Ansicht, daß „zumal viele Sprachwissenschaftler unserer Zeit nur ein geringes Interesse an einer historischen Sicht ihres Faches bekunden, und noch weniger an den historischen Verbindungen mit der als ‚vorwissenschaftlich‘ betrachteten Tradition“ (Coseriu: *Einführung*, a. a. O., S. 27).

verschaffen, indem es seine innertheoriegeschichtliche Genese ausstellt oder transparent macht, um eine fachliche Dignität zu erlangen, die eben nicht in abstrakter Konfrontation zum gegenwärtigen Bestand an sprachwissenschaftlichen Argumentationsfiguren und Figurationen gewonnen wird, sondern jene in der Anschlüsse herstellenden Überwindung neu erzeugt. Als sodann anerkannte Deutung von Erkenntnisobjekten und als Systematisierung von Argumenten verfügt die Theorie somit über eine Steuerungskompetenz, mit deren Hilfe sie die Auslegung der Disziplingeschichte *und* der eigenen Gehalte zu lenken vermag.

Theoriegeschichte, auch insbesondere im Falle Weisgerbers, ist mithin von beiderlei getragen: vom Willen zum Bruch und von der Anstrengung der Kontinuierung, von der Abwendung/Kritik und der Nobilitierung des Neuen im fachsemantischen und im institutionellen Milieu. Wenn wir etwa mit Adam Schaff⁸³² die Geschichte der Geisteswissenschaften – und in erster Linie die Geschichte der Weisgerberschen Theorie – auch als einen Prozeß zu deuten versuchten, der weniger einem *nicht* strikt zielorientierten, offenen, ‚suchenden‘ Austausch von Argumenten und mehr einem von Durchsetzungsbemühungen gekennzeichneten „Kampf der Anschauungen“ gleicht, so ist damit jedoch nicht notwendigerweise ein machtaffirmativer Relativismus (sei es einer der ‚Wahrheitsfrage‘, sei es auf der Geltungsseite, sei es auf der Wirkungsseite) erkaufte, gemäß dem Motto: das Vernehmlichere, Stärkere setzt sich durch und damit ins Recht, gleichgültig, ob es ‚in der Sache‘ einen Anspruch auf Wahrheit und Geltung anmelden kann.

Die Geschichte der Geisteswissenschaften ist vornehmlich Interpretationsgeschichte. Die Neuerung, die Grenzüberschreitung als neue Grenzziehung, setzt sich nur durch, wenn der Korpus der Methoden und die Regularien des Sprachspiels nicht gänzlich verworfen werden. Kriterien wie Kohärenz, Konsistenz, wie stilistische Prägnanz im Sinne von theoretischer Physiognomie (in Mode gekommen ist diesbezüglich auch die Rede vom „wissenschaftlichem Design“) bleiben unabdingbare Voraussetzungen, um ‚gehört‘ werden zu können. Insofern grundiert die vage und nichtsdestotrotz unhintergehbare hermeneutische Grundstruktur des Verstehens und Deutens, der Verstehbarkeit und Deutbarkeit jede noch so zugespitzte wissenschaftliche Kontroverse. (Der radikale Außenseiter oder Umstürzler hingegen, der mit sämtlichen kategorialen und methodischen Vereinbarungen bricht, kann auf dem wissenschaftlichen Feld keinen Ort mehr einnehmen, von dem aus er zu sprechen, und zwar in das Feld zu sprechen und auf seine Strukturen einzuwirken vermag. Von solchen Fällen der absoluten Exterritorialität sehen wir hier ab.)

⁸³² Siehe Abschnitt II. 2. 2., Anm. 254

Der Faden der Kommunikation wird weitergesponnen, so oft er auch durchtrennt erscheint. (Sprach-)Wissenschaftsgeschichte bietet sich als Kampf um Anerkennung im – permanenten Umstrukturierungen unterworfenen – Soziotop der Wissenschaften dar.⁸³³ Das deutet an, weshalb sowohl die Hypostasierung der Rolle einer – gewiß leitenden oder prägenden – Einzelfigur als auch die strukturalistische Verbannung des subjektiven Faktors nicht hinreicht, um sprachwissenschaftsgeschichtliche Entwicklungen zu erklären. In der Arena oder auf dem Terrain der wissenschaftlichen Kontroverse machen sich stets beide Momente – die interpretativen Initiativen einzelner Wissenschaftlerpersönlichkeiten und die argumentativen Kräfteverhältnisse des wissenschaftlichen Feldes – bemerkbar. Wie sie je konkret-historisch vermittelt sind, müßte eine recht aufwendige empirische Untersuchung im Detail darstellen.

Festzuhalten wäre, daß bestimmte konstante Strukturen der Interpretation und Aneignung die Geschichte der Geisteswissenschaften prägen oder, stärker, begründen. Einzelne Theorien wären dagegen nur dann als Neuerungen auszuzeichnen, die ein bis dato völlig unbekanntes Terrain eröffnen und erschließen, wenn sie einerseits – genetisch – als (Ent-)Wurf eines genialen Wissenschaftlersubjekts beschrieben und auratisiert, andererseits – systematisch – ausschließlich auf einer Ebene betrachtet würden, die durch einen synchronen

⁸³³ Der Begriff „Kampf um Anerkennung“ geht auf die Jenaer Frühschriften Hegels zurück (vgl. *Werke 2*, a. a. O.), in denen Hegel die kantische Ethik als abstrakte Sollensforderung kritisiert und dargelegt hatte, daß die Idee individueller Autonomie als Element und zu entwickelndes Moment der sozialen Wirklichkeit gedacht werden und sich folglich in konkreten historisch-politischen Prozessen realisieren müsse. Der Versuch einer Vermittlung von Moralität und Sittlichkeit war orientiert an der Auffassung, „daß sich aus einem Kampf der Subjekte um die wechselseitige Anerkennung ihrer Identität ein innergesellschaftlicher Zwang zur praktisch-politischen Durchsetzung von freiheitsverbürgenden Institutionen ergibt; es ist der Anspruch der Individuen auf intersubjektive Anerkennung ihrer Identität, der dem gesellschaftlichen Leben von Anfang an als eine moralische Spannung innewohnt, über das jeweils institutionalisierte Maß an sozialem Fortschritt wieder hinaustreibt und so auf dem negativen Weg eines sich stufenweise wiederholenden Konflikts allmählich zu einem Zustand kommunikativ gelebter Freiheit führt.“ (Axel Honneth: *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt/Main 1992, S. 11)

Überträgt man dieses Modell – sehr vorsichtig – auf Forschungsprozesse, wäre der „Kampf um Anerkennung“ nicht bloß ein unversöhnlicher, endloser, unlösbarer Streit über – je undurchlässige – Anschauungen (gefestigte, systematisierte Überzeugungen), sondern ein die Eigensinnigkeit der Konzepte und der mit ihnen verbundenen Ansprüche (wahrgenommen, diskutiert und in Anwendungen überführt zu werden) mehr und mehr zur Geltung bringender Prozeß fortschreitender Institutionalisierung von Freiheit, der die argumentative Spannung, die theoretische Konfrontation, schließlich aufhebt in der Praxis einer kommunikativ durchlässigen Gemeinschaft potentiell aller Forscher.

Idealerter einigte sich dergestalt die Forschergemeinschaft auf eine Grammatik des wissenschaftlichen Disputats, die aber schon als von allen Teilnehmern geteilte und gemeinsam anerkannte vorausgesetzt werden müßte. Eine solche schwach teleologische Idee der sukzessiven Versöhnung der widerstreitenden Positionen als zwanglose Anerkennung des anderen und seiner (wissenschaftlichen) Argumente dürfte allerdings realiter nur den Stellenwert einer regulativen Idee einnehmen.

Eine emphatische Bekräftigung der Idee der transzendentalpragmatisch begründeten konsensuellen Argumentationsgemeinschaft formuliert Dietrich Böhler: *Rekonstruktive Pragmatik. Von der Bewußtseinsphilosophie zur Kommunikationsreflexion: Neubegründung der praktischen Wissenschaften und Philosophie*. Frankfurt/Main 1985, S. 355 ff.

Schnitt gewonnen worden wäre und auf der der Gegenstand als aus der Diachronie der Disziplin herausgelöster in den Blick käme.

II. 3. 1. Hermeneutik der Wissenschaftsgeschichte

Eine starke hermeneutische Lesart der Wissenschaftsgeschichte, die – statt Theorien als transzendentalphilosophisch hochgewertete, ahistorische Solitäre zu behandeln – Paradigmen und ihre Geltungsansprüche aus der Pragmatik der Forschung zu deuten versucht,⁸³⁴ insistiert darauf, daß geisteswissenschaftliche Theorien in einem Geflecht und Prozeß der genuin interpretativen Auseinandersetzung entstehen und durch interpretative Verfahren hinreichend, d. h. auf ihren Wahrheits- und Geltungsanspruch überprüft werden können. Läßt man einmal das Problem der Geltung in seiner strikt erkenntnistheoretischen Fassung beiseite (mithin die Frage der außertheoretischen Referenz und des Status der Objektivität von Erkenntnis, ergo das Verhältnis zwischen Theorie und ‚Realität‘, das sich als prinzipiell zirkulärer Begründungszusammenhang beschreiben ließe⁸³⁵), so wäre sowohl dem streng induktiven als

⁸³⁴ Prägnant formuliert den Standpunkt Jürgen Habermas: *Erkenntnis und Interesse*. 9. Aufl., Frankfurt/Main 1988, S. 152: „Die logischen Regeln des Forschungsprozesses legen keineswegs mit transzendentaler Notwendigkeit die Bedingungen möglicher Erkenntnis fest. Sonst wären die Urteile, die ihn ihnen impliziert sind, synthetische Urteile a priori. Aber sie legen immerhin eine Prozedur fest, die, unter empirischen Bedingungen kontinuierlich durchgeführt, die intersubjektiv anerkannten Auffassungen vermehrt.“

In der Auseinandersetzung mit Charles S. Peirce' Pragmatismus kommt Habermas auch auf die dort diskutierten drei Schlußverfahren zu sprechen: „Die Deduktion beweist, daß sich etwas in bestimmter Weise verhalten muß; die Induktion, daß sich etwas so verhält; und die Abduktion, daß etwas sich vermutlich so verhält.“ (Ebd., S. 144) Daß die Abduktion dem Ideal einer tastenden, in der wechselseitigen Verständigung näher in den Horizont aller gerückten Objektivierung, mithin eines vorschlagenden, korrelativ ausgewogenen Argumentierens am nächsten kommt und die transzendente und die positivistische Urteilsbildung verdrängt, macht jedoch nicht einsichtig, weshalb streng deduktiv organisierte Theorien oder Modelle als wissenschaftlich unproduktiv eingestuft werden („Die analytisch zwingende Schlußform, die Deduktion, ist unter dem Gesichtspunkt einer Logik des wissenschaftlichen *Fortschritts* die unwichtigste; denn deduktiv gewinnen wir keine *neuen* Informationen“; ebd.). Jene wissenschaftlichen Konzeptualisierungen, die auf begriffliche und methodische Hierarchien pochen, welche sich aus einer Axiomatik ableiten, würden behaupten, vor aller diskursiven Erörterung gesichertes Wissen produziert zu haben.

Wissenschaftsgeschichtsschreibung jedenfalls muß selbstredend mit allen Theorietypen umzugehen versuchen, ohne vorderhand jene auszusortieren, die sich nicht in den Horizont einer hochgradig pragmatistisch gefaßten Wissenschaftstheorie einfügen.

⁸³⁵ Um aus diesem Zirkel auszubrechen, schlägt Habermas (*Technik*, a. a. O., S. 164) vor, Wahrheit am Grad der Mündigkeit zu bemessen, den die gesellschaftlichen Lebensbedingungen dem einzelnen zu verwirklichen gestatten. In einer Art Metakritik der Erkenntnistheorie nämlich vermag Habermas die Sprache als dasjenige Instrument der Selbsterhaltung zu identifizieren, das sich *nicht* einer Tatsachenwelt an sich gegenüberstellt, sondern als Medium der Selbstreflexion diese immer schon ins Bewußtsein ihrer Vermitteltheit gehoben hat. Insofern entledigt sich das reflexiv durchgebildete Bewußtsein der Dichotomie zwischen Begriff und Sache, weil es sich in seiner erkannten und freien Sprachlichkeit zur Welt verhält und diese in freier Absicht erschließt, indem es Bedürfnisse *artikuliert* und für die Einlösung des Anspruchs auf Befriedigung der Bedürfnisse *argumentativ* eintritt – und die Welt somit als gegenständliche und als Mitwelt *anerkennt*. „In der Kraft der Selbstreflexion sind Erkenntnis und Interesse eins“ (ebd.), und im Medium der verallgemeinerten Selbstreflexion, der Kommunikation als einer von zweckrationalen Verkürzungen und technischen Imperativen

auch dem streng deduktiven Verfahren (nach dem Weisgerber auf der Ebene der operationalisierenden Ausdifferenzierung der Gegenstandsbereiche weithin verfährt) ein Modell des Verstehens vorzuziehen, das die Genesis aus der argumentativen Struktur der Entstehung und die Geltung aus der gleichermaßen argumentativ strukturierten akademisch-institutionellen und gesellschaftlich-(bildungs-)politischen Anwendungspraxis erklärt.

Idealiter wäre dann Wissenschaftsgeschichtsschreibung als auch die Forschungspraxis selbst (auf der horizontal gedachten Ebene der Jetztzeit einer Theorie) als beständige Vermittlung zwischen (theoretischem) Vorverständnis (d. h. der eigenen, der Sache zugrundeliegenden Gegenstandsauffassung *und* den Vorläufertheorien) auf der einen und aktualisierenden, transzendierenden Neubewertungen (der behandelten Gegenstandsbereiche

nicht beschnittenen Verständigung, seien die objektivistischen Fehlannahmen getilgt. Es würde sich dann „die Kommunikation zu dem herrschaftsfreien Dialog aller mit allen entfaltet haben, dem wir das Muster einer wechselseitig gebildeten Identität des Ich ebenso wie die Idee der wahren Übereinstimmung immer schon entlehnen. Insofern gründet die Wahrheit von Aussagen in der Antizipation des gelungenen Lebens.“ (Ebd.)

Noch deutlicher umreißt Habermas den Zusammenhang zwischen kommunikativem Handeln – also handlungsorientierender Welterschließung durch eine auf Verständigung zielende Versprachlichung der eigensinnigen lebensweltlichen Horizonte – und Wirklichkeitskonstitution in *Erkenntnis und Interesse* (a. a. O., S. 236 ff.). Dort kennzeichnet er den Imperativ des instrumentalen Handelns, den nomologische Wissenschaften aus dem transzendentalen Bedingungsgefüge der Regeln zur Gewinnung von objektiver Erkenntnis ableiten, als Ausdruck eines Zwangs zur Systematisierung, der sich in einer kalkulatorischen, gereinigten, theorieimmanent strikt selbstbezüglichen Redeweise niederschlägt: „Wie das instrumentale Handeln selbst, so ist auch der ihm integrierte Sprachgebrauch monologisch. Er sichert den theoretischen Sätzen untereinander einen nach Ableitungsregeln zwingenden systematischen Zusammenhang.“ Der transzendente Rahmen nötige darüber hinaus zu einem Zuschnitt des Objektbereichs der sprachlich verfaßten Lebenswelt, in dem dann „alle geschichtlich individuierten Lebenswelten abstrakt übereinstimmen *müssen*“. Demgegenüber siedelt sich die hermeneutische Wissenschaft auf der Ebene der Objekte selbst an. Sie bezieht ihre Verfahren – der Deutung – quasi aus der Verfahrenswirklichkeit der Lebenswelten, d. h. der Versprachlichungen der Welt selbst: „Im Zusammenhang kommunikativen Handelns treten Sprache und Erfahrung nicht unter die transzendentalen Bedingungen des Handelns selbst. Einen transzendentalen Stellenwert hat vielmehr die Grammatik der Umgangssprache, die zugleich die nichtsprachlichen Elemente einer eingeübten Lebenspraxis regelt. Eine Sprachspielgrammatik verknüpft Symbole, Handlungen und Expressionen; sie legt Schemata der Weltauffassung und der Interpretation fest.“

Bei Weisgerber sprechen sozusagen – zur transzendentalen Bedingung von „Weltauffassung“ überhaupt bestimmt – die Satzbaupläne und das Wörterbuch, jedem Subjekt und jeder individuellen (Lebens-)Äußerung immer schon vorausgehend. Wirklichkeit *ist* allein im transzendentalen Welterschließungsschematismus. Habermas löst die Konstitutionsproblematik hingegen im Geflecht der kommunikativen Praxis auf – Wirklichkeit *ist, wie* sie immer aufs neue dialogisch hergestellt wird, als (schwach konventionalistisch wirkende) Verständigung darüber, was Gegenstand der Erfahrung zu werden vermag, was *möglicher Ausdruck der Welt* und was *mögliche Auffassung über die Welt* ist. Wirklichkeitserfahrung, verwiesen an den (vorläufig) vorgängigen Rahmen der lebensweltlich konstituierten Interpretationsschemen, sedimentiert sich somit in der Geltung kommunikativ erzeugter und beglaubigter symbolischer Formen (sprachlicher Zeichen und der umgangssprachlichen Grammatik der Lebenswelt): „Die Wirklichkeit konstituiert sich im Rahmen einer umgangssprachlich organisierten Lebensform kommunizierender Gruppen. Wirklich ist, was unter den Interpretationen einer geltenden Symbolik erfahren werden kann.“

Daß aber der schwach transzendente Perspektivismus der Lebenswelt wirklich die kognitiven Interessen (Erkenntnisinteressen) mit den praktischen Interessen (der gesellschaftlichen Praxis) zusammenzufassen vermag, ist fraglich. Insofern muß Habermas die praktischen Implikationen, die das Wissen und die Wissenschaften sozusagen als Auftrag aus der Lebenswelt erhalten, quasi in ein vorpragmatisches Feld der Systematisierung von Erkenntnismethoden verschieben. Er spricht dann von einer Einstellung, die man zu den zu beeinflussenden Vorgängen in der Welt gewinne, und die Methoden und Verfahren der Bearbeitung solcher Vorgänge und Probleme bildeten die „transzendentalen Grenzen möglicher Weltauffassung“ (*Technik*, a. a. O., S. 160).

und der in Rede stehenden, d. h. der in der wissenschaftlichen Rede verflüssigten Argumente) auf der anderen Seite zu bewerkstelligen. Auf dieser Folie einer basalen hermeneutischen Verfaßtheit von Forschungsgeschichte und -praxis gäbe sich das pragmatisch transzendierende Telos zu erkennen, für theoretische Aussagen und ganze, ausgebildete Theorien (immer wieder) ein höheres Maß an sachlicher Angemessenheit und damit Akzeptanz zu erreichen, auch um den Preis, einmal gefällte Grundsatzentscheidungen zu verwerfen oder stark zu revidieren.⁸³⁶

Für die konsensuelle Orientierung der Wissenschaftshistoriographie bedeutet das, Theoriekonstitution und theoretische Praxis einer normativ-dialogisch grundierten Bewertung von Hypothesen und Thesen, Vorschlägen und Konzepten auszusetzen. Die Geschichtlichkeit jeder Theorie (als vergegenwärtigte Geschichte ihrer Interaktionen mit anderen Theorien) findet somit ein komplementäres Verhältnis auf der Ebene ihrer aktuellen Geltung, die nur im dialogischen Kontext generiert werden kann. Wo Begriffe und Konzepte miteinander kommunizierten, muß der Gegenstand selbst, so, wie er sich im Augenblick der wissenschaftlichen Auseinandersetzung darbietet und jener *stellt*, ein durch und durch kommunikativ strukturierter sein. In ihm drückt sich aus, was in ihn einging: Er ist ein Resultat von Argumentationen, ein *Gesprächsergebnis*. So gäbe sich der wissenschaftliche Text als zwar eigensinniger Entwurf, als Neues erschließende Intervention zu erkennen, verleugnete aber nicht, daß er sich der Auslegung dessen verdankt, was als Tradiertes zunächst zu erschließen war. Eine Theorie, die ihre eigene Geschichtlichkeit dauerhaft, auf jeder Stufe ihrer Entwicklung zur Sprache brächte, wäre gegen den Vorwurf gefeit, dogmatische Ziele zu verfolgen. Mehr noch: Eine sich über ihre Historizität Rechenschaft ablegende Wissenschaftspraxis wäre als selbstreflexiv-aufgeklärte zu kennzeichnen, die die Spannung zwischen Vergangenen und aktuellen Ansprüchen in der Mitte der Vermittlung löst. Erst in der Praxis des Verstehens, der Konfrontation des Vorverständnisses und der Ziele mit den tradierten Gehalten und Methoden, erschließt sich ein Sinngehalt (als theoretische Geltung), der sich nicht den Nimbus der bloßen Setzung zuschreibt, sondern auf

⁸³⁶ Es kann also – schon von der Gegenstandsseite (der Sprache), aber auch von der Seite der Argumentationsformen (Texte) und -verfahren (Interpretationen) her – nicht vorderhand um die abschließende Verifikation einer einzelnen Theorie gehen. Eine solche Zielvorstellung setzte den Wahrheitsanspruch mit einem erkenntnistheoretisch ‚galvanisierten‘ Machtanspruch in eins, der den Verstehensbegriff an einem naturwissenschaftlich induzierten Kriterium der Richtigkeit mißt, wo aber nur Angemessenheit (sei’s an die gesellschaftlichen Verhältnisse, sei’s an die Lebenswelt) angestrebt wird. So etwa Wolfgang Stegemüller: *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie*. Bd. 1: *Wissenschaftliche Erklärung und Begründung*, Berlin/Heidelberg/New York 1969, S. 363 f.: „Die Methode des Verstehens liefert keineswegs eine Garantie dafür, daß die auf diese Weise gewonnenen Hypothesen auch richtig sind. Sie ist kein Verifikationsverfahren und macht ein solches Überprüfungsverfahren auch nicht überflüssig, wie einige Verfechter dieser Methode irrtümlich anzunehmen scheinen.“

Kommunizierbarkeit und Verständigung orientiert ist, *weil* er aktuelle Ansprüche als solche markiert, die sich der argumentativen Auseinandersetzung mit vergangenen Sinnsystemen verdanken.

Jürgen Habermas hat die historisch-hermeneutischen Wissenschaften in Abgrenzung von empirisch-analytischen Theorien, die Methoden etablieren und erweitern im Hinblick auf kontrollierbares, am Erfolg oder Anwendungsnutzen zu messendes Handeln, als grundlegend *auslegende* Verfahren charakterisiert,⁸³⁷ in denen die szientistisch motivierte Trennung von rahmengebenden Basisannahmen und Forschungsparametern einerseits und zu objektivierenden Gegenständen (Daten, Material) andererseits nicht vollzogen wird. Denn Gegenstand hermeneutischer Wissenschaften sind Texte, Auszulegendes, und das Verfahren ist die Auslegung, die sich in Texten (Kategorisierungen, Formierungen, Systematisierungen) niederschlägt. „Die Ebenen von formalisierter Sprache und objektivierter Erfahrung sind noch nicht auseinandergetreten; denn weder sind die Theorien deduktiv aufgebaut, noch werden die Erfahrungen organisiert im Hinblick auf den Erfolg von Operationen. Sinnverstehen bahnt anstelle der Beobachtung den Zugang zu den Tatsachen. Der systematischen Überprüfung von Gesetzesannahmen dort [in den positivistischen Wissenschaften; J. R.] entspricht hier die Auslegung von Texten. Die Regeln der Hermeneutik bestimmen daher den möglichen Sinn geisteswissenschaftlicher Aussagen.“⁸³⁸

Sinnproduktion in geisteswissenschaftlicher Forschung findet also im Rahmen einer interpretativen Pragmatik (als Bedingung der Möglichkeit, auslegend Sinn zu generieren) statt, in der Rekurs und Entwurf stets aufeinander verweisen. Der Rekurs, der Rückgang auf ein gegebenes Konstrukt der Sinnproduktion, wäre als Antwort auf eine Wortmeldung oder Auffassung zu verstehen, die von einem Sprecher (einer Theorie) in den Raum gestellt worden war. Die Antwort wird aber nicht einseitig rückwärtsgerichtet gegeben (als eine lediglich philologisch begründete, rekonstruktive Aufklärung über Irrtümer oder Unklarheiten), sondern formuliert im Hinblick auf einen Hörer, an den sich die Neuformulierung eines Problems richtet, das im Lichte der Auseinandersetzung mit dem Gehörten und im Lichte der Bedingungen, die sich im wissenschaftlichen Raum aktuell eröffnen, eine neue Gestalt erhält. Die Außenbezüglichkeit dieses interpretativ anschließenden/erschließenden *und* eine neue Interpretation anbietenden Verfahrens schließt sich jedoch zusammen mit einer Innenbezüglichkeit, einer selbstreflexiven Einstellung auf die

⁸³⁷ Und zwar in Anschluß an Hans-Georg Gadamer (*Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 6., durchges. Aufl., Tübingen 1990, S. 270 ff.), der die „Geschichtlichkeit des Verstehens“ in der philologisch-prozessualen Triade von Verstehen–Auslegen–Anwenden rehabilitierte und die Verständigung zugleich als wesentliche und teleologische Struktur der Sprachlichkeit auszeichnete.

⁸³⁸ Habermas: *Technik*, a. a. O., S. 157

Sache (die Sachgehalte), auf die aktuellen Formulierungsbedingungen und auf die eigene Position auf dem Argumentationsterrain. Eine gelungene, methodologisch dem Gegenstand angemessene, also erfolgversprechende Konzeption oder Theorie ist nach Habermas also notwendigerweise eine selbstreflexive, über ihre geschichtliche Bedingtheit und Strukturiertheit aufgeklärte Inanspruchnahme von Geltung, d. h. Akzeptanz: „Der methodologische Rahmen, der den Sinn der Geltung festlegt, bemißt sich am Begriff der *Selbstreflexion*.“⁸³⁹

Selbstreflexion aber vermag nur dann zu gelingen, wenn sich das wissenschaftliche Subjekt nicht solipsistisch versteht und verhält, sondern die Herkunft seiner Geltungsansprüche und das Außen der Theorie, also das Milieu, in dem sich Geltung realisieren kann, als konstitutive Bestandteile der Theorie anerkennt. Selbstreflexion mithin generiert sich im Vermittlungsprozeß von Auslegung und zielgerichteter Applikation:

„Die Welt des tradierten Sinnes erschließt sich dem Interpreten nur in dem Maße, als sich dabei zugleich dessen eigene Welt aufklärt. Der Verstehende stellt eine Kommunikation zwischen beiden Welten her; er erfaßt den sachlichen Gehalt des Tradierten, indem er die Tradition auf sich und seine Situation *anwendet*. Wenn aber die methodischen Regeln in dieser Weise Auslegung mit Applikation vereinen, dann liegt die Deutung nahe: daß die hermeneutische Forschung die Wirklichkeit unter dem leitenden Interesse an der Erhaltung und Erweiterung der Intersubjektivität möglicher handlungsorientierender Verständigung erschließt. Sinnverstehen richtet sich seiner Struktur nach auf möglichen Konsensus von Handelnden im Rahmen eines tradierten Selbstverständnisses.“⁸⁴⁰

Insofern orientiert sich geisteswissenschaftliche Forschung an der aus der kommunikativen Strukturiertheit der Gegenstände und Methoden *sprechenden* Norm, und der Gang der Forschungsentwicklung als interpretativ-akkumulativer Praxis gleicht einer schrittweisen Akkommodation an die voll entwickelte, jeder methodischen oder strategischen Limitation entledigte Idee der unverzerrten Dialogizität, aus der sich dann rückwirkend wissenschaftsethische Übereinkünfte gewinnen lassen, die die Praxis der Forschung sacht

⁸³⁹ Ebd., S. 159. Von der ‚Erhaltung und Erweiterung der Intersubjektivität‘ als einem auf erkenntniskonstitutiver Subjektivität ruhenden Selbst- als Fremdverstehen spricht auch schon Humboldt (*Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 151): „Aber die Sprache im Allgemeinen, die ganze menschliche als Eine genommen, und jede einzelne, welche in diese höhere Berührung kommt, gewinnen, je grösser die Masse der Gegenstände, der in Sprache verwandelten Welt, wird, und je vielfacher die in gemeinsames Verständniß tretenden Individualitäten, diese eigentlich sprachbildenden Potenzen, sind.“

⁸⁴⁰ Habermas: *Technik*, a. a. O., S. 158

regulieren. M. a. W.: „Aufgrund dieser Verbindung von Auslegung und Anwendung der interpretierten Sinngehalte im Kontext der aktuellen Situation und ihrer Probleme zielt dieses Interpretationsgeschehen auf Einverständnis und Verständigung durch Kommunikation über die Grenzen zunächst verschiedener und/oder historische Abstände aufweisender Sinnprovinzen hinaus. Es soll eine Art Intersubjektivität zwischen divergierenden Sinngehalten hergestellt werden, die bei der Bearbeitung der Probleme in der aktuellen, das Vorverständnis als jeweiliger ‚Horizont‘ absteckenden Situation womöglich handlungsanleitend werden kann.“⁸⁴¹

Die Forschergemeinschaft schließt sich also – vor dem Hintergrund eines nach Perspektiven und Relevanzkriterien bestimmten Prozederes der zwanglosen Traditionsaneignung und Verständigung – zu einer sich aus der historischen Zeit in die antizipierte Zukunft kontinuierenden Gemeinschaft der Anerkennung einfordernden und Anerkennung aussprechenden Argumentierenden zusammen.

Laut Christel Beiers ideologietheoretischen Überlegungen zur Verstehensstruktur der Sozialforschung ist das entfaltete Wechselverhältnis von „Vorverständnissein“ und „Sich-Verständigen[] über Vorgehensweisen und Auffassungen [...] nicht einfach eine bloße Vorbedingung im Sinne eines heuristischen Verfahrens, das eine gewisse Rolle bei der Hypothesenbildung spielt, vielmehr berührt es den Untersuchungszusammenhang insgesamt. Das dialogische Moment, das auf jeder Stufe des Forschungsgangs zu einem Konsensus im Situations- und Sinnverständnis führen muß, hat auch Bedeutung für den Begründungszusammenhang von Hypothesen.“⁸⁴²

Keine Theoriebildung geht also voraussetzungslos vonstatten, und idealiter rekurren alle Forschungsansätze, die sich dem gleichen Problembereich widmen, reflexiv auf die jeweils ins Feld eingebrachten Auffassungen darüber, *was* unter *welchen* forschungspraktischen Bedingungen intendiert wird und erzeugt werden soll. Schon der kategoriale und methodische Rahmen, das explizierte Vorverständnis, ist mithin dialogisch-reflexiv strukturiert. Erst dann, wenn die Theorie ihre Gewordenheit expliziert und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung ihr geltendes Vorverständnis und das bearbeitete Material sowie die Bearbeitungsverfahren zur Sprache bringt, kann sie als argumentativ und nicht als deduktiv-subsumtiv verfaßte gelten.⁸⁴³ Daher erzeugt die immanente und zugleich nach außen

⁸⁴¹ Jürgen Ritsert: *Ideologie. Theoreme und Probleme der Wissenssoziologie*. Münster 2002, S. 117

⁸⁴² Christel Beier: *Zum Verhältnis von Gesellschaftstheorie und Erkenntnistheorie. Untersuchungen zum Totalitätsbegriff in der kritischen Theorie Adornos*. Frankfurt/Main 1977, S. 178

⁸⁴³ In diesem Sinne wäre Hegels *Phänomenologie des Geistes* als Modell einer hermeneutisch strukturierten theoretischen Arbeit zu lesen. Denn im selbstvergewissernden Selbstgespräch des Geistes und im Lauf der Selbstbetrachtung des Geistes bei seiner Arbeit gewinnen nicht nur die Bestimmungen immer größeren

gerichtete, die internalistisch *und* externalistisch begründete Dialogizität ein Moment von Selbstreflexivität, das gegen die Verhärtung, die Verabsolutierung feilt. „Argumentation“, so Beier, „zeichnet sich durch ein *selbstreflexives* Moment aus, was in Anlehnung an Habermas bedeuten soll, daß die Prinzipien, nach denen verfahren wird, stets mit zur Diskussion gestellt werden.“⁸⁴⁴

Gleichwohl ist gegen die Vorstellung, Wissenschaftsgeschichte verlaufe nach dem Muster einer von begrifflichen und methodischen *Entscheidungen*, auch von daraus folgenden Machtansprüchen, strategischen Zuspitzungen und Herrschaftsinteressen freien Interaktion, einzuwenden, daß der Hintergrund (die metapragmatische Folie, vor der der Forscher anerkennt, als Interpretierender Gegenstand von Interpretationen, also Interpretandum, und Teil einer Interpretationsgemeinschaft zu sein, die diesen Hintergrund geschlossen teilt) kein Kriterium dafür zur Verfügung stellt, *woran* denn der ‚Wert‘ der Forschungsergebnisse bemessen werden soll, mithin *worüber* denn – jenseits des Gesprächs, das die Prozessualität des Gesprächs/der Forschung thematisiert – überhaupt gesprochen, und d. h.: gestritten werden soll. Beier merkt an:

„Der Rekurs auf ‚Verständigung überhaupt‘, die dialogische Betrachtungsweise des Forschungsprozesses ist ja allein nicht geeignet, die durch den ‚höher vermittelten‘ Forscherkonsensus indizierte Intersubjektivität über die Gültigkeit und Verlässlichkeit von Aussagen zu gewährleisten. Die Kriterien für die mögliche Objektivierbarkeit der Forschungsergebnisse scheinen eher bereits im theoretischen Vorverständnis zu liegen, das auf ein schon mit einem bestimmten Geltungsanspruch auftretendes Paradigma verweist.“⁸⁴⁵

Reichtum, sondern es bleiben auf jeder Stufe alle vorher durchlaufenen (Erscheinungs-)Stufen gegenwärtig und kommunizieren miteinander. Hegels Totalität ist keine totalitäre, autoritär-deduktive, sondern eine ‚demokratische‘, selbstreflexive Vermittlung der Gegensätze durch und in sich selbst. „Das Ziel, das absolute Wissen, oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Wege die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reichs vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien, in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist die Geschichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation aber die *Wissenschaft des erscheinenden Wissens*; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das leblose Einsame wäre“ (a. a. O., S. 591).

Ähnlich pointiert Friedrich Schleiermacher (*Hermeneutik und Kritik*. Hrsg. und eingel. von Manfred Frank, Frankfurt/Main 1977, S. 327 f.) die hermeneutische Prozessualität: Das „Geschäft des Verstehens und Auslegens ist ein stetiges, sich allmählich entwickelndes Ganze[s], in dessen weiterem Verlauf wir uns immer mehr gegenseitig unterstützen, indem jeder den übrigen Vergleichspunkte und Analogien hergibt, das aber auf jedem Punkt immer wieder auf dieselbe ahnende Weise beginnt. Es ist das allmähliche Sichselbstfinden des denkenden Geistes.“

⁸⁴⁴ Beier, a. a. O., S. 179

⁸⁴⁵ Ebd., S. 180. Die kommunikationstheoretische Pragmatik, wie sie Böhler (a. a. O., S. 98) vertritt, nimmt durchaus zur Kenntnis, daß sich die Momente der Setzung und bestimmte Prozesse der theoretischen Formierung, der *Grundlegung*, nicht nahtlos in den Begründungsrahmen einer Handlungstheorie einfügen lassen,

Beiers Einwand gegen die Metadialogizität, die sozusagen durch die reine Verständigungsprozessualität hindurch die gegenständliche Referenz als objektiv gesicherte Bezugsgröße der Forschung heraustreiben soll, ist schwer zurückzuweisen. Dort, wo Geltung – zumal einer Innovation – beansprucht wird, kommen Geltungsansprüche zumeist als Hoheitsansprüche zum Tragen, weil es die *Setzung* neuer Methoden, d. h. die *Entscheidung* für ein neues Gegenstandsverständnis und die Erschließung neuer Objektbereiche, verlangt, sich aus dem zeitlich-argumentativen Forschungskontinuum (zunächst einmal) zu lösen, ja ‚herauszusprenge‘. Erst im ferneren bedarf die neue Programmatik der kommunikativen Verflüssigung, und ob diese eingleisig, eindringlich verwertungs- und wirkungsgerichtet vonstatten geht, um in das wissenschaftliche Feld und in die Öffentlichkeit vorzudringen und beide zu durchdringen, oder ob sie dialogisch angelegt ist, bedacht auf Wissen akkumulierende, reflektierende, in Frage stellende Wechsel- und Widerrede, kennzeichnet auf entscheidende Weise einen geisteswissenschaftlichen Theorietypus, der gleichwohl so oder so durch Interpretationsprozesse geprägt bleibt.

Was Beier im näheren ausführt, widerlegt nicht die Auffassung, Geisteswissenschaftsgeschichtsschreibung vornehmlich am Leitfaden der Interpretationsgeschichte betreiben zu müssen⁸⁴⁶ (und Geisteswissenschaftsgeschichte zumindest normativ als Argumentationsgeschichte zu verstehen); aber es bekräftigt unsere an Weisgerbers Grundlegungstexten gewonnene These, daß sich im Gestus der Theorie nicht nur ihr Gehalt mitteilt, sondern *im* Gestus der Grundlegung (und des Einschnitts) auch eine folgenreiche, fast zwangsläufige Forschungslogik (jene der Prinzipienwissenschaft) präjudiziert ist, der das Ideal der Interpretationsgemeinschaft sozusagen als regulative Folie entgegenzuhalten wäre. Beier also legt dar:

die hermeneutische Wissenschaften als durch und durch dialogisch strukturierte auffaßt. Allerdings macht Böhler auch deutlich, daß sich spätestens auf der Ebene der Geltung, d. h. der forschungsinternen wie öffentlichen Anerkennung von Ansprüchen als der eigentlichen Handlungs- oder Praxisdimension von Theorie, das Prinzip der Metadialogizität durchsetzt: „Als *Forschung* ist die Wissenschaft *defizient kommunikativ*, indem sie *ante actum* sowohl lebensweltlich-umgangssprachlich erschlossenen Sinn als auch wissenschaftliche Traditionen, Theorien, Methoden etc. aufnimmt und *in actu* sowohl logischen Regeln als auch, in variablem Ausmaß, den Mustern einer disziplinären Matrix folgt. Als *Forschung* kann Wissenschaft zwar monologisch praktiziert werden, ist aber *geltungsmäßig* auf die ideale Gemeinschaft aller Forscher sowie auf die ideale logische Regelgemeinschaft aller sprachfähigen, intelligenten Wesen bezogen.“

⁸⁴⁶ Die Rekonstruktion stellte sich allerdings, bliebe sie darauf beschränkt, als stete lückenlose Berücksichtigung aller Argumentationen und aller Interpretationsstufen dar, zeigte also das – immer nur – vorläufige Forschungsergebnis als ein gewordenes und in Fortentwicklung begriffenes (im Hegelschen Sinne hieße das, „Interpretation oder Textexegese als *Prozeß* zu rekonstruieren, der zugleich Darstellung des Resultats sein soll“ [Beier, a. a. O., S. 180]), wobei die berücksichtigten Argumentationen als strikt gleichwertige zu behandeln wären. Die angestrebte Egalität produzierte damit aber augenscheinlich gewissermaßen eine Art Urteilsblockade. Denn aus der Quantität, der bloßen Existenz der nebeneinander ausgebreiteten Argumentationen, ist schwerlich ein Kriterium für die Qualität (die ‚Objektivität‘ einzelner Erkenntnisse) zu gewinnen.

„Die obersten theoretischen Grundannahmen [...] werden im Verlauf des Forschungsgangs ja nicht eigentlich revidiert, sondern über Detailhypothesen lediglich spezifiziert [...]. Daß diese sich bei der Anwendung auf das Material als revisions- und erweiterungsbedürftig erweisen können, hat natürlich zur Vorbedingung, daß die Urteilskraft, die exegetischen Fähigkeiten der Forscher [...] so weit ausgebildet sind, daß sie die jeweilige Reichweite von Interpretationshypothesen kompetent einzuschätzen wissen. Daß dabei auch wechselseitige Verständigungsbemühungen eine Rolle spielen, weil ja die Kategorien interpretiert [...] werden müssen, soll nicht geleugnet werden. Jedoch sichert allein die pragmatische Deutung des Forschungsgangs, d. h. die Reflexion darauf, was die Forscher jeweils tun, um Übereinstimmung in ihrer Exegese zu erzielen, noch nicht das Kriterium für die Geltung der Resultate.“⁸⁴⁷

Habermas faßte Erkenntnisinteressen als Bedingungen möglicher Objektivität auf, also als leitende Fragekomplexe und Problembearbeitungsstrategien, in denen sich von möglichst vielen geteilte Perspektiven der Welt- und Wirklichkeitserfahrung erschließen und zwanglos zusammenschließen lassen. Ihr Objektivitätsstatus, d. h. ihr Geltungsanspruch bemißt sich am Maß der Verständigung darüber, daß man sich eine bestimmte Objektivitätsauffassung oder Welterschließungsperspektive zu eigen machen könne, ohne in der Entfaltung seiner Bedürfnisse (und d. h. Geltungsansprüche) eingeengt zu werden.

II. 3. 2. Kritik des monologischen Weltbezugs

Wie überhaupt innerhalb einer Forschergemeinschaft, welche Größe sie auch besitzen mag (und sei sie etwa durch die gemeinsame Sprache, gemeinsame Fragestellungen, gemeinsame

⁸⁴⁷ Beier, a. a. O., S. 180 f. Wie die „obersten theoretischen Grundannahmen“ zu gewinnen sind, ist damit nicht geklärt. Neben der Aneignung und der Umformung dürfte der mehr oder minder stillschweigende Ausschluß von störenden Hypothesen eine nicht unerhebliche Rolle spielen, um eine Prinzipienwissenschaft begründen zu können, die sich dann im Forschungsprozeß, wie ihn Beier beschreibt, verfeinern und gegebenenfalls in Details anpassen läßt. Zur „Klarlegung der Prinzipienfragen“, wie sie Hermann Paul fordert (*Prinzipien*, a. a. O., S. 5), trägt sicher die strenge Rückführung aller Methoden auf die Leitsätze bei, wobei die Rückführung die Reduktion und Reinigung der Methoden einschließt: „man muß mit allem Ernst die Zurückführung dieser Methoden auf die ersten Grundprinzipien in Angriff nehmen und alles daraus beseitigen, was sich nicht aus diesen ableiten läßt.“ (Ebd.)

Die eine Prinzipienwissenschaft wie die andere, der Antipode der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft, verfährt hier nach einem zumindest ähnlichen Muster.

Traditionsbezüge oder eine möglichst große Schnittmenge zwischen institutionellen Praxen und Mitteln ausgezeichnet), eine weithin geteilte Gegenstands- und Objektivitätsvorstellung durchzusetzen ist, ohne den einzelnen Forscher zur Gefolgschaft und zur Befolgung bestimmter methodologischer Standards anzuhalten, versucht Dietrich Böhler in einer breit angelegten Kritik szientistischer Wissenschaftskonzeptionen zu begründen. Dabei ist der Umweg, den er über die Auseinandersetzung mit objektivistisch verfahrenen und nomologisch orientierten Epistemologien nimmt, insofern einsichtig, als jene der „Ideologie einer technokratischen bzw. expertokratischen Steuerung der Gesellschaft“⁸⁴⁸ die heuristische Basis verliehen, mithin jedwede Forschung – folglich auch jene der handlungsorientierten Kultur- und Sozialwissenschaften – darauf verpflichtet hätten, homogenes, objektiviertes, methodisch *kontrolliertes* und strikt am Erfolgsmaßstab der instrumentalen Verwertung zu messendes Wissen zu erzeugen.

Demgegenüber versucht Böhler die praktischen, verstehenden Wissenschaften, für die wir traditionell den Titel der Geisteswissenschaften verwenden, als kommunikativ begründete Forschungspraxen vorzustellen, die ihre Gegenstände nicht in eine quasi petrifizierte, entfremdete Position der reinen Objektbezüglichkeit rücken. Zu diesem Behufe widmet er sich einer detaillierten Rekonstruktion der wissenschaftstheoretischen Grundlagen, die der naturwissenschaftlichen Methodologie zur Vormachtstellung gegenüber den verstehenden Wissenschaften verholfen hätten, indem sie das von aller Erfahrungspraxis geschiedene transzendente Subjekt der Erkenntnis inthronisierten und die sowohl gesellschaftliche als auch forschungsinterne kommunikative Vermitteltheit von Erkenntnis überhaupt leugneten.

Der Forderung nach Kausalerklärung und logischen Kalkülen, die dazu zwänge, die Gegenstände der Forschung als Objekte einer sich selbst genügenden, quasi von aller Gegenständlichkeitserfahrung abgehobenen instrumentellen Rationalität zu betrachten und zu traktieren, stellt er das Postulat gegenüber, Wissenschaftstheorie, die dem Schein der Objektivität verfallen sei, in Wissenschaftspragmatik zu überführen. In „fundamentalphilosophischer Hinsicht“⁸⁴⁹ bedeute dies, „eine *kritische pragmatisch-hermeneutische Wende*“ einzuleiten und „die Einbeziehung des ‚Erkenntnis-Subjekts‘ in die pragmatische Dimension zu vollziehen, ohne den relativistischen Tendenzen dieses *turn* zu verfallen“.⁸⁵⁰

Böhler strebt keine Ersetzung der Wissenschaftstheorie durch eine positivistisch eingeeengte Wissenssoziologie an, etwa durch eine von allerlei Varianten der zumal

⁸⁴⁸ Böhler, a. a. O., S. 17

⁸⁴⁹ Ebd., S. 29

⁸⁵⁰ Ebd., S. 19

postmodern genannten Macht- und Diskurstheorie forcierte Überführung der Geschichte der Erkenntnistheorie in eine Erzählung von zufälligen, milieubedingten *Terminologiespielen*.⁸⁵¹ Doch die Einheit der Vernunft – als Basis eines begründeten, reflexiven *und* orientierenden Redens über die Welt (sofern wir Wissenschaft an einer solchen Norm messen wollen) – möchte er nicht länger abgesichert sehen durch das bewußtseinsphilosophische Paradigma, das die Momente der Handlung, der Situationsbezogenheit und der dialogisch-argumentativen Vergegenwärtigung dessen, was Wissenschaften zum Gegenstand *machen*, aus der Gegenstandskonstitution selbst ausschließt.

In transzendentalpragmatischer Hinsicht⁸⁵² wird mithin der argumentativen Praxis der Wissenschaften jenes „*einheitliche[] normative[] Fundament*“⁸⁵³ zurückerstattet, das sich aus der Frage nach den Bedingungen erschließt, „die erfüllt werden müssen, damit eine intersubjektiv gültige Nachprüfung – *Diskurs* – sowohl des Wahrheitsanspruchs von Handlungs- und Situationsbeschreibungen wie auch des normativen Richtigkeitsanspruchs und zweckrationalen Erfolgsanspruchs von Handlungsorientierungen intersubjektiv möglich ist.“⁸⁵⁴

Nimmt man also an, daß „die Argumentation das Sprachspiel der Vernunft ist“⁸⁵⁵, so müßten Kriterien anzugeben sein, unter denen die Einheit der Vernunft die Einheit der Wissenschaften dergestalt erweist, daß *Wissenschaftlichkeit* nicht aus einem vorgeordneten Prinzip, sondern aus ihrem – empirisch erwiesenen und wissenschaftstheoretisch einzuholenden – Prinzip der Dialogizität zu explizieren ist. Die „Möglichkeit einer intersubjektiven Gültigkeit von wissenschaftlichen Aussagen und von Aussagen überhaupt“⁸⁵⁶ kann nur ermittelt werden in der reflexiven, genuin philosophischen Einstellung darauf, was Wissenschaftler tun, wenn sie wissenschaftlich arbeiten; sie – die Wissenschaftler bzw. die wissenschaftlichen Texte – reden, und sie reden in einer spezifischen Weise. Sie behaupten etwas (bezeichnen etwas als dies oder das und machen es zu einem Sachverhalt), sie grenzen den propositionalen Gehalt ihrer Rede gegen andere Positionen ab (sie argumentieren), und sie wollen ihre Argumentation richtig interpretiert, d. h. verstanden wissen. Ihr Tun – ihr wissenschaftliches Handeln, ihre Praxis – ist offenkundig ein Tun mit Worten, und sofern dann Wissenschaft eine sprachliche Praxis, ein referentielles, nicht monologisierendes

⁸⁵¹ Siehe den Hinweis auf Lyotard, Abschnitt II. 2. 2., Anm. 256

⁸⁵² Zur Grundlegung der Transzendentalpragmatik vgl. allgemein: Karl-Otto Apel: *Transformation der Philosophie*. 2 Bde., Frankfurt/Main 1973; sowie ders.: *Die Erklären: Verstehen-Kontroverse in transzendentalpragmatischer Sicht*. Frankfurt/Main 1979

⁸⁵³ Böhler, a. a. O., S. 19

⁸⁵⁴ Ebd., S. 20

⁸⁵⁵ Ebd.

⁸⁵⁶ Ebd.

Sprechen im umfassenden Sinn des verstehensorientierten und handlungsauslösenden Handelns ist, kann ihr Gegenstand nicht allein die Welt der Objekte, der nicht sprechenden Dinge sein, sondern es muß dasjenige Moment hinzutreten, das wir als Adressaten der Rede bezeichnen – derjenige, der überzeugt werden soll, eine Auffassung zu teilen und gemäß dieser Auffassung zu handeln.

In jeden Akt wissenschaftlicher Tätigkeit (d. h. in jeden wissenschaftlichen Text) sind demzufolge die Momente der Rede und der Handlung eingelassen, und will sich Wissenschaft nicht hinwegtäuschen über ihre dialogische Strukturiertheit, so ist sie angehalten, sich Rechenschaft abzulegen über die dialogische Verfaßtheit ihrer *Gegenstände*, wie sie *in Texten* erscheinen, d. h. über ihre argumentative Binnenorganisation und Außenorientierung. Gelingt dies, sind laut Böhler die Bedingungen dafür erfüllt, die gegenstandsorientierte Reduktion, den bewußtseinsphilosophischen Solipsismus, den komplementären methodischen Objektivismus und, in summa, die neuzeitliche Spaltung zwischen Subjekt und Objekt zu überwinden – mithin das technizistische Weltverständnis, wie es sich, von Kant herkommend, im Positivismus der Natur- und auch der Kulturwissenschaften durchgesetzt habe, zu korrigieren.

Die Rekonstruktion der pragmatischen Wende, eingeleitet durch die semiotischen Arbeiten von Peirce und Mead und auch die Lebensformtheorie des späten Wittgenstein, insistiert auf dem „Kommunikationsapriori und Argumentationsapriori des Denkens und Erkennens“, weist also das „Paradigma des einsamen geistigen Sehens“ zurück und gleichermaßen hin „auf den *Gemeinschafts- und Sprachbezug als Sinnbasis und Geltungsgrund*“⁸⁵⁷ aller lebensweltlichen und aller wissenschaftlichen Praxen. Während das „Einheitspostulat des Szientismus“ verworfen wird und die unterschiedlichen Gegenstandskonstitutionsverfahren zwischen (dialogischen) Geistes- und (monologischen) Naturwissenschaften in kritischer Absicht konturiert werden, zerfällt Wissenschaftstheorie unter der Perspektive der pragmatischen Selbstbesinnung aber nicht in ein buntes Allerlei je ‚passender‘ Methoden und Sprachregelungen, wie es der radikale Kontextualismus als gefällige Variante eines wissenssoziologisch aufgeweichten Konstruktivismus propagiert. In der Selbstbesinnung nämlich gewinnt die Grundlegung geisteswissenschaftlicher Verfahren festen Boden durch die Reflexion auf ihre dialogische Struktur. Jene Reflexion auf die Argumentations- und Handlungsaspekte sichert die Einheit der Vernunft als beständig prozedierender im Blick auf die Grundlagen der Gemeinsamkeit aller Argumentierenden: nämlich Teil jener Argumentationsgemeinschaft zu sein, innerhalb derer wissenschaftliches

⁸⁵⁷ Ebd., S. 23

Reden überhaupt nur als solches möglich und vorstellbar, d. h. als sinnerzeugendes realisierbar ist. Weit davon entfernt, eine bloße moralische Sollensbestimmung ins Feld zu führen, umreißt Böhler den Begründungszusammenhang der Geisteswissenschaften als Kontext und *Medium* des (geschichtlich und aktuell) sozusagen *mit sich argumentierenden* Geistes.⁸⁵⁸ Der ‚argumentierende Geist‘ ist nun jener, der durch die Vielfalt der Stimmen hindurch die (begründende und begründete) Einheit der Vernunft je wieder erweist, weil die Stimmen (der Redenden) vernünftigerweise damit rechnen, als Wahrheits- und Geltungsansprüche von anderen Stimmen erkannt und ernsthaft wahrgenommen zu werden:⁸⁵⁹

„Die Einheit der theoretischen und der praktischen Vernunft besteht in der Einsicht, daß *Vernunft an sich selber praktisch im normativ ethischen Sinne ist*, nämlich moralisch verpflichtend. Denn wer etwas erkennen will, sich also in gewisser Weise theoretisch verhält, ist bereits in das Sprachspiel des Argumentierens eingetreten, das, analog zu den kommunikativen Situationen der Sprechakte, ein Verhältnis der wechselseitigen Anerkennung und Verpflichtung zwischen Partnern ist. Zudem sind die Mitspieler dieses Sprachspiels durch ihren unvermeidlich erhobenen

⁸⁵⁸ Bezeichnenderweise rekurriert Böhler gegen den kantischen Apriorismus und zugunsten der Geschichtlichkeit der Vernunft/des Geistes (und dergestalt der Wissenschaften des Geistes) auf Hegel: „Ein *reines* Subjekt und ein *dingliches* stummes Objekt sind gleichermaßen geschichtslos. Ginge Kant hingegen, im Sinne eines transzendentalpragmatisch revidierten Hegel, von dem Bildungsprozeß der Vernunft aus, so käme er zu der dialektisch hermeneutischen Einsicht, daß ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ der Philosophie und der ‚Geisteswissenschaften‘ kommunikativ verbunden sind und sich daher aneinander *weiterbilden*.“ (a. a. O., S. 36)

Die transzendentalpragmatische Revision Hegels erfüllte sich wohl in der Ersetzung des „absoluten Geistes“ durch den argumentierenden Geist, der nicht mehr monologisierend-dialektisch mit sich, sondern mit anderen – Hegels „Geistern“ (siehe Anm. 13 dieses Abschnitts) – spräche und in der Argumentationsgemeinschaft der Geister (die nicht mehr bloße Stufen und Erscheinungsweisen seiner Entwicklung, sondern je autonome, entfaltete, unhintergehbare Eigenheiten wären) das volle, ausgebildete und durchgebildete Bewußtsein seiner selbst erlangte – in der Anerkennung der dialogisch-dialektischen Alteritätsbeziehungen, die nicht länger im Bezugsrahmen des Absoluten aufgehoben und rekursiv fixiert wären.

⁸⁵⁹ Habermas formuliert zwei Jahre nach Böhler als (neuerliche) kommunikationstheoretische Fortentwicklung der Einsichten der linguistischen Wende in der Philosophie unter dem Titel „Die Einheit der Vernunft in der Vielfalt ihrer Stimmen“ (in: ders.: *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt/Main 1988, S. 153 ff.) ein Programm der transzendentalpragmatischen Begründung der nachmetaphysischen Philosophie, das – sowohl gegen den ‚metaphysischen‘ Totalitätsanspruch der eindimensional zweckrationalen Subjektphilosophie als auch gegen dessen perspektivische Auflösung im rigiden Kontextualismus gewandt – auf die Letztbegründung der Vernunft in der Verständigung verweist. Dort ist die Rede von der „Nichtintergebarkeit einer symmetrischen Struktur von Perspektiven [...], die in jede Gesprächssituation eingebaut ist und die Intersubjektivität sprachlicher Verständigung möglich macht“ (ebd., S. 155), oder: „für alles, was *innerhalb* sprachlich strukturierter Lebensformen Geltung beansprucht, bilden die Strukturen möglicher sprachlicher Verständigung ein Nicht-Hintergebares.“ (Ebd., S. 179 f.)

Im Sinne Böhlers sind es also die verstehensstrukturierten und -orientierten Wissenschaften selbst, die aus ihrer dialogischen Immanenz heraus das erkenntnistheoretische Problem, wie wir zu welchem Wissen über die Welt gelangen, in Richtung auf ein lebensweltlich-sprachliches Zuhandensein *und* ein argumentatives Vergewärtigen der Weisen des Zuhandenseins der Welt lösen. (Angemessene) Erkenntnistheorie *ist* daher die systematische Reflexion auf die Verstehensstruktur einer Weltaneignung, die die (dingliche und soziale) Welt verstanden wissen möchte – und nicht unterworfen sehen will.

Wahrheitsanspruch zur Annäherung an eine ideale Kommunikationsgemeinschaft verpflichtet.⁸⁶⁰

Wissenschaft begründe also – als Wissenschaft betrieben, nicht als Herrschaftstechnik angewandt – aus ihrer Sprachlichkeit selbst jene normative Basis, sich auf das Argument und die Diskussion zu verpflichten, die sich an jeder (gelungenen) wissenschaftlichen Argumentation *post festum* immer wieder als begründete Unterstellung ablesen lasse. Das Gegenbild zur hermeneutisch-pragmatischen Wissenschaftskonzeption gibt die mit dem Namen Kant verbundene „kopernikanische Wende“ in der Philosophie ab. Jene habe, so Böhlers Rekonstruktion, die Herrschaft des szientistischen Selbstverständnisses in den Wissenschaften begründet – und sich wenigstens so lange behauptet, bis Thomas Kuhns wissenschaftshistoriographische Intervention das bewußtseinsphilosophische Paradigma zu erschüttern vermeinte. Für Böhler prägt sich mit Kant daher auch eine folgenschwer abstrakte Auffassung von Wissenschaftsgeschichte (als reibungslos kontinuierlicher) und von wissenschaftlichem Fortschritt (als teleologisch-akkumulierendem) aus, der selbst Kuhn weiterhin verhaftet bleibe. Epistemologie und Historiographie, so aber Böhlers entscheidende Einsicht, seien nach demselben Muster strukturiert: „Das Vorbild für Wissenschaftlichkeit sind seit Galilei die Naturwissenschaften. Ihre stolze Entwicklung erhebt Kant – neben jener der Mathematik – zum Paradigma für die Kontinuität wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts insgesamt. ‚Der sichere Gang‘ der naturwissenschaftlichen Entwicklung wird seit Kant sowohl ein pragmatisches, nämlich historisches Erfolgskriterium wie auch ein wissenschaftslogisches, nämlich methodologisches Abgrenzungskriterium für Wissenschaftlichkeit. Von Poppers *Logik der Forschung* reformuliert, galt jenes Kriterium unerschüttert bis zu Thomas Kuhns pragmatistisch-historistischem Relativismus der ‚wissenschaftlichen Paradigmata‘. Aber auch Kuhn sieht die Naturwissenschaften nach wie vor als das Muster für Wissenschaftlichkeit an: gleichsam als Meta-Paradigma“.⁸⁶¹

Kants Lehre von der Erkenntnis aus reiner Vernunft auf Grund synthetischer Urteile a priori hatte die induktive Verfahrensweise des Empirismus (und des Sensualismus) auf den Kopf gestellt. Wo der Empirismus Begriffe aus den sinnlichen Eindrücken gewissermaßen rezeptiv abfilterte, verkehrte Kant die Perspektive und degradierte all das, was wir der Naturwelt zurechnen, zur unerkennbaren, stummen, nicht zur Bedeutungsgenese fähigen Dinglichkeit an sich, während Natur *für uns* als erkannte nur sei, weil wir über

⁸⁶⁰ Böhler, a. a. O., S. 24

⁸⁶¹ Böhler, a. a. O., S. 32 f.

Erschließungswerkzeuge (Kategorien) verfügen, mittels derer wir der chaotischen Fülle der Sinneseindrücke begegnen.

Die Gegenstände *sind* also für uns nur so, wie wir sie für uns im Schematismus der Erfahrung darstellen. Es gehe mithin um die Aufklärung der Bedingungen der Möglichkeit von transsubjektiver, verallgemeinerbarer, objektivierter Erfahrung. Wo das Subjekt indes Mündigkeit erlangt qua Apperzeption, ist von ihm als einem geschichtlichen und konkreten nicht mehr die Rede. Das kantische Subjekt steht sozusagen unter der Herrschaft der Abstraktion (der Kontrolle der schon geleisteten und dergestalt nicht fehlgehenden Erfahrung), einer (unbewußten) Kompetenz *zur* Welt, die es zugleich zum mündigen, autonomen macht, die es befähigt und anleitet zur Emanzipation von der Verstrickung in opake Naturverhältnisse. Mit jener Selbstermächtigung des Subjekts ist laut Böhler aber der Verlust der Geschichtlichkeit erkaufte, jenes sprachlich zu vergegenwärtigen Mediums, in dem sich das sich selbst bildende und in der Reflexion selbst *wissende* Denken allererst als gewordenes und fortschreitend aufklärendes zu erkennen vermag. Die Rede von der „Revolution der Denkart“, der „kopernikanischen Wende“, spiegelt sich folgerichtig im Bild des Bruchs mit allen obsoleten Denkungsarten und Welterschließungsweisen, die hinter der Demarkation zwischen Alt und Neu im Dunkel der Vorgeschichte verschwinden.⁸⁶² „Die ‚Geschichte‘ [...], die nunmehr anfängt, ist jeweils nichts anderes als die Anwendung der von Kant aufgestellten Vernunftprinzipien [...]. Die in den verschiedenen Etappen jener Revolution zur Herrschaft gekommene Vernunft macht zwar Geschichte, aber sie hat keine. Kants Vernunftbegriff ist ungeschichtlich, insofern darin ‚Vernunft‘ als eine unabhängig von der Geschichte bestehende Wesenheit konzipiert wird – nicht aber als sich selbst wissende argumentative Kompetenz, die keineswegs bloß geschichtlich ist, jedoch Geschichtlichkeit voraussetzt, weil sie geschichtlich entstehende Problemsituationen und Problemlösungsversuche zu prüfen hat.“⁸⁶³

Vernunft/Wissenschaftlichkeit beweist sich an ihrer Problematisierungskompetenz – nicht an ihrer abstrakt versicherten Kompetenz zur Steuerung von Forschungsverfahren und

⁸⁶² Damit verbunden ist ein emphatischer Begriff von Wissenschaftlichkeit, den Kant (*Kritik der reinen Vernunft*, a. a. O., S. 32) an der inneren Geschlossenheit und der projektierten Systematizität des Denkens ausweist (Kriterien, die auch für den Weisgerberschen Entwurf gelten): „In jenem Versuche, das bisherige Verfahren der Metaphysik umzuändern, und dadurch, daß wir nach dem Beispiele der Geometer und Naturforscher eine gänzliche Revolution mit derselben vornehmen, besteht nun das Geschäft dieser Kritik der reinen spekulativen Vernunft. Sie ist ein Traktat von der Methode, nicht ein System der Wissenschaft selbst; aber sie verzeichnet gleichwohl den ganzen Umriß derselben, so wohl in Ansehung ihrer Grenzen, als auch den ganzen inneren Gliederbau derselben.“ Und „als Grundwissenschaft“ (ebd., S. 33) ist die Kritik „nicht dem dogmatischen Verfahren der Vernunft in ihrer reinen Erkenntnis, als Wissenschaft, entgegengesetzt, (denn diese muß jederzeit dogmatisch, d. i. aus sicheren Prinzipien a priori streng beweisend sein)“ (ebd., S. 41).

⁸⁶³ Böhler, a. a. O., S. 35

Erfahrungsprozessen. In der Bewährung *durch* die Problemlösung zeigt sie dann an sich selbst, daß sie über einen unhintergehbaren Kern an reflexiven Verfahren verfügt, die sich als sprachliche Reflexionsformen zu erkennen geben (statt als Anschauungsformen und Verstandesbegriffe, die im Zuge der transzendentalen Apperzeption allgemeingültige und gesetzmäßige Urteile garantieren). Die diskursiv verstandene Vernunft verfährt, sich transzendentalpragmatisch-reflexiv stets über ihre argumentativen, unteilbaren Grundlagen versichernd, geschichtsreflektiert, nicht geschichtsrelativistisch.⁸⁶⁴ Diskursive Vernunft, aufgefächert im Raum der Argumentation, ‚aufgeteilt‘ auf alle teilhabenden Sprecher, spricht gewissermaßen beständig mit sich selbst. Das kantische Apriori dagegen bleibt strenggenommen so geschichts- und reflexionsblind wie stumm, bleibt ein Urteilsapparat, der lediglich sprachlich protokolliert, was er kontrolliert und welches aktuell kontrollierte Wissen er generiert (hat).

Böhler reformuliert nun die Ansprüche des Subjekts im Rahmen der Argumentationstheorie. Nicht bringt er Subjektivität im Netz des Diskurses zum Verschwinden, sondern er verleiht ihr jenen Halt, der ihr aus ihrer quasi anthropologischen Dimension der Sprachlichkeit zukommt. Sprachlichkeit meint nicht das gattungsspezifische, abstrakte Merkmal der Sprachfähigkeit überhaupt; Sprachlichkeit wird gedacht unterm Aspekt des konkreten, d. i. des dialogischen Sprechens. Wo transzendente Subjektivität Sprachlichkeit als Verfügungsmittel und -gewalt gegenüber Außersprachlichem fixiert, sieht der kommunikationstheoretische Ansatz eine geglückte Subjektkonstitution – jenseits von theoretischer Subsumtion der Erfahrung und jenseits von realer Subsumtion unter gesellschaftliche, hypostasierte Gewalten – durch eine ungeschmälerte dialogische Dialektik von Ich und anderen realisiert. Böhler fordert deshalb eine „Differenzierung [des Vernunftbegriffs; J. R.] einerseits in einen logisch-reflexiven Vernunftkern, zu dem Kants ‚Ich denke‘ als ein ‚Ich argumentiere als Mitglied einer idealen Argumentationsgemeinschaft und als Sprecher innerhalb einer realen Sprach- und Sinngemeinschaft‘ gehört, andererseits in die umlagernden Bereiche der sich geschichtlich fortbildenden konkreten Vernunftzonen. Dazu gehört die Wissensentwicklung der ‚Geisteswissenschaften‘ im weiten Sinne [...] und damit auch die Systematisierung, logische Rekonstruktion sowie weltbildbezogene Aneignung der naturwissenschaftlichen Wissensvermehrung durch Wissenschaftstheorien, öffentliche Wissenschaftsdiskussion usw.“⁸⁶⁵

⁸⁶⁴ Vgl. ebd., S. 36

⁸⁶⁵ Ebd.

Böhlers pragmatisch-argumentationstheoretisch rekonstruierter Vernunftbegriff ist zweistrahlig angelegt und bindet (sprach-)philosophische Fragestellungen eng an wissenschaftsgeschichtliche an. In erkenntnistheoretischer, ‚fundamentalphilosophischer‘ Hinsicht formuliert er: Die Kernidee, Mitglied einer (idealen) Argumentationsgemeinschaft zu sein, muß alle meine Vorstellungen und Handlungen begleiten (können), die ich als Mitglied einer (realen) Sprachgemeinschaft äußere und sprechend bewerkstellige. In wissenschaftsreflexiver, d. h. in wissenschaftsgeschichtsreflexiver Hinsicht fordert er einerseits die Vermittlung der Geisteswissenschaften als sprachliche Reflexionsmodelle, andererseits die Vermittlung aller wissenschaftlichen Teilerkenntnisse und aller speziellen (Experten-)Wissensbestände *in die konkrete Sprachgemeinschaft hinein*. Diese argumentative Verflüssigung esoterischen Wissens in der sprachlichen Öffentlichkeit stellt wohl sicher, daß sich technisches Wissen nicht technokratisch verselbständigt und instrumentalisieren läßt für (Herrschafts-)Zwecke, die außerhalb des Gesichtskreises der Sprachgemeinschaft liegen.

Unklar bleibt zwar, was unter ‚weltbildbezogener Aneignung‘ zu verstehen ist. Doch das Konzept der Vermittlung „zwischen einer letztlich physikalischen Erforschung der äußeren Natur und der transzendentalen Selbstaufklärung des Geistes“⁸⁶⁶ leistet eben jene im Szientismus getilgte Ebene vergesellschaftender Sprachlichkeit, die auch auf Ressourcen der Tradition, der sprachlichen Sinnproduktion, der schon geleisteten kulturellen Artikulation zurückgreift: „Die symbolisch vorstrukturierten, sprachlich konstituierten Bereiche von Kultur und Gesellschaft erfordern ein Mittleres zwischen Forschung und Denken, zwischen der Rationalität der Vergegenständlichung und der des bewußten Lebens.“⁸⁶⁷

Die „extramundane Wurzel“⁸⁶⁸, aus der das transzendente Subjekt sein Selbstbewußtsein als ein *gegenüber* der äußeren Welt und *neben* anderen vereinzelt Subjekten in Stellung gebrachtes bezieht, bedarf mithin der Einbindung in ein Geflecht sprachlich-symbolischer Bezüge und kultureller Normen und Werte. Bei Weisgerber, so hatten wir gesehen, gewinnt diese Prä-Struktur wieder, in transzendentaler Rückversicherung, präformierende Kraft, vorverlegt in einen (bewußtseins-)philosophisch abgegrenzten Raum reiner Erkenntnis oder Welterschließung qua Sprache, Sprache allerdings als Muttersprache und Agentur des Weltbildes, das fürs Denken wie fürs konkrete Subjekt unhintergebar (bedingt-bedingend) und unüberschreitbar (konstitutiv-grenzsetzend) ist.

Habermas’ (und Böhlers) kommunikationstheoretische Prämissen formulieren ihren Anspruch, unhintergehbare Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis und Erfahrung zu

⁸⁶⁶ Jürgen Habermas: „Rückkehr zur Metaphysik?“ In: ders.: *Nachmetaphysisches Denken*, a. a. O., S. 276

⁸⁶⁷ Ebd.

⁸⁶⁸ Ebd., S. 272

formulieren, durch die gänzliche Tilgung transzendentalphilosophisch-deduktiv angelegter Ordnungsbeziehungen zwischen Urteilskraft und (sozialer wie dinglicher) Welt. Sie verlegen den epistemologischen Begründungszusammenhang ganz in die horizontale Ebene einer dialogisch hergestellten Autonomie als Anerkennung des Ich im anderen. Theorie und Praxis sind gleichermaßen an der selbstregulativen Idee des Bewußtseins orientiert, das nur dort *ist*, wo es als eigenständiges *gegenüber* anderen ein solches nur *mit* anderen ist: „Der *kommunikationstheoretische* Ansatz geht mit Humboldt vom Modell der sprachlichen Verständigung aus und überwindet die Subjektphilosophie, indem er im ‚Selbst‘ des Selbstbewußtseins, der Selbstbestimmung und der Selbstverwirklichung die intersubjektive Struktur ineinander verschränkter Perspektiven und gegenseitiger Anerkennung freilegt. Die epistemische Selbstbeziehung und das praktische Selbstverständnis werden dekonstruiert, jedoch so, daß die überlieferten reflexionsphilosophischen Begriffe in die der intersubjektiven Erkenntnis, der kommunikativen Freiheit und der Individuierung durch Vergesellschaftung *übergehen*.“⁸⁶⁹

Bei Böhler stehen nun, um den Alleingeltungsanspruch des Modells naturwissenschaftlicher Erfahrung zu überwinden und die Transformation der Philosophie hin zum schwach transzendentalen Argumentationsapriori zu rekonstruieren, die methodologischen Schemata des Objektivismus zur Debatte. Dabei erweitert sich die Kritik am solipsistischen Subjektverständnis der Synthesis-Lehre auf bedeutungstheoretische Fragen. Der kantischen Philosophie sei vorzuhalten, daß sie Bedeutung jenseits der Sphäre herstellt, in der Bedeutung *ist*, sofern sie Geltung überhaupt haben *kann*: in der Verständigung darüber, daß ein Argument, ein Bedeutungsgehalt zu Recht (im Sinne von: ‚das ist rechtens‘, ‚das ist überzeugend‘, also begründet) Geltung, i. e. Anerkennung beanspruchen *darf*. Soll ein Bedeutungsgehalt Geltung nur haben *sollen*, genügt es, Bedeutung und Geltung gleichzusetzen. Bedeutung bleibt dann lediglich eine logische Funktion, ein Kohärenzresultat, eine Plausibilität qua Schluß, also ein der sprachlichen Praxis vorgängiges, notwendiges Korrelat der Urteilskraft, die Bedeutung in den Gegenstand, der selbst nicht spricht und selbst keine Geltungsansprüche anzumelden vermag, hineinträgt. Bedeutung ist hier Prägung,

⁸⁶⁹ Jürgen Habermas: „Philosophie und Wissenschaft als Literatur?“ In: ders.: *Nachmetaphysisches Denken*, a. a. O., S. 245. Ebd. markiert Habermas als Gegenposition einerseits den „strukturalistische[n] Ansatz“, der sich dadurch auszeichne, „die Leistungen des erkennenden und handelnden, in seine Sprachpraxis verwickelten Subjekts auf die zugrunde liegenden Strukturen und Erzeugungsregeln einer Grammatik“ (ebd.) zurückzuführen und der „Subjektivität die Kraft spontaner Welterzeugung“ (ebd.) abzusprechen; andererseits den poststrukturalistischen Anschluß an Heidegger, der Sprache in ihrer privilegierten Weltauslegungsfunktion „als das Ereignis eines epochalen, alles innerweltliche Geschehen zugleich präjudizierenden und ermöglichenden Diskurses“ verstehe. Beide Zugriffe, so möchte Abschnitt III. ausführen, verschränken sich bei Weisgerber zu einem eigensinnig transzendentalisierten, kulturwissenschaftlichen Modus der Weltauslegung im Medium des sozialen (Objektiv-)Gebildes der Sprache.

Einbildung des Sinns in das Sinnfreie. Das Sinnfreie kann indes nur der vergegenständlichte Gegenstand sein. (Gerät der kantischen Philosophie im Gegenzug die Sphäre der Vergesellschaftung in den Blick, expliziert sie analog Moralität [i. e. Sich-zueinander-Verhalten], so ja schon Hegels Kritik, als bloße Sollensbestimmung, als Imperativ, nicht als durch die Subjekte selbst gesellschaftlich zu realisierende Sittlichkeit.)⁸⁷⁰

Böhlers Analyse des notwendigen Zusammenhangs von Objektivismus und Solipsismus setzt an der kommunikativen Leerstelle des transzendentalen Schematismus an: „Dieses Schema [der rigiden Subjekt-Objekt-Trennung; J. R.] ist zugleich der Rahmen des Objektivismus; es enthält dessen notwendige Bedingungen: die *bedeutungstheoretische Präsupposition* einer gegenständlichen Definition von Bedeutung, die *bewußtseinsphilosophische Präsupposition* des Erfahrungssubjekts als eines *solus ipse* und die *erkenntnistheoretische Annahme*, daß Erfahrung nach dem Muster einer nicht-kommunikativen Beziehung auf Gegenstände äußerer Beobachtung zu denken sei. Weil diese Thesen für die Subjekt-Objekt-Spaltung wesentlich sind, gehören sie auch zu den Erkenntnis schemata des Szientismus, der Wissenschaftsideologie der Moderne.“⁸⁷¹

Die argumentationstheoretisch immune Theorie eines „von Sprache und Gemeinschaft unabhängigen Bewußtseins“⁸⁷² könnte nun aber übergehen in eine explizite Theorie der Sprache und der Gemeinschaft, indem sie die Theorie des von Sprache und Gemeinschaft unabhängigen Bewußtseins in die soziologisch orientierte Theorie der Sprache implantiert. Genau diesen Weg schlägt Weisgerber ein. Er überwindet, den Strömungen der zwanziger Jahre in Philosophie, Soziologie und in der Sprachwissenschaft (als erneuerter *Sprachphilosophie*) folgend, den Positivismus, indem er dessen ursprüngliche, grundlegende Denkfigur, die kantische Philosophie (allerdings in der Lesart Cassirers), um die Dimension des Sozialen erweitert. Das Soziale verbleibt aber ganz im Bann transzendentaler Begründung. Wo die ‚höhere Wirklichkeit‘ der Kultur, d. h. des sprachgemeinschaftlichen Objektivismus, Einzug hält in die vorweltliche Dimension des sprachlichen Zeichens (der symbolischen Vorstrukturiertheit der Erfahrung, um Habermas’ Formulierung wieder aufzugreifen), da verwandelt sich der von Böhler angefochtene „transzendentaler[] Solipsismus“⁸⁷³ in einen *soziologischen Solipsismus* – in welchem der höhere Objektivismus „als notwendige und hinreichende Bedingung sowohl des Sinns wie auch der Gültigkeit von

⁸⁷⁰ Siehe Anm. 3 dieses Abschnitts

⁸⁷¹ Böhler, a. a. O., S. 43

⁸⁷² Ebd., S. 44

⁸⁷³ Ebd., S. 44

Erfahrung“⁸⁷⁴ eben in der positivistischen Beglaubigung desjenigen Verhältnisses wiederkehrt, das der Objektivismus des Geistes, ergo des Geistes der Muttersprache als eines je schon sozial objektivierten Geistes der (Sprach-)Gemeinschaft, aus sich heraussetzt – als positiv beglaubigte Totalität von Denken, Sprache und Kultur.

Nehmen wir die „nichtkommunikative Erfahrungsrelation“⁸⁷⁵ zum Maßstab, um den Wirklichkeitsbegriff und den Begriff des Sozialen der hier zentral zur Debatte stehenden Sprachtheorie zu erläutern, so löst sich die Bedeutungsproblematik – nämlich wie ein Etwas *als etwas* unter der Logik der Prädikation erfaßt wird oder, sogar rückwirkend auf die Urteilsstruktur der Sprache angewandt, im Falle Weisgerbers präjudizierend als ein bestimmtes Etwas (als ein Weltbildinhalt) produziert wird – in jener Hinsicht auf den Zugriff der sprachlichen Mittel auf, mit denen nicht eine *mögliche* Bedeutung, sondern eine *zwingende* Bedeutung erzeugt wird. Ersetzt man im folgenden Zitat das Adjektiv *möglich* durch *zwingend*, so läse sich Böhlers kommunikationstheoretische Revision der Synthesis-Lehre, nach der sich die Mannigfaltigkeit der sinnlichen Erscheinungen in einem geordneten, überhaupt erst Erfahrung sicherstellenden Welterfahrungsschema darstellt, wie eine kohärente Ausführung zum Weltbildtheorem Weisgerbers⁸⁷⁶:

„Es ist das Schema möglicher Bedeutung. Eine Anwendung dieses Schemas, und damit die Konstitution einer konkreten Bedeutung, setzt aber voraus, daß der Anwender sich mit Wortgebrauchsregeln einer realen Sprachgemeinschaft auskennt. Nur mit ihrer Hilfe kann er eine semantisch konsistente Meinung über etwas *als* etwas von bestimmter, durch einen Wortgebrauch ausdrückbarer Bedeutung bilden. Wer etwas mit Hilfe von Wortgebrauchsregeln einer Sprachgemeinschaft als etwas Bestimmtes charakterisiert, der tut das, was wir *sagen* nennen. Wenn das zutrifft, ist eine reale Kommunikationsgemeinschaft die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung in dem weiten transzendentalsemantischen Sinn.“⁸⁷⁷

Das alles würde Weisgerber genauso sagen, würde die reale Sprachgemeinschaft denn als Geistgemeinschaft begriffen, deren Wirklichkeitssinn sich eben jenseits der realen Sprachgemeinschaft erfüllt, die Böhler und Habermas als Lebensweltgemeinschaft auffassen.

⁸⁷⁴ Ebd.

⁸⁷⁵ Ebd., S. 45

⁸⁷⁶ Ähnliches gälte dann für Habermas' Rede von der „zugrunde liegenden Grammatik“ – bei ihm allerdings eine (sozial differenzierte) Grammatik der Lebenswelt, nicht des Systems sprachlicher Inhalte (Wörter) und Satzbaupläne, das eines jenseits der divergenten Lebenswelten, nämlich der muttersprachlich homogenisierten Gemeinschaft ist.

⁸⁷⁷ Böhler, a. a. O., S. 46

Insofern rückt Weisgerber den Zwang einer gesetzmäßigen Erzeugung von Erfahrung und Wissen dort wieder ein, wo Böhler und Habermas bei Kant die semantische Lücke als kommunikative Lücke aufdecken. Und wenn Kant (resp. der Szientismus) Erfahrung und Ereignisse ausschließlich als Anwendungsfälle einer nomologischen Erklärungs- oder Deutungsmechanik zu begreifen versteht, so macht sich Weisgerber ebendiese Subsumtionslogik zu eigen dort, wo die Allgemeingültigkeit sozialer, d. h. sprachlicher Gesetzmäßigkeiten, die für alle auszudeutenden Bereiche des Lebens zu gelten hätten, justiert wird.

So denn, mit Kant gesprochen, „die Vernunft nur einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurf hervorbringt“⁸⁷⁸, so läßt nach Weisgerber die (Mutter-)Sprache nur (an-)sehen, was sie nach ihrem Entwurf hervorgebracht hat. Der quasi metaphysisch-geschichtlich abgesicherte Konstruktivismus des Weltbildtheorems geht letztthin in eins mit einem „wissenschaftsleitenden Interesse[]“, das „an der Operationalisierbarkeit der Erfahrung“⁸⁷⁹ seinen Leitfaden findet. Deshalb kann die dualistische Konstruktion, die das Reich des Geistes abschottet gegen das Reich einer Erfahrung, die nur als konkrete sprachliche Vergegenwärtigung und Mitteilung von Lebenswelterfahrung zur Wirklichkeit gelangen könnte, „nicht angeben, wie wir einen Zugang zu Sinn und Bedeutung dieses Inneren [der reinen Intelligibilität; J. R.] haben können: wie wir, eingeschlossen in das ‚Ich‘, Gedanken und Handlungen eines anderen ‚Ich‘ verstehen können. Ja, sie erlaubt nicht einmal, verlässlich zu sagen, ob es überhaupt andere ‚Iche‘ gibt. Denn das ließe sich nur sagen, wenn es zu den anderen einen Zugang über *Erfahrung* gäbe.“⁸⁸⁰

II. 3. 3. Von der Praxis des Wissens zur Konstruktion des Wissens

All diese Überlegungen scheinen vorderhand nicht die in diesem Abschnitt zu behandelnden Fragen nach einer der Sache angemessenen Methode der (Sprach-)Wissenschaftsgeschichtsschreibung zu betreffen. Gleichwohl findet sich in der Unterscheidung zwischen solchen Entwürfen, die die Sprache (oder das Denken an sich) zur monologischen Instanz der Welterfahrung und -erschließung erklären, und solchen, die das Objekt jener Konzepte in die Position des Subjekts aufrücken sehen möchten, das Motiv

⁸⁷⁸ Zit. nach ebd., S. 52. Das bedeutet, daß „in der Erkenntnis a priori den Objekten nichts beigelegt werden kann, als was das denkende Subjekt aus sich selbst hernimmt“ (Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, a. a. O., S. 32).

⁸⁷⁹ Böhler, a. a. O., S. 53

⁸⁸⁰ Ebd., S. 57

wieder, nach welchem der Gegenstand – das theoretisierte Objekt: Denken oder Sprache – entweder ahistorisch-deduktiv oder historisch-dialogisch in den Blick der wissenschaftlichen Selbstvergewisserung, der Wissenschaftstheorie gerät.

Theorie der Wissenschaft kann nur Theorie ihrer Geschichte und ihrer Praxis sein, lautet Böhlers These. Insofern trägt eine hermeneutische informierte Wissenschaftstheorie der Idee Rechnung, daß Subjektivität nur *denkbar* ist im Medium der Praxis sich verallgemeinernder Subjekte. Das Medium der Verallgemeinerung ist die Sprache, die Weisen der Praxis sind Sprechakte, die Art des Sprechens ist das Argumentieren: das Sagen als Behaupten eines Sachverhalts, für den man geltend macht, mit ihm „Anspruch auf Gültigkeit im Sinne der Wahrheit der Proposition“⁸⁸¹ zu erheben.

Der Behauptende tritt als Teilnehmer an einem Sprachspiel sowohl in der realen Sprachgemeinschaft als auch in der Argumentationsgemeinschaft der Forscher deshalb immer schon dafür ein, daß seine eigene artikulierte Erfahrung etwas bedeutet. Etwas Sagen ist also begründetes und begründendes Tun, ein Tun mit Worten im Hinblick auf einen anderen, der durch sein eigenes (antwortendes) Tun zu erkennen gibt, daß das Gesagte/Behauptete begründet ist und demzufolge eine einsichtige Bedeutung und somit Geltung besitzt.

An die Stelle des Subjekt-Objekt-Dualismus tritt nun also ein Subjekt-Subjekt-Verhältnis, in dessen Mitte sich die Welt befindet, über welche die Subjekte zu Urteilen gelangen – oder besser gesagt: Die Welt ist die Mitte all dessen, was im Plural der Rede über sie (aus-)gesagt wird und über dessen Richtigkeit Einverständnis erzielt werden konnte.⁸⁸² Die Welt zerspringt deshalb *nicht* in tausend Scherben, in unzählige Reflexe und Perspektiven der Pluralismen, *weil* wir über sie urteilen im Begleitwissen um die „Bedeutungsvorgegebenheit [...], die von der vorgängigen Kommunikation einer realen geschichtlichen Sprach- und Handlungsgemeinschaft gewährleistet wird“.⁸⁸³ Es stellt mithin die geschichtliche Vergewisserung über gemeinsame sprachliche und kulturelle Grundlagen sicher, daß wir nicht nur *instrumentell* etwas *tun* mit *Wörtern*, sondern *Bedeutung* in *Worten erzeugen* und Sinn produzieren in Argumentationen/Dialogen, indem wir aktuelle Rede und tradierte Argumente (Texte) *verstehen*.

⁸⁸¹ Ebd., S. 62

⁸⁸² Vgl. Liebrucks: *Sprache und Bewußtsein*. Bd. 1, a. a. O., S. 3: „Das Problem der Erkenntnis wurde bisher immer unter der Leitvorstellung der Subjekt-Objektbeziehung behandelt. Sollte Erkenntnis selbst sprachlich sein, so ist in den Gedanken aufzunehmen, daß ein Subjekt dem anderen Subjekt in der Sprache etwas über die Dinge mitteilt. Die Subjekt-Objektbeziehung zeigt sich hier, nur Moment innerhalb des ganzen Erkenntnisprozesses wie seiner Resultate zu sein, da auch Erkenntnis immer den Partner hat, sei dieser auch in der Form eines Bewußtseins vorgestellt, das *alle* Menschen gemeinsam haben. Nicht Subjekt-Objekt, sondern, sondern Subjekt-Subjekt-Objekte!“

⁸⁸³ Böhler, a. a. O., S. 64

Im Anschluß an Habermas unterscheidet Böhler zwei grundlegende Welteinstellungen oder Welterzeugungsweisen: jene, die theoretisch-technisch Welt als zu kontrollierende Natur *entwirft*, und jene, die Welt als sozialen, sprachlichen und kulturellen Sinnzusammenhang *liest*, also in praktischer Perspektive zu verstehen versucht. Letztere Forschung findet ihren wissenschaftstheoretischen Ausdruck „in dem pragmatischen Charakter des Begriffs eines *wissenschaftlichen Problems*, in der Konstitution der Forschungsgegenstände durch *interpretative Leistungen a priori* und darin, daß Wissenschaft eine *argumentative Praxis* mit universalen dialogischen Normen ist.“⁸⁸⁴

Steht der szientistische Solipsismus für Geschichtslosigkeit, Geschichtsvergessenheit oder Geschichtsverdrängung bei gleichzeitiger Unterwerfung der Natur nach Verfahren objektivierender Erfahrung, so stehen die hermeneutisch-pragmatischen Wissenschaften für im geschichtlichen Horizont strukturierter Bedeutungen und Verstehensmuster aufklärende Interpretation von Erfahrung, um die Erfahrung selbst zum Sprechen zu bringen, also ein reflexives Verhältnis der Sprecher (mithin auch der Forscher) zu ihrem eigenen Tun zu ermöglichen. Die Differenz ist, idealiter, eine ums Ganze: Naturwissenschaften modellieren Erfahrung nach den sprachlich und urteiltheoretisch restringierten Vorgaben der *Erkenntnisform*, Geisteswissenschaften verstehen Erfahrung als sprachliche *Lebensform*. So sind im letzteren Fall Methode und Gegenstand strukturell zumindest affin: Geisteswissenschaften sind selbst sprachliche Lebensformen, in denen das ‚Leben des Geistes‘ *in der* und *durch* die Argumentationsgemeinschaft *hindurch* sich selbst zuwendet. Die Geschichte des Geistes ist die Geschichte der Argumentationen, in denen ‚Geist‘ als Verstehenspraxis wissenschaftlich (d. h. sich wissend) und geschichtlich *wurde*. Texte wären folglich Dokumente argumentativer Auseinandersetzung (um Geltung und Anerkennung), ohne die kein Geist (als zur Sprache, zum Sprechen gekommener) je wäre, und angehalten wäre demzufolge die Rekonstruktion von Geisteswissenschaftsgeschichte, die Dialogizität des Geistes zur Grundlage ihrer Verfahrensweise zu bestimmen – indem sie sich darauf besinnt, hermeneutische Konzepte auch auslegend zu beurteilen und danach zu bewerten, inwieweit sie dem dialogisch-geschichtlichen Apriori Anerkennung zollen.

Mögen derartige Perspektiven für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung auch lediglich als moralische Postulate erscheinen, so verlängern sie aber doch auch konsequent epistemologische Fragen und heuristische Differenzbestimmungen ins Feld dessen, was in dieser Arbeit von Interesse ist: wie sprachwissenschaftliche Praxis sich aus ihrem Gegenstandsverhältnis heraus positioniert, orientiert, organisiert und realisiert, und zwar als

⁸⁸⁴ Ebd., S. 66 f.

Praxis, die sich a) reflexiv sprachwissenschaftsgeschichtlich legitimiert und b) in die Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung selbst einschreibt. Diese Bewegungen, die Argumente sozusagen unternehmen, indem sie bestimmte Wege suchen und einschlagen, sind hinreichend plausibel womöglich dann zu beurteilen (oder gegebenenfalls zu verwerfen), wenn der kommunikationstheoretische, wissenschaftstheoretische und wissenschaftshistoriographische Rahmen geklärt ist, in dem nicht nur über Argumentationsanordnungen gesprochen wird, sondern zugleich über den Modus der Gegenständlichkeit der Argumentation: das Objekt, das als ein *Wie denke ich Sprache* grundsätzlich unterschieden ist vom Objekt der Naturwissenschaften, das unter dem Blickwinkel des *Was beobachte ich an X* zum Gegenstand der Forschung wird.⁸⁸⁵

Böhler faßt die Konsequenzen, die sich ergeben aus den „verschiedenartigen Präsuppositionen, die der naturwissenschaftliche Gegenstandsbezug einerseits und der humanwissenschaftliche andererseits notwendig machen“⁸⁸⁶, noch einmal zusammen:

„Allein die ‚Gegenstände‘ humanwissenschaftlicher (insbesondere kultur- und sozialwissenschaftlicher) Forschung sind an sich selbst sinnhaft und aus sich selbst

⁸⁸⁵ Das bedingt fundamentale Entscheidungen für den Gang der Forschung: „die erkenntnisleitende *Einstellung* zum Forschungsbereich, die in einer Forschergemeinschaft festgelegten Forschungs*modi*, die davon geleitete Forschungs*interpretation* und die daraus resultierenden Ergebnis*behauptungen*, welche eine Rechtfertigungskommunikation als Diskurse eröffnen.“ (Ebd., S. 82)

Im übrigen hat schon Karl Bühler (*Sprachtheorie*, a. a. O.) die Axiome der (induktiven) Sprachtheorie vor dem Hintergrund besagter wissenschaftstheoretischer Dichotomie, der „konstitutiven ‚Blickverschiedenheiten‘“ (ebd., S. 17) zwischen „dem naturwissenschaftlich-nomothetischen Gebiet“ und dem „idiographischen“ (ebd., S. 18) diskutiert: „An konkreten Sprechereignissen macht der Sprachforscher seine grundlegenden Beobachtungen und fixiert ihr Ergebnis in Erstsätzen der Wissenschaft. Soweit stehen alle Erfahrungswissenschaften gleich. Allein der Gegenstandscharakter des Beobachteten ist grundverschieden in der Physik und in den Sprachwissenschaften (worüber das Axiom von der Zeichennatur der Sprache Aufschluß gibt); und mit dem Gegenstandscharakter die Art des Beobachtens und der logische Gehalt wissenschaftlicher Erstsätze. Das im Thema des ‚Verstehens‘ aufgeworfene Methodenproblem der Sprachforschung wirkt sich praktisch so aus, daß das spezifische Können des *Philologen* in keiner linguistischen Erstaufnahme entbehrt werden kann. Wo es keine Texte herzustellen und keine Echtheitsfragen zu beantworten gibt, am konkreten in vivo erfaßten Sprechereignis, bleibt immer noch das mitzuleisten, was man am Krankenbett vom Arzte erwartet und dort Diagnose nennt, was man am Texte vom philologischen Takt erwartet und als Auslegung (Hermeneutik) bezeichnet. Und wenn die Treffsicherheit und Zuverlässigkeit der Interpretation (des hermeneutischen Geschäftes) dort mehr vom historischen Wissen und Blick, hier mehr vom Verständnis präsenter Lebenssituationen bestimmt sein mag, so ist das, psychologisch gesehen, kaum ein großer Unterschied; [...] die volle Eigenartigkeit der mannigfaltigen linguistischen Beobachtungen ist letzten Endes doch nur von der Eigenart des Gegenstandes der Sprachforschung her zu begreifen.“ (Ebd., S. 15)

Kurz gesagt: Sprachwissenschaft (und damit auch die Wissenschaft ihrer Geschichte) ist *In-vivo-Wissenschaft*, ist Auslegungswissenschaft auf Grund der Zeichenhaftigkeit all ihrer Gegenstände: der Texte (Bühler nennt sie „situationsferne Reden“; ebd., S. 23) und der Sprechakte – der konkreten sprachlichen Handlungen als verstehbaren zeichenhaften Äußerungen und der Texte als spezifischen Sprechakten. Deshalb wendet Bühler auch gegen die *Kritik der reinen Vernunft* ein: „Die Grundsätze einer Erfahrungswissenschaft schöpfen ihre logische Dignität keineswegs aus dem Nachweis ihrer Apriorität.“ (Ebd., S. 19)

⁸⁸⁶ Ebd., S. 84. Zu Recht warnt Böhler ebd. deshalb auch vor möglichen totalisierenden Ansprüchen der hermeneutischen Wissenschaften, um die Dominanz der szientistischen zu brechen: „Eine hermeneutische Einheitswissenschaftstheorie wäre ebenso verfehlt, wie es eine objektivistische ist.“

verstehbar. Allein hier ist der Gegenstandsbezug von der Art kommunikativer Erfahrung – entweder im vollen Modus des Dialogs oder im defizienten Modus des Quasi-Dialogs zwischen Forschungsgegenstand und Forschungssubjekt. Zum transzendentalen Rahmen der Humanwissenschaften gehört [...] wesentlich die Präsupposition, daß das jeweilige *Phänomen als Bedeutsames* ein Interpretandum und damit *Teilhaber an dem allgemeinen Kommunikationszusammenhang* ‚Sprache überhaupt – Handlung überhaupt‘ ist, *dem auch der Forscher zugehört*. Die Wissenschaften vom Menschen haben als verstehende einen jedenfalls quasi-dialogischen Gegenstandsbezug, weil ihr Gegenstand sowohl sich selbst und seinen Zusammenhang versteht als auch für den Beobachter etwas zu Verstehendes ist. Hieraus ergeben sich die hermeneutischen Aufgaben, den theoretischen Bezugsrahmen mit dem lebenspraktischen Sinnzusammenhang sowie die Forschungshypothese mit der internen Bedeutung des Gegenstandes zu vermitteln. Demgegenüber haben die Naturwissenschaften den theoretisch-nomologischen und monologischen Gegenstandsbezug der strikten Objektivierung.⁸⁸⁷

Hatte auch Adam Schaff in diesem Sinne (wenngleich nicht annähernd so explikativ und pragmatistisch inspiriert) zwischen Konstitutionsstruktur und Geschichte der Natur- und der Geisteswissenschaften unterschieden⁸⁸⁸ (und für letztere den unauflöslich konfliktuösen Charakter des Diskurses reserviert, weil geisteswissenschaftlichen Konzepten außerterminologische und -textuelle Kontrollinstanzen weithin fehlen)⁸⁸⁹, so schlagen

⁸⁸⁷ Ebd., S. 85. Zum Status der Weisgerberschen Texte als Interpretandum siehe Abschnitt II. 1.

⁸⁸⁸ Siehe Abschnitt II. 2. 2., Anm. 254 und 255

⁸⁸⁹ Vgl. Ritsert, a. a. O., S. 116: „In den historisch-hermeneutischen Wissenschaften sind die Prozesse systematischer Erfahrung [...] nicht auf den Erwerb von Wissen ausgerichtet, das durch Beobachtungen gewonnen oder bestätigt wird und sich in Technologien und Strategien umsetzen läßt, sondern sie betreiben *Sinnverstehen* geschriebener und/oder gesprochener Dokumente und Texte.“

Auf einen – womöglich nicht geringzuschätzenden – Nebenaspekt, der sich aus Überlegungen zur Reflexion der Fachgeschichte und der Sprachkultur oder der Sprachspiele des Faches (in summa also der Interpretationskultur der Sprachwissenschaft) ergeben könnte, macht Harald Weinrich (*Wege der Sprachkultur*. Stuttgart 1985, S. 48) aufmerksam. „Inexistent bis auf einige wenige Ansätze“ sei „die Erforschung der mündlichen Wissenschaftssprache, mit der die Forscher in ihren Lehrveranstaltungen und Vorträgen, auf Kongressen und Kolloquien, aber auch in informellen Labor-, Seminar- und Klinikgesprächen den Gang der Forschung erläutern und erörtern.“ Gefordert wäre mithin eine auf die Mündlichkeit gerichtete Hermeneutik des Faches und seiner akademischen Gepflogenheiten, in denen der Anspruch auf ‚Wissenschaftlichkeit‘ ja auch hergestellt, ausgestellt und gefestigt wird. Das hieße nicht, eine Art Stilkunde zu betreiben, in der Rhetorik nur als mehr oder weniger souverän beherrschte Technik der Einkleidung und Präsentation von ‚Gedanken‘ aufgefaßt würde. Rhetorische Strategien im wissenschaftlichen Diskurs und in der Lehre wären vielmehr als Weisen der Gegenstandsformung – und d. h.: der Gegenstandskonstitution – zu untersuchen, als mehr oder weniger subtile Anstrengungen, um im Redefeld der Wissenschaften Dominanz zu erlangen über die Wege der Einübung und Systematisierung kategorialen Denkens. Der Umfang an Autorität einer Forschungsrichtung, betrachtet aus der Perspektive der mündlichen akademischen Praxis, bemäße sich somit nicht an einem vom Gegenstand als unabhängig vorzustellenden Stilbewußtsein, sondern am erfolgreich bewerkstelligten Transfer der Gesten der Texte in die Praxis der Vermittlung von Inhalten, Denkformen und Sprechweisen.

konstruktivistische Ansätze in den Geisteswissenschaften vor, das Problem der Vermittlung von (theoretischer) Anschauung/Konzeptualisierung und Empirie (bei Habermas/Böhler: die Lebenswelt, in der sich Erkenntnisinteressen vorformulieren, die die Perspektiven der Forschung steuern oder anregen) dadurch zu lösen, daß man die Prozesse der theoretischen Interpretation und der Theoriekonstitution aus radikal immanenter Perspektive liest. Für den Konstruktivismus stellt sich die Frage der Herkunft von Begriffen und Kategorien aus einem außertheoretischen Kontext nicht, und ebensowohl wird die Frage nach der historisch-gesellschaftlichen Vermitteltheit der Erkenntnisobjekte und danach, welche Theorie denn eine

Die Prozesse der Themen- und Methodensetzung und -durchsetzung wären also auch in einer Art Oral history aufzuzeichnen, die sich – wohl am ehesten an Hand von Konferenzprotokollen u. ä. – folgende Fragen stellen könnte: Wer redete wann und zu wem ‚in welcher Sprache‘ über welchen Gegenstand? Wie fielen die Reaktionen aus, was waren die Folgen solcher Beiträge? Welches Maß an Vorläufigkeit oder Systematik eignete den Ausführungen? In welche Diskursformation speiste sich ein Beitrag ein? Hat er sie bekräftigt, modifiziert, umgangen? Gibt es ein Sprechen ‚außerhalb von‘? Wie prägnant tritt das Rededispositiv, die Beziehung zwischen institutionell-diskursivem Apriori und jeweils aktualisierendem oder das Dispositiv überschreitendem Subjekthandeln, hervor? Ist der gedruckte Redetext eine Transformation, oder steht er als Zeugnis nach wie vor ganz in der Immanenz der rhetorischen Verläufe?

Ein solches (ergänzendes) Verfahren besäße den unbestreitbaren Vorteil, empirienah zu sein, ohne dem Trug vorgeblicher Authentizität zu erliegen. Andererseits sind Abgrenzungsprobleme kaum zu übersehen: Mündliche wissenschaftliche Beiträge dürften mit einem gewissen Recht bereits als Momente eines strukturierten und strukturierenden Zusammenhangs aus Textstandards, Argumentationsmustern und Artikulationsbedingungen betrachtet werden, so daß sich Gehalte am ehesten dort erschließen, wo ihre Prozesse geronnen sind, in der weitgehend objektiven Form von Texten. Statt also in quasi geheimgeschichtliche Exegesen zu verfallen, bietet die Textanalyse ein hinreichend zuverlässiges Instrumentarium, um auch die Außenbeziehungen von wissenschaftlichen Argumentationen und Rhetoriken andeuten oder offenlegen zu können.

Die Diskursanalyse hinwieder geht in ihrer Abwehr allzu konkreter, biographistischer oder ‚geheimgeschichtlicher‘ Untersuchungen so weit, die Ebenen des Einzeltextes, der dort manifestierten spezifischen Redeweise (des Stils) und der Autorschaft zu überspringen und dem Gesamt-Text (aller maßgeblichen wissenschaftlichen Publikationen) sozusagen die Rolle des Subjekts überzustülpen: „Ein diskursanalytisches Herangehen erlaubt es [...], sprachwissenschaftliche Texte nicht so sehr als Resultate wissenschaftlicher Arbeit aufzufassen, sondern als die Rede eines gesellschaftlichen Subjektes, das mit einer Reihe gesellschaftlicher und politischer Probleme fertig werden muß[.]“ (Hopfer: „Die Angst vor der Macht des Wortes“, a. a. O., S. 61) Weder können so die konkreten Forschungspraxen noch die Textstrategien einzelner Wissenschaftler in den Blick geraten.

Nach Weinrichs Vorschlag hingegen erschlosse sich erst in der Analyse der schriftlichen *und* der mündlichen Rede einer alltagsnahen Wissenschaftshermeneutik dann womöglich das, was wir oben – siehe Abschnitt II. 2. 1., Anm. 57 – im Begriff des wissenschaftlichen Dispositivs anzudeuten versucht hatten: das komplexe Arrangement aus Begriffen, Argumenten, Stil, Redeweisen und Engagement in universitären (und außeruniversitären) Institutionen. (Zum überzeugungsdynamischen Stil Weisgerbers siehe Abschnitt II. 1., Anm. 8, und Abschnitt II. 2. 2., passim.)

Daß diese Diskursformation resp. dieses Dispositiv sich eben nicht nur als relativ festes Gefüge und die Rede dann als bloße Ableitung, sondern beides als Ergebnis einer Praxis aus bestimmten, perspektivisch ausgerichteten Sprechhandlungen auffassen läßt, hat Foucault an wenigen Stellen selbst eingeräumt, etwa wenn er von linguistischen „Ritualen“ spricht (*Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/M/Berlin/Wien 1970, S. 27), die den Zugang zum Diskurs regeln. Dort kommen plötzlich konkrete Subjekte ins Spiel, während gewöhnlich der subjektlose Wissenschaftskomplex selbsttätig seine Reproduktion betreibt: „Es geht darum, die Bedingungen ihres Einsatzes zu bestimmen, den sprechenden Individuen gewisse Regeln aufzuerlegen und so zu verhindern, daß jedermann Zugang zu den Diskursen hat: Verknappung diesmal der sprechenden Subjekte. Niemand kann in die Ordnung eines Diskurses eintreten, wenn er nicht gewissen Erfordernissen genügt, wenn er nicht von vornherein dazu qualifiziert ist“ (ebd., S. 25 f.).

Zu Recht weist Ritsert (a. a. O., S. 160; Herv. J. R.) darauf hin, daß die linguistischen Rituale des akademischen Feldes nicht nur Kriterien für die („fachliche“) Qualifikation festlegen, sondern das Feld als Terrain der Artikulations- und Orientierungsweisen selbst strukturieren: „sie definieren zudem die passenden *Gesten*, die passenden Umstände sowie die intendierte Wirkung auf Adressaten“.

‚wahre‘ Aussage über ‚die Welt‘ formulieren könne, zurückgewiesen. Man nimmt an (oder setzt voraus), daß geisteswissenschaftliche wie naturwissenschaftliche Theorien autodynamische Modellierungen seien, und auch wenn die Produktion ihrer Begriffe durch ein transzendentalphilosophisch gedachtes Apriori des Geistes als obsolete Vorstellung angesehen wird, kehrt doch das leitende Motiv wieder, von der Konzeption der Theoriegenese und der Erkenntnismodalitäten empirische, praktische und historische Momente fernzuhalten und statt dessen einen Apriorismus zu postulieren, der eine kohärente Theorie erzeugt und absichert gegen störende Daten. Der „althergebrachten Aporie traditioneller Erkenntnistheorien, nämlich der Frage, wie es denn möglich sei, daß unsere Theorien zu der Welt bzw. zu dem, was wir empirisch über die Welt wissen, passen“, begegnet man dadurch, daß man sie zur „unfruchtbaren Dichotomie“ (zwischen Begriff und Objekt, zwischen Theorie und Material) erklärt und die These der „Autodetermination von Theorien“ verfolgt.⁸⁹⁰

Die angestrebte „systematische Pragmatik des Theoretisierens“ fordert als grundlegendes Kriterium für eine funktionierende, d. h. instrumentell orientierte Theorie eine Geschlossenheit, die sich durch die wechselseitige Bekräftigung der konstruierten Funktionen und der in die Anwendung zu bringenden, subsumierten Empirie herstellt: „Diese Zirkelhaftigkeit zwischen formalem Zusammenhang, den die Funktionen der Theorie erfüllen müssen, und der konkreten Form dieser Funktionen, auf Grund deren erst der formale Zusammenhang, den sie erfüllen, konstituiert wird, ist eine weitere Folge des konstruktiven Charakters der theoretischen Funktionen. Die Konzeption dieser Formel ist wohl eher als ein ständiger Vorgriff zu denken, auf den hin der Theoretiker seine neuen Funktionen konstruiert – anders als auf ein vorkonzipiertes Ziel hin ist eine Konstruktion gar nicht zu denken –, insofern kann man durchaus in systematischer Hinsicht von A-priorität sprechen.“⁸⁹¹

Ohne im näheren auf die Stufen solcher Konzeptualisierungsprozesse einzugehen, bleibt festzuhalten, daß sich der Konstruktivismus auf der Grundlage eines prinzipiellen Apriorismus der Geschichtlichkeit von Theorien entzieht, d. h.: Die Konstruktion von Wissen soll je schon und zu jedem Zeitpunkt unabhängig sein von der inneren Historizität der Theorie gleichwie der Geschichte der vorlaufenden Theorien, so daß das erzeugte Wissen im Schein einer geschlossenen, apriorischen Charakter beweisenden Konstruktion Gültigkeit jenseits der konkurrierenden Diskurse und der geschichtlich-gesellschaftlichen Infiltration beansprucht. So weitet der Konstruktivismus, die Konstitutionsdifferenzen zwischen Geistes- und

⁸⁹⁰ Ekaterini Kaleri: „Verstehen als fundamentaler Begriff von Erkenntnistheorie und Ontologie. Zur gemeinsamen Grundlage geistes- und naturwissenschaftlicher Erkenntnis“. In: Josef Simon (Hg.): *Zeichen und Interpretation*, a. a. O., S. 192

⁸⁹¹ Ebd., S. 191

Naturwissenschaften überspringend, „die Behauptung einer strukturellen Analogie zwischen hermeneutischem Interpretieren und wissenschaftlichem Theoretisieren“⁸⁹² zu der überzogenen These aus, alle (wissenschaftliche) Erkenntnis sei nicht nur welterschließend, sondern welterschaffend⁸⁹³: „Gegenstandskonstitution in diesem Sinne erscheint als eine fundamentale und spezifische Funktion des Geistes. Sie ist der Modus, in dem das menschliche Erkenntnisvermögen in neue Bereiche eindringt, Neues erschließt, die Grenzen der Welt somit verschiebt und erweitert. Jede Neu-Organisation von Daten und Organisation von neuen Daten nach dem konstruktiven Prinzip der Bildung eines holistischen Systems schafft neue Bedeutung bis hin zu neuen Kategorien der Erfahrung und verändert somit die Welt.“⁸⁹⁴

II. 3. 4. Gesellschaftlichkeit

⁸⁹² Ebd., S. 189

⁸⁹³ Damit wird der „Deutungscharakter“, den man traditionellerweise für die Geisteswissenschaften reserviert hat, absolut gesetzt. Natur- und Geisteswissenschaften sollen demzufolge nach demselben Metaverfahren strukturiert sein. Der Konstruktivismus, so Kaleri (a. a. O., S. 197), werfe „ein neues Licht auf das Verfahren des Theoretisierens in den Naturwissenschaften selbst, indem nun der Deutungscharakter dieser Art der Systematisierung offengelegt wird.“ Das bedeute, „daß die strukturalistische Auffassung von Theorien gerade in dem Maß von der traditionellen wissenschaftstheoretischen Auffassung abweicht, wie sie mit hermeneutischen Vorstellungen über das Verfahren der Interpretation zusammenfällt“ (ebd.), weshalb „ein Schritt hin zur Überwindung der methodologischen Dichotomie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften“ (ebd.) erfolgreich geleistet sei.

Die Unterscheidung zwischen ‚erklärenden‘ Natur- und ‚verstehenden‘ Geisteswissenschaften ist jedoch, wie hier suggeriert wird, weniger eine fundamentalistische als eine instruktive, interdisziplinäre Fachreflexion erst ermöglichende Abgrenzung. Ebenen wir unter Rekurs auf einen falsch verstandenen Wissenschaftsuniversalismus die methodische und referentielle Differenz einerseits *technisches* Wissen und andererseits *Reflexionswissen* generierenden Wissenschaften ein, verlieren wir die Möglichkeit, uns – von beiden Seiten her – in ein distanzierendes Verhältnis zum jeweils anderen zu setzen, um Verkürzungen oder sich verselbständigende Verfahren wahrzunehmen und gegebenenfalls zu korrigieren. Dies gilt sowohl für einen instrumentellen Holismus, wie ihn empirisch-analytische Ansätze anstreben, um nomologisches Wissen zu erzeugen, als auch für einen hermeneutischen Holismus der Historie oder der gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die (Selbst-)Verständigung über die Grundlagen und Funktionen der ‚Kultur‘ stattfindet.

Das Beharren auf der instruktiven Dichotomie zwischen Geistes- und Naturwissenschaften führt allerdings nicht dazu, auf seiten der Geisteswissenschaften lediglich eine beliebig große Zahl beliebig austauschbarer Welterschließungstheorien zu konstatieren. Das Erkenntnisinteresse und die Wirkungsfolgen geisteswissenschaftlicher Theorien sind insofern gleichermaßen ernst zu nehmen wie jene der naturwissenschaftlichen Forschung, als Theorien in die Praxis derer, die Gegenstand der Theorie sind, eingreifen. Daß geisteswissenschaftliche Konzepte objektiviertes und operationalisiertes Wissen produzieren und Aussagen treffen, die unsere Lebenswelt beeinflussen oder gar entscheidend prägen, gründet in der Intention jeder theoretischen Erkenntnisarbeit, strukturierte Wirklichkeit herstellen zu wollen, indem sie Urteilsstrukturen zur Verfügung stellt, mit deren Hilfe wir eine reflexive Einstellung zu dem gewinnen, was wir zu verstehen versuchen – uns selbst und unsere Lebensbedingungen; vgl. Habermas: *Technik*, a. a. O., S. 149: „Mögen auch die Geisteswissenschaften ihre Tatsachen durch Verstehen erfassen, und mag ihnen auch wenig daran liegen, generelle Gesetze aufzufinden, so teilen sie doch mit den empirisch-analytischen Wissenschaften das Methodenbewußtsein: eine strukturierte Wirklichkeit in theoretischer Einstellung zu beschreiben.“

Daß sich der Wille, (mutter-)sprachlich strukturierte Wirklichkeit durch eine (Sprach-)Theorie zu beschreiben, mit dem Willen vereinen kann, Gesetze „aufzufinden“, macht Weisgerbers Axiom vom „Gesetz der Muttersprache“ besonders sinnfällig.

⁸⁹⁴ Kaleri, a. a. O., S. 210

Mit der Vorstellung vom konstruktiv-umbildenden Eintrag theoretischer Konzepte, d. h. einer potentiell unendlichen Zahl gleichwertiger Gegenstandskonstitutionsverfahren, ist unter keinen Umständen ausgewiesen, warum sich wann welcher systematisierter Welterschließungsmodus, der uns sagt, welche Welt wir wie anzusehen haben, gegen andere Modi durchsetzt (und weshalb er überhaupt überzeugen möchte, daß sich die Welt nach seinem Welt-Bild verändere) – es sei denn, man erklärt eine solche Frage, desinteressiert an den Entstehungsbedingungen, Entwicklungsverläufen und Wirkungskonjunkturen von Theorien, für belanglos, weil man bestreitet oder ignoriert, daß eine theoretische Konfliktsituation überhaupt bestehen könnte und daß die Motive der theoretischen Auseinandersetzung (und d. h. die Geschichte der Theorie) in die Theorie selbst eindringen, ja vordringen bis in ihre Grundannahmen – und dergestalt *Gehalt* und *Gestalt* der Theorie mitbestimmen sowie von ihrem historischen Wahrheitskern Kunde geben. Es wäre, formulierte man – etwa gegen den Konstruktivismus gewandt – einen höchst ambitionierten wissenschaftshistoriographischen und wissenssoziologischen Anspruch, gar die These in den Raum zu stellen, daß sich gesellschaftliche Kräfteverhältnisse und politische Konjunkturen (als spezifische Ausformungen der gesellschaftlichen Verhältnisse) in der Textur einer Theorie ‚wiederfinden‘, d. h. dort ihren Ausdruck finden und der Theorie ihren Gehalt kommunizieren – erst recht dann, wenn die Theorie auf einer, wie durchaus bei Weisgerber, philosophischen ‚Höhenlage‘ operiert, von der aus die konkreten gesellschaftlichen Artikulationen (Bedürftigkeiten, Forderungen etc.) zunächst nicht mehr vernommen werden. Gerade als Sprachphilosophie aber ist Theorie als ein Gesellschaftliches zu verstehen, als ein die historischen Bedingungen ihrer Entstehung (und die vortheoretisch mitgeteilten und dann aufgenommenen Erfahrungen/Sinnverhältnisse/Weltdeutungsmuster) zwar transzendierendes, gleichwohl historisch (und gesellschaftlich/lebensweltlich) verhaftetes *Argumentations-* und *Artikulationsverhältnis*, ein Bestimmendes und Bestimmtes.⁸⁹⁵

Die musikphilosophischen und -soziologischen Arbeiten Adornos etwa sprechen vielerorts davon, daß sich der Stand der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse sowie deren ideologische Überformungen bzw. Ausdrucksformen jeweils bis in die Partitur hinein verfolgen ließen. Wesentlich sei „der Gehalt: wie Gesellschaft in Musik erscheint, wie

⁸⁹⁵ Zur Ausdrucksseite theoretischer Konzepte vgl. Jürgen Ritsert: *Inhaltsanalyse und Ideologiekritik*. Frankfurt/Main 1972, S. 85 f.: „Theorie ist, soweit der ‚gesellschaftliche Gehalt‘ in Frage steht, der Kanon wie immer auch artikulierter Erfahrungen über historisch-gesellschaftliche Zusammenhänge und Denkmuster und der Erwartungen über ihren Reflex in den ausgewählten Texten.“

sie aus deren Textur herauszulesen ist.⁸⁹⁶ Oder: „[Es] sind Produktionsverhältnisse die wirtschaftlichen und ideologischen Bedingungen, in die jeder Ton, und die Reaktion auf einen jeden, eingespannt ist.“⁸⁹⁷ Bzw.: „Musikalische Formen, ja konstitutive musikalische Reaktionsweisen sind Verinnerlichungen von Gesellschaftlichem.“⁸⁹⁸

Was die ästhetische Theorie, deren Gegenstand, die Musik, in diesem Fall ja gemeinhin als das höchste, weil reinste Produkt geistiger Arbeit betrachtet wird, zu leisten verspricht, könnte auch der Wissenschaftstheorie und der Wissenschaftshistoriographie zumindest versuchsweise zum Nutzen gereichen – allerdings nur dann, wenn der quasi-objektivistische Kurzschnitt zwischen Erkenntnis und Gesellschaft (als ‚der Sache selbst‘) vermieden wird. In diesem Sinne sollte der Näherungsbegriff des *politsemantischen Gehalts*, der in Abschnitt II. 2. vorgeschlagen wurde, das Verhältnis zwischen begrifflich-theoretischem Schein und gesellschaftlichem Wesen sowie deren stetige Vermittlung andeuten, d. h. das Einbringen ‚geistiger Konzepte‘ in die gesellschaftliche Wirklichkeit sowie das Einwirken jener auf theoretische Sprachen/Sprechweisen und Konstitutionsbemühungen erhellen.

⁸⁹⁶ Theodor W. Adorno: *Einleitung in die Musiksoziologie*. 7. Aufl., Frankfurt/Main 1989, S. 257

⁸⁹⁷ Ebd., S. 258

⁸⁹⁸ Ebd., S. 260. Beier (a. a. O., S. 176) beurteilt die analytische Konsistenz einer kritischen Wissenschaftshermeneutik, die sich der „Dechiffrierung des gesellschaftlichen Gehalts von Texten“ verschreibt, hingegen skeptisch. Wenn jene sich auf „Textbestandteile“ oder ganze Theorien richte, „in denen Merkmale gesellschaftlicher Sachverhalte zum Ausdruck kommen (gemeint sind), ohne daß direkt über sie gesprochen wird“ (ebd.), müßte aber über die gesellschaftlichen Gehalte hinaus auch das Interesse selbst, also die Wirkungsintention und der Adressat, in den Texten identifiziert werden können. Da eine solche eindeutige Zuschreibung – jenseits eindeutig handlungsanweisender Textformen – wiederum die (relativ offene) textuelle Struktur des theoretischen Verstehens und der wissenschaftlichen Sinnproduktion konterkariert, läßt Zweifel an der Möglichkeit einer dichten Abhängigkeit zwischen Ausdruck, Interesse und Wirkung aufkommen.

Bei Adorno geht die „Favorisierung interpretativer Verfahren [...] einher mit der Abwehr deduktiver Schemata“ (ebd., S. 151), aber sein „dialektischer“ Sinnbegriff“ (ebd., S. 150), der den „objektiven Sinn sozialer Handlungszusammenhänge“ sowohl aus Partituren und Texten als auch aus der Partitur der gesellschaftlichen Verhältnisse herauslesen möchte, bleibt verwiesen auf einen quasi-objektivistischen, von Hegel gewonnenen Referenzzusammenhang: die dialektische Vermitteltheit „der Sache selbst“. Das hat weitreichende Konsequenzen für die Beurteilung von Wissenschaftsgeschichte und Forschungsprozessen. Letztere werden nunmehr quasi als immer schon ‚wahr‘, d. h. angemessen angesehen, insofern aus ihnen jene Sache selbst spricht, die das theoretische Sprechen (erst oder nur?) zur Sprache bringt: „Wissenschaftsintern auftauchende Probleme, die die Suche nach neuen Lösungsrichtungen stimulieren, seien von der ‚Sache selbst‘ nicht abgehoben“ (ebd., S. 155), merkt Beier zu Adornos Position an und führt des weiteren aus: „Über die Angemessenheit der Deutung kann die Theorie immer schon befinden, weil sie beansprucht, den Begriff der Sache selbst, das Wahrheitskriterium per se bereits zu inkorporieren.“ (Ebd., S. 153) Konstitution und Wahrheitsanspruch bekräftigen sich mithin korrelativ, in einem Prozeß der permanenten selffulfilling prophecy.

Wie problematisch die Rede von der Angemessenheit der Theorie ist, sobald sie sich auf ein vor aller Theorie (bzw. vor aller theoretischen Arbeit, mithin vor der *Formulierung* der Probleme, Methoden und Gegenstandsbereiche) liegendes Bewußtsein beruft, das als Agent der Sache selbst fungiert, haben wir an Hand der Initiationschriften Weisgerbers darzulegen versucht. Strukturell, d. h. bezogen auf die Immanenz der argumentativen Organisation von wissenschaftlichen Fragen und Antworten, ist dann kein Unterschied festzustellen zwischen dem transzendentalen oder dem dialektischen Zuschnitt der ‚Sache selbst‘.

Zum problematischen Verfahren einer immanenten dialektischen Kritik, die die Hegelsche Figur der ‚Vermittlung in sich‘ von deren idealistischen Grundannahmen befreien will und sich dennoch einen Totalitätsbegriff einhandelt, der Begriff und Gegenstand, Subjekt (Vernunft/Theorie) und Objekt (Sache) miteinander identifiziert, vgl. Beier, a. a. O., S. 31 ff., und Ritsert: *Ideologie*, a. a. O., S. 73 ff.

Wenn wir oben⁸⁹⁹ die Rolle der gegenstandserschließenden Konstitutionsmetaphern dergestalt erweitert wissen wollten, daß sprachphilosophische Konzepte im ganzen als metaphorische Redeweisen und (Hilfs-)Konstruktionen aufzufassen seien, hieß das nicht, Wissenschaft als Dichtung zu interpretieren. Wissenschaftliche Theorien beweisen ihren (Wahrheits-)Gehalt – anders als poetische Texte, an die primär Kriterien wie die immanente Stimmigkeit von sprachlichen Bildern und Bildbezügen angelegt werden – daran, wie sie sich – reaktiv, aber auch aktiv, einwirkend – im gesellschaftlichen und fachlichen Entstehungszusammenhang zu ebendiesen externalistischen Bedingungen *verhalten* – und zwar im Sich-Verhalten der Begriffe selbst,⁹⁰⁰ die Gesellschaftliches verinnerlichten, und in ihrem systematischen Zusammenhang, der preisgibt, wie ‚das gesellschaftliche Leben‘ (oder ‚die menschliche Existenz‘ etc.) gedacht wird durch die kategoriale (Durch-)Bildung eines Verstehensmusters hindurch, das seinerseits vorschlägt oder -schreibt, wie die Adressaten ihr Verhältnis zu den (theoretisch entworfenen) Sprach- und Gesellschaftsverhältnissen sehen und verstehen, mithin interpretieren resp. deuten soll(t)en.

II. 3. 5. *Ästhetisierung und Wissenschaftlersubjekt*

Habermas hält in diesem Sinne an der Unterscheidung von Literatur und Wissenschaft fest, weil wissenschaftliche Texte den Geltungsanspruch erheben, *im* Text etwas *über* die Welt auszusagen, während der literarische Text *in sich* einen Modus der Welterschließung und Wirklichkeitsdeutung ausbildet und -breitet, dessen Geltung als Stimmigkeit sich allein an der Immanenz der fiktionalen Konstruktion erweisen muß.⁹⁰¹ *Stimmigkeit* meint dabei: den Adressaten *einstimmen*, einfangen und einspinnen zu können. Demgegenüber formulieren wissenschaftliche Texte einen *Wahrheitsanspruch*, zu dem sich der Adressat argumentativ, und d. h. distanzierend-reflexiv in Beziehung setzt. Wissenschaftliche Texte sind Argumentationen über ein Etwas, das sie selbst nicht sind; sie sind Argumentationen, die

⁸⁹⁹ Siehe Abschnitt II. 2. 1., Anm. 35 und Anm. 71

⁹⁰⁰ Begriffe/Theorien sind dergestalt als *Handlungen* zu verstehen, als spezifische Sprechakte, konzeptualisiert unter spezifischen institutionellen Vorbedingungen, realisiert unter spezifischen gesellschaftlichen Wirkungsbedingungen – nicht aber als Handlungsanweisungen, als Befehle o. ä.

⁹⁰¹ Jürgen Habermas: „Philosophie und Wissenschaft als Literatur?“, a. a. O. Ebd., S. 242, weist Habermas darauf hin, daß sich keine Theorie, selbst eine auf die Reinheit logischer Formeln gestützte nicht, metaphorischer Formen entschlagen könne. Das gelte zumal für die wissenschaftsgeschichtlich bedeutsamen Momente der Innovation oder des Paradigmenwechsels. Gerade dann sei Theorie „nicht etwa frei von Metaphern, mit denen neue Modelle, neue Sichtweisen, neue Problemstellungen (mit dem intuitiven Rückgriff auf die Ressource des umgangssprachlich eingespielten Vorverständnisses) plausibel gemacht werden müssen. Kein innovativer Bruch mit bewährten Wissensformen und wissenschaftlichen Gepflogenheiten ohne sprachliche Innovation: dieser Zusammenhang ist kaum kontrovers.“

nicht einstimmen, überreden, sondern *überzeugen* wollen, indem sie als bessere Argumente oder Argumentation *beurteilt* werden und erst dann ihren Wahrheitsanspruch als Geltungsanspruch in der Lebenswelt der Adressaten selbst eingelöst sehen.

Daß sich diskurstheoretische Dekonstruktionen und vernunftkritische Kontextualismen im Grunde dem Konstruktivismus unter dem Deckmantel der linguistischen Wende der Philosophie anheimgeben und eine Allmacht der ästhetischen Strategien propagieren, um letztthin die Welt an sich als Text aufzufassen, konvergiert mit der Ablehnung, wissenschaftliche Diskurse als Bildungsprozesse zu verstehen, in denen Vernunft (oder eine ungeschmälerte, nicht technizistisch oder machttheoretisch verengte Rationalität) sich über sich selbst aufklärt und gegen Omnipotenzansprüche wappnet, indem sie ihrer Geschichtlichkeit eingedenk bleibt.

Die totalisierende, ahistorische Ästhetisierung der Theorie, die zwar die traditionelle Subjektphilosophie demontiert, an ihrer Stelle aber die subjektlose Transzendentalinstanz des Textes errichtet und damit die Weltlosigkeit der Erkenntnistheorie oder der Philosophie nur bekräftigt, steigert die Sprache, die nicht mehr gesprochen wird, sondern *sich ereignet*, „zum epochalen Seinsgeschick, zum Taumel der Signifikanten, zum Verdrängungswettbewerb der Diskurse“ und dekretiert (clownesk oder im Gestus des Zynikers), „daß die Grenzen zwischen wörtlicher und metaphorischer Bedeutung, zwischen Logik und Rhetorik, zwischen ernster und fiktiver Rede im Strom eines allgemeinen (von Dichtern und Denkern unterschiedslos verwalteten) Textgeschehens verschwimmen.“⁹⁰²

Wissenschaftsgeschichte ist ihr nur noch im Paradox der geschichtslosen Geschichtlichkeit, im selbstreferentiellen Spiel der Diskurse, im Erzählwettbewerb, in der Kollision der je gleich-gültigen Geschichten faßbar. Diese Ablehnung des Denkens in historischen und gesellschaftlichen Vermittlungsbezügen sattelt auf der gleichermaßen paradoxen Konstruktion auf, daß die quasi-transzendente, aber zum anonymen, von gesellschaftlichen Praxen und Konflikten abgespaltenen Machtblock stilisierte Metasprachpraxis doch wieder in allen denkbaren, realen Sprechakten nicht nur ihre Spuren hinterläßt, sondern diese durch und durch prägt – in etwa so, wie der Künstler das Material in jene Form zwingt, die ihm die Idee der Form vorgegeben hat. „Nach dem Zerfall der transzendentalen Subjektivität“, so Habermas, „richtet sich die Analyse auf ein anonymes, Welten aus sich heraussetzendes und Welten verschlingendes Sprachgeschehen, das jeder ontischen Geschichte, jeder innerweltlichen Praxis vorgeordnet ist und durch alles

⁹⁰² Ebd., S. 244

hindurchgreift“.⁹⁰³ Die Ablösung der transzendentalen Subjektivität und des realen Individuums durch das sich selbst generierende und reproduzierende System der Sprache hat zur Folge, daß mit dem Subjekt (in philosophischer und real-geschichtlicher Hinsicht) „auch noch das der sprachlichen Kommunikation selbst innewohnende System von Weltbezügen, Sprecherperspektiven und Geltungsansprüchen aus dem Blick gerät. Ohne dieses Bezugssystem wird aber die Unterscheidung zwischen Realitätsebenen, zwischen Fiktion und Wirklichkeit, zwischen Alltagspraxis und außeralltäglicher Erfahrung, zwischen entsprechenden Textsorten und Gattungen unmöglich, ja sinnlos.“⁹⁰⁴

Die gegen die Ideologie der Ästhetisierung (und der immer schon vorgängigen *Textualisierung* von Erkenntnis und Erfahrung schlechthin) gerichtete Vorstellung, daß die theoretische Gegenstandserschließung als kontextabhängige und Kontexte erzeugende immer auch außertheoretische Praxis konstituiert (und zwar nicht befehlend, sondern über diverse institutionelle und öffentliche Vermittlungskanäle), entzieht sich dem radikalen ästhetischen Konstruktivismus, der in der Beurteilung von Theorien nicht selten zur geschmäckerischen Beliebigkeit neigt und daher ein Komplement bildet zur absolut gesetzten Relativität bloßer wissenschaftlicher Überzeugungen. Findet sich die Richtschnur wissenschaftstheoretischer Reflexion und wissenschaftshistoriographischer Rekonstruktion darin, das (zuweilen mühsam zu dechiffrierende) Wechselverhältnis zwischen Wirklichkeit und Wirklichkeitsdeutung zu untersuchen, so entgeht man zudem der – hier wiederholt angesprochenen – Gefahr, entweder einem biographischen oder einem werkimmanenten Positivismus zu verfallen. Bündig hat diesen Zusammenhang Adorno dargestellt: „Wann immer man die Schriften von Philosophen als Dichtungen zu begreifen trachtete, hat man ihren Wahrheitsgehalt verfehlt. Das Formgesetz der Philosophie fordert die Interpretation des Wirklichen im stimmigen Zusammenhang der Begriffe. Weder die Kundgabe der Subjektivität des Denkenden noch die pure Geschlossenheit des Gebildes in sich selber entscheiden über dessen Charakter als Philosophie, sondern erst: ob Wirkliches in die Begriffe einging.“⁹⁰⁵

⁹⁰³ Ebd., S. 246

⁹⁰⁴ Ebd., S. 247

⁹⁰⁵ Theodor W. Adorno: *Kierkegaard. Konstruktion des Ästhetischen*. 2. Aufl., Frankfurt/Main 1986, S. 9. Der hier diskutierte konstruktivistische Ansatz wäre – als Konzeptualisierung, die Begriffe vorab von allen Spuren des Gesellschaftlichen und der Geschichte reinigt und die mit einem transzendentalen Interpretationsschematismus arbeitet, der letztlich Deutung und zu deutende, konstruierte Daten, Theorie und Objekt, ‚Geist und Welt‘ ineinander aufgehen läßt (vgl. Kaleri, a. a. O., S. 209: „Das holistische System, durch das ein Gegenstand konstituiert wird, kann man als das ansehen, wodurch das Wesen des Gegenstandes erfaßt wird“) – jener Seite zuzuordnen, die der reinen theoretischen Immanenz folgt und das Maß der Geschlossenheit eines theoretischen Gebildes zum Evaluierungsmaßstab erklärt. Auf biographistische Deutungen waren wir in Abschnitt II. 2. 2. eingegangen.

Zum Konzept des Interpretationsschematismus als „umfassende[s], allgemeine[s] erkenntnistheoretische[s] Modell“ vgl. auch: Renate Dürr/Hans Lenk: „Referenz und Bedeutung als

Eine anarchistische Spielart des Konstruktivismus vertritt Paul Feyerabend, und wo er eine weitangelegte Kritik an der Idee der wissenschaftlichen Systematisierung von Erkenntnissen überhaupt avisiert, rückt er bezeichnenderweise die Subjektivität des Denkenden in den Vordergrund allen Denkens. „Kierkegaard, zum Beispiel, hat das Denken eng mit der Subjektivität verbunden“, heben seine Überlegungen zum „Fortschritt‘ in der Philosophie“ an, um anschließend den „Gedanken“ zur „Ansicht“ und die „Objektivität“ zur Scheinobjektivität zu erklären.⁹⁰⁶ Wenn der radikale Konstruktivismus eine vollständige Identität von (deutender) Konstruktion und (in der Deutung erschaffener) ‚Objektivität‘ annahm, um sich der (wissenschaftliche Konflikte auslösenden) Frage nach dem Wahrheitsgehalt theoretischer Aussagen zu entziehen, so schließt Feyerabends polemische Dekonstruktion der Wahrheits-, der Vermittlungs- und der Entstehungsproblematik die (schöpferische) Konstruktion mit der (aus der Subjektivität erschaffenen) ‚Objektivität‘ kurz.

Der strenge Relativismus, der uns in den Debatten über die Relativität sprachlicher Weltansichten oder -bilder begegnete, kehrt bei Feyerabend also gewissermaßen in der Perspektive auf das Forschersubjekt wieder. Nun tritt das, was mitunter als „subjektiver“ Faktor Eingang gefunden hat in die wissenssoziologische und wissenschaftstheoretische Frage danach, wie gesichert, wie wahrheitsfähig Aussagen sein können, die sprach- und sozial-, in toto geisteswissenschaftliche Theorien über die erste Welt und die zweite Natur formulieren, ganz in den Fokus einer Rationalismuskritik, die die vorsokratische Systematisierung des Wissens zum Ausgangspunkt einer Fehlentwicklung bestimmt, in deren Verlauf sich der Irrtum fortgezogen und zur unerbittlich obwaltenden Doktrin verfestigt habe, die Wissenschaften verfügten über eine gegenüber der Sache, der von lebendigen Individuen bevölkerten Welt, privilegierte Form der Erkenntnis.

Für Feyerabend ist es letztlich eine Frage der Macht und des Zugangs zu (Forschungs-)Ressourcen, wer warum darüber entscheidet, wann sich welches Weltverständnis die Dignität der Wissenschaftlichkeit zuschreiben vermag. Strukturell, d. h. die immanente Organisation der Forschung betreffend, macht er den platonischen Sündenfall für ein Wissenschaftsverständnis verantwortlich, das auf methodische Strenge und die logische Ordnung der Begriffe pocht.⁹⁰⁷

Nicht eine wie immer zu erhellende subjektive Einfärbung von Forschungsprozessen und -geschichte steht hier in Rede. Feyerabend führt jedes denkbare Denkmodell, das sich im

Interpretationskonstrukte“. In: Jürgen Trabant (Hg.): *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Frankfurt/Main 1995, S. 191–223

⁹⁰⁶ Paul Feyerabend: *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt/Main 1984, S. 99

⁹⁰⁷ Vgl. ebd., S. 11

Rahmen der abendländischen Philosophiegeschichte hat durchsetzen können, auf den Moment einer individuellen Setzung von Begriffen und Begriffsfolgen (Schlußverfahren) zurück. Die platonische Philosophie etwa *schuf* Begriffe, indem sie vom ‚Leben‘ resp. ‚der‘ Wirklichkeit abstrahierte und „situationsunabhängig“⁹⁰⁸ operierte. Nichts anderes als das Absehen von der je einzelnen Situation aber meint ja der Begriff der Abstraktion. Feyerabend indes identifiziert Abstraktion mit Fiktion, und was aus der Urfiktion, der Geburt der Philosophie, erwuchs, ist nicht mehr denn eine lange Reihe sich abwechselnder Geschichten, die – als Schein im strengen Sinn der Ideologietheorie – über die je konkreten Lebensverhältnisse (hinweg-)täuschten.⁹⁰⁹

⁹⁰⁸ Ebd., S. 99

⁹⁰⁹ Feyerabend argumentiert ganz im Rahmen der Wahrheitstheorie Nietzsches, die der traditionellen Unterscheidung zwischen Wesen, Erscheinung und Schein eine Absage erteilt und statt dessen schon für den Akt der Namensgebung das Motiv der Täuschung über Sachverhalte, die sich per se nicht treffend, ‚wahrheitsgemäß‘ bezeichnen ließen, in Anschlag gebracht hatte. Laut Nietzsche dient Sprache allein der Selbsterhaltung (der Gattung als auch des einzelnen). Sie verleugnet als System von linguistischen Übereinkünften die unüberbrückbare Kluft zwischen Name/Begriffsinhalt und außersprachlicher Entität und erzeugt einen die Stabilität der lebensweltlichen Verkehrsformen sicherstellenden Schein von Wahrheit. Wahrheit sei, so die bekannte Formulierung, ein „bewegliches Heer von Metaphern“, „die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind“ (*Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*. In: Friedrich Nietzsche: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 1, München 1988, S. 880 f.).

Im sich selbst undurchsichtigen Gebrauch der zweckrational gebundenen sprachlichen Zeichen, der „usuellen Metaphern“ (ebd., S. 881), wird die Reflexion auf ihren Scheincharakter unterbunden und Sprache gänzlich auf die Eindimensionalität technischen In-der-Welt-Handelns abgestellt. Erfolgreich sei die sprachlich eingehegte Lebensvergessenheit durch den Verlust jeder Erinnerung daran, daß die ursprüngliche Anschauung der dinglichen Welt ersetzt worden sei durch ein hierarchisch gegliedertes Modell der Klassifikation, das der Sicherung von Herrschaft diene: „im Bereich jener Schemata nämlich ist etwas möglich, was niemals unter den anschaulichen ersten Eindrücken gelingen möchte: eine pyramidale Ordnung nach Kasten und Graden aufzubauen, eine neue Welt von Gesetzen, Privilegien, Unterordnungen, Gränzbestimmungen zu schaffen, die nun der anderen anschaulichen Welt gegenübertritt, als das Festere, Allgemeinere, Bekanntere, Menschlichere und daher als das Regulierende und Imperativische.“ (Ebd., S. 881 f.)

Ähnlich argumentierte Weisgerber im Anschluß an Herder und Cassirer über die Leistung des sprachlichen Zeichens (siehe Abschnitt II. 2. 2.), freilich um die Erzeugung von Abstraktionen und abstrakten Verknüpfungsverfahren als kulturbegründende Konstitutionsleistung schlechthin zu adeln und transzendentalphilosophisch abzusichern. Die „Gesetzgebung der Sprache“ (ebd., S. 877), die laut Nietzsche als taktischer und verallgemeinerter Betrug durch die Praxis der Gewöhnung immer wieder internalisiert und ratifiziert werde, festige die Herrschaft des Allgemeinen über die besondere, sinnlich-konkrete Erfahrung. Ritsert (a. a. O., S. 132) kommentiert: „Abstraktionen landeten daher – anders als es sich Platon mit seiner Ideenlehre vorgestellt hat – nicht bei den allgemeinsten Wesensmerkmalen der Sachen selbst, sondern seien, so kann man Nietzsches Überlegungen wohl verlängern, das Ergebnis einer Selektivität von Perspektiven, denen der Wille zur Selbsterhaltung bzw. zur Bemächtigung der Dinge sowie der Macht über Menschen zugrunde liegt.“ Zu Recht widersetzt sich Ritsert in der Folge dem „machtsoziologischen Fehlschluß“ Nietzsches: „Jede praktische und/oder linguistische Normierung wäre damit mit Notwendigkeit entweder als eine Unterdrückung des freien Willens der einzelnen oder als ein Symptom für Macht- und Herrschaftsansprüche anzusehen. Daraus, daß ein Argument *zwingend* ist, wäre zwangsläufig zu folgern, daß es *repressiv* sei.“ (Ebd., S. 134) Die Konsequenzen der machttheoretischen Radikalisierung des *konventionalistischen Relativismus* für eine Beschreibung (geistes-)wissenschaftlicher Diskurse liegen auf der Hand – sie konstatierte dann, daß jene Theorie (alleinige) Geltung oder privilegierte Wahrheitsansprüche besäße, die sich zur dominanten hätte erklären können: „Die Geltung von Diskursen erschiene dann als reine Frage nach den Chancen, die Sprachregelungen der eigenen Herde gegen den Widerstand des diskursiven Willens einer anderen mehr oder minder hemdsärmelig durchzudrücken.“ (Ebd., S. 136)

Dem stillen Zwang der Metaphernpolitik des Konventionalismus – der „Herrschaft der Abstraktionen“ (Nietzsche, a. a. O., S. 881), die den einzelnen zur Befolgung der begrifflichen und logischen Normen

Laut Feyerabend sei ausgemacht, „daß situationsunabhängige Begriffe besondere Geschichten erzeugen können, die bald ‚Beweise‘ oder ‚Argumente‘ genannt wurden“.⁹¹⁰ Um den Schein bzw. den Glanz der Gültigkeit zu erzeugen, bediene sich die Kaste der Wissenschaftler stets des immer gleichen Tricks: „die abstrakte Idee der Erkenntnis“ absolut zu setzen, indem man ihre „Unvollständigkeit“, ihre Vagheit, ihre Vorläufigkeit, d. h. die Herkunft der „expliziten, eindeutigen und streng unhistorischen Argumentationsketten“⁹¹¹ aus dem Leben verschleiert.

In den Hintergrund trete damit, daß jedes Wissen immer nur und immer schon ein streng subjektiv bedingtes sei. Das Forschungsobjekt tritt als egomanisch interessegeleitete und formgebende Instanz in Erscheinung, so daß Wissenssysteme nur als je zueinander relative Denkstile vorstellbar sind. *Wissenschaft als Kunst*: das meint, den Prozeß methodischer Erkenntnis stets als welterschaffenden, schöpferischen Akt aufzufassen. ‚Wirklichkeit‘ selbst sinkt zum bloßen rhetorischen Emblem herab, aus dem das rein instrumentelle Verhältnis des Wissenschaftlers zur Welt spricht (nämlich seine „Ansicht“ – mithin das, was er über die ‚Wirklichkeit‘ sagt – innerhalb der Forschergemeinschaft und in der Öffentlichkeit durchgesetzt und anerkannt sehen zu wollen⁹¹²), und Wissenschaftsgeschichte reduziert sich folglich auf eine Abfolge der erfolgreichen, dem Machtanspruch ihrer selbst dienlichen methodischen und politischen Meinungs- und Gruppenbildungen.⁹¹³

verpflichte – beuge sich laut Nietzsche allein der Künstler nicht, jenes nicht domestizierte Individuum, das den sprachlichen Schematismus, „jenes ungeheure Gebäck und Bretterwerk der Begriffe“ (ebd., S. 888), auf den Kopf stelle und die Schranken der Begriffe, die auch die Schranken der Wahrnehmung seien, niederreiße. Der „freigewordene[] Intellekt“ bedürfe nicht mehr der „Nothbehelfe“ der Begriffe und überlasse sich dem Meer der Intuitionen: „Von diesen Intuitionen aus führt kein regelmässiger Weg in das Land der gespenstischen Schemata, der Abstraktionen: für sie ist das Wort nicht gemacht, der Mensch verstummt, wenn er sie sieht, oder redet in lauter verbotenen Metaphern und unerhörten Begriffsfügungen, um wenigstens durch das Zertrümmern und Verhöhnern der alten Begriffsschranken dem Eindrücke der mächtigen gegenwärtigen Intuition schöpferisch zu entsprechen.“ (Ebd., S. 888 f.)

Es ist offenkundig, daß Feyerabends Bild des Wissenschaftlers, der von aller Erfahrung abgezogene Begriffe systematisiert, um sich die Wirklichkeit (und die ‚lebendigen Menschen‘) zu unterwerfen, ebendiesem Bild des Künstlers frappant ähnelt. Nur vertauscht Feyerabend die Vorzeichen und reserviert das Sprachspiel der Abstraktion für die Wissenschaften, während es Nietzsche als identisch mit der Umgangssprache setzt.

⁹¹⁰ Feyerabend, a. a. O., S. 135

⁹¹¹ Ebd., S. 136

⁹¹² Vgl. ebd., S. 101: „Wirklich ist, so könnte man sagen, was für einen Denker oder eine Tradition eine wichtige Rolle spielt.“

⁹¹³ Den vorkritischen Begriff des Sprachspiels, dessen Regeln die Wissenschaftler aufstellen und über deren Einhaltung sie wachen, ergänzt ein bizarr anmutendes gruppensoziologisches Verständnis. Die Folgen des Einschnitts durch die Inthronisation der (platonischen) Philosophie stellt Feyerabend in folgender Analogie dar: „Die neuen Intellektuellen waren fasziniert von den wunderbaren intellektuellen Spielen, die sie nun spielen konnten [...]. So erzeugten neue Ziele neue Praktiken und eine neue Philosophie, und von einem Fortschritt kann man nur dann sprechen, wenn man sich schon mit der neuen Partei identifiziert hat (genauso sprachen auch die Nazis nach der Machtübernahme von einem großen ‚Fortschritt‘, wobei sie eben meinten, daß nun endlich *ihre* Philosophie zum Zuge kam).“ (Ebd., S. 100)

Im übrigen reproduziert Feyerabend, ohne auf Nietzsche zu rekurrieren, dessen radikalen erkenntniskritischen Relativismus und Irrationalismus, der den lebensweltlichen Perspektivismus, wie ihn die Wissenssoziologie für jede Begriffsbildung veranschlagt, in die Struktur des (ästhetisierenden) Denkens-an-sich

Feyerabend ist trotz aller Anklänge an diskurstheoretische Beschreibungen des Nexus Macht–Wissenschaft recht weit davon entfernt, eine machttheoretische Genealogie zu entwickeln, wie sie etwa Foucault konzipierte.⁹¹⁴ Ihm gilt Wissenschaftsgeschichte als einfaches kontingentes Nebeneinander von epistemologischen Systemen und institutionellen Distributions- und Agitationsoptionen, und das zufällige Zusammentreffen dieser voneinander unabhängigen Entwicklungsgeschichten führt zur Etablierung eines neuen Paradigmas. Weil Feyerabend nicht in Betracht zieht, daß sich in Theorien externalistische und internalistische Bedingungen vermitteln, sondern die Konstitution jedweder Theorie als subjektiven Akt begreift (dessen visionäre, weltbildprägende Kraft sich in der Gruppe der Gefolgsforscher entfaltet, die an der Verbreitung der neuen ‚Ansichten‘ mitwirken), muß er auch übersehen, daß sich in Theorien gesellschaftliche und geschichtliche Verhältnisse artikulieren – seien es Nöte, Forderungen ‚der Zeit‘ o. a. m.

Dem platonischen Sündenfall setzt Feyerabend ein naiv-pragmatisches Wahrheitskriterium entgegen. Nützlich ist diejenige Wissenschaft/Theorie, die hilft, die den

vorverlegt. „Nietzsche hat“, so Habermas (*Erkenntnis und Interesse*, a. a. O., S. 151) zusammenfassend, „einen perspektivistischen Wirklichkeitsbegriff entfaltet, der dartut, daß sehr wohl eine Realität *gedacht* werden kann, die in einem Pluralismus von standortbezogenen Fiktionen aufgeht – sie konstituiert sich als eine Mannigfaltigkeit prinzipiell beliebiger Aspekte.“

⁹¹⁴ Foucaults Genealogie der Diskurse gleicht allerdings eher einer Art Beschwörung des ewigen, blind sich ereignenden Kampfes resp. begründungslosen Bruches zwischen formierten Diskursmächten und Gegenmächten als einer historiographisch gesättigten Analyse von Entstehungsgeschichten. Die herrschenden Diskurse indessen, unter die auch die Wissenschaften fallen, beschreibt die Typologie des Diskurses als gleichursprüngliche Systeme der Macht- und der *Wahrheitsausübung*. Denn Foucault denkt nicht nur Macht und Wissen als äußerst eng miteinander verkoppelte Systeme, sondern er faßt den Begriff der Wahrheit selbst als Funktion des Diskurses auf, die ihn zur machtausübenden Praxis aufwertet.

Insofern ‚kennen‘ die Prozesse der Diskurskonstitution keine Subjekte, und von ihrer Entstehungsdynamik gibt Foucault im Grunde keine Kunde. Diskurse sind keine Formierungsprozesse, sondern eine „Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem‘ angehören“ (Ritsert, a. a. O., S. 154). Als solche Formationen schließen Diskurse per definitionem aus, daß sich Subjekte – und seien es die Wissenschaftler, die ihre Disziplinen als „Komplexe von Themen, Methoden, Aussagenordnungen“ (ebd., S. 159) entwerfen – willentlich zu ihrer Formierung entschließen oder willentlich in ein (reflexives) Verhältnis zu ihnen setzen. Diskurse sind als homogene linguistische Konstruktionen jene Dispositive der Macht, die das Kräftefeld der Wissenschaft dominieren, indem sie dessen linguistische Regeln präformieren.

In diesem machttheoretischen Zirkel ist Wissenschaft allein aus der Perspektive der perfektionierten Kontrolle ihrer eigenen Regularien und ihrer Reproduktion zu lesen. ‚Wahrheit‘ gilt lediglich als Kriterium, das die Einschlüsse und die Ausschlüsse von Methoden zwecks Selbsterhaltung begründen soll. Wo der Diskurs mithin eine „gewaltige Ausschließungsmaschinerie“ (Foucault: *Ordnung des Diskurses*, a. a. O., S. 15) darstellt, sind alle Bezüge zu außertheoretischen, d. h. außerdiskursiven Referenzen schon a priori gekappt: „Die ‚Wahrheit‘ wissenschaftlicher Aussagesysteme bedeutet [...] kein Gefüge, das sich auf ein Feld wirklicher Dinge, Ereignisse und Prozesse bezieht.“ (Ritsert, a. a. O., S. 159)

Selten einmal brechen in diese Form des Hyperkonstruktivismus Realien ein; wenn doch, dann gibt Foucault Hinweise, wie der Begriff des Diskurses fruchtbar gemacht werden könnte für eine institutionssoziologische Analyse des wissenschaftlichen Feldes: „Der Wille zur Wahrheit stützt sich, ebenso wie die übrigen Ausschließungssysteme, auf eine institutionelle Basis: er wird zugleich verstärkt und ständig erneuert von einem ganzen Geflecht von Praktiken wie vor allem natürlich der Pädagogik, dem System der Bücher, der Verlage und der Bibliotheken, den gelehrten Gesellschaften einstmals und den Laboratorien heute“ (*Ordnung des Diskurses*, a. a. O., S. 15).

Die Vermittlung des „linguistischen Diskurs[es]“, der sich „über Gremien, Räte, Zeitschriften und andere Insignien diskursiver Macht“ (Hopfer: „Die Angst vor der Macht des Wortes“, a. a. O., S. 70) bildet, zur gesellschaftlichen Sphäre indes bliebe weiterhin aus.

Bedürfnissen ‚der Menschen‘ entgegenkommt (als seien alle artikulierten Bedürfnisse solche Bedürfnisse, deren Befriedigung allen entgegenkäme). Schädlich ist alle Wissenschaft, die ‚Wissenschaft‘ heißt – die von einer Clique von Philosophenkönigen als Herrschaftswissen inthronisiert wurde und durch „politische Manöver“⁹¹⁵ und eine Begriffspolitik verteidigt wird, die zur Not die Zugänge zum Wissen einfach versperrt.⁹¹⁶

Bei aller Kurzsichtigkeit einer Wissenschaftskritik, die einerseits systematisiertes Wissen ausschließlich als herrschaftssicherndes Kalkül mit Scheinobjektivität einstuft, als institutionalisierte instrumentelle Welterschließung, die sich von der Praxis und der „Subjektivität individueller Menschenwesen“⁹¹⁷ radikal entfremdet habe, und andererseits Wissenschaft grundsätzlich als esoterische Praxis autoritärer Experten attackiert, die letztlich die Rolle einer rigiden „Erkenntnispolizei“⁹¹⁸ übernehmen – bei aller Kurzsichtigkeit, die sich in einer solchen zwar moralisch aufgeheizten, letztlich aber utilitaristischen wissenschaftstheoretischen Perspektive durchsetzt, weist Feyerabend doch immerhin auf die konfliktuöse Dynamik von Wissenschaftsgeschichte hin, wenn auch meist in jener eigentümlichen Dramatisierungsfluchtlinie sog. postmoderner Theorien, die Wissenschaftsentwicklung mehr oder minder zum agonalen Schlagabtausch zwischen Parteiungen und ihren gänzlich disparaten Sprachspielen/Sprechweisen stilisieren.

Gleichwohl betont Feyerabend das taktische Moment solcher Auseinandersetzungen, wenn er unterstreicht, daß sich eine die Vormacht auf dem wissenschaftlichen Kampfplatz erstreitende Gruppe von Wissenschaftlern ihre Gegner als Parteisoldaten und die konkurrierenden Konzepte als substanzlose und damit wertlose Programme zurechtlegen muß. „Wissenschaftliche Ansichten können Ideen, die ihnen widersprechen, nur dann entfernen, wenn man sie wie Parteiparolen verwendet.“⁹¹⁹ Diese Zurichtung des anderen mit dem Ziel der Beseitigung gehe folglich mit dem Willen einher, von der „Vorliebe für ein epistemologisches System“⁹²⁰ zur Vormacht desselben zu gelangen.

⁹¹⁵ Feyerabend, a. a. O., S. 148

⁹¹⁶ Dieses Verdikt trifft explizit auch die „Humanwissenschaften“, mithin jene Disziplinen, die im Begriff des Verstehens die – hermeneutisch einholbare – konstitutive Rolle von Subjektivität im Forschungsprozeß und in der praktischen Vermittlung seiner Ergebnisse betonen. Sie unterlägen, so Feyerabend, gleichfalls der solipsistischen Verblendung oder der gruppensoziologischen Machtmechanik: „[...] das ‚Verstehen‘, auf das sie sich bezogen, war entweder ihr eigenes, oder es war ein Prozeß, an dem ein ganzer und sehr spezieller Beruf mitarbeitete – das Verständnis von Außenstehenden, also von ‚gewöhnlichen‘ Menschen, betrat ihre Vorlesungen und ihre Lehrbücher nur, *nachdem* es dieses besonderen Filter durchschritten hatte.“ (Ebd., S. 137)

⁹¹⁷ Ebd., S. 137

⁹¹⁸ Ebd., S. 169. Der Begriff der „Erkenntnispolizei“ könnte dem Foucaultschen Begriffsapparat entstammen, in dem allenthalben, so Ritsert (a. a. O., S. 157), über „linguistische (diskurspolitische) Verbote“ berichtet wird.

⁹¹⁹ Ebd., S. 147

⁹²⁰ Ebd., S. 149

Dabei spiele, so Feyerabend, die Kohärenz des Systems keine Rolle, noch müsse die besagte Theorie gegenüber zeitbedingten Forderungen und Strömungen Anschlußfähigkeit unter Beweis stellen. Allein der Wille zur holistischen Schließung bekunde und begründe die Befähigung, sich selbst die alleinige Kompetenz zur Formulierung und Bearbeitung wissenschaftlicher Fragen zuzuschreiben. In dieser Selbstermächtigung kommt das konstruktivistische Axiom zur Gänze zum Tragen. Unabhängig von einer Abstimmung auf externe Bezüge erzeuge eine erfolgreiche Theorie jene Effekte, die sie als erfolgreiche beglaubigen. Voraussetzungslos, wie Forschung sei (weil sie ein Luftgeschäft ist), produziere sie die Voraussetzungen, die sie als fiktive Sinn- oder Ideologieproduktion nie für sich reklamieren konnte: „Einige der schönsten modernen Theorien waren einst inkohärent, ohne empirische Grundlage und standen im Widerspruch zu wichtigen Tatsachen der Periode, in der sie zuerst vorgeschlagen wurden. [...] Evidenz, Übereinstimmung mit den Tatsachen, Kohärenz sind schließlich Dinge, die die Forschung *produziert* – also kann man sie nicht zu *Voraussetzungen* der Forschung machen.“⁹²¹

Daß zumal geisteswissenschaftliche Theorien zuweilen den Mythos der Evidenz bemühen und dergestalt auf die intuitive, eben mehr oder minder sprachlose Zustimmung zu ihrer spezifischen Zusammenschau von Erkenntnis und erkannter Wahrheit, von Begriff und Gegenstand zielen, gäbe der These recht, Wissenschaft sei ein *ästhetisches* Gebilde.⁹²² Der Mythos ist ein *Bild*, und sei es ein Gefüge theoretischer Begriffe. In dieser Außenschau allerdings bleibt sowohl die Frage nach der Genese als auch jene nach der komplikationsreichen Genese von Geltung solcher komplexen Bilder unbeantwortet. Feyerabend selbst weist darauf hin, daß sich die (Durch-)Setzung einer Theorie der Dezision verdankt, reklamiert diesen Akt jedoch neuerlich allein für das einzelne Wissenschaftlersubjekt. Einen Interaktionsrahmen, gleich welchen Zuschnitts, gibt er nicht an. Statt dessen tritt abermals das schöpferische, machtbewußte Individuum, das sich *der Sache verschreibt* oder gar aufopfert, in Aktion, und zwar indem es jede zugängliche alternative Argumentation ignoriert: „Wir können sagen, daß wissenschaftliche Entscheidungen *existentielle Entscheidungen* sind, sie *schaffen* Möglichkeiten, statt sie aus einem vorgegebenen Reservoir von Alternativen auszuwählen“.⁹²³

⁹²¹ Ebd., S. 151

⁹²² Zur Funktion des Evidenzmythos bei Weisgerber siehe Abschnitt II. 1., Anm. 8

⁹²³ Feyerabend, a. a. O., S. 158. Im Bild desjenigen Wissenschaftlers, dessen (artistischer) Entwurf zum wirkmächtigen werden konnte, hebt Feyerabend das Motiv der Vereinfachung hervor: „Es ist schon wahr – viele sogenannte Große sind Monomanen, denen es gelang, ihre Menschlichkeit und die Menschlichkeit ihrer Nachfolger zu zerstören, nur um das vollkommene Bild, die vollkommene Theorie, die vollkommene Zerstörungswaffe zu erzeugen, aber selbst *ihr* Leben kann nur dann in einen Plan gepreßt werden, wenn man zahlreiche Irrtümer, Irrwege, Zufälle und ‚irrelevante Umstände‘ beseitigt und so die benötigte Einfachheit

In der Folge charakterisiert Feyerabend ausgebildete, wissenschaftspraktisch durchgesetzte methodologische Systeme als Abstraktionen, mithin als komplexe Ideenbilder, deren Glaubenssätze „auf Prinzipien von großer Allgemeinheit“ gründen. Wenn die Systeme „dabei Erfolg zu haben scheinen, dann nur darum, weil die verwendeten Prinzipien entweder leer sind [...] oder weil jedermann wichtige Alternativen vergessen hat.“⁹²⁴

Aus dem Zirkel der wechselseitigen Bekräftigung von intensiver Abstraktion (als System von nach Maßgabe logischer Gesetze stabil gehaltenen Begriffsordnungen⁹²⁵) und extensiver dogmatischer Praxis sei Feyerabend zufolge nur ein Entkommen, wenn „wir alle Dogmatismen und alle oberflächlichen Rationalisierungen verwerfen. Die subjektiven und willkürlichen Züge unseres Denkens müssen zur Gänze enthüllt werden.“⁹²⁶ So fällt Feyerabends abstrakt rationalismuskritischer Einspruch gegen alle Versuche, „den Leib der Wissenschaften theoretisch [...] zu verhärten“⁹²⁷, doch nur auf die transzendentalen Verfahren der Wissensgenerierung zurück. Die Überhöhung des Wissenschaftlersubjekts zum künstlergleichen Demiurgen nämlich reproduziert die Logik der erfahrungsvorgängigen Konstruiertheit aller Erkenntnis im entzerrten Milieu einer ‚wilden Wissenschaft‘, die die Entdifferenzierung von Religion, Wissenschaft, Kunst und Recht rückgängig machen will.

Deshalb bleibt es Feyerabend um die Bestätigung der absoluten Inkommensurabilität und damit historistischen Relativität von Theorien jedweder Provenienz zu tun. „Fortschritt“ (oder überhaupt die Entwicklung der Wissenschaften) sei bloß zufälliges Resultat, unabhängig von Zeit und Ort, und eine mögliche Fortschreibung von theoretischen Einsichten liege genauso im Bereich des voraussetzungslos Möglichen wie der theoretische Einschnitt, der gänzlich neue *Tatsachen* schafft.⁹²⁸

Die Geschichte der Geistes- wie der Naturwissenschaften läßt sich laut Feyerabend einzig und allein als Aufeinanderfolge von Denkstilen skizzieren. Wissenschaftliche Stile sind *Formen* (nicht [Durch-]Formungen eines zu Erkennenden), die wie Bilder in radikaler Weise kontextunabhängig einzig *für sich* stehen. Als Monaden definieren sie selbst jene Kriterien, nach denen ihnen ihr Wahrheitsgehalt beglaubigt und ihre Überprüfbarkeit attestiert wird. Theorien sind somit Ausbildungen monomanischer Prägegestalten, und als solche erhalten sie sich am Leben (und behalten sie Wirkmächtigkeit), solange sie über die ihnen eigenen

herstellt.“ (Ebd.) Der argumentierende, im dialogischen Bezugsrahmen agierende Wissenschaftler müßte dagegen auf die hermeneutischen Kriterien der Stimmigkeit und Triftigkeit zielen.

⁹²⁴ Ebd., S. 159

⁹²⁵ Vgl. ebd., S. 160

⁹²⁶ Ebd., S. 162

⁹²⁷ Ebd., S. 161

⁹²⁸ Es führe „der Übergang von einer Theorie zu der ihr nachfolgenden *gelegentlich* (aber nicht immer) zu einer grundlegenden Änderung *aller* Tatsachen, und zwar so, daß es nicht möglich ist, die Tatsachen der einen Theorie sinnvoll mit den Tatsachen der anderen zu vergleichen.“ (Ebd., S. 104)

vitalistischen Durchsetzungskräfte verfügen. Infolgedessen identifiziert Feyerabend den Diskurs darüber, was Forschung bewerkstelligen und wie sie sich fortschreiben, d. h. wie sie ihre Geschichte rekursiv und reflexiv kontinuieren könne, mit einem hochabstrakten oder, vice versa, empiristisch-naiven Ideologiebegriff, der unter Ideologie im Gefolge der Priestertruglehre lediglich die ungebrochene Manipulation des Meinungsklimas zu verstehen vermag. Unter diesen Voraussetzungen gerinnt ihm folglich auch der wissenschaftstheoretische und der wissenschaftshistoriographische Diskurs zur blanken rhetorischen Ausübung der Verfügungsgewalt, die sich aus der jeweils aktuellen Definitionsmacht ableitet. Das „Reden über die Forschung“, heißt es, sei „die Ideologie der Forschung“⁹²⁹, die Wirksamkeit von Argumenten verdanke sich nicht ihres überzeugenden, sondern ihres propagandistischen Charakters. Argumente, die Propaganda sind, sind indes keine Argumente (mehr).⁹³⁰ Die Geschichte der Wissenschaften ist Feyerabend zufolge also nichts anderes denn eine Geschichte der Legitimationsbeschaffung im Raum der delegitimen, weil ‚vom Leben‘ entfremdeten, ‚abgehobenen‘, selbstbezüglich-abstrakten Erkenntnisssysteme. In ihrem Rücken aber bekräftigt er letztlich, was er zu bekämpfen vorgibt: den durch kein begründetes Argument zu zähmenden (Wissenschaftler-)Willen zur Macht (weil es keinen Grund für irgendein Argument gibt, außer jenen, daß es sich setzt, daß es *da ist*).

II. 3. 6. Kommunikation des Wissens

Es wäre gegen Feyerabend⁹³¹ darauf zu beharren, daß Geisteswissenschaftsgeschichtsschreibung (als Reden über die Gewordenheit der

⁹²⁹ Ebd., S. 9

⁹³⁰ In *Wider den Methodenzwang* (Frankfurt/Main 1976, S. 411) attackiert Feyerabend „die Propaganda, die ‚Argumentation‘ genannt wird“.

⁹³¹ Eine entschiedene und schlüssige Entgegnung auf Feyerabend formuliert Herbert Schnädelbach: „Against Feyerabend“. In: ders.: *Vernunft und Geschichte*, a. a. O., S. 263 ff. „Feyerabend verwechselt andauernd das Vernünftige mit dem Zwanghaften“, kommentiert Schnädelbach die Gleichsetzung von Rationalismus (i. S. von Regelhaftigkeit und Überprüfbarkeit theoretischer Aussagen) und ‚Verhärtung‘. Denn das Kriterium der argumentativen Überprüfbarkeit schließe ‚zwingend‘ die Reflexion auf die Praxis der Regelanwendung ein. Regeln für den Vernunftgebrauch würden nicht einfach transzendental ‚verschrieben‘ und dann blindlings angewandt, sondern müßten sich als vernünftige bewähren im Moment ihrer Anwendung. Dadurch beweise sich die Autonomie des einzelnen gegenüber Regeln, die ihm seine Autonomie garantieren, weil er sie sich zu eigen macht, indem er sich frei zu ihnen ins Verhältnis setzt. So ist er der Setzende, nicht der zur blinden, gehorsamen Regelbefolgung Gezwungene: „Der Vernünftige folgt nicht nur einfach allgemeinen Regeln und Maßstäben, sondern er *verfügt* auch über sie: Er *hat* sie, und nicht sie ihn. Auch der *Gebrauch* dieser Regeln und Maßstäbe muß vernünftig sein, und es liegt auf der Hand, daß dies nicht wieder nur ein einfaches Regel-Befolgen sein kann, denn dann hätten wir den Meta-Zwangscharakter.“ (Ebd., S. 265)

Forschungsmaßstäbe und -verfahren) durch die selbstreflexiv-hermeneutische Strukturiertheit und Prozessualität ihrer Gegenstände als Auseinandersetzung *um* Anerkennung *für* Anschauungen anzulegen wäre – und sie die Momente der institutionell und sozial bedingten *und* Bedingungen schaffenden Theoriegenese und -realisierung zentral berücksichtigt: die Stadien der Konzeptualisierung, Durchsetzung und Anwendung, ebenso sehr Verwerfungen, Rekurse, Anverwandlungen – und zwar vor dem Hintergrund einer Vermittlung von Wissenschafts- und Gesellschaftsgeschichte. Es ließe sich dergestalt von der ideologischen Bedingtheit und der ideologischen Produktivität von Theorien sprechen, ohne vorschnell die zur Wesensschau aufgewertete „Sache selbst“ mit dem bloßen Anspruch auf Macht oder die gesellschaftlichen Milieubedingungen umgekehrt mit dem bloßen theoretischen Reflex bzw. Schein zu identifizieren.

Beschränkt man sich aber zunächst auf die Bedingungen, unter denen wissenschaftliche Erkenntnisse und Theorien auf ihrem ureigenen Terrain erfolgreich um Anerkennung werben und sich dergestalt nachhaltig in die Geschichte und das Gedächtnis ihrer Disziplin einschreiben, müßte nach Kriterien gefragt werden, die solche durchsetzungsfähigen oder, besser, überzeugenden, ‚einprägsamen‘ Argumentationen (Texte) zu erfüllen haben.

Das zwanglose Gelingen wissenschaftlicher Diskurse könnte etwa durch das Einhalten von Maßstäben wie begrifflicher Transparenz, stilistischer Prägnanz, methodischer Anschlußfähigkeit u. a. m. sichergestellt werden. Harald Weinrich weist darauf hin, daß man

Nicht zu Unrecht stellt Schnädelbach fest, daß Feyerabend im Furor der anti-szientistischen Attacke dem Muster des auf einen undurchlässigen Objektivismus versessenen Szientisten gehorcht: „Feyerabend ist Szientist mit umgekehrten Vorzeichen“ (ebd., S. 267). Daß dies zu dem Trugschluß der immer schon gegebenen Identität von wissenschaftlicher Neuerung/Entdeckung und Legitimation/wissenschaftspolitischer Absicherung des neuen Paradigmas führt, gründet in der Unempfindlichkeit dafür, daß wissenschaftliche Neuerungen als Argumentationen eingeführt werden: „Für Feyerabend ist die Unterscheidung zwischen dem *context of discovery* und dem *context of justification* ‚erledigt‘. Dabei ist der *context of justification* gerade der bevorzugte Ort der Vernunft in der Wissenschaft: Nur in ihm gibt es nachprüfbare Gründe, Argumente, Zweifelsmöglichkeiten und damit Freiheit für den einzelnen. Daß man beide Kontexte faktisch nicht voneinander *trennen* kann, weil sie voneinander abhängen, ist doch kein Grund, sie nicht mehr zu *unterscheiden*. Wie sähe denn eine Wissenschaft aus, in der jeder Entdeckungsschritt immer zugleich seine eigene Rechtfertigung wäre?“ (Ebd., S. 267 f.)

Schnädelbach unterschlägt nicht, daß es für einen wie immer gedachten Schritt zum Fortschritt stets auch des Momentes des Ausscherens aus der Forschergemeinschaft, der Konfrontation, des Zur-Seite-Tretens bedarf. Doch soll sich dieser Augenblick als folgenreich für eine Forscherdebatte erweisen, muß auf die Dezision die Reflexion folgen, die argumentative Rückanbindung an die dialogische Überprüfungsprozessualität der Forschergemeinschaft – die kommunikative Explikation gegenüber dem anderen, dessen Position man zunächst überschritten hatte in Richtung einer exterritorialen Standortbestimmung: „Sicher ist es unvernünftig und eine Sabotage des Wissenschaftsfortschritts, wenn man für jeden Schritt sofort eine Begründung verlangt und wenn man umgekehrt keinen Schritt tut, von dem man nicht schon vorher weiß, daß man ihn rechtfertigen kann: aber wer verlangt das eigentlich? Genügt es nicht, *Innovation auch im Rechtfertigungskontext* zu verlangen, um mit Grund an der Unterscheidung beider Kontexte auch festhalten zu können?“ (Ebd., S. 268)

demzufolge bestimmte universalistische Richtwerte anerkennen müßte, Übereinkünfte über formale und strukturelle Eigenschaften, die wissenschaftliche Texte zu erfüllen hätten.⁹³²

Weil Texte das eigentliche Medium der (Geistes-)Wissenschaften sind, dürften solche stilistischen und argumentativen Normen auch das Selbstverständnis der wissenschaftlichen Praxis im weiten Sinne prägen. Das würde, wissenschaftstheoretisch und -pragmatisch betrachtet, bedeuten, daß jeder Forscher zu jeder Zeit anerkennt, „daß allen Wissenschaften ein bestimmtes wissenschaftliches Verhalten gemeinsam ist“ und „daß [daher] die Wissenschaften insgesamt als eine Kommunikationsgemeinschaft gedacht werden müssen.“⁹³³

Diesen, transzendentalpragmatisch gefaßt, stark normativen Argumenten für das Metaparadigma der Argumentationsgemeinschaft sind wir schon begegnet, doch Weinrich formuliert auf der Grundlage, Wissenschaft (und Wissenschaftsevolution) als diskursive Tätigkeit zu verstehen, explizit einen Kodex, eine Ethik wissenschaftlichen Arbeitens, die Transparenz und Gesprächsbereitschaft auf der stilistischen und der öffentlich-publizistischen Ebene gebietet: „Denn etwas wissen und es wissenschaftlich wissen, ist nichts wert, wenn es nicht auch den anderen Wissenschaftlern bekanntgegeben wird.“⁹³⁴

Der Verwertungs- und Wirkungsgedanke realisiert sich also nur im Rahmen eines „allgemeinen Veröffentlichungsgebot[s]“ und gleichzeitig im „strikten Rezeptionsgebot, das mit einem Kritikgebot gepaart ist“, denn, so Weinrichs umfassende kommunikationsethische Begründung eines offenen Forschungsprozesses (und damit einer sich – thematisch und pragmatisch – öffnenden Forschungsgeschichte), nur dann, wenn in den zugänglichen, sich offenhaltenden Diskurs das Moment der Fallibilität und Überprüfbarkeit eingebaut sei, könne eine dogmatische Beschneidung oder eine bewußt herbeigeführte Hypostasierung von Erkenntnis zu Glaubenssätzen verhindert werden: „die kritisch rezipierenden Wissenschaftler dürfen nicht eher Ruhe geben, bis sie die mutmaßliche wissenschaftliche Erkenntnis allen denkbaren Falsifikationsversuchen ausgesetzt und sie auf diese Weise entweder erhärtet oder zu Fall gebracht haben.“⁹³⁵

⁹³² Weinrich: *Wege der Sprachkultur*, a. a. O., S. 42 ff. Weinrichs Überlegungen knüpfen an Karl Voßlers Abhandlung „Sprache und Wissenschaft“ aus dem Jahr 1923 an (in: ders.: *Geist und Kultur in der Sprache*. Heidelberg 1925, S. 220 ff.), in der Voßler die Möglichkeiten einer Synthese zwischen einer naturwissenschaftlich-logischen und geisteswissenschaftlich-„poetischen“ Wissenschaftssprachlichkeit ausgelotet hatte. Das Bemühen um eine Einheit der Wissenschaftssprache ging augenfällig einher mit dem allgemeinen Bemühen, eine neue, synthetische, philosophisch gehaltvolle Sprachwissenschaft zu konstituieren. Freilich weist Weinrich darauf hin, daß angesichts der seither vorangetriebenen Differenzierung des Wissenschaftssystems das Verhältnis zwischen Darstellungs- und Gehaltsfragen nur mehr im Plural zu erörtern ist.

⁹³³ Ebd., S. 45

⁹³⁴ Ebd.

⁹³⁵ Ebd., S. 45 f.

Augenscheinlich bewegen wir uns hier auf der Ebene der aktuellen Distribution und Evaluierung von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Es ist aber ohne weiteres vorstellbar, Weinrichs Forderungen auch für (sprach-)wissenschaftsgeschichtliche Arbeiten zu erheben, die ja nichts anderes und nicht weniger zu unternehmen versuchen, als Gespräche mit und zwischen Texten zu führen. Für uns soll hier nicht weiter von Belang sein, daß die zunehmende Spezialisierung der Wissenschaften das Ideal eines kritischen Austauschs zwischen Einzelwissenschaften und das Ideal einer wechselseitigen Überprüfung von Methoden, Gegenstandsauffassungen und Verwertungsstrategien immer unerreichbarer erscheinen läßt; gleichwohl ist Weinrichs Forderung nach einer interdisziplinären Kommunikation nicht nur aus rekonstruktiver Sicht dann von Belang, wenn man sich einem einzelwissenschaftlichen Paradigma widmet, das ausdrücklich und gegenstandskonstituierend interdisziplinäre Anschlüsse gesucht hat, sondern auch dann, wenn man den ebenso bedeutsamen Aspekt der gleichermaßen gegenstandskonstituierenden Kommunikationsintention berücksichtigen möchte. Dann nämlich ist das normative Kriterium der Interdisziplinarität im selben Umfang an die Techniken und Auffassungen anzulegen, wie Wirkung erzielt/ausgelöst und auf welche Weise sie daraufhin gesteuert/organisiert werden sollte.

Heißt es bei Weinrich: „Von einer Wissenschaft, die *nur* Fachwissenschaft ist, hat die Welt wenig zu erwarten und einiges zu befürchten, und auf der anderen Seite ist aus der Wissenschaftsgeschichte gut bekannt und vielfach bezeugt, daß wichtige Anstöße für den Gang der Forschung gerade von den Grenzgebieten zwischen den etablierten Fächern ausgegangen sind“⁹³⁶, so spielt das Gebot der kommunikativen Durchlässigkeit einerseits auf die expertokratische Einkapselung von Wissen und Wissenschaft an (samt den Gefahren, die aus der Beschneidung der Überprüfungsmöglichkeiten erwachsen), andererseits verweist es auf einen Typus von Theorie, der aus seiner Interdisziplinarität heraus auch die Norm der Interaktion, der Kommunikabilität setzt – also der Vermittelbarkeit von Erkenntnis in die nicht-wissenschaftlichen Domänen, der Herstellung von Interferenzen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft.

Dies alles auf Weisgerber bezogen: Verständlichkeit als Voraussetzung der Verständigung meint damit eine „sprachnormspezifische Ausweitung“⁹³⁷ des Stil- und Kommunikationsgebots über den engeren Rahmen der Kommunikationsgemeinschaft der Wissenschaften hinaus. Dem Postulat eines „gemeinsprachlichen Einschlag[s]“⁹³⁸ kam

⁹³⁶ Ebd., S. 46

⁹³⁷ Ebd., S. 47

⁹³⁸ Ebd.

Weisgerber über ebendiesen wissenschaftsinternen Kontext (den Komplex der Intertexte) hinaus nach. Die Gefahr einer terminologischen Hochdifferenzierung der Wissenschaftssprache, wie man sie etwa in bestimmten Abschnitten der Transformationsgrammatik konstatieren darf, hat er absichtsvoll gebannt. Damit ist keine Bevorzugung des einen oder des anderen linguistischen Sprechens angemeldet, und es bedeutet auch nicht, hier einer falschen Komplexitätsreduktion das Wort zu reden. Auf der Beschreibungsebene aber bezeugt sich bei Weisgerber der „gemeinsprachliche Einschlag“ als gemeinsprachliches Stilprinzip. Weisgerber arbeitete nicht nur an einer Terminologie, die durch einen hohen Grad an Durchlässigkeit den interdisziplinären Austausch vorantrieb und den junggrammatisch-fachsprachlichen Kategorienapparat sprengte, sondern er überschritt zudem den Fachzusammenhang im Hinblick auf eine Erweiterung des Gesichts- und Wirkungskreises, die sich einerseits die sozusagen umgangssprachlich immer schon kursierenden Konzeptualisierungen dessen, was Sprache sei, zunutze machte (oder in sich aufnahm), andererseits in dieselbe Sphäre des lebensweltlich/gemeinschaftlich geteilten und umgangssprachlich artikulierten Wissens (über das, was Sprache sei) wieder zurückwirkte – durch eine gemeinsprachlich konnotierte und strukturierte wissenschaftliche Rede, die nun eine Sprache *für* die Sprachgemeinschaft zur Verfügung stellte, in der *über* die Sprache der Sprachgemeinschaft gesprochen werden sollte oder konnte. 1961 spitzte Weisgerber die Notwendigkeit einer terminologischen Arbeit im Dienste der Wirkung in einem Imperativ der Außenorientierung zu: „Es muß der Facharbeit gelingen, für die entscheidenden Bezüge ihres Gegenstandes eine sprachliche Bewältigung zu erreichen, die ebenso dem Stand der Kenntnisse entspricht wie die Möglichkeit des Übergangs in den allgemeinen Gebrauch fördert. Das ist die Wissenschaft der Allgemeinheit schuldig, und damit schafft sie zugleich die beste Grundlage für ihre eigene Blüte.“⁹³⁹

Eine elaborierte Stilanalyse könnte den didaktischen Impetus Weisgerbers womöglich an bestimmten wiederkehrenden Satztypen (Aufforderungen, Parataxen) und rhetorischen Figuren (Häufungen, Reprisen etc.) einsichtig machen. Entscheidender ist, daß in einer weithin von fachterminologischen Verfeinerungen freien, gemeinsprachlich aufgeladenen und gemeinsprachlich sprechenden Theorie der Sprache⁹⁴⁰ Sprachwissenschaft als eine Art Metasprachgemeinschaftssprache fungieren konnte, die das (Alltags-)Bewußtsein der

⁹³⁹ Weisgerber: „Zur Entmythologisierung der Sprachforschung“, a. a. O., S. 50

⁹⁴⁰ Nicht in Abrede zu stellen ist, daß Weisgerber (vor allem als Keltologe) auch eine Großzahl von Publikationen verfaßte, die ihre Adressaten nur unter Spezialisten suchten und fanden. Hier von Bedeutung sind aber die – zudem wirklich einflußreichen, z. T. aus Vorlesungsskripten hervorgegangenen – Schriften des Generalisten, Kulturwissenschaftlers und Sprachpolitikers sowie die tagespolitisch oder didaktisch motivierten Arbeiten.

Muttersprachenbenutzer, der Sprecher (der Lehrer, der Schüler usf.), zu einem ‚höheren‘, womöglich auch historisch tiefлотenden Verständnis dessen führen oder anleiten mochte, was sie tun, wenn sie *in* ihrer (Mutter-)Sprache sprechen.

Weinrichs Reflexionen über eine (noch zu etablierende) Fachsprachenforschung jedenfalls regen eine gegenseitige Durchdringung von Gemein- und Fachsprache an: „[...] vielleicht sollten doch diejenigen Wissenschaftler, die aus guten oder auch aus weniger guten Gründen eine hochformalisierte Fachsprache benutzen, daran denken, daß die Formelsprache irgendwann im weiteren Vermittlungsprozeß der betreffenden Wissenschaft doch in eine Inhaltssprache übersetzt oder jedenfalls mit Inhalten, die dann nicht mehr durch Variablen vertreten werden können, angereichert werden muß. Es sollte, wie mir scheint, zum sprachlichen Ethos der Formalisten gehören, diese Stufe der sprachlichen Vermittlung ihrer Wissenschaft nicht sekundären Vermittlern und bloßen Anwendern zu überlassen.“⁹⁴¹

Letzteres trifft auf die Arbeiten Weisgerbers sicher nicht zu. Weisgerbers grundlegende Publikationen zielen stets auf ihre Vermittlung durch sich selbst. Die Anwendungsbezogenheit spricht aus ihnen vom Grunde der verhandelten Sache her. Den schon von Weinrich bezweifelten „Rangunterschied“ zwischen „einer formalen und einer ihr äquivalenten nicht-formalen Wissenschaftssprache“ lassen sie gar nicht erst entstehen. Das Äquivalent der Wirkung ist gefordert im Gehalt der umfassenden Sprachwissenschaft, eines (relativ) invarianten Systems axiomatischer Sätze. Es realisiert sich im Gleichklang, im beständigen Äquivalenten(aus)tausch zwischen wissenschaftlicher Aussage und praktischer Anwendung. Insofern ist die Frage nach dem wissenschaftlichen Stil (die Weinrich im Hinblick auf ein „schönes Wissenschaftsdeutsch“ einengt⁹⁴²) auch als Strategiestilfrage zu stellen. Suggestive Kraft gewinnt eine Theorie für die Wissenschaftsgemeinschaft gleichwie für die nicht-wissenschaftliche Öffentlichkeit durch Anschaulichkeit,⁹⁴³ aber auch durch Eindringlichkeit. Sie folgte aus sich heraus dem Anspruch „der Vermittlung von Denkmodellen [...], die mehr oder minder deutlich metaphorischen Charakter tragen und nicht dadurch aus der Welt zu schaffen sind, daß man sie aus dem wissenschaftstheoretischen Bewußtsein verdrängt.“⁹⁴⁴

Der Weisgerbersche Argumentationsapparat ist demzufolge nicht einfach als ‚unwissenschaftlich‘ oder veraltet oder sonstwie abwegig zu diskreditieren, weil er sich *keiner* hochformalisierten Kalküle bedient. Nicht dadurch, daß die grundlegenden Terme einer

⁹⁴¹ Weinrich, a. a. O., S. 49

⁹⁴² Vgl. ebd.

⁹⁴³ Vgl. ebd., S. 51

⁹⁴⁴ Ebd., S. 52

konkurrierenden Theorie scheinbar höherer Kontrollierbarkeit als andere, deutlicher metaphorisch durchsetzte unterliegen, ist darüber zu entscheiden, welchen Stellenwert eine bestimmte Theorie in der Geschichte ihrer Disziplin einzunehmen vermag – und ob die Fragen und die Antworten, die sie formuliert, ‚gegenwärtig‘ angemessen seien oder nicht. Art und Umfang ihrer jeweiligen Vermittelbarkeit scheinen doch eher jene Anhaltspunkte zu sein, die über den Erfolg, über die Konjunkturen von Theorien entscheiden.

Weinrich unterhält zuletzt ein eher äußerliches Verhältnis zu Fragen der Kommunikation und des Stils von wissenschaftlichen Theorien: „Denn die Sprache *ist* zwar nicht die Sache, aber sie formt die Sache mit, und so kommt es, daß nicht nur in der Sprachwissenschaft, sondern in allen Wissenschaften die Sprache zur Sache gehört.“⁹⁴⁵ Zuzustimmen ist Weinrich, wenn er sich gegen die (konstruktivistische) Identität von Form und Inhalten wendet; einzuschränken ist seine Einschätzung, die Theorieform sei im wesentlichen eine Zutat. Theorieform ist Formung, ist, zumal im Falle der Sprachwissenschaft, ein Modus, indem die Sache, die Sprache, zur Sprache kommt. Daß hingegen Theorieform und Gegenstand – die konkreten Verhältnisse der Sprecher – nie vollends zur Deckung gelangen sollten, formuliert einen Einspruch, der die Reflexion, das Theoretisieren, nicht in der Logik der Subsumtion aufgehoben sehen will.

Gleichwohl, so bliebe festzuhalten, *prägt* der Stil einer Theorie. Die Art des theoretischen Sprechens prägt die Weisen der (Selbst-)Wahrnehmung der Adressaten dieser Theorie. Und will sie, die Theorie, überzeugend, womöglich überredend wirken, so besteht ein Kontrollkriterium für ihre Relevanz offensichtlich darin, ob sie ein breites Echo findet oder nicht.

II. 3. 7. Stil als Profil

Stil also fördert oder hemmt die Kommunizierbarkeit von Theorien. Nun ließe sich gegen die Postulate der gemeinsprachlichen Wissenschaftssprachlichkeit und der verständigungsorientierten Forschungspraxis allerhand einwenden, etwa aus einer Perspektive der Ästhetisierung von Theorie, die uns wieder näher an Feyerabends anarchistische Kritik wissenschaftlicher Rationalitätsstandards heranführte, allerdings nicht, um eine ‚bürgernahe‘, wilde Wissenschaft einzuklagen, sondern um – im Gegenteil – das Irreduzible des

⁹⁴⁵ Ebd., S. 58

philosophischen Stils gegen seine sprechakttheoretische oder pragmatische Nivellierung zu verteidigen.

Am späten Wittgenstein etwa führt Manfred Frank in diesem Sinne aus, es sei „die Handschrift, die sich wie ein physiognomischer Schleier über Wittgensteins Texte legt, sie auf eine Weise individualisierend, die ihren Anspruch auf systematische Kohärenz und allgemeine Geltung durchkreuzt.“⁹⁴⁶ Der Stil verweise „alle Universalitäts-Ansprüche an ihre individuelle Mitgift“, und nur so werde „das sprechende oder schreibende Individuum fühlbar, nur so kann ich sicher sein, keinen spekulativen Monolog mit mir selbst zu führen, sondern fremder Existenz – in ihrer Irreduzibilität auf die meine und auf das intersubjektiv ‚Sagbare‘ – zu begegnen. Nur so treten wir, über die sogenannte Botschaft seiner Texte hinaus, in ein echtes Gespräch mit Ludwig Wittgenstein.“⁹⁴⁷

Der Interpret, der sich Texte aneignet im Horizont seiner unteilbar eigenen Erfahrung und seines unteilbar eigenen Vorwissens, sei demzufolge angehalten, wissenschaftliche Texte nicht auf das – von einer Kommunikations-, d. h. Rezipientengemeinschaft intersubjektiv teilbare – Gemeinte zu reduzieren. Ein hermeneutisches Verfahren, das noch jeden subjektiven, wie immer durch den Text transportierten und ausgedrückten Rest in propositionale Gehalte zu überführen versucht, tilgt aus dem Text selbst das, was ihm seine Signatur, seine Physiognomie verleiht. Durch die Signatur schimmert, so Frank, die je individuelle Vorartikuliertheit einer Lebenspraxis durch, die gegenüber dem Ausgesagten einen bedingenden, einen transzendentalen Stellenwert, eben den des Vorwissens einnehme. Dieses „unthematisch vorausgesetzte System von Annahmen“⁹⁴⁸ grundiere sozusagen den Stil. Ja, Stil seinerseits schreibe sich in die erschließbaren Gehalte ein und hinterlasse noch an den klarsten theoretischen Gehalten oder Aussagen eine Spur, einen Kratzer, eine undeutliche Inschrift des Urhebers, die schlechterdings durch Interpretation nicht übersetzbar sei.

Sind aber vor diesem Hintergrund wissenschaftliche Texte vornehmlich noch als Argumentationen lesbar – oder aber eher als ästhetische Ereignisse wahrzunehmen? Geht die Interpretation wissenschaftlicher Texte, die *nicht* des ästhetischen Eigensinns gewahr ist, in nur quasi-dialogischer, eben eigentlich monologischer Weise mit dem Text um und demzufolge über ihn hinweg? Oder mindert – andersherum – das Wissen, das *Gefühl* um ein singuläres Moment, das jedem wissenschaftlichen Text beiwohnt, die Möglichkeit, ihn als wissenschaftlichen Text – und damit in seinen Geltungsansprüchen – anzuerkennen? Oder können wir in ein Gespräch mit theoretischen Texten (oder Texten überhaupt) nur eintreten,

⁹⁴⁶ Manfred Frank: *Stil in der Philosophie*. Stuttgart 1992, S. 115

⁹⁴⁷ Ebd.

⁹⁴⁸ Ebd., S. 114

wenn wir ihnen in gewisser Weise ‚nicht zu nahe treten‘ und einen Respektabstand wahren, dessen Einhaltung zur Folge hätte, die Geschichte von Texten und Theorien jeweils als eine Reihe von teilweise unscharfen, nicht restlos auslotbaren Zeugnissen eines Forscherlebens, als eine Reihe von *Lebensbildern* aufzufassen?

Frank ersetzt die Interpretation zunächst nicht durch Einfühlung, und er schlägt uns die hermeneutischen Instrumente nicht ganz aus der Hand. „Ich muß es [das Vorwissen; J. R.], wenn ich ‚wahr und falsch unterscheide‘, als einen ‚Weltbild-Hintergrund‘ immer schon voraussetzen“⁹⁴⁹, fordert er den Interpreten auf. Setzt das Voraussetzenkönnen aber nicht das Verstandenhaben des Weltbildhintergrundes voraus? Also eine schon getätigte Übersetzung des Vorwissens in eine Sprache, in der ich mir das Vorwissen erschließen kann? Und wenn erst durch das Wissen um das spezielle Vorwissen eine Überprüfung der Wahrheitsansprüche des Textes möglich ist, muß ich dann nicht das Vorwissen selbst schon ‚wissenschaftlich‘ überprüft, d. h. unter dem Kriterium, es folge überprüfbareren Geltungsansprüchen, beurteilt haben? Oder hieße, ein Wissen vom Vorwissen zu haben, lediglich anzuerkennen, daß die biographische Praxis (des Forschers) zwar ‚gewußt‘ werden muß, aber nicht weiter hinterfragt werden kann? Stumme Anerkenntnis der Signatur als „vor-wissentlich vertraute Sachverhalte [...], die gleichsam von bewährter Lebenspraxis unterschrieben worden sind“⁹⁵⁰?

Daß der stilistische, aber vor allem auch der entfaltete stilistische, also der argumentative Eigensinn von Theorien (mithin ihr *Habitus*, unfreundlicher gesagt: ihre Manier) Auskunft über ihre Gewordenheit und ihre Intentionen sowie über die Forscherbiographie selbst gibt, möchte hier nicht abgestritten sein. Im Gegenteil: Die Rede von der ‚Physiognomie der Theorie‘ und von der ‚Gestalt‘ des Argumentationsapparates hatte uns in den vorausgegangenen Abschnitten als strukturierendes Argument gedient, um einen Werk- und Lebenszusammenhang auch als Wirkungs- und konkreten Forschungszusammenhang aus den Texten, aus der Textgeschichte selbst heraus beschreiben oder zumindest skizzieren zu können, ohne uns biographischer oder äquivalenter Ableitungsverfahren zu bedienen. Das schloß (und schließt) aber zwingend ein, Texte als Redakte, eine Theorie als Handlung, eine Argumentation als eine bestimmte Praxis auf dem diskursiven Feld der Wissenschaft und der Öffentlichkeit zu verstehen. Nur unter diesen Aspekten erschließt sich der Eigensinn *einer* Theorie und ihrer Geschichte, *nicht* jenseits der Orte, wo Theorie zur Theorie wird: wo sie wissenschaftsintern und öffentlich in die Auseinandersetzung um ihre Gehalte, ihre Geltungs- und ihre Wahrheitsansprüche eintritt.

⁹⁴⁹ Ebd.

⁹⁵⁰ Ebd., S. 115

Manfred Frank hingegen möchte aus wahrheitstheoretischen Erwägungen⁹⁵¹ das Individuelle des wissenschaftlichen/philosophischen Stils gegen all das retten, was wir mit dem Terminus des Systems pejorativ besetzen können: das Gleichmäßige, Kodifizierte, Geregelt, d. h. das, was nicht zwanghaft homogen vorgestellt sein müßte, aber immerhin von Erkennbarem, Vergleichbarem und damit Wiederkehrendem, mithin von Strukturen (oder abstrahierendem, strukturierendem, ordnendem Denken) geprägt ist. Gilt der Stil als Ausdruck des Individuellen – nicht des Besonderen, das nur als Fall oder Spezifikation des Allgemeinen gedacht werden könne –, so gibt Frank dem eine Stimme, „was ohne Vergleich und identische Wiederkehr, kurz: was schlechterdings einzeln existiert“.⁹⁵² Kraft dieser Singularität wersetzt sich das Individuelle radikal jedweder „Idealisierung zu einem sprachlichen Typ“, es bleibt „un-allgemein“, ja „begriffslos“, weil „un-teilbar“ – und folglich „un-mittelbar“.⁹⁵³

Die Existenz dieses Unauflöselichen, dieses nicht mittels Vergleichens, sondern nur tastend, in Annäherung oder Ahnung Erschließbaren beweise sich daran, daß jedes Verstehen ja immer wieder aufs neue unternommen werden müsse und somit schlechthin unabschließbar sei. Ein vollständiges Verstehen wäre kein Verstehen mehr. Es wäre, so steht zu vermuten, ein finales Quasi-Verstummen oder zumindest nur noch ein mechanisches Austauschen von operativen Zeichen.⁹⁵⁴ Das Verstehen also weise aus sich heraus auf das nie ganz Verstandene und nie ganz zu Verstehende hin: das Individuelle, das Individuum. Frank rekurriert auf Schleiermachers Wort, daß „das Nichtverstehen sich niemals gänzlich auflösen will“.⁹⁵⁵ Und wo Schleiermacher den irreduziblen Rest des Fremden in einem Text meint, meint Humboldt das Individuum im dialogischen Austausch: „Wilhelm von Humboldt hatte [...] gezeigt, woran das liegt: in jeder sprachlichen Verständigungssituation – sogar in dem besonderen Fall der Selbstverständigung und der Verständigung über (im Sinne von: vermittelt von) Texte(n) – prallen zwei Vorstellungsweisen aufeinander, von denen nur der konventionelle Teil zur Deckung kommt, während *der individuelle überragt*“.⁹⁵⁶

⁹⁵¹ Frank greift die Wahrheitsfrage im Hinblick auf den Begriff der „radikalen Interpretation“ und die Realitätskonstitution durch Begriffsschemen in der analytischen Sprachphilosophie Donald Davidsons (*Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt/Main 1990) auf.

⁹⁵² Frank, a. a. O., S. 15

⁹⁵³ Ebd., S. 16 f.

⁹⁵⁴ Dann wären wir dort, „wo wir gar nichts Fremdes finden und das Verstehen sich von selbst versteht, das heißt, wo überhaupt keine hermeneutische Operation mit bestimmtem Bewußtsein vorkommt.“ (Schleiermacher, a. a. O., S. 335)

⁹⁵⁵ Ebd., S. 328

⁹⁵⁶ Frank, a. a. O., S. 18 f.

Beschreiben, deuten und beurteilen wir also wissenschaftliche Texte nicht als je „individuelle Artikulation“⁹⁵⁷, in der „eine Art persönlicher Handschrift“⁹⁵⁸ das Eigentliche als das Unallgemeine oder Nichtkonforme auszeichne, so schlagen wir uns, behauptet Frank, auf die Seite eines objektivistischen Regelabgleichs – sei die Regel eine hochformalisierte Idealsprache, eine Begriffssprache, in der per definitionem keine Regelabweichung mehr zugelassen wäre, sei sie universalistisch-syntagmatisch als präformiert-konforme Kombination und Verknüpfung von Wörtern zu Satzteilen verstanden,⁹⁵⁹ sei sie pragmatisch gefaßt: „Die Pragmatik ist nur auf den ersten, oberflächlichen Blick situations- und individualitäts-freundlicher als ihre linguistischen Geschwister.“⁹⁶⁰

Denn auch in der Pragmatik regiere die Konvention – sie eliminiere das Individuelle an sprachlichen Äußerungen und Handlungen, dienten ihr doch Intentionstypen als Folie, vor der Redeweisen als Redetypen, als formalisierte Sprechakte interpretiert werden, nicht als je „individuelle Art und Weise, wie der Autor seine eigentümliche Sicht der Welt sprachlich zum Ausdruck bringt.“⁹⁶¹ Franks Einwand gegen die Sprechakttheorie ist weitreichend und weist jede typologisierende, also einordnende, kontextualisierende, eine Theorie mit anderen Theorien *vergleichende*, in Zusammenhang bringende Interpretation (die ja methodische Grundlage einer Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung sein will, die ebendiese als ‚komparatistische‘ Interpretationsgeschichte anlegt) zurück: „Die von Sprechakten kodifizierten Handlungen sind keine unwiederholbaren und individuellen Intentionen, sondern ‚Intentionsformen‘ [...]. So greift das Code-Modell sehr wohl auch auf die Theorie sprachlichen Handelns über; denn für einen Pragmatiker heißt ‚eine Intention verstehen‘ nie

⁹⁵⁷ Ebd., S. 20

⁹⁵⁸ So der Begriff des Stils im Sinne der ursprünglichen Bedeutung von „Griffel“; vgl. ebd., S. 7

⁹⁵⁹ Frank attackiert hier gleichermaßen die strukturalistische wie die „chomskyanische Linguistik“ (ebd., S. 10). Gegen die technische Interpretation durch die grammatischen Formen heißt es bei Schleiermacher (a. a. O., S. 171; Herv. J. R.): „Grammat[tisch]. Der Mensch mit s[eine]r Tätigkeit verschwindet und erscheint nur als Organ der Sprache. Techn[isch]. Die Sprache mit ihrer *bestimmenden* Kraft *verschwindet* und erscheint nur als Organ des Menschen, im Dienst s[eine]r Individualität, so wie dort *Persönlichkeit im Dienst der Sprache*.“ Gegen die Orientierung an der Norm erhebt sich daher der Einwand, sie sehe vom Eigentlichen bewußt ab, dem individuellen Kern: „Grammat[isch]: Das Verstehen nur erreicht aus dem Zusammenhang aller Umgebungen.“ (Ebd.) Aus der Grammatik als Einheit/System allgemeiner Anschauungen ist also das Unvergleichliche als Vergleichliches nicht darstellbar. Die grammatischen Formen als allgemeiner Begriff der Sprache sind nur „die notwendigen Formen für Subj[ekt] Präd[ikat] und Syntax. Diese sind keine positiven Erklärungsmittel, sondern nur negative, weil, was ihnen widerspricht, kann gar nicht verstanden werden.“ (Ebd., S. 171 f.)

Zur „Eigentümlichkeit der Darstellung = Stil“ heißt es: „Die Elemente einer Sprache als Darstellung eines besonders modifizierten Darstellungsvermögens kann nicht a priori konstruiert werden [...]. Grammat[isch] kann man keine Individ[ualität] in einem Begriff zusammenfassen, sondern sie wollen *angeschaut* sein.“ (Ebd., S. 172; Herv. J. R.)

⁹⁶⁰ Frank, a. a. O., S. 12

⁹⁶¹ Ebd., S. 11. Diese Einwände sind schon früher vielerorts ausführlich diskutiert worden; vgl. etwa Georg Meggle (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/Main 1979

„ein Individuum verstehen“, sondern eine Konvention beherrschen, nach der es seine Intentionen verschlüsselt.“⁹⁶²

Die Pragmatik strebe also wie die Syntaxtheorie und die Semantik verallgemeinerungsfähige Aussagen an, die in ihren Grundannahmen schon beschlossen seien. Das Individuum (als Interpret von Welt, Texten und Lebensäußerungen *und* als Interpretandum) könne im Korsett des Codes gar nicht als Individuum, sondern nur als Variable in Erscheinung treten, die Regeln variabel, aber konform anwende. Stil wird somit subsumiert als besonderer Fall der Regelanwendung, als Kombinationsresultat, nicht als Einfall, als unreglementier- und unkodierbare Prägung des sprachlichen Materials.

Wider jeden Interpretationsschematismus, der Satzäußerungen oder sprachliche Handlungen entweder aus einer vorgeordneten Ordnung von syntaktischen Regeln oder aus einer Taxonomie von typisierten Akten der Bedeutungs- und Intensionsproduktion ableitet, wendet Frank ein, daß sich Sinn nicht durch die korrekte Anwendung sprachlicher Zeichen/Regeln, sondern dialogisch herstellt. Zu Recht stellt er fest: „Die Deduktion ist ein völlig einseitiges Verhältnis, in welchem Reziprozität (Wechselwirkung) ausgeschlossen ist.“⁹⁶³ Die Deduktion hinwieder ist die logische Form und das logische Verfahren des Apriorismus: „Eines der Implikate des Code-Modells ist die *Idee der Subsumtion*: sprachliche Ereignisse sind als Partikularitäten unter den sie *form(ul)ierenden* Regeln vollständig befaßt. Es wäre unsinnig, sich vorzustellen, daß von ihnen Rückwirkungen auf den zugrunde liegenden Systembegriff zu erwarten wären: ein sprachlicher Typ ist, was er ist, in vollständiger Unterwerfung unter den ihn definierenden Regelbegriff, den er in alle Unendlichkeit reproduzieren, niemals aber modifizieren könnte.“⁹⁶⁴

Dagegen richtet sich nun die individuelle Artikulation, die nicht zuletzt in philosophischen/wissenschaftlichen Texten für Innovation Sorge: „Sie ist inventiv, ja sie ist innovativ. Immer rüttelt der individuelle Stil an der Zeichensynthese, die Ausdrucks-Materie und Sinn verfügt, immer verschiebt er die bis dahin geltenden Grenzen der Normalität.“⁹⁶⁵ Statt der Verfügung der Synthesis-Lehre zu gehorchen, kratzt der Stil somit an den Grundfesten der sprachlichen Konventionen, die sich nur (sprach-)theoretisch als nicht-konventionalistisch, als apriorisch ausgeben. Stilistische Intervention, radikale Abweichung entzaubert den Schein des Objektivismus. Dies soll laut Frank nicht nur für Texte, sondern für

⁹⁶² Frank, a. a. O., S. 13

⁹⁶³ Ebd., S. 14

⁹⁶⁴ Ebd. (Herv. *form(ul)ierenden* J. R.) Im Lichte dieser Ausführung gewinnt vielleicht die Vermittlung der Theoriekonstitution und der zeichentheoretischen Grundlegung bei Weisgerber im Begriff der „Formierung“ (siehe Abschnitt II. 2. 2.) noch einmal eine gewisse Plausibilität.

⁹⁶⁵ Ebd., S. 20

jede sprachliche Äußerung gelten, also auch für die mündliche Rede – und zwar auf der Basis eines lebensweltlichen Konventionalismus, der (die Bedingungen der Möglichkeit von) Bedeutungen aus dem Inneren der Sprachkontexte hervorgehen läßt und nicht in einer extramundanen Sphäre hinterlegt⁹⁶⁶: „Gewiß werden Wortbedeutungen nicht privat determiniert; aber die Imperative, die vom sozialen Code auf die Sinnbildungsprozesse der Individuen ausgehen, sind nie bindend: jeder Sprecher verändert für alle und potentiell mit jedem Sprechakt die Bedeutungen. Denn ein Code ist gar nichts anderes als der vorübergehend inerte Niederschlag eines lebendigen und offenen ‚social interplay with other speakers‘. Er ist, wie wir oben formulierten, nur eine *conditio sine qua non* der Verständlichkeit, aber nicht deren bewirkende Ursache.“⁹⁶⁷

⁹⁶⁶ Frank übernimmt Davidsons Vorstellung, Interpretationsschemen der Welterzeugung – „Überzeugungen“, daß mit einer sprachlichen Äußerung ein *Etwas als etwas* hinreichend sicher bezeichnet oder gemeint sei – seien „tools for handling reality“. „Akzeptiert man die zusätzliche Prämisse (des Nominalismus), daß Überzeugungen sprachliche Ausdrücke sind, so kommt man zur Forderung, die Unterscheidung von sprachlichen Schemata und Inhalten aufzugeben. Die Welt fällt zusammen mit ihrer (sprachlichen) Deutung und verändert sich zugleich mit den Veränderungen im Deutungs-System.“ (Ebd., S. 25 f.)

Die Berührungen zwischen einem so gearteten, korrespondenztheoretische Annahmen zurückweisenden ‚hermeneutischen Kontextualismus‘ und dem Konstruktivismus sind erheblich. Die Differenz zwischen produktivem Zwang und produktiver Deutung entsteht allerdings dort, wo die Konstruiertheit von Welt (durch Sprache oder Theorie hindurch) nicht apriorisch, sondern dialogisch bestimmt wird: „So verbindet den Sprecher und seinen Interpreten nicht die Verinnerlichung eines gemeinsam gelernten Konditionierungs-Systems, sondern die geteilte Kenntnis der Wahrheitsbedingungen des Geäußerten.“ (Ebd., S. 27) Das bedeutet im näheren, „daß kein Zeichen auf ein Welt Ding Bezug nehmen kann, ohne durch eine Interpretation dazu ermächtigt zu sein. Kein Zeichen ist von selbst signifikant, und keines ist per se referentiell – einfach weil Zeichen arbiträre Abmachungen (Konventionen) sind, die im Naturreich der Dinge-an-sich gar nicht vorkommen.“ (Ebd., S. 51)

In die immer schon geleistete und in jeder Sprechhandlung wieder zu leistende Konventionalisierung, also in das Sprechen, Verständigung ermöglichende Ins-Zeichen-Bringen von Welt schreibt sich der irreduzibel individuelle Akt der Interpretation ein, was meint, „daß das Zeichen den Abschluß seiner Bedeutungsbildung erst in einer individualisierten Situation erfährt und daß diese Individualisierung auf der Ebene Struktur nicht vorgesehen werden kann.“ (Ebd., S. 51 f.) Durch die Befolgung grammatischer Regeln oder sprechakttypologischer Intensionsformen ist niemals ein genuin individueller Ausdruck zu gewinnen. Erst durch die – wie immer motivierte und gestaltete – eigensinnige unverwandelnde Verwandlung der Struktur generiert sich das Individuum qua Stil (qua Komposition). Stil also ist das radikal Irreduzible, nicht das besondere Allgemeine: „Diese nicht deduzible Individualisierung, die eine kanonische Struktur auf eine gelebte (und identisch niemals wiederkehrende) Erfahrung bezieht, ist das Werk eines *Stils*.“ (Ebd., S. 52)

Gehen wir somit von der Immer-schon-Interpretiertheit der Welt aus, also von ihrer Bedeutung herstellenden Erschließung durch zeichenverwendende Subjekte, so kann Bedeutung nur a priori entstehen, aber nur a posteriori beglaubigt werden. Hier setzt abermals Franks Kritik an der Korrespondenztheorie an, um schließlich in eine Hermeneutik des Stils als radikal subjektbezogene Verständigungstheorie umzuschlagen: „Der ursprünglich intentionale Bezug ist also keiner zwischen Subjekten und ‚Seienden‘, sondern ein solcher zwischen Subjekten und Bedeutungen. Insofern ist Verstehen (also die Art und Weise, in der uns Bedeutungen zugänglich werden) vorgängig (a priori) vor unserem Weltbezug.“ Darauf indes folgt: „[...] nun gründet Verständlichkeit in letzter Instanz in individuellen Sinn-Erschließungs-Initiativen, die aus vorherbestehenden Formen der Verständlichkeit nicht abgeleitet werden können.“ (Ebd., S. 59)

Die Initiative bedient sich – so Franks halb nietzscheanisierende, halb an Davidson gewonnene Wahrheitstheorie – das Deutungssystem überschreitender „lebendiger Metaphern“, die, sofern sie „erfolgreich sind, neue Sprachspiele und mit ihnen neue Möglichkeiten des Sinnmachens und der Weltsicht“ (ebd., S. 94) erschließen. Die Produktivität, die sich in der stilistischen Innovation des Individuums manifestiert, allerdings gilt nur für die Momente der Überschreitung der kodifizierten Bedeutungen. Lebendige Metaphern seien „bedeutungslos, weil und solange sie vom Code eines holistischen Systems innovativ sich entfernen.“ (Ebd., S. 93) Von Stil ist also nur als von einem Stil im Werden, in statu nascendi zu handeln.

⁹⁶⁷ Ebd., S. 22

Was aber bedeutet die Ablehnung der externen Regelbedingtheit und der internen Regelmäßigkeit für die Entstehung (Bildung) von wissenschaftlichen Texten und ihre Interpretation, Verbreitung, Beurteilung? Ist wissenschaftliche Entwicklung, vorgestellt als Gespräch ohne – wie immer – verfügenden institutionellen Rahmen, ohne diskursive Vorprägungen, ohne Sprachregelungen, ohne Anforderungen an Form und Stil, an Kohärenz und Relevanz, überhaupt wissenschaftlich zu nennen? Zeichnet das Wissenschaftliche nicht aus, daß wir es mit einem systematisierten Sprechen zu tun haben, das aus sich selbst heraus bestimmte Rationalitätskriterien und Regularien hervorgerufen hat, die es allererst ermöglichen, zu argumentieren – statt errahnd zu deuten? Ist das Kriterium der – stilistisch beglaubigten – radikalen Offenheit qua Abweichung nicht eher ein Merkmal ästhetischer Produktion und Interaktion mit der Welt als eines des „social interplay with other speakers“? Und kehrt hier nicht tatsächlich ein die Errungenschaften auf dem Sprachfeld der Wissenschaft kühn überschreitender Ästhetizismus wieder, der Individualität (im Modus des Stils) denkt als das Andere einer Vernunft, die mit dem Zwang einer gesetzgebenden Instanz oder einem Monopol der Urteilsformen und Welterschließungsverfahren identifiziert wird – statt mit einem Modus reflexiver Rationalität, die sich gerade im wissenschaftlichen Gespräch (in der interpretierenden Argumentation und in der argumentierenden Interpretation) zwischen den einzelnen (Methoden, Modellen und Forschern) bewähren muß? So daß wir wissenschaftliche Argumentationen zwar auch an Hand ihrer stilistischen Merkmale einschätzen können, aber die stilistische Prägung als Ausdruck der theoriespezifischen Argumentationsweise oder -strategie verstehen müssen? Weil, kurz gesagt, Stil ein Argument ist, ein Argument als Form der Organisation von wissenschaftlichen Aussagen, Sätzen und Methoden?

Stil kann Frank zufolge keine Form sein (weil er die Festigung zur Form idealiter immer wieder durchbricht), Habitus (von uns analog auch als Gestus bezeichnet) kann kein Resultat von theoretischer Formung (mißverstanden als je schon fertiges Regelwerk) sein. Im Stilbegriff, den Frank in Stellung bringt gegen die außerkontextualistischen, objektivistischen Schematismen apriorischer (Welt-)Interpretationssysteme, setzt sich die Produktivität des Künstlers durch, setzt sich die ästhetisch-reflektierende an die Stelle der argumentativ-reflektierenden Urteilskraft.

Das Verstehen als ein prinzipiell divinatisches,⁹⁶⁸ radikal individualistisches ist letztlich geschichtslos, weil es die gegenübergestellte Gewalt der (grammatischen,

⁹⁶⁸ Frank recurriert hier abermals auf Schleiermacher. Vollständig heißt es a. a. O., S. 81: „Das volle Geschäft der Hermeneutik ist als Kunstwerk zu betrachten, aber nicht, als ob die Ausführung in einem Kunstwerk endigte,

theoretischen) Regelapparate nicht als gewordene und im beständigen Wandel begriffene zu durchschauen vermag; und es ist letztlich kontextlos, weil es eine anschauende Versenkung in den Text fordert, mit der alle – stets als Übergriff verstandenen – Rahmenbedingungen (die nicht dekretierte Rahmenbedingungen, sondern durch den wissenschaftlichen Diskurs selbst generierte und revidierbare *rahmende Bedingungen* sind) aus dem Gesichtskreis der Interpretation und Aneignung von Texten verschwinden.

Frank schließt seine Kritik am Objektivismus mit einem totalitären Modell der Verständigung (oder Interpretation) kurz, in dem die Deutung wissenschaftlicher Texte das stilistisch Unteilbare in Kontexten und Argumentationskonventionen unberücksichtigt läßt oder gar vorsätzlich tilgt. Damit unterliegt er einer fetischistischen Kritik des Strukturdenkens, die nicht anzuerkennen vermag, daß sich Humanwissenschaften auf eine (sich selbst historisierende) Hermeneutik verpflichten können, die interpretativ die *relevanten* Zusammenhänge zwischen wissenschaftlichem Sprechen und Forschungspraxis, also zwischen Stilstrategie, Textsinn, Textintention, Geltungsanspruch und Begriffs- als Wahrheitspolitik aufklären möchte. Dabei spielt es keine Rolle, ob außerhalb dieser sich überschneidenden und in Wechselbeeinflussung stehenden Kontexte ein Irreduzibles verbleibt; es wird nicht als wertlos erachtet, aber als urteilsleitend oder -anregend nur eingestuft, insofern es Teil einer Argumentation bleibt.

Zwischen der radikalen Selbstreflexivität des ästhetischen Sprechens und Produzierens und der prinzipiell referentiellen, adressatenorientierten und intern reflektierten Sprechweise des Theoretisierens bleibt zu unterscheiden, sofern nicht jeder Text und jede Interpretation nur dann als gelungen, d. h. bedeutungsherstellend eingestuft wird, solange sie als individuelle Lebensäußerung, als poetisch affine Erfüllung von Welt und damit (künstlerische) Weltbedeutungsaufladung wahrgenommen wird. Über theoretische Aussagen argumentieren wir, Bilder schauen wir an (auch wenn wir ihre ‚Bedeutung‘ dann in diskursive Formen zu überführen versuchen). Sind Theorien Argumente, so sind sie dies, weil sie die Referenz der Verallgemeinerbarkeit mit sich führen und aus der Geschichte ihrer Traditionen sozusagen mit herüberholen. Theorien sprechen mit Theorien, mit alten und mit gegenwärtigen. Wären sie im radikalen Sinne poetische Welterzeugungen, dann böte sich eine in der Geschichte ausgebreitete Blumenwiese von stilistisch je einzigartigen Überzeugungen dar. Sie blieben schön, und sie blieben vereinzelt.

sondern so, daß die Tätigkeit nur den *Charakter* der Kunst an sich trägt, weil mit den Regeln nicht auch die Anwendung gegeben ist, d. i. nicht mechanisiert werden kann.“

Nun seien es „mißgeleitete Theoretiker der autonomen Kunst, die den Mythos von der A-referentialität des literarischen Diskurses geschmiedet haben“⁹⁶⁹, wendet Frank gegen die Aufrechterhaltung der Dichotomie zwischen Wissenschaft und Literatur ein, und weil „an der unbezwinglichen Pluralität individueller Welterschließung“⁹⁷⁰ kein Zweifel bestehe, sei auch nicht daran zu rütteln, daß wir es bei wissenschaftlichen Paradigmen, gleich ob sie geistes- oder naturwissenschaftliche seien, mit ästhetischen Produkten oder, besser, *Produktionen* zu tun hätten: „Die Philosophie ist ein ‚Denkstil‘ – aber letztlich ist auch die physikalische Erklärung nur ein ‚Untersuchungsstil‘ neben anderen, mithin etwas Ästhetisches“.⁹⁷¹

Wenn wir auf die kompositorische Signatur je einzelner Denkbewegungen und Text(aus)prägungen beharren gegen den Zwang der Verinnerlichung eines Systems, das zu uns „aus der Beherrschung einer wesentlich öffentlichen Grammatik“⁹⁷² spricht, so suchen wir scheinbar die nicht als geltungsrelevant und nicht als anerkennungsfähig diskriminierten Bilder, ja konzeptuellen Schemata aus Texten herauszupräparieren, ohne sie in systematische Zusammenhänge einzuschließen. Franks Plädoyer für eine tentative Interpretation geht schlüssig einher mit der Ablehnung eines zur systematischen, holistischen, axiomatischen Schließung, Orientierung oder Grundlegung entschlossenen Denkens. Allein das Fragment lasse erahnen, daß wir etwas Ganzes zu denken versuchen, aber nie auszusagen vermögen, sofern wir uns nicht über die Grenzen des Denkens selbstverblendet hinwegsetzen.

Wo aber der rekonstruktive wissenschaftliche oder philosophische Diskurs „durch seinen Stil an die welterschließende Kraft individueller Deutung“⁹⁷³ angeschlossen und demzufolge wissenschaftskritische, ‚humane Wissenschaft‘ sei,⁹⁷⁴ weicht das öffentlichkeits- und wahrheitsorientierte Argumentieren tatsächlich einem „methodische[n] Individualismus“⁹⁷⁵, der nicht bloß einen hypostasierten Rationalismus zu konterkarieren gedenkt, sondern einen „hermeneutischen Anarchismus“ forciert. Ein solcher aber, diese Schlußfolgerung scheint unabweisbar, führt in die Sackgasse der Kriterienlosigkeit des

⁹⁶⁹ Frank, a. a. O., S. 80

⁹⁷⁰ Ebd., S. 83

⁹⁷¹ Ebd., S. 97. Zwar konzidiert Frank ebd., S. 87: „Das philosophische Argument will überzeugen. Dabei tritt die poetische Funktion vermutlich stark zurück, aber sie muß (und wird normalerweise) keineswegs fehlen“ – doch letztlich gewinnt – wesensverwandt mit Feyerabend – der Kronzeuge Wittgenstein Überhand über die „ganze metaphysisch-szientistische Tradition“ (ebd., S. 88), insofern es dort heißt, „der eine Stil [sei] nicht rationaler als der andere. Was man so über die Wissenschaft sagt, hat mit dem Fortschritt der Wissenschaft nichts zu tun, sondern es bildet einen Stil, und der schafft Befriedigung.“ (Zit. nach ebd., S. 97)

⁹⁷² Ebd., S. 98

⁹⁷³ Ebd., S. 83

⁹⁷⁴ Vgl. ebd., S. 49 f. In der „Unvorhersehbarkeit der *Interpretation*“ bekunde sich „die Freiheit des Menschenwesens“.

⁹⁷⁵ Ebd., S. 57

abstrakt lebensweltlichen Relativismus. Frank nennt das freilich anders, wenn er „an die Unentscheidbarkeit des Sinns von Äußerungen glaubt“.⁹⁷⁶

Mit diesem Credo ausgestattet, verlieren wir die Möglichkeit, Theorie/Wissenschaft überhaupt als etwas aufzufassen, das über ein Außen verfügt. Nicht mehr wären wir in der Lage, Wissenschaftsgeschichte als Kontextualisierung (nach innerer und äußerer Seite) darzustellen, sondern wir schauten Texten zu, wir *schauten* durch ihr Eigenrecht sich vereinzelnde Sprachbilder an, auch wenn wir ihnen vorsichtig deutend begegnen würden. Wir schauten und beurteilten nach den Stimmigkeits- und Annäherungskriterien der ästhetischen Urteilskraft *kontextunabhängige* sprachliche Gefüge – nichts anderes aber hat die geschichtsvergessene Schule der textimmanenten Interpretation gefordert.

Wissenschaftsgeschichte als (reine) Stilgeschichte würde uns nur ‚in ihrem Rücken‘ darüber etwas mitteilen, was Wissenschaftsgeschichte ausmacht; sie würde es uns vorstellen als defizienten Modus des stummen Zwangs eines Regelsystems, das *die* Wissenschaft selbst ausbildet und das unerbittlich darüber wacht, wie wissenschaftliche Entwicklungen und theoretische Genesen vonstatten gehen. Das *Nach-, Gegen- und Miteinander systematischen Sprechens*, in bestimmter, intendierender Weise unter bestimmten Bedingungen vorgetragen von in bestimmter Weise qualifizierten Sprechern, unterläge ab ovo jenem Fetischismus des Systemdenkens, den das Stildenken zu unterlaufen meint. Wissenschaftliche Konventionen und Kontexte hingegen sind Konventionalisierungen und Kontextualisierungen, sind *Gemachtes*, sind komplexe, nie ganz fertiggestellte Ergebnisse von weder über- noch unterdeterminierten Praxen und ihrerseits stets handlungsmotivierende oder -auslösende Interventionen in einem Feld, das nicht eingezäunt ist wie ein Raubtierkäfig, sondern über diverse Zugänge und Ausgänge, Zuflüsse und Abflüsse verfügt.

II. 3. 8. Determination und Dialektik

Kehren wir auf der Grundlage dieser Überlegungen zu den anfänglichen Fragen zurück, wie Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung in *theorieimmanenter* und in *außentheoretischer* Perspektive angemessen zu betreiben wäre, so verlangt zumal die Beschäftigung mit einer ausgewählten theoretischen Formation, sich über den sprachwissenschaftshistoriographischen Diskurs selbst Rechenschaft abzulegen.

⁹⁷⁶ Ebd., S. 5; Herv. J. R.

Festhalten dürfen wir vorderhand noch einmal mehrerlei. Zum einen beginnt Wissenschaftsgeschichte nicht am Punkt Null, dort, wo sich jener Mythos installieren ließe, von dem aus alle Folgeentwicklungen eindimensional *folgerichtig*, d. h. unter den Vorzeichen einer disziplinären Ausarbeitung der einmal als gültig supponierten Grundbestimmungen ihren Gang nähmen. Einer solchen Auffassung teleologischer Wissenschaftsgeschichte korrespondiert der Gründermithos vom ‚großen Neuerer‘, vom radikalen Neuanfang, vom Aufbruch in Gefilde des nie Gewesenen. Folgerichtigkeit aber ist das Resultat einer voraussetzungsvollen Grundlegungsarbeit, die auf sprachphilosophische Debatten rekurriert und in ebensolche aktuellen Debatten interveniert, um Kriterien für eine sich anschließende Entfaltung und Ausdifferenzierung der Disziplin vorzuschlagen. Dies erzwingt jenen doppelten Blick auf das sich aus historischer Distanz darbietende Ensemble von sprachwissenschaftlichen Texten, den wir in bezug auf das (Lebens-)Werk Weisgerbers in Abschnitt II. 1. zu gewinnen versucht haben.

Die immanente Historizität der Theorie, in der sich Aneignung, Kritik und Modifikation verschränken und gegenseitig bekräftigen, weist einerseits darauf hin, wie bestimmte Theoreme (Sprachgemeinschaft) und Probleme (der Zusammenhang von Sprache, Denken und Weltbild et al.) gegenstandsbildend gelöst werden, andererseits, wie bestimmte historische Materialien (Humboldt, Cassirer etc.) in die Aktualität gehoben werden, um die zu entwickelnde Theorie einerseits nun wiederum im Rückgang auf gesichertes Wissen zu stärken, andererseits gegenüber dem Alten als das wirklich Überschreitende, Neue auszuzeichnen.

Ist also die Darstellung von Sprachwissenschaftsgeschichte auf die internen geschichtlichen Strukturierungen ihres Gegenstandes im gesamten Verlauf der Untersuchung verwiesen, so kann sich eine wissenschaftshistorische Skizze wie diese andererseits nicht dabei beruhigen, Entwicklungsverläufe einfach nur nach- oder abzubilden. Sie erlauge dann dem Irrtum, ein durch nichts aus der Ruhe zu bringender Protokollant habe politische oder gesellschaftliche Daten den jeweiligen Texten einfach nur zuzuordnen, um ein schlüssiges Gesamtbild zu zeichnen, in dem die Wechselwirkungen zwischen Politik und Wissenschaft als mehr oder weniger deutliche Abhängigkeits- oder Unabhängigkeitsverhältnisse offenbar würden.

Ein historiographisches Verfahren, das seinen Gegenstand als geschichtliche Formation aus kategorialer Bildung, wissenschaftlicher Institutionalisierung und politischen Bedingungen beschreibt, sieht sich somit selbst einer Befragung ausgesetzt, die zu erkennen geben müßte, daß ein geschichtliches Interesse stets auch eines der Erkenntnis systematischer

theoretischer Aussagen ist. Wenn von Sprachphilosophie die Rede sein soll, so heißt das, ihre synthetischen Gehalte, ihre politischen Interventionskompetenzen und ihren Stand als Wissenschaft nach evolutionären Kriterien, d. h. im Zugriff auf ihre interne historische Bedingtheit zu reflektieren. Zu klären ist deshalb, unter welchen wissenschaftshistoriographischen Voraussetzungen Sprachphilosophie als Wissenschaft in der Geschichte situiert zu werden vermag, ohne ihre genuinen, unabgeholten Fragen – was *ist* Sprache und welche Wissenschaft von ihr kann der Fülle ihrer Erscheinungen, Funktionen und Leistungen gerecht werden? –, mithin ihren Wahrheits- und Geltungskern historistisch zu entschärfen. „Ein historisches Objekt“, merkt Eugenio Coseriu an, „ist ein solches nur, wenn es gleichzeitig Fortbestand und Aufeinanderfolge ist. Was dagegen nur Fortbestand ist (z. B. die idealen Gattungen) oder nur Aufeinanderfolge (z. B. die Mondphasen, die Gezeiten), hat auch keinerlei Art Geschichte.“⁹⁷⁷

Eine historisch-systematische Rekonstruktion, die sich einer bestimmten Sprachtheorie zuwendet, indem sie am Leitfaden der Vermittlung von Fortbestand (sprachphilosophische Konzeptualisierungen, Fragen, Argumente) und Aufeinanderfolge (Aneignung, Ablösung, Überwindung konkurrierender Konzepte) das historische Objekt zu charakterisieren und zugleich in außertheoretische Kontexte einzubinden versucht, hätte, wie Bärbel Rompeltiens systemtheoretisch begründete Geschichte der Germanistik postuliert, die Phasen der Konstitution, Konsolidierung und Stabilisierung zu umfassen.⁹⁷⁸ Die Systemtheorie orientiert sich dabei aber vornehmlich am institutionellen Rahmen der Disziplin, die sie als Teil des „Wissenschaftssystems“ auffaßt. Gleichwohl ist Rompeltien grundsätzlich darin zuzustimmen, Sprachwissenschaftsgeschichte „als einen gesellschaftlichen Prozeß zu rekonstruieren“⁹⁷⁹, in dem das begriffliche Wissen, das die Akteure ins Feld führen, nicht unbehelligt bleiben kann von Forderungen aus gesellschaftlichen Milieus. Hält man an der – wie immer genauer zu fassenden – gesellschaftlichen, damit auch extern historisch-konfliktuösen Konstitution selbst eines so prägnant mit der Aura ‚zeitloser Wahrheiten‘ behafteten Gegenstandes wie der Sprachphilosophie fest, so dürfte sich eine jede Verwerfung glättende, schlichte Parallelisierung von Fach- und Gesellschaftsgeschichte verbieten. Zumindest mit Rompeltiens Ansatz wird mehr beansprucht, „als fachgeschichtliche Tatbestände im Lichte sozialhistorischen Wissens, etwa institutionensoziologisch oder ideologiekritisch zu interpretieren“.⁹⁸⁰

⁹⁷⁷ Coseriu: *Synchronie, Diachronie und Geschichte*, a. a. O., S. 247

⁹⁷⁸ Rompeltien, a. a. O., S. 10

⁹⁷⁹ Ebd., S. 9

⁹⁸⁰ Ebd.

Ohne die Berücksichtigung der beiden genannten Momente wird zwar kein Auskommen sein, und beide Zugriffe sind dort legitim, wo entweder Verhältnisse des Wissenschaftsbetriebs oder innertheoretische Verdinglichungsprozesse beschrieben werden sollen; doch bleibt zumal die ausschließlich institutionengeschichtliche Untersuchung dem Objekt gegenüber äußerlich, wenn nicht zugleich die diskursive Neuformierung der Gegenstände, der zentralen Theoreme, in den Blick gerät.

Rompeltien jedenfalls meldet einen generellen „Theoriebedarf“ an, „der für eine Disziplingeschichte besteht, die die Disziplinbildung und Entwicklung als gesellschaftlichen Vorgang faßbar machen möchte“.⁹⁸¹ Die systemtheoretisch orientierte gesellschaftsgeschichtliche Rekonstruktion reduziert jedoch wissenschaftshistoriographische Reflexion auf das Skizzieren eines „theoretischen Rahmens“, „innerhalb dessen Wissenschaftsentwicklung als Bestandteil der allgemeinen Gesellschaftsentwicklung thematisiert werden kann“.⁹⁸² Der theoretische Rahmen selbst allerdings müßte hinsichtlich der verhandelten historischen Vorstellungen über Gesellschaft reflektiert werden, weil jene selbst gesellschaftlich produzierte und mithin Momente des historisch-politischen Prozesses sind, innerhalb dessen Sprachwissenschaft sich ihren Ort sucht.

Unter dem Titel der „Ideologiekritik“ ist ein Verfahren bekannt, das die Wertneutralität von Wissenschaft mit Augenmerk auf ihre gesellschaftlichen Funktionen in Zweifel zieht. In einem klassischen Topos werden wissenschaftliche Konzepte als Ausdruck der Produktivkraftentwicklung, also als mehr oder minder lineare Entsprechungen zum technologischen Fortschritt gefaßt, die sich in den gesellschaftlichen Institutionen (Produktion, Verwaltung, Ausbildungssektor etc.) mit bestimmten (Klassen-)Interessen verbinden. Die sich an eine solche strukturelle Bestimmung anschließende Herrschaftsanalyse unterstreicht die Dependenz der Wissenschaft von sozioökonomischen Erinstanzen – bisweilen jedoch, ohne die internen wissenschaftlichen Organisationsstrukturen und Diskursverhältnisse näher zu berücksichtigen.

Werner Bahners und Werner Neumanns großangelegte Studie über die Herausbildung und Begründung der sprachwissenschaftlichen Germanistik⁹⁸³ unterstreicht vor einem in dieser Weise aufgespannten Horizont „die Notwendigkeit einer fundierten Methodologie für die Historiographie der Sprachwissenschaft“.⁹⁸⁴ Das Desiderat, Wissenschaftsgeschichte „als eine Geschichte theoretischer, methodischer und methodologischer Auffassungen und ihres

⁹⁸¹ Ebd., S. 13 f.

⁹⁸² Ebd., S. 14

⁹⁸³ Werner Bahner/Werner Neumann: *Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung*. Berlin 1985

⁹⁸⁴ Ebd., S. 13

jeweiligen gesellschaftshistorischen Zusammenhangs“ zu schreiben, also als Vermittlung von Grundlegung, Forschungsverfahren und heuristischer Gesamtkonzeption mit ihren jeweiligen gesellschaftlichen und geschichtlichen Entstehungsbedingungen zu rekonstruieren, zieht die Aufgabe nach sich, „nach den übergreifenden Bezügen zu forschen, Wissenschaftsentwicklung im sozialökonomischen Gesamtprozeß zu begreifen“.⁹⁸⁵

Auf dieser Grundlage erheben sich weitreichende Ansprüche an die Wissenschaftshistoriographie. Nicht nur seien „das System des Wissens, der Erkenntnisse und Verfahren aufzuhellen, sondern auch dessen Voraussetzungen und Realisierungsbedingungen.“⁹⁸⁶ Verspricht also die Enthüllung der bestimmenden außerwissenschaftlichen Kräfte eine Klärung begrifflicher und methodischer Konzepte über deren immanente Systematizität hinaus, um die Interessengebundenheit und Dienstbarkeit bzw. gesellschaftliche Funktion von Theorien zu benennen, so gerieten damit zugleich jene Bedingungen in den Blick, unter denen sich Theorien als wirkmächtig oder einflußreich erweisen könnten. Die gesellschaftlichen Kräfte, denen sich Theorien unwillentlich oder willentlich dienstbar machen, stellen aber gewissermaßen von sich aus die Realisierungsbedingungen bereit, unter denen aus einem ja zunächst einmal schlicht ‚vorhandenen‘ theoretischen Konzept auch eine Theorie zu werden vermag, ein komplexes System oder Ensemble von Erkenntnissen, Methoden und Auffassungen, das wahrgenommen, anerkannt, d. h. von nicht-wissenschaftlichen Parteien als anwendungswürdig oder, einfacher gesagt, nutzbringend angesehen wird.

Es wäre verfrüht, hier einen politökonomischen Kurzschluß zu konstatieren, der die Entwicklung von wissenschaftlichen Paradigmen als immer schon zwangsläufig-simultan denkt zu einer Gesellschaftsgeschichte, in der Wissenschaften die Kämpfe der Klassen begleiten – auf dieser oder jener Seite. Denn obschon Bahner/Neumann Theorie und theoretische Praxis, Theoriekonstitution und Theoriedistribution gewissermaßen als gleichursprüngliche Vorgänge veranschlagen und zu der axiomatischen Behauptung greifen, „daß die Wissenschaft mit ihren Disziplinen sich als ein sozialökonomisch determiniertes System spezifischer gesellschaftlicher Tätigkeiten erweist“, so fragen sie dennoch nach den spezifischen Formen, in denen und „durch die neue wissenschaftliche Erkenntnisse nicht nur erzeugt und reproduziert, sondern auch verbreitet und angewendet werden“.⁹⁸⁷ Beides, die Erkenntnisproduktion gleichwie die Erkenntnisdistribution/-anwendung, scheint umkämpft; ja, es müßten Bahner/Neumann zufolge die Formen wissenschaftlicher Grundlegung und

⁹⁸⁵ Ebd.

⁹⁸⁶ Ebd.

⁹⁸⁷ Ebd.

Praxis selbst als (in Bewegung bleibende) Formierungen lesbar sein, in denen sich außerwissenschaftliche Determinanten – statt eindimensional widergespiegelt zu werden – transformieren in begriffliche Konfliktkonstellationen.

„Daß die innere Logik des Erkenntnisinteresses und Erkenntnisgewinns wie auch die Impulse und Motivierungen für die Veränderungen des Gegenstandsbereiches nicht systematisch genug ins Blickfeld gerückt und in größere Zusammenhänge eingeordnet werden“⁹⁸⁸, ist für Bahner/Neumann Anlaß, wissenschaftshistoriographische Fragen nämlich zunächst einmal aus dem Gegenstandsverständnis heraus zu stellen – und nicht an externe, gebieterisch jedwede Forschung anleitende oder (unbewußt) in Auftrag gebende Domänen zu delegieren. Gewiß, das Telos der „dialektisch-materialistischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung“, „die Einheit von Wissenschaftlich-Logischem und Wissenschaftlich-Sozialem herauszuarbeiten“⁹⁸⁹, wird schließlich verlangen, Theorie und Praxis, Entwurf und Voraussetzungen, „Triebkräfte“ und „Folgen wissenschaftlicher Prozesse“ miteinander zu identifizieren; gleichwohl gilt das vornehmliche historiographische Interesse erst einmal dem „Aufbau von theoretischem Wissen über einen sich herausbildenden Gegenstandsbereich“, der innertheoretischen Prozessualität, der Arbeit des Begriffe und „der damit verknüpften wissenschaftlichen Tätigkeit“.⁹⁹⁰ Ob dergestalt ein Primat des geistigen Lebens der Gesellschaft, der gesellschaftlichen Produktion von Ideologie (als Vorverständnismuster auch der Wissenschaften), letztlich der gesellschaftlichen Bedürfnisse (nach Fortschritt in technologischer und in ökonomischer Hinsicht) die Auffassung hinfällig werden läßt, Wissenschaftsgeschichte müsse mit der relativen Autonomie theoretischer Gebilde rechnen, sei einmal dahingestellt. Zumindest stehen Wissenschaften und Soziales, Theoriegeschichte und gesellschaftliche Praxis in einem Spannungsverhältnis, das sich nicht durch ein wie immer modifiziertes Widerspiegelungs- oder Ableitungstheorem auflösen läßt. So sehr nämlich die „innerwissenschaftlichen Prozesse“ aufzuhellen seien, so prekär sei die dann wissenschaftshistoriographisch-gesellschaftsgeschichtlich zu leistende Vermittlung, die Bahner/Neumann als „vielfach vermittelten Zusammenhang“ beschreiben: Es „verweisen die sozialen Aspekte der wissenschaftlichen Tätigkeit auf die jeweilige gesellschaftliche Praxis und deren Bedürfnisse sowie auf die *Auseinandersetzungen im wissenschaftlich-geistigen Leben* des betreffenden Zeitabschnitts. Dabei erlangen bestimmte ideologische Grundorientierungen und daraus *mehr oder weniger* resultierende theoretische Leitvorstellungen zuweilen eine bemerkenswerte,

⁹⁸⁸ Ebd., S. 3

⁹⁸⁹ Ebd., S. 4

⁹⁹⁰ Ebd.

auch die Sprachforschung berührende Ausstrahlungskraft. Eine wichtige, wenn auch oftmals schwierige Aufgabe der Historiographie der Sprachwissenschaft besteht darin, die *vermittelnden mehrdimensionalen* Verbindungsglieder zwischen beiden Ebenen zu erkennen und zu analysieren.“⁹⁹¹

Mehrdimensionale Verbindungen zwischen Wissenschaften und Gesellschaft, mehr oder weniger auf wissenschaftliche Grundlegungsbemühungen Einfluß nehmende gesellschaftlich-ideologische Grundorientierungen, Auseinandersetzungen im wissenschaftlichen Leben selbst: Nach solchen eher tastenden Versuchen zur Bestimmung der Objekte der Wissenschaftsgeschichtsschreibung dürften Wissenschaftler/Forscher weder Agenten noch ihrer Sache selbst nicht bewußte Erfüllungsgehilfen einer Klasse oder einer bestimmten Gruppe von Machträgern sein. Bei Bahner/Neumann ist mithin zunächst nur soviel gesagt, daß sich „aus den theoretischen und praktischen Bedürfnissen der jeweiligen Gesellschaft“ die „von Vertretern der einzelnen Disziplinen in diesem Zusammenhang vorgenommene Gegenstandsbestimmung“⁹⁹² nachzeichnen läßt.

Deshalb wenden sich die Autoren in fachgeschichtlicher Perspektive methodologischen Fragen der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung zu⁹⁹³ und konstatieren, daß von Sprachwissenschaft als gesicherter Methodenlehre und als Profession in besagter historisierender Hinsicht erst ab einem bestimmten Zeitpunkt die Rede sein könne. Wenn wir mit Utz Maas angesichts des Einsatzes der Weisgerberschen Theorie in den zwanziger Jahren und – allgemeiner – angesichts der Neubestimmung der Sprachwissenschaft als Sprachphilosophie festgehalten haben, daß sich Sprachwissenschaft in diesem Kontext allererst *als Wissenschaft* zu etablieren, d. h. zu professionalisieren trachtete, dann argumentieren Bahner/Neumann hinsichtlich des 19. Jahrhunderts mit ähnlichen historiographischen Analysefiguren und skizzieren einen Zusammenhang von fachlicher Etablierung und dem Problem der konzeptualisierenden (Selbst-)Tradierung, der fast analog jene theoretischen Strukturierungsansätze beschreibt, die wir an Weisgerbers Grundlegungsarbeiten ausmachen konnten: „Besonders“, so Bahner/Neumann, „seit der Mitte des vergangenen [des 19.; J. R.] Jahrhunderts bemühten sich einzelne Sprachforscher, ihr Fach nicht nur als legitimen Eigenbereich herauszustellen, sondern auch dessen geschichtliche Verwurzelungen zu zeigen. Auf der einen Seite sprach daraus das Selbstbewußtsein, mit der Etablierung des Faches und den neugewonnenen Methoden einen

⁹⁹¹ Ebd.; Herv. J. R.

⁹⁹² Ebd.

⁹⁹³ Nicht ohne kritisch anzumerken: „Bei der zunehmenden Neuerschließung vergangener Entwicklungsphasen der Linguistik, unter besonderer Berücksichtigung der biographischen und ideengeschichtlichen Aspekte, zeigt sich in der Darbietung der Ergebnisse zuweilen eine positivistischen Aneinanderreihung der Fakten“ (ebd., S. 5).

entscheidenden Durchbruch erzielt zu haben. Andererseits wußte man, daß Ansätze hierzu in thematischer und stofflicher Hinsicht in den zurückliegenden Jahrhunderten existierten.“⁹⁹⁴

Die einsetzende Konstitution des Faches läßt sich mit guten Gründen auch als simultan entfaltete Legitimationspolitik bezeichnen, als Wissenschafts- und Wahrheitspolitik einerseits (auf dem Kampfplatz der Konzepte), als Rechtfertigungspraxis andererseits, die im Außertheoretischen Legitimation sucht, findet oder angeboten bekommt. Wissenschaftsintern jedenfalls ist laut Bahner/Neumann⁹⁹⁵ mit dem „Aufkommen der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft“ ein „tiefer Einschnitt“ gesetzt, durch den „neue Methoden Geltung erlangten, eine Fülle von Problemen auftauchte und bedeutende Persönlichkeiten sich diesem Gebiet widmeten“.⁹⁹⁶

Ohne Bahner/Neumanns Darstellung im einzelnen zu verfolgen, bleibt doch festzuhalten, daß aus der Sache selbst, der wissenschaftlichen Genese, auch neuartige wissenschaftshistoriographische Kategorien entstehen. Von einem „radikalen Bruch“ und einem „konstitutiven Neueinsatz“⁹⁹⁷ kann nur sprechen, wer Wissenschaftsgeschichte in eigener Sache, legitimationsbefördernd im Sinne der Zuschreibung von Geschichtsmächtigkeit betreibt. (Ziel wird es dann sein, über Geschichte vollends zu verfügen, d. h. die Wissenschaftsgeschichte *abzuschließen*, stillzustellen – darin erfüllt sich der Sinn der Rede von wissenschaftlicher Aura. Aura meint Zeitlosigkeit, meint die zeitlose Geltung von zeitlosen wissenschaftlichen Normen. Einen solchen auratischen Glanz hat etwa Helmut Gipper dem Weisgerberschen Werk des öfteren attestiert.⁹⁹⁸) Zu Recht betonen Bahner/Neumann daher, daß der Diskurs der Wissenschaftsgeschichtsschreibung einen Zugewinn an fachlicher Selbstreflexivität mit sich brachte, ja ein *Selbstbewußtsein* verstärkte, das – so ließe sich ergänzen – über seine einstige Legitimationsfunktion hinaus im heutigen Diskurs der Sprachwissenschaftshistoriographie methodologisches Gewicht erlangt⁹⁹⁹: „Mit

⁹⁹⁴ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 5

⁹⁹⁵ Vgl. auch die ähnliche Auffassung bei Clemens Knobloch; siehe Abschnitt II. 2. 2., Anm. 170

⁹⁹⁶ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 6

⁹⁹⁷ Ebd., S. 8

⁹⁹⁸ Eben daraus hat Gipper zudem das Fortwirken Weisgerbers bzw. die bevorstehende Wiederentdeckung des Weisgerberschen Werkes abgeleitet; siehe Abschnitt II. 2. 1., passim

⁹⁹⁹ Von diesem Zugewinn an Selbstreflexivität und fachlichem Selbstbewußtsein profitierte jedes Einschnittsdenken, jede Einschnittstheorie, selbst dann, wenn man wenig Rücksicht nahm auf die Fachgeschichte: „Die synchronische Sprachbetrachtung verschaffte sich zunehmend Geltung und ließ die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft in einem veränderten Licht und Stellenwert erscheinen. Dies mußte mit der Zeit auch Konsequenzen für die Historiographie der Sprachwissenschaft haben, insbesondere was die Bewertung der einzelnen Denkansätze und Richtungen und die Fragen der Periodisierung anging. Zunächst war es allerdings typisch, daß seitens der synchronisch orientierten Linguisten kaum Rückgriffe auf die Geschichte der Sprachwissenschaft in den theoretischen Auseinandersetzungen erfolgten.“ (Bahner/Neumann, a. a. O., S. 11)

Auch Brigitte Schlieben-Lange („Geschichte der Sprachwissenschaft und Geschichte der Sprachen“. In: Bernard Cerquiglini/Hans Ulrich Gumbrecht [Hg.]: *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie*.

der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft war eine Eigenständigkeit als gesonderte wissenschaftliche Disziplin erreicht worden, die fortan von ihren Trägern als ein signifikanter Wendepunkt betrachtet wurde.“¹⁰⁰⁰

Wie von nun an (und späterhin in wechselnden Formen) dieses Selbstbewußtsein erzeugt wird, der Durchsetzung nicht nur des Wissenschaftlichkeitsanspruches der Sprachwissenschaft überhaupt, sondern einzelner sprachwissenschaftlicher Konzepte dienend: Darüber entscheiden vor allem die jeweiligen theoretischen Grundannahmen, die sich mehr oder weniger der Geschichtlichkeit des Gegenstandes bewußt sein wollen oder nicht. Sprachwissenschaftshistoriographisches Denken aber *ist* seit dem 19. Jahrhundert so oder so fach- und theoriekonstitutiv – es erweist sich noch dort als unabdingbar, wo eine universalistisch-apriorische Konzeption, wie Bahner/Neumann an Chomsky illustrieren, um Bestätigungstheorien, Vorläufer und Gewährsmänner a posteriori – nach der axiomatischen Entscheidung – ringt.¹⁰⁰¹

Für die wissenschaftsinterne Perspektive läßt sich mit Bahner/Neumann festhalten, „daß der Austausch von Leitvorstellungen, Faktenmengen und terminologischen Inventaren über Zonen der Erschütterung von Voraussetzungen und der Interferenz von allgemeinen Orientierungen verläuft“.¹⁰⁰² Neben die Setzung neuer Axiome tritt im Moment des Umbruchs also die noch undeutliche Anbindung an außerwissenschaftliche Ressourcen. Dabei können

Wissenschaftsgeschichte als Innovationsvorgabe. Frankfurt/Main 1983, S. 476) weist auf die Geschichtsvergessenheit der strukturalistischen Schule hin – sowohl bezüglich des Gegenstandes als auch bezüglich des Faches. Darauf spielt gleichfalls Hans Arens' („Gedanken zur Historiographie der Linguistik“: In: *Geschichte der Sprachtheorie*, Bd. 1, a. a. O., S. 13) Bemerkung an: „Seit dem ‚historischen Einschnitt‘ von 1916, als die synchronische Darstellung der Sprache gefordert wurde im Rahmen einer wesentlich mechanistisch simplifizierenden [...] Lehre, die offenbar voraussetzte, daß es in der Sprache ein Sein gebe und nicht nur ein Werden mit manchmal ganz entgegengesetzten Tendenzen wie im kulturellen Bereich [...], trat die historisch, auf die Rekonstruktion einer indogermanischen Ursprache ausgerichtete Sprachwissenschaft zwar zurück, ist aber bis heute nicht verschwunden, während eine ‚Linguistik für alle‘ die Bühne beherrscht.“

Zum Begriff des Einschnitts siehe die spätere Diskussion in diesem Abschnitt.

¹⁰⁰⁰ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 8. Auf dieses Selbstverständnis der fachlichen Selbstverständigung kann Hermann Paul später wie selbstverständlich zurückgreifen: „Für ihn gab es ebenfalls keine Zweifel daran, daß erst durch Grimms *Deutsche Grammatik* die germanische Philologie zu einer wirklichen Wissenschaft wurde.“ (Ebd., S. 9)

Disziplinäres Selbstbewußtsein speist sich aus einem selbstreflexiv-diachronischen Objektbezug – *Geschichtlichkeit generiert Wissenschaftlichkeit*. Erst in „konsequent geschichtsbezogener Betrachtung des jeweiligen Objekts“ konstituiert sich das Fach als geschichtlich begründetes und in der Geschichte begründbares, d. h. Fach- und extralinguistische Geschichte von nun an auch prospektiv-geschichtlich prägen wollendes Unterfangen: „[...] der Anwendung dieses Prinzips hat die Gesamtheit von Gesellschaftswissenschaften ihren Werdegang zu verdanken. Ein beredtes Zeugnis dafür liefert u. a. die Geschichte der Sprachwissenschaft: für ihre Entwicklung zu einer modernen Wissenschaft gab der Evolutionsgedanke den Ausschlag.“ (Georgij Klimov: „Zum Prinzip des Historismus in der Sprachwissenschaft“. In: *Logos semantikos*, a. a. O., Bd. 2, S. 115)

¹⁰⁰¹ Bahner/Neumann (ebd., S. 11 f.) sehen in Chomskys *Cartesian Linguistics* „einen wichtigen Anstoß zu einer engeren Verflechtung von sprachtheoretischer Besinnung und Rückgriff auf sprachwissenschaftliche Überlegungen früherer Jahrhunderte“, wenden aber gegen Chomskys „problemgeschichtliche Verklammerung“ ein, daß „hier der Bezug auf die Geschichte der Sprachwissenschaft in eine Jagd nach Vorläufern zur Rechtfertigung und Bestätigung der eigenen Ansichten verwandelt worden ist“.

¹⁰⁰² Ebd., S. 45

durchaus solche Leitvorstellungen oder (theorie-)sprachliche Fügungen in die theoretische Genese eingreifen, die jenseits der wissenschaftlichen Sphäre oder aber in angrenzenden Wissenschaften zirkulieren. Dies trifft für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft genauso zu wie für die Sprachwissenschaft der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts: Organismusdenken als „disziplinübergreifende Leitbildwirkung“¹⁰⁰³ hier, Lebensphilosophie, Hermeneutik und Soziologie da. Über diese internen Verklammerungen, Einspeisungen und produktiven Entlehnungen hinaus ist es aber laut Bahner/Neumann der durch „die Objekteigenschaften und die Erkenntnisinteressen“¹⁰⁰⁴ bestimmte dialektische Prozeß, der über die Verläufe von Wissenschaftsentwicklung entscheidet.

Woraus, wäre allerdings zu fragen, bezieht dieser Prozeß seine Objektivität jenseits der wissenschaftlichen Feldlegitimität? Aus der, mit Adorno gesprochen, „Sache selbst“, aus der antagonistischen Verfaßtheit der Gesellschaft? Es scheint so, denn Bahner/Neumann integrieren Wissenschaftsgeschichte nun in ein dialektisches Modell von geschichtlicher Evolution überhaupt: „Auf diese Weise kann der wissenschaftsgeschichtliche Ablauf als gesellschaftlich objektivierter Teilschritt der Dialektik von Konkretem, Abstraktem und geistig Konkretem betrachtet werden, in der die von Klasseninteressen abhängigen Momente der Diskontinuität in die Kontinuität des gesamtgesellschaftlichen Fortschritts eingeordnet werden.“¹⁰⁰⁵

Somit erscheinen wissenschaftliche Positionen nicht nur als ‚Erkenntnissetappen‘, eingebettet in die Teleologie der menschlichen Gattung, sie finden sich auch einer Bewertung ausgesetzt, die gemeinhin im dichotomischen Rahmen von ‚fortschrittlich/reaktionär‘ vorgenommen wurde.¹⁰⁰⁶ Der wissenschaftshistoriographisch „instruktive[] Modellfall der

¹⁰⁰³ Ebd., S. 46. Zur Ergänzungsfunktion der Organismusmetaphorik bei Weisgerber siehe auch Abschnitt II. 2., Anm. 80

¹⁰⁰⁴ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 47

¹⁰⁰⁵ Ebd. Deutlicher noch ebd., S. 25: „Das Empirische und das Historische werden zu einer im dialektischen Sinne identischen methodologischen Kategorie, aus deren individuellen Bewegungsformen das Bewegungsgesetz des Gegenstandes abzuleiten ist.“

¹⁰⁰⁶ Leitend steht hier im Hintergrund eine als marxistisch-leninistische Philosophie institutionalisierte Wissenschaftsdoktrin: „Entwicklung interessiert vorrangig als Höherentwicklung. Demzufolge muß es, sind allgemeine Züge des Entwicklungsbegriffs aufgedeckt, Aufgabe sein, sie auf die einzelnen Wissenschaftsbereiche anzuwenden und nutzbar zu machen. Zweifellos widerspiegelt Geschichte der Philosophie insgesamt Höherentwicklung, gesehen durch das Gesetz der Negation der Negation. Ebenso sicher gilt Gleiches für die Geschichte der Wissenschaften.“ (Siegfried Wollgast: „Zum Verhältnis von Wissenschafts- und Philosophiegeschichte“. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachw.*, 1976, Nr. 25, S. 37)

Vgl. auch F. M. Berésin: *Geschichte der sprachwissenschaftlichen Theorien*. Leipzig 1980, S. 9: „In jeder Entwicklungsetappe der Sprachwissenschaft wurden Widersprüche der vorausgegangenen Entwicklungsetappe überwunden, beruhten die neuen Fortschritte unmittelbar auf den bereits entdeckten Gesetzmäßigkeiten und Theorien, allerdings auf einer neuen, einer höheren Stufe.“ Dem geschichtsphilosophischen Konzept der teleologischen Akkumulation von Wissen liegt aber auch die Vorstellung der Konvergenz von Objektebene und metasprachlicher Ebene (der Dialektik) zugrunde: „Damit sind Bedeutung und Stellenwert der Sprachwissenschaft klar bestimmt. Die Geschichte der Sprache hängt

Dialektik von Kontinuität und Diskontinuität“¹⁰⁰⁷, wie er sich an den konfliktreichen Prozessen der akademischen Institutionalisierung der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert hatte gewinnen lassen, wird zum Evaluierungsmuster für die Gegenstände der Wissenschaftsgeschichtsschreibung.¹⁰⁰⁸

Besagter „Phasenwechsel“ habe der Sprachwissenschaft „eine beträchtliche öffentliche Wirksamkeit“ beschert und „die wissenschaftsgeschichtliche Selbstdarstellung entscheidend beeinflusst“¹⁰⁰⁹, blicken Bahner/Neumann auf das 19. Jahrhundert zurück. Blicke angesichts dieses kommunikativen Entwicklungssprungs zu entscheiden: Welche wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Interessen drückten sich da aus und setzten sich durch? Wer ‚macht‘ Wissenschaftsgeschichte? Und zu welchem Behufe? Und/oder was macht sie möglich? „Die neue Sicht auf die Sprache“, heißt es, „hat bei ihrem Aufkommen eine philosophisch-weltanschauliche und unmittelbar politische Aktualität. Sie ist ungeachtet der persönlichen Leistung der sie vorbereitenden philosophischen Anreger und der sie durchsetzenden Sprachforscher keine nur individuelle Interpretation des geschichtlichen Vorgangs, geschweige denn ein zufälliger Umsprung im allgemeinen Denken. Sie ist ein Ausdruck der gesellschaftlichen Interessenlage der deutschen Bourgeoisie“.¹⁰¹⁰

Werden von einzelnen Forscherpersönlichkeiten initiierte fundamentale Veränderungen des welt-anschaulichen, besser: des welt-anschauenden Denkens (sei dafür etwa das ideengeschichtliche Etikett der kopernikanischen Wende Kants verwendet) im

untrennbar mit der Geschichte der Sprachwissenschaft zusammen, denn die Geschichte der Sprachwissenschaft ist zugleich Akkumulation von Sprachwissen.“ (Ebd., S. 10)

¹⁰⁰⁷ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 24

¹⁰⁰⁸ Herder beispielsweise findet – vgl. ebd. – Bahner/Neumanns Anerkennung, weil er das Problem der Sprachverschiedenheit nach der „Dialektik von Universalität und Individualität“ gelöst habe – und nicht durch eine kollektivsubjektivistische Hypostasierung des „Volksgeistes“. „Wir existieren nur als Glieder einer großen Kette, als ein Besonderes im Allgemeinen“, lautet die Belegstelle. Vgl. auch Herder: *Ursprung der Sprache*, a. a. O., S. 117 f.: „Wer kann, so wenig oder viel er drauf rechne, im Grunde der Sprachen *Verwandtschaft* ganz verkennen? Wie *ein* Menschenvolk nur auf der Erde wohnt, so auch nur *eine* Menschensprache“. Und: „Jeder Mensch hat freilich alle Fähigkeiten, die sein ganzes Geschlecht, und jede Nation die Fähigkeiten, die alle Nationen haben“ (ebd., S. 118); vgl. des weiteren auch Herders universale Teleologie der wechselseitigen Bildung des Menschengeschlechts durch die „Kette“ der „*Überlieferung von Volk zu Volk*“ (ebd., S. 120): „Der Eskimo vor seinem Kriegsheere hat schon alle Keime zu einem künftigen Demosthenes und jene Nation von Bildhauern am Amazonasstrome vielleicht tausend künftige Phidias.“ (Ebd., S. 120 f.)

Ähnlich lautende Äußerungen sind auch bei Jacob Grimm belegbar (*Über den Ursprung der Sprache*. In: ders.: *Reden in der Akademie*, ausgewählt und herausgegeben von Werner Neumann und Hartmut Schmidt, Berlin 1984, S. 82 f.): „Die sprache erscheint also eine fortschreitende arbeit, ein werk, eine zugleich rasche und langsame errungenschaft der menschen, die sie der freien entfaltung ihres denkens verdanken, wodurch sie zugleich getrennt und geeint werden. [...] Diese sprache, dies denken steht [...] nicht abgesondert da für einzelne menschen, sondern alle sprachen sind eine in die geschichte gegangene gemeinschaft und knüpfen die welt aneinander. ihre mannigfaltigkeit eben ist bestimmt, den ideengang zu vervielfachen und zu beleben.“

¹⁰⁰⁹ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 25 f.

¹⁰¹⁰ Ebd., S. 26. Im näheren ist hier „der bürgerliche Topos der Sprachnation“ (ebd., S. 29) gemeint, der auf politisch-administrativer Ebene eine „ausgedehnte und intensiviertere Schulbildung“ nach sich zieht, angestoßen durch „potentielle und aktuelle Interessenten an Normenbeschreibungen, -festlegungen und -begründungen“ (ebd., S. 27).

spezifischen fachlichen Zusammenhang aufgegriffen, umformuliert und operationalisiert,¹⁰¹¹ so geschehe beides im Zuge der antifeudalen Legitimierungsanstrengungen der zur Herrschaft drängenden bürgerlichen Klasse. Innerhalb dieses ‚in letzter Instanz‘ bestimmenden gesellschaftsgeschichtlichen „Großkontextes“¹⁰¹² der politischen und ökonomischen Umwälzungen sehen sich also schließlich die Gegenstände der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung verortet. Sprachwissenschaftliche Konzepte, selbst Resultate der innerwissenschaftlichen Dialektik von Kontinuität und Bruch, der Dialektik von alten und neuen Leitvorstellungen, von wissenschaftlicher Systematik und Forscherinitiative, nehmen, unbewußt oder bewußt, die geschichtliche Dialektik von Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnissen, von technischem Fortschritt und Herrschaftsform in sich auf.

Stärker noch zielen Bahner/Neumann auf „die gesellschaftliche Determination für die Herausbildung der Germanistik des 19. Jahrhunderts“¹⁰¹³, wenn sie die disziplinäre Konstitution – und d. h. die Konstitution der Germanistik als Nationalphilologie – als von der Geschichte selbst, d. h. von der ihre umwälzende Dialektik in Gang setzenden fortschrittlichen Klasse geforderte Neuorientierung charakterisieren, die unweigerlich zum Bruch mit dem Alten und zur Modellierung wegweisender Formen der Sprachbetrachtung habe führen müssen. Neben Franz Bopps 1816 erschienenem *Conjugationssystem* attestieren sie vor allem dem ersten Band der *Deutschen Grammatik* von Jacob Grimm (1819), als wissenschaftlicher Neuanatz den Bedürfnissen des öffentlichen Klimas entgegengekommen zu sein: „Die sich formierende deutsche Philologie hatte für ihre sprachwissenschaftlichen Bemühungen nun ein Vorbild bekommen, das den in der Luft liegenden natur- und geschichtsphilosophischen allgemeinen Anschauungen entsprach sowie gleichzeitig bestimmten neuartigen interdisziplinären Grundsätzen von Wissenschaftstheorie und Methodologie genügte. Die national-demokratische bürgerliche Philologie besitzt bei ihren sprachlichen Studien nun eine qualitativ neue wissenschaftliche Argumentationsgrundlage. Mit dem politischen Emanzipationsbestreben ist eine neue Auffassung von Wissenschaftlichkeit verbunden.“¹⁰¹⁴

¹⁰¹¹ Schon mit deutlichen Tendenzen einer veränderten Auffassung von Wissenschaftlichkeit, nämlich einer bereits durch naturwissenschaftliche Verfahren inspirierten: „Logische Deduktionen und spekulative Plausibilitätsannahmen werden dadurch auf bestimmten, relativ gut ausgrenzbaren und als Teilgegenstand isolierbaren Ebenen der Sprache, vor allem der Morphologie und der Phonologie, bis dahin unbekanntem Prüfungsverfahren unterzogen.“ (Ebd., S. 28)

¹⁰¹² Ebd., S. 30

¹⁰¹³ Ebd., S. 31

¹⁰¹⁴ Ebd., S. 32. Welch unsicheren Boden man betritt, sobald man sich um die Vermittlung von Wissenschafts- und Gesellschaftsgeschichte bemüht, zumal dann, wenn man bestrebt ist, Entstehungsbedingungen an bestimmte, identifizierbare Interessenlagen, Einflußnahmen und Akteure zu knüpfen, davon geben Behelfsformulierungen wie „in der Luft liegen“ oder „allgemeine Anschauungen“ einen prägnanten Eindruck. Die Analogien zwischen der hier beschriebenen und der Umbruchsituation hundert Jahre später liegen doppelt

auf der Hand: einerseits der Sache wegen (der Um- und Neustrukturierung des sprachwissenschaftlichen Begründungs- und Argumentationszusammenhangs), andererseits der Rekonstruktion und der Darstellung wegen. Bemüht, den Gehalt des Außertheoretischen, der in sprachwissenschaftliche Konzepte Einzug hält, zu benennen, kommt man kaum umhin, von ‚gesellschaftlichem Klima‘ u. ä. zu sprechen.

Daß die Frage der Begründung der germanistischen Linguistik nicht nur unter historisch-rekonstruktiven, sondern auch unter Aspekten des „systematischen Zusammenhanges von sprachtheoretischem Denken und philologischem Denken“ (Ludwig Jäger: „Philologie und Linguistik. Historische Notizen zu einem gestörten Verhältnis“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*, a. a. O., S. 198) noch heute sprachwissenschaftliche Debatten anstößt und sogar zu polemischen Paradigmenstreits anregt, zeigt sich an der von Jäger ins Feld der Auseinandersetzung geführten Rehabilitation der Grimmschen, Schleiermacherschen und Humboldtschen Wende gegenüber den Vertretern einer „szientifischen Strenge“ (ebd., 199), die erst mit „Beginn des sog. Saussureschen Paradigmas“ (ebd., S. 198) den Zeitpunkt des Autonomwerdens der Linguistik als Wissenschaft ansetzen.

Neben J. Grimm forderte vor allem Humboldt, die „Sprache rein objektiv, und, unter Beiseitsetzung jedes andern Zwecks um ihrer selbst willen“ (zit. nach ebd., S. 206) zu betrachten und dergestalt die (zu begründende) Sprachwissenschaft aus ihrer Funktion zu lösen, philologische Dienstwissenschaft der Altertumskunde oder der rationalistischen Grammatik zu sein. Es sei die „Dualis“-Idee der Sprache“, so Jäger, „die der Sprache die Würde eines autonomen Erkenntnisgegenstandes und der Linguistik die Würde einer selbständigen Wissenschaft verleiht“ (ebd., S. 207). Daraus resultieren jene weitgehenden und ineinander verschränkten sprachphilosophischen, erkenntnistheoretischen und kulturwissenschaftlichen Forschungsimperative und Axiome, die wir an Weisgerbers Grundlegungsschriften in ihrer spezifischen Modellierung diskutiert hatten; bei J. Grimm heißt dies laut Jäger, daß das „Sprachproblem“ (ebd., S. 209; Herv. J. R.) so formuliert werde, daß „Sprache nicht mehr nur lediglich – wie im Kontext der klassischen Philologie – als das Tor zum ‚Geist des Altertums‘ als ‚Muster von Sprache überhaupt‘, sondern als Bedingung der Möglichkeit von historischer Erkenntnis wie auch von Erkenntnis schlechthin fungiert“ (ebd.; Herv. J. R.). Die Anspielung auf Weisgerbers Abhandlung *Das Tor zur Muttersprache* (a. a. O.) könnte gewollt sein. (Weisgerbers Name fällt bei Jäger allerdings nicht.) – Im übrigen ist die ‚Dualis-Idee‘ nicht paradigmengestaltend geworden. Die Nichtrezeption Humboldts „durch die forschungspraktisch und wirkungsgeschichtlich dominante linguistische Strömung des 19. Jahrhunderts, die historisch vergleichende Linguistik, entlarvt [...] den gängigen Begründungstopos [Humboldt sei der Begründer der Allgemeinen Sprachwissenschaft; J. R.] als festrednerische Kompensationsfloskel“ (Scharf: „Einleitung“, a. a. O., S. 8). Das unterstützt Georg Stötzels Urteil („Vorwort“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, a. a. O., S. 3), daß Humboldt auf Jacob Grimm und Bopp keinerlei Einfluß ausgeübt habe. –

Jäger verankert – ähnlich wie Bahner/Neumann – die Genese der germanistischen Sprachwissenschaft im Kontext eines „tiefgreifenden sozialgeschichtlichen Wandels [...] des Umbruchs nämlich, der mit der Genese der bürgerlichen Gesellschaft verknüpft ist“ (ebd., S. 214). Die Sprachwissenschaft neuen Typs schafft nun den transzendentalen Rahmen, innerhalb dessen die zerbrochene und zerrissene Welt des Geschichtlichen, Sozialen und Politischen wieder an Sinngehalten und -zusammenhängen orientiert werden soll. Es ist die Nationalsprache, die gleichsam als Ersatz für das unwiderruflich verlorengegangene transzendente Gefüge der Ständegesellschaft und des kirchlichen Ordo einen zuverlässigen Modus der geschichtlichen Selbstvergewisserung zur Verfügung stellt: „Geschichte konstituiert sich nun erst im transzendentalen Rahmen des Wissens von ihr“ (ebd.), im Vollzug „der hermeneutischen Erzeugung geschichtlichen Wissens“ (ebd.), und Sprachwissenschaft begleitet reflektierend diesen Bildungsprozeß zur Bildung: „Kurz gesagt, die Philologie wird [...] zu einem Medium der geschichtlichen Selbstverständigung und der Verständigung überhaupt.“ (Ebd.)

Daß die Insistenz auf die historische und soziale/politische Relevanz von Sprachfragen und sprachwissenschaftlichen Gegenstandserzeugungen, die einen bestimmten Begriff von Geschichte und Geschichtlichkeit allererst konstituieren, von szientistischen Positionen strikt zurückgewiesen wird, liegt in deren reduktionistischem Selbstverständnis begründet. Aufschlußreich ist darüber hinaus, daß Jägers Rehabilitation zwanzig Jahre nach dem Weisgerber-Chomskyaner-Streit neuerlich eine Grundsatzdebatte auszulösen vermochte – vielleicht auch deshalb, weil die „theoretische Krise“ (ebd., S. 220), die Jäger diagnostizierte, in der fachgeschichtlichen und hermeneutischen Selbstvergessenheit der vorherrschenden Sprachwissenschaft mittlerweile zu offenkundig geworden war.

Zur besagten Debatte siehe Abschnitt II. 2. 3. 14. Einen bedenkenwerten ‚wissenschaftsklimatischen‘ Blick auf diese Kontroverse steuert im doppelten Rückgang Jürgen Trabant bei: „Humboldt über eine aktuelle Kontroverse um die Aufgaben der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 71: „Ich erinnere mich noch daran, daß vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren, als die generative Grammatik in (West-)Deutschland ihren ersten Höhepunkt überschritten hatte und man nach qualvoller Absolvierung der – generativ ausgerichteten – ersten Teile des *Funkkollegs Sprache* dankbar die Segnungen der Pragmatik und der Soziolinguistik begrüßte, viele grundsätzliche Überlegungen zu Gegenstand und Methode der Sprachwissenschaft angestellt wurden. Man ist aber vor großen theoretischen Schlachten zurückgeschreckt. Vielleicht war das gar nicht so schlecht, wenn man

Auch wenn demzufolge Jacob Grimm die Rolle eines Gründers, eines Pioniers zuzuschreiben sei,¹⁰¹⁵ gebiete es die „Dialektik von persönlicher Leistung und gesellschaftlichen Voraussetzungen und Konsequenzen im Wissenschaftsprozess“¹⁰¹⁶, die Grundlegungsleistung, aus der über die verfeinernde und verbreiterte Systematik bald unbestrittene, auch öffentliche Autorität erwachsen sei, aus der geschichtlich-gesellschaftlichen Basiskonstellation zu verstehen. So sei Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung zuletzt als Historiographie zu betreiben, die nicht lediglich ‚Verbindungen‘ zwischen den (neuen) Wissenschaften und der dominanten politökonomischen Klasse feststelle, sondern die die relative Autonomie der Wissenschaften im Hinblick auf die absolute geschichtliche, ökonomisch und politisch begründete Notwendigkeit der wissenschaftlichen Innovation rekonstruiere:

„In einer bestimmten Konstellation von materiellen Voraussetzungen und gesellschaftlichen Interessen werden sie [die ‚bedeutenden Persönlichkeiten‘] mit ihren subjektiven Intentionen und Leistungen zu Exponenten geschichtlicher Vorgänge. J. Grimm spielt mit seinem wissenschaftlichen Werk und speziell mit der *Deutschen Grammatik* eine hervorragende Rolle bei der nur als gesellschaftlicher Vorgang zu verstehenden Konsolidierung einer neuen Phase in der Entwicklung der Germanistik und, insofern er einen aufsehenerregenden methodologischen und materialerschließenden Beitrag leistet, bei der Fundierung einer spezifischen germanistischen Linguistik im Kontext der mehrsträngigen Entwicklung der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert.“¹⁰¹⁷

Jacob Grimm selbst ließ keinen Zweifel daran, bei der Begründung eines gänzlich neuartigen Forschungsprogramms eine herausragende, ja wegweisende Rolle zu spielen. Die „Vorrede“ der *Deutschen Grammatik* ist von einem kämpferischen, emphatischen Gestus getragen, wie er auch die einleitenden und die programmatischen Passagen von Weisgerbers *Muttersprache und Geistesbildung* sowie den innovativ-deklamatorischen Aufsatz „Die Bedeutungslehre –

sieht, wie so was abläuft. [...] Jetzt scheint wieder einmal die Zeit gekommen zu sein, prinzipiell zu werden. Das hat vermutlich damit zu tun, daß die Generativisten unter dem schicken Etikett der ‚cognitive science‘ in den letzten Jahren große Terraingewinne verbuchen konnten, Terraingewinne im wörtlichen Sinne des Wortes: Das Gebiet der ehemaligen DDR ist ein Land der kognitiven Linguistik geworden – offensichtlich, weil dort jedwede sozialwissenschaftlich orientierte Sprachwissenschaft als kompromittiert angesehen wird, so daß niemand mehr etwas damit zu tun haben möchte.“

¹⁰¹⁵ Gleichlautende Stimmen waren zu Weisgerber zu vernehmen; siehe Abschnitt I., Anm. 48, und Abschnitt II. 1., Anm. 6

¹⁰¹⁶ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 33

¹⁰¹⁷ Ebd., S. 34

ein Irrweg der Sprachwissenschaft?“ aus dem Jahr 1927 prägt. Dort sprach Weisgerber von „der beginnenden Sprachwissenschaft“ und der „Zukunftsaufgabe der Sprachwissenschaft“¹⁰¹⁸. J. Grimm positioniert sich analog: Er *setzt sich* an den Anfang einer programmatischen Initiation, deren künftige disziplinäre Ausgestaltung sich aus den neuen Grundlagen heraus bereits abzeichne. „Daß zukünftig aus den geschichtlich eröffneten Quellen auch allgemeine Betrachtungen geleitet werden können, die an Wahrheit, Fülle und Ueberzeugung die vorausgehenden Versuche weit hinter sich lassen“¹⁰¹⁹, stehe außer Frage. *Wahrheit* als angemessene Betrachtung der (Einzel-)Sprache, umfassende *Darstellung* der methodisch neu erschlossenen Tatbestände oder sprachlichen Erscheinungen und überzeugende, d. h. *Geltung* oder ungeteilte Anerkennung erlangende Einwirkung auf das wissenschaftliche und öffentliche Bewußtsein (von der Beschäftigung mit Sprache) sind die wissenschaftstheoretischen und -praktischen Marksteine, die J. Grimm setzt.

Jener durch die Trias Wahrheit–Darstellung–Geltung umrissene Aufbruch bringt es mit sich, im Dienste der Konstitution der neuen *Wissenschaft* von der Sprache eine schroffe Abkehr von (noch) gültigen Normen und Praxen der Sprachbetrachtung zu vollziehen. Die „Vorrede“ der *Deutschen Grammatik* hebt an: „Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat, sind zwar schon bis auf Adelong eine gute Zahl Bücher und von Adelong an bis auf heute eine noch fast größere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will; so muß ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gutgeheißenen für verwerflich, für thöricht halte.“¹⁰²⁰

Aus der Reihe heraustreten bedeutet offenkundig, eine neue Reihe zu beginnen, gleichfalls, einen neuen (Gesichts-)Kreis zu eröffnen, einen Kreis zu ziehen, in dessen Mittelpunkt eine archimedische Auffassung verankert ist, die es ermöglicht, das Gültige, das Gutgeheißene, das ja ein solches nur ist als *öffentlich* Anerkanntes (als Bekanntgemachtes), der Unwissenschaftlichkeit und Engstirnigkeit zu zeihen. Der „gesuchte[n] Weite“¹⁰²¹ stehe (noch), so J. Grimms Feindbestimmung, die „unsägliche Pedanterie“ des Grammatikunterrichts gegenüber, der nicht nur „geheimen Schaden“¹⁰²² anrichte, sondern verantwortlich dafür sei, daß die natürliche Anmut und die gewissermaßen stumme, tiefe Nähe der Sprecher zur Muttersprache verkannt, ja verbildet und die Entfaltung des natürlichen Sprachvermögens erheblich eingeschränkt werde: „Ich behaupte nichts anders, als daß

¹⁰¹⁸ Weisgerber 1927, S. 161; siehe auch Abschnitt II. 2. 1., Anm. 56

¹⁰¹⁹ Jacob Grimm: *Deutsche Grammatik. Erster Teil*. Göttingen 1819, S. XII

¹⁰²⁰ Ebd., S. IX

¹⁰²¹ Ebd., S. XII

¹⁰²² Ebd., S. IX

dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört und eine herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und sie in dem Besang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache gleich allem Natürlichem und Sittlichem ist ein unvermerktes, unbewußtes Geheimnis, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprechwerkzeuge für die eigens thümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt“.¹⁰²³

In derselben Stoßrichtung attackiert *Muttersprache und Geistesbildung* die Schulgrammatik – sie sei „versteinert[]“ zur „regelgebende[n] Wissenschaft“¹⁰²⁴, sei verbildende statt bildende Lehre aus dem Geist des Buchstabens und nicht der lebendigen Sprache –, und seit der Geburtsstunde der germanistischen Sprachwissenschaft, seit der *Deutschen Grammatik*, scheint die Verachtung der Schulgrammatiken zum Inventar jener sprachwissenschaftlichen Konzepte zu gehören, die gegen die vorgeblich prosaischen Fragen der sprachlichen Bildung und Erziehung das Ideal der sprachphilosophisch angeleiteten Einbildung in die höhere Wahrheit einer (einzel-)sprachlich verbürgten Identität von Sprache, (Volks-)Geschichte und Sittlichkeit/Kultur in Stellung bringen.¹⁰²⁵

Was Weisgerber vielerorts meint, jedoch unter veränderten terminologischen und theoretischen Standards anders akzentuiert (immerhin durchläuft die neuerliche Initiation der umfassenden Sprachwissenschaft ein gutes Jahrhundert nach der *Deutschen Grammatik* nicht nur die Stufen ihrer Vorläufer und deren Gegner, der selbst mit prinzipienwissenschaftlichen Ansprüchen auftretenden Junggrammatiker, sondern sie durchmustert auch angrenzende Disziplinen, zumal die Soziologie), spricht J. Grimm unverblümt aus: „Die abgezogenen, matten und mißgegriffenen Regeln der Sprachmeister“, der „Grammatiker und Wörterbuchmacher“ verschütteten die „Reinlichkeit und Sicherheit“, mit der der *nicht* durch dürre Abstraktionen¹⁰²⁶ vom lebendigen Grund der Sprache entfernte *native speaker* die Muttersprache handhabt: „Vor sechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, d. h. tatsächlich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen“.¹⁰²⁷

¹⁰²³ Ebd.

¹⁰²⁴ Weisgerber 1929, S. 2; siehe auch Abschnitt II. 2. 2., Anm. 162

¹⁰²⁵ Bemerkenswerterweise hat Karl Bühler in seinen „Prinzipien der Sprachforschung“ (*Sprachtheorie*, a. a. O., S. 18), die in systematischer Hinsicht zahlreiche Berührungspunkte zu Weisgerbers Grundlegungsprogramm aufweisen, diesem Reflex widerstanden und in Aussicht gestellt, er wolle für „die vielgeschmähte ‚Schulgrammatik‘ [...] ganz gern einmal ein freundliches Wort aufbringen“.

¹⁰²⁶ Der „bloß allgemein gedachten Formen und Formeln“ (Grimm: *Deutsche Grammatik*, a. a. O., S. XII). Der Vorwurf zielt allgemein auf die nomothetische Geschichtsvergessenheit der Schulgrammatiken. (Vgl. ebd., S. XVII)

¹⁰²⁷ Ebd., S. X

Die verfallsgeschichtliche Diagnose bezüglich der Herrschaft der Schulgrammatik¹⁰²⁸ offenbart, daß sprachliche Bildung dann Bildung sei, wenn sie keine normierende oder normgestützte Bildung sei, keine regelgeleitete und -einübende Reflexion auf das, was wir tun, wenn wir sprechen (und schreiben).¹⁰²⁹ Gleichwohl bedarf es angesichts des Verlusts der sprachlichen Mitte – die scheinbar als Uridentität von nicht-entfremdetem Leben und aus diesem geborenem sprachlichem Bewußtsein und somit als Tätigkeit,¹⁰³⁰ als Lebenspraxis vorzustellen ist¹⁰³¹ – und angesichts der Vorherrschaft von „Unzulänglichkeit“, „Täuschung

¹⁰²⁸ Vgl. die analoge Polemik gegen die niedere Schule in J. Grimms Akademierede aus dem Jahr 1849: Jacob Grimm: „Über Schule, Universität, Akademie“. In: *Reden in der Akademie*, a. a. O., S. 225 ff.

¹⁰²⁹ Zur antinormativen und antinomothetischen Grundhaltung bei J. Grimm und zu den daraus resultierenden gravierenden sprachtheoretischen und -didaktischen Defiziten vgl. Hubert Ivo: „Jacob Grimm und die sprachdidaktischen Häresien“. In: *Diskussion Deutsch*, 1989, Nr. 110, S. 586–593, insbes. 590

¹⁰³⁰ Es ist „der Geist aber, welcher gewaltet hat“ (Grimm: *Deutsche Grammatik*, a. a. O., S. XIV), der, so „ein großes Gesetz der Natur“ (ebd.) und „des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes“ (ebd., S. XV), stets tätig war in jedem Wort: „jedes Wort hat seine Geschichte und lebt sein eigenes Leben, es gilt daher kein sicherer Schluß von den Biegungen und Entfaltungen des einen auf die des andern, sondern erst das, was der Gebrauch in beiden gemeinschaftlich anerkennt, darf von der Grammatik angenommen werden.“ (Ebd., S. XIV)

¹⁰³¹ Grimm spricht, sogar auf die Gegenwart der konkreten Sprachverhältnisse bezogen, von einer Art intuitivem grammatischen Wissen, das jedem einzelnen gegeben sei – um dem Regelwissen ein nicht gelehrt, d. h. strenggenommen nicht gewußtes, kreatürlich-individuelles Wissen entgegenzusetzen: „Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich [...] eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und [...] alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.“ (Ebd., S. XI)

Helmut Henne hat in der Arbeit „Gesellschaftliche Bezüge im Selbstverständnis der neueren Sprachwissenschaft. Drei Stationen auf dem Weg in die linguistische Moderne“ (In: *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*, a. a. O., S. 88–99) diese „verwegenen Sätze“ (ebd., S. 91) in mehrerlei Hinsicht kontextualisiert. Zum ersten wies er auf die strukturelle Ähnlichkeit zwischen Chomskys Kompetenztheorie und der Grimmschen Auffassung hin. Wo die Transformationsgrammatik ein sprachliches ‚Können‘ und kein bestreitbares, modifizierbares Wissen installiert (nur Können ist unhintergeht- und unbefragbar, Wissen ist immer fallibel), postuliert Grimm die *un-gewußte* Naturgröße „wandelnde Grammatik“ (ebd.). Diese aber ersetzt – zum zweiten – nicht nur die überflüssige, schädliche Schulgrammatik, sondern streicht auch deren „adressatenspezifische[] Varianten“ (ebd.) aus: also die schichten- und bildungsbedingt unterschiedlichen Sprechweisen und unterschiedlich kompetenten Sprecher (Mundarten, Soziolekte, Wissenschafts- und Kunstsprachen; Schüler höherer und niederer Schulen, Akademiker, Wissenschaftler etc.).

Ebendiesem differenzierten gesellschaftlichen (Bildungs-)Hintergrund hatte der durch Grimm zum Generalantipoden bestimmte Adelung zur Voraussetzung einer grammatischen Modellierung gemacht, die zwischen verschiedenen Bildungsgraden zu unterscheiden wußte und in aufklärerischer Absicht die ihrerseits modellierte Schrift- oder Verkehrssprache zum Gegenstand einer sprachreflexiven Didaktik – einer grammatischen Schulung und einer Schulung des grammatischen Reflexionswissens – erklärte. (Vgl. Ivo: *Deutschdidaktik*, a. a. O., S. 111 ff.)

Bei Grimm schlägt die Nationalphilologie die ‚Bildungsgermanistik‘ aus dem Feld – und selbst in Nationalideologie um. Das sprachpolitische und gesellschaftliche Differenzierungspostulat Adelungs fällt der historischen Tiefenstilisierung zum Opfer: Wissenschaft der Sprache ist bei Grimm die wissenschaftliche Entbergung des Seins der (Einzel-)Sprache in ihrem Werden. Und wo die Natur unter denen, die *die eine* Sprache sprechen, keine Unterschiede macht – und wo sie stets schon wirkt ohne unser Zutun (und also ihr Geheimnis nur geborgen werden muß) –, da ist es nicht mehr um sprachliche Bildung und die Bildung der Sprachnation zu tun, sondern um die Anrufung des Sprachvolkes.

Henne (a. a. O., S. 93) interpretiert „Jacob Grimms didaktische Verweigerung“ in einem Kontext, den wir analog für die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts skizziert haben. Beiderseits verläuft die Front zwischen Ernüchterung/Aufklärung und einem pragmatisch-gesellschaftlichen Sprachbegriff einerseits und der sprachwissenschaftlichen Emphasisierung/höheren Dienstbarmachung und transzendentalen Entrückung der konkreten Sprecherbeziehungen und Sprechverhältnisse andererseits: „Fortschritt durch stetige Verbesserung ist Adelungs Konzept, dem sich Grimms große Gebärde des Umbruchs verweigert. Die Grimmsche Sprachlehre [...] verweigert sich sprachpraktischen Bedürfnissen des Volkes und stellt sich doch in dessen Dienst.“ (Ebd., S. 92)

Dieses scheinbare Paradox zeichnet den Grimmschen „Paradigmenwechsel“ (ebd., S. 91) und gewissermaßen auch den Weisgerberschen aus. Einsichtig ist, daß Henne im Gegenzug Hermann Paul

und Irrthum“, d. h. der Dominanz der „Sprachlehren“¹⁰³², eines Weges, der die Möglichkeit der Wiedergewinnung des wahren Zugangs zur Einzelsprache eröffne.

Gerade vor dem Hintergrund aber, daß es schlechterdings unmöglich sei, das lebendige Sprachgefühl und den lebendigen Sprachgebrauch der einzelnen oder der als ideale Einheit gedachten Sprecher einer Einzelsprache grammatisch zu bändigen, erhebt sich Grimms Forderung nach einer komplementären oder womöglich hochgradig kompensatorischen, über den Umgang der Verwissenschaftlichung dem ursprünglichen Zustand der Sprache sich wieder annähernden Sprachbetrachtung.

Das Komplement zur Ursprünglichkeitsthese stellt die These der Sprachwissenschaft dar, die als ‚eigentliche‘, wahrheitsfähige nunmehr den alleinigen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit vertritt – anstelle der Wissenslehre der grammatischen Formellehre.¹⁰³³ Sprachwissenschaft muß Philosophie der (Mutter-)Sprache sein, Philosophie des sprachlichen Zeichens und seiner Leistungen, wie sie sich im Leben der Sprachgemeinschaft offenbaren,

rehabilitiert und ihn vom kanonisierten Malus des Desinteresses an öffentlichen Sprachfragen befreit. Pauls letzte Schrift trug den Titel *Über Sprachunterricht* (Halle/Saale 1921), und daß das Paulsche (Lebens-)Werk von der steten Vermittlung zwischen Fragen der Spracherlernung und der Sprachentwicklung geprägt (gewesen) sei, stehe außer Zweifel.

„Das Werk ist gezeichnet von eben der Person, die für das Werk steht; es wird zudem von ihr begleitet und kommentiert“ (ebd., S. 97), pointiert Henne einen sprachwissenschaftshistoriographischen Zugang, der nicht außer acht läßt, daß jeder „sprachwissenschaftlichen Arbeit eine sprachkritische und sprachpolitische ‚Konzeption‘ zugrunde“ liegt (ebd., S. 98). Sprachlehren seien demzufolge „Konzepte, die als solche einen je spezifischen Beitrag zu gesellschaftlichen Ansprüchen herstellen. Wer sich mit Sprache wissenschaftlich einläßt, entgeht diesen Ansprüchen, die nicht nur solche der Praxis sind, nicht.“ (Ebd., S. 97)

¹⁰³² Grimm: *Deutsche Grammatik*, a. a. O., S. X

¹⁰³³ Den Bruch mit der Didaktik begleitet somit ein neues Verständnis von Wissenschaft: Wissenschaft kann nun gewissermaßen nur als Philosophie, als ‚strenge‘ Wissenschaft ihre Ansprüche geltend machen, also dann, wenn sie „nothwendig unpractisch“ (Grimm: „Über Schule“, a. a. O., S. 215; vgl. auch ebd., S. 241 f.) sei; zur „Entpragmatisierung“ des Wissenserwerbs“ als „Negierung jeglicher Idee von Handlungsanleitung in den Wissenschaften“, wie sie mit J. Grimms Initiation leitend wurde, vgl. Hubert Ivo: „Blick zurück nach vorn. Zum Verhältnis von ‚Wissenschaftlichkeit‘ und ‚Praxisbezug‘ – am Beispiel der Professionalisierung der Sprachdidaktik“. In: Jürgen Förster/Eva Neuland/Gerhard Rupp (Hg.): *Wozu noch Germanistik? Wissenschaft – Beruf – Kulturelle Praxis*. Stuttgart 1989, S. 22, 25 und 27 ff.; mit der Trivialisierung sprachdidaktischer und an die Gegenwartssprache in ihrem Varietätenreichtum angelehnter Fragen einher geht eine Politisierung, die sich den gesellschaftlichen Realitäten verweigert und, so J. Grimm („Über Schule“, a. a. O., S. 214), in ‚höheren‘, kompensatorischen, d. h. nationalideologischen Zusammenhängen ihr Ziel findet: Es könne „ohne ruhmredigkeit behauptet werden, dasz unsere wissenschaft und errungene literatur, das untilgbare gefühl für sprache und poesie es gewesen sind, die in zeiten härtester trübsal und tiefster ohnmacht des deutschen reichs das volk gestärkt, innerlich angefacht und erhoben, ja den sonst nichts hätte aufhalten mögen vor untergang uns bewahrt haben.“ Not tue der Schule daher „milch und brot des glaubens und der vaterlandsliebe“ (ebd., S. 226), und „die geschichte der letzten fünfzig jahre wird bezeugen, dasz die universitäten immer ein heiliger herd der vaterlandsliebe wie deutscher gesinnung waren und blieben“ (ebd., S. 233). Hierzu gesellen sich wiederholte Affekte gegen das Lehren der klassischen Sprachen; vgl. etwa ebd., S. 229. Zusammenfassend Ivo („Blick zurück nach vorn“, a. a. O., S. 22): „Geht somit die Wissenschaft als Ort verloren, in dem die standardsprachlichen Verhältnisse im Sinne der Idee der ‚Sprachnation‘ aufgeklärt werden können, so verstrickt sich die germanische Philologie in hoffnungsloser Weise in die dieser Idee strikt zuwiderlaufenden restaurativen Tendenzen der Bildungsbeschränkung.“

postuliert Weisgerber 1927 in Abkehr von der Bedeutungslehre (und 1929 in Abkehr von der Schulgrammatik), der „überhaupt die Voraussetzungen zu einer Wissenschaft [fehlen]“.¹⁰³⁴

Auf der Basis der kopernikanischen Kehre (von der Grammatik zur Sprachwissenschaft) vollzieht sich bei Grimm (wie bei Weisgerber) allererst die Konstitution einer radikal neuen, neue Grundlagen schaffenden Wissenschaft, die neben der neuen allgemeinen Hinsicht, der *Sprachauffassung*, zugleich neue wissenschaftliche Verfahren und Forschungsfelder *erschließt*.¹⁰³⁵ Insofern *schafft die Deutsche Grammatik*, wie Bahner/Neumann oben anmerken, „neue wissenschaftliche *Argumentationsgrundlagen*“, wenn sie aus der Defizienz der Schulgrammatiken folgert, daß Pfade jenseits der seit ‚einem halben Jahrhundert‘ begangenen betreten werden müßten. Der Pionier betritt heraustretend Neuland, indem er das Alte hinsichtlich seiner Unzulänglichkeiten, Irrtümer und groben Fehlorientierungen ausdeutet und daraus schlußfolgert, es könne nichts anderes folgen, als mit ihm zu brechen und den Gegenstand grundlegend neu zu erschließen: „Gibt es folglich keine Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf, keinen leichten Auszug der einfachsten und eben darum wunderbarsten Elemente, deren jedes ein unübersehliches Alter bis auf seine heutige Gestalt zurückgelegt hat; so kann das grammatische Studium kein anderes, als ein streng wissenschaftliches und zwar der verschiedenen Richtung nach, entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches seyn.“¹⁰³⁶ – „Unausbleiblich“ seien andernfalls „Dürre und Verwirrung [...], in so fern ausgebildete Abstractionen über Begriff und Wesen der Sprache [...] auf irgend eine, und eben unsere deutsche Sprache, [...] angewendet werden sollten.“¹⁰³⁷

Bruch und Entwurf sind bei J. Grimm wie bei Weisgerber notwendige Korrelate der Konstitutionsdeklaration. Unter Aspekten der wissenschaftsinternen Historiographie spiegelt sich in einer solchen Logik der wissenschaftlichen Evolution (und Revolution) die Dialektik von Diskontinuität und (herzustellender) Kontinuität. Daß die *Deutsche Grammatik* als appellative gleichwie systematisierende, Wissenschaftlichkeit erzeugende Pionierarbeit einen hohes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit erregte,¹⁰³⁸ dafür machen Bahner/Neumann nun die Bedürfnisse der im Umbruch befindlichen Gesellschaft verantwortlich, Bedürfnisse, die

¹⁰³⁴ Weisgerber 1927, S. 174

¹⁰³⁵ Als Sprachgeschichtsschreibung, so Schlieben-Lange („Geschichte der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 480), wird die wissenschaftliche Innovation später zur ideologischen Operation: „Der geschichtsideologische Aspekt dieses Typs von Sprachgeschichtsschreibung liegt in der Annahme einer *besseren nationalen* Vergangenheit, die es durch die Geschichtsschreibung und die Sammlung der Textdokumente wiederzugewinnen gilt“.

¹⁰³⁶ Grimm: *Deutsche Grammatik*, a. a. O., S. XI. Daß das Einfachste zugleich das Tiefste sei, aus dieser suggestiven Klammer vermag manch philosophischer Entwurf seine Anziehungskraft zu beziehen.

¹⁰³⁷ Ebd., S. XII

¹⁰³⁸ Ivo („Häresien“, a. a. O., S. 588) nennt sie einen „Paukenschlag“.

sich in einer neuartigen Form von Kommunikation artikulierten.¹⁰³⁹ Daß sich J. Grimm „als Kontinuitätsbrecher“ zu „gebärden“ vermochte,¹⁰⁴⁰ ‚verdankte‘ er jenen gesellschaftlichen Voraussetzungen oder Rezeptionsbedingungen, die von sich aus neben dem Bruch auch die Etablierung, d. h. die umgehende Kontinuierung des Neuen forderten. Wissenschaftsprozess und Gesellschaftsprozess verlaufen dem Bahner/Neumannschen Modell zufolge parallel. Gleichwohl behält die unsichtbare Hand der Geschichte, die List der gesellschaftlichen Vernunft, die Oberhand über den Eigensinn wissenschaftlicher Evolution.

Während die systemtheoretisch begründete Rekonstruktion Fachgeschichte an Hand der Koordinaten Konstitution, Konsolidierung und Stabilisierung beschreibt (mithin als autodynamischen Funktionalisierungsprozess), spannen Bahner/Neumann den wissenschaftshistoriographisch-gesellschaftsgeschichtlichen Rahmen, in dem sie wissenschaftliche „Durchsetzungsprozesse“¹⁰⁴¹ darstellen, zwischen den Koordinaten Kontinuität, Bruch, Konstitution, Konsolidierung (als Kontinuierung) und erneuerter Kontinuität (auch als Institutionalisierung der „Universitätssprachwissenschaft“¹⁰⁴²) auf. Aus dem „Kontext der Epochengeschichte“¹⁰⁴³ wechseln sie indes, zwecks dogmatischer Schließung, ins Theorem der „Epochendetermination“¹⁰⁴⁴. Ob nun – manipulationstheoretisch unterfüttert – (sprach-)wissenschaftliche Theorien Ausdrucks- oder „Repräsentationsform[en] eines tiefer erfaßten und z. T. bewußt beeinflussten gesellschaftlichen Bewußtseins“¹⁰⁴⁵ sein mögen oder nicht, „die Mehrstufigkeit des Prozesses, in dem die deutsche Philologie entsteht“¹⁰⁴⁶, geht verloren zugunsten einer geschichtsphilosophisch gestützten Totalitätsthese, nach der „die Geschichte der wissenschaftlichen Bemühungen um die Sprache“¹⁰⁴⁷ nicht mehr vornehmlich eine konfliktuöse Auseinandersetzung um komplexe theoretische Formierungen und Formationen und, möglicherweise, dann ideologische Überformungen und Zuspitzungen sei, sondern ein Abgeleitetes, ein Sekundärphänomen (mit schwach immanenten Eigengesetzlichkeiten): „Diese Geschichte ist generell determiniert durch die vorherrschenden gesellschaftlichen Interessen und erlebt signifikante Wendungen im Rahmen besonderer Konstellationen von Elementen inner- und interdisziplinären Vorwissens, philosophischer und

¹⁰³⁹ Zu „Idee und Ideologie“ der bürgerlichen Öffentlichkeit vgl. Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1990, S. 161 ff.

¹⁰⁴⁰ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 34; J. Grimm („Über Schule“, a. a. O., S. 214) charakterisierte sich selbst: „hinten zu halten und mich zu bergen war meine sache nie.“

¹⁰⁴¹ Bahner/Neumann, a. a. O., S. 41

¹⁰⁴² Ebd., S. 43

¹⁰⁴³ Ebd., S. 36

¹⁰⁴⁴ Ebd., S. 39

¹⁰⁴⁵ Ebd., S. 38

¹⁰⁴⁶ Ebd.

¹⁰⁴⁷ Ebd., S. 44

allgemein ideologischer Leitideen und von speziellen Anforderungen geschichtlicher Problem- und Konfliktsituationen.“¹⁰⁴⁸

Ausgespart bleiben unter dem Blickwinkel einer starken historiographischen Determinationsthese nicht allein (sprach-)praxisrelevante, der Sprachtheorie zu erschließende Bereiche und Begriffe wie etwa Tätigkeit, Erfahrung, Sonder- und Klassensprachen¹⁰⁴⁹; gleichfalls nicht in Betracht kommen Überlegungen dahingehend, daß aus dem (sprach-)wissenschaftlichen Feld heraus Wirkungen und politische (Mehrwert-)Effekte erzielt zu werden vermögen, die gesellschaftliche Leitvorstellungen oder gesellschaftliches Bewußtsein ‚beeinflussen‘, steuern oder anregen. Daß Sprachwissenschaft nicht nur, altmodisch gesprochen, Überbauphänomen ist, sondern selbst zur Produktion von Reflexionswissen (oder Ideologien) beiträgt, gerät in den toten Winkel einer Historiographie, die neben der ökonomisch-politischen Basis nur noch einen „Rahmen“ anzunehmen bereit ist, in dem fachspezifische Konstellationen einer fachgeschichtlichen Betrachtung unterzogen werden.

Wären somit sprachwissenschaftliche Konzepte den sie bedingenden sozioökonomischen Entwicklungsstadien mehr oder minder nur noch zuzuordnen, würde sich Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung bei der einsträngig-linearen Beziehung zwischen innerer und äußerer Sprachwissenschaftsgeschichte bescheiden.¹⁰⁵⁰ Weder fiele das Augenmerk auf die historisch meist prekären Vermittlungen beider, noch würde das Feld der sprachphilosophischen Debatten als Ort sublimierter oder aus der Fachperspektive reformulierter gesellschaftlicher Auseinandersetzungen vermessen werden können.

II. 3. 9. Wissenschaft als System

Die Neubegründung der Sprachwissenschaft, wie sie hier in doppelter Perspektive in Rede steht, erschließt sich dem historischen Verständnis nicht erst in den letztinstanzlichen sozioökonomischen Bedingungsbeziehungen oder politischen Präformationen. Es müßte

¹⁰⁴⁸ Ebd.

¹⁰⁴⁹ Vgl. Franz Janussek/Utz Maas: „Zum Gegenstand der Sprachpolitik: Sprache oder Sprachen?“ In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1981, Nr. 18, S. 80

¹⁰⁵⁰ In diesem Sinne unterlaufen Bahner/Neumann (a. a. O., S. 43) ihre eigenen historiographischen Standards: „Die Kompliziertheit des Prozesses legt den Schluß nahe, daß es sich bei dieser Phase der Geschichte der germanistischen Sprachwissenschaft weder um das Ergebnis eines individuellen Begründungsaktes noch um ein isoliertes, scharf abgrenzbares, unvermitteltes Neuentstehen handelt. Der kollektive Prozeß der ‚Gestaltung der germanischen Philologie zu einer fest gegründeten Wissenschaft‘ [Paul 1891] vollzieht sich als ein von heftigen Auseinandersetzungen begleiteter Dominanzwechsel innerhalb einer langen, soziologisch mehrstufigen, theoretisch, methodologisch und stofforientiert mehrsträngigen Entwicklung.“

statt dessen – in der Sprache der Systemtheorie – ein Geflecht aus Sozialsystem, Textsystem und kulturellem bzw. Bildungssystem sichtbar werden, dem Untersuchungen der Institutionengeschichte, der Interpretationsgeschichten und der Entwicklung im Ausbildungs- und Lehrsektor entsprechen.¹⁰⁵¹

Der auf den Gegenstand Sprachphilosophie (resp. hier: Weisgerber) eingegrenzte Text als Ort, an dem sich Entstehungsbedingungen, Traditionsbestände, Forschungsstand und forschungspraktische Perspektiven durchaus mit den notwendigen „Pauschalisierungen und Ungenauigkeiten in der gesellschaftlichen Zuschreibung“¹⁰⁵² ablesen lassen, umreißt mithin die politische Spezifik der Sprachphilosophie als Institution Wissenschaft und als öffentliche Praxis. Geschichte rückt damit keineswegs als Staffage in den phänomenalen Hintergrund, sondern erschließt sich durch die Diskurs- oder Textpraxen hindurch.

Eine starke Version einer historisch-gesellschaftlich motivierten, an Texten durchgeführten Theoriegeschichtsschreibung¹⁰⁵³ würde auf „kognitive, politisch-institutionelle, sozial-ökonomische und kulturelle Praxen“ zu sprechen kommen. Die Gesellschaftlichkeit von Wissenschaft überhaupt oder einer zu isolierenden wissenschaftlichen Disziplin wäre erschließbar durch ein korrelatives Verhältnis, das beschreibt, wie „Wissenschaftlichkeit gesellschaftlich determiniert und gesellschaftliche Realität konstituiert“ wird – nämlich auch durch wissenschaftliche Praxen hindurch.¹⁰⁵⁴ Aus der systemtheoretischen Perspektive, die wir hier wieder aufgreifen wollen, entspräche den Makrobereichen historisch-gesellschaftlicher Strukturbedingungen die „Konstitution ‚von oben‘“¹⁰⁵⁵. Mäße man jener den Status von sich selbst immer wieder stabilisierenden Umweltbedingungen zu, der Text wäre allerdings lediglich noch Dokument oder ein „Einzelereignis“, das sich in diesem Rahmen zuträgt. Texte aber sind im Spannungsfeld von determinierender Ordnung und gesellschaftlicher Transzendierung verortet. Ohne Berücksichtigung ihrer eigensinnigen Leistungen, die sich darin bezeugen, daß sie

¹⁰⁵¹ Näheres vgl. Rompeltien, a. a. O., S. 28 ff.

¹⁰⁵² Ebd., S. 33

¹⁰⁵³ Der strikte Textbezug bringt allerdings nicht zu unterschätzende Probleme mit sich: „Einerseits spielen sozialgeschichtliche Elemente unzweifelbar eine große Rolle im Sinne von Bedingungen, andererseits ist es häufig sehr schwer, die Wirksamkeit dieser Bedingungen zu plausibilisieren, weil häufig im Text nicht explizit darauf Bezug genommen wird“. (Brigitte Schlieben-Lange: „Überlegungen zur Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung“. In: Brigitte Schlieben-Lange/Hans-Dieter Dräxler et al. [Hg.]: *Europäische Sprachwissenschaft um 1800*. Münster 1989, S. 19)

¹⁰⁵⁴ Hans Jörg Sandkühler: *Geschichte, gesellschaftliche Bewegung und Erkenntnisprozeß*. Frankfurt/Main 1984, S. 121; vgl. auch Knobloch („Methodenlehre“, a. a. O., S. 207), der lapidar feststellt, „daß ‚Wissenschaftlichkeit‘, soziologisch betrachtet, immer ein umkämpftes Prädikat ist“. Peter Jehle („Semantischer Umbau und normaler Betrieb der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 44) begreift den Kampf um die Auszeichnung der Wissenschaftlichkeit mit Blick auf Ämterhierarchien, Kongresse, Zeit- und Festschriften etc. als „geordnetes Gerangel“.

¹⁰⁵⁵ Rompeltien, a. a. O., S. 44

intervenierend, kritisierend, fortschreibend oder bewußt innovativ auftreten können, ginge jedes Kriterium verloren, mit dessen Hilfe der historische Ort, und d. h. die historische, zeitliche Wahrheit von wissenschaftlichen Konzepten, zu benennen wäre.

Sprachwissenschaft ‚realisiert‘ zu keiner Zeit in reiner Form „das Kommunikationsmedium Wahrheit“, auch dann nicht, wenn man, systemtheoretisch fixiert, eruiert, „welche Konditionierung sie für ihre Erkenntnisprozesse einführt und welche Programme als Forschungsprogramme sie aufstellen kann“¹⁰⁵⁶. Jenseits dieser apostrophierten homogenen Planungsrationalität des Subsystems Sprachwissenschaft jedoch eignet dem Kohärenzanspruch von Forschung immer auch ein Moment von Wahrheit, die auf etwas außerhalb des Diskurses und seiner Systemanforderungen zielt. Dort erst realisieren sich gesellschaftlich die Geltungsansprüche von argumentativen Texten.

Wahrheit ist nicht nur Index für die gelungene Evolution und Reproduktion eines wissenschaftlichen (Sub-)Systems, sondern ein Rationalitätskriterium, dessen Reichweite nach seinen gesellschaftlichen Effekten bemessen werden kann. Insofern diese Effekte auch auf den weiteren wissenschaftlichen Entwicklungsgang rückwirkend Einfluß nehmen, spannt sich zwischen Produktion und Rezeption ein Feld auf, das polyvalent und reziprok strukturiert ist. Innerhalb dieses Feldes formiert sich Wissenschaft als theoretische Praxis in vielfältigen Formen: in der Textproduktion, in Vorträgen, öffentlichen Stellungnahmen usf. Ein Feld oder eine Konstellation, in der Wissenschaft als Erkenntnisproduktion eine intellektuelle Praxis bezeichnet, die zwar relativ autonom, aber – so paradox dies auch anmuten mag – durch und durch von gesellschaftlichen Konjunkturen tangiert *und* teil-konstituiert bleibt, ist nicht länger geistes- oder ideengeschichtlich immunisierbar gegenüber als ‚unrein‘ disqualifizierten ‚Einflüssen‘. ‚Wahrheit‘ wird bestreitbar, aushandelbar, zum diskursiven Moment, das in gesellschaftliche Konstellationen eingelassen ist; sie ist weder bloße formale Argumentationsnorm im Herrschaftsbereich von Paradigmen, noch ist sie reduzierbar auf sekundäre Effekte, ihre sog. Wirkung – sondern eine begriffliche Praxis, in der sich Spuren und Einflüsse nicht-wissenschaftlicher Praxen wiederfinden.

So vorläufig Bestimmungen dieser Art bleiben, so deutlich widersprechen sie der systemtheoretischen Konstruktion wissenschaftlicher Evolution. Wo die Systemtheorie Wahrheit als „binären Code“ in der Autopoiesis des Wissenschaftssystems und seiner disziplinären, autonomen Subsysteme aufgehen läßt¹⁰⁵⁷ und makrostrukturelle Determinanten

¹⁰⁵⁶ Ebd., S. 63

¹⁰⁵⁷ Vgl. ebd., S. 53: „Der Code fungiert so als Mechanismus der Abgrenzung bzw. Aufrechterhaltung der systemischen Differenz“. Das, was ‚wahr‘ ist, dient also der technischen Reproduktion, der Selbsterhaltung des Systems in Abgrenzung gegenüber konkurrierenden Systemen, vor allem „gesellschaftlichen Teilsystemen“

im Zusammenspiel mit mikrostrukturellen Anforderungen an die Rekursivität der Kommunikationsprozesse¹⁰⁵⁸ auf der Ebene abstrakter evolutionärer Differenzen festschreibt, schneidet sie auch die (geschichtliche) Rolle des Wissenschaftlers gerade in der Konstitutionsphase darauf zu, dem Anpassungsdruck der systemischen Umwelt sozusagen unwissentlich nachzugeben, weil „die überpersönliche Geltung systemischer Regelungen“¹⁰⁵⁹ ihn dazu zwingt, den funktionalen Imperativen der akademischen Praxis zu gehorchen: „Die hervortretenden Funktionalsysteme benötigen entsprechend qualifiziertes Personal zur Installation und Aufrechterhaltung ihrer Infrastruktur. Die Entstehung oder auch die Anpassung von Professionen und entsprechenden Karrieren bildet in dieser Phase der gesellschaftlichen Entwicklung ein unerläßliches Zwischenstück, um die Verankerung des gesellschaftlichen Strukturwandels in der alltäglichen Lebenswelt der Personen zu erklären.“¹⁰⁶⁰

Wo die Systemtheorie Wissenschaftsgeschichte nach ihrer Seite der gesellschaftlichen Vermittlung als „Aufnahme von Leistungsbeziehungen“ und erfolgreiche Wissenschaftsgenese systemimmanent als stets zunehmende Gegenstandsreduktion, als Verselbständigung von Erkenntnis (d. h. Ablösung von ihrem ‚gesellschaftlichen Grund‘) bis zur gänzlichen Institutionengebundenheit, als Etablierung von systemspezifischen Wahrheitscodes und ihnen operational entsprechenden Forschungsprogrammen versteht,¹⁰⁶¹ bemißt sich der Stellenwert des Tradierbaren oder der überhaupt zu berücksichtigenden, vorlaufenden Gegenstände letztlich nur noch an seiner erfolgreich kommunizierten Systemadäquatheit. Das in der Sprachphilosophie aufgehobene Motiv einer *nicht* umstandslos zu realisierenden oder in gesellschaftliche (Verwaltungs-)Systeme/Apparate einzuspeisenden ‚gesellschaftlichen Relevanz‘ jenseits der Bezirke technisch-bürokratischen Handelns

(ebd.). Selbsterhaltung wird systemintern aber als selbstreferentielle Schöpfungsmechanik gedacht: „Der aus der Neurophysiologie und Biochemie übernommene Begriff der Autopoiesis charakterisiert Systeme durch die rekursive Form ihrer konstituierenden Prozesse: das System produziert und reproduziert die Elemente, aus denen es besteht, selbst, und zwar im Modus des Selbstbezuges.“ (Ebd., S. 50)

¹⁰⁵⁸ Vgl. Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1990; vgl. Rompeltien, a. a. O., S. 60

¹⁰⁵⁹ Rompeltien, a. a. O., S. 73

¹⁰⁶⁰ Ebd.

¹⁰⁶¹ Die „systemische Dimension“ der historischer Rekonstruktion beschreibt Rompeltien (ebd., S. 86) wie folgt: Jener Schritt „erstreckt sich einmal auf den Nachweis systemspezifischer Mechanismen, die die inneren Prozesse der Germanistik als Sozialsystem kennzeichnen, also etwas die kommunikative Schließung der disziplinären Kommunikation, Separierung und Reduktion des Gegenstandes, die Autonomisierung der Erkenntnisprozesse, die Übernahme des Wahrheitscodes, die Herausbildung codeorientierter spezifischer Programme.“ Der zweite Schritt, wie oben angedeutet, „erstreckt sich zum anderen auf die Entwicklung systemischer Beziehungen zu anderen Sozialsystemen, also insbesondere die Aufnahme von Leistungsbeziehungen zwischen der Disziplin und anderen Funktionalsystemen der Gesellschaft.“ Diese Beziehungen können keine anderen sein als gesteuerte technisch-instrumentale Verwertungsbeziehungen eines Wissens, das schon je an technischer Verwertbarkeit orientiert sein muß. Der Zusammenhang von Wissenschaft und Gesellschaft ist mithin selbst als funktional-selbstreferentieller gedacht.

verschwindet vollends, sofern es nicht im Rahmen der Selbstbeschreibung der Theorie noch rhetorisch als Restbestand von „Sinngelalten“ zur Sprache gelangt.

Die „bedeutsamen Verweisungshorizonte, die in der Semantik“ – von Sprachgemeinschaft, Gesellschaft, Volk, Subjekt, Erfahrung, Interaktion usf. – „greifbar werden“¹⁰⁶², deuten schließlich allein Verweisungszusammenhänge dort an, wo im Verhältnis von Wissenschaftssystem und handelnden Personen nur mehr solche Elemente berücksichtigt werden müssen, die möglicherweise die bruchlose Integration des Wissenschaftsprozesses in die „systemspezifischen Mechanismen“ behindern.¹⁰⁶³ Das „Auftauchen von Sinngelalten“, so die systemtheoretische Rekonstruktion, sei „auf der Ebene der Interaktion, ihre Verfestigung auf den Ebenen der Organisation und des Funktionalsystems nachzuzeichnen und im Zusammenhang sozialstruktureller Veränderungen zu interpretieren“.¹⁰⁶⁴ Betrachtet man Sinngelalte somit als Stabilitätsfaktoren, ist ihre Genese, ihre Herkunft nicht weiter zu erörtern; sie tauchen auf und werden eingespeist in einen Interaktionskreislauf, der von jenen Sinngelalten – woher sie auch ihre eigentlichen Gehalte beziehen, ob aus der Theorie- oder der Gesellschaftsgeschichte – nicht weiter berührt wird. Nicht Argumente und Geltungsansprüche realisieren sich durch die Prozessualität der Forschungspraxis, sondern solche Faktoren (Leitbegriffe, Methoden, Konzepte), die sich als organisationsfestigend und funktional leistungsstark erweisen. Ist somit durch die systemimmanent vonstatten gegangene „Ausformung der Disziplin“ auch die „Abgrenzung des Disziplin gegenüber außerwissenschaftlichen Kontexten“¹⁰⁶⁵ gesichert, erschließen sich die Bezüge zwischen Disziplin, innerer und äußerer Geschichte und Gesellschaft/Sozialem nicht mehr als Wirkungsverhältnisse, sondern als sekundäre Phänomene der „Auswirkung“. „Personale Systeme[]“, so Rompeltien, „lassen sich soziologisch als Auswirkung bestimmter, für abgrenzbare gesellschaftliche Gruppen feststellbarer Lebenssituationen und Reproduktionserfordernisse auf die Hervorbringung von Sinnkomplexen fassen, wie sie in der Selbstbeschreibungsemantik des angezielten Zeitraumes vorliegen.“¹⁰⁶⁶

II. 3. 10. Kommunikations- und Argumentationsgeschichte

¹⁰⁶² Ebd., S. 87. Rompeltien verweist in bezug auf die Semantik der Geisteswissenschaften auf Luhmanns ausgesprochen unklaren Begriff der „geistesgeschichtlichen Empirie“ (ebd., S. 88). Es wäre hier noch einmal der u. E. instruktive Ansatz des „semantischen Umbaus der Geisteswissenschaften“ zu bevorzugen, wie ihn u. a. Clemens Knobloch vertritt.

¹⁰⁶³ Ebd.

¹⁰⁶⁴ Ebd.

¹⁰⁶⁵ Ebd.

¹⁰⁶⁶ Ebd.

Brigitte Schlieben-Lange hingegen hat die Frage nach der konstitutiven, argumentativen und organisatorischen Rolle des wissenschaftlichen Akteurs im Rahmen der Diskussion über die historiographische Relevanz der Kuhnschen Thesen zur Struktur wissenschaftlicher Revolutionen¹⁰⁶⁷ erörtert. Anlässlich der Überlegung, daß eine zufriedenstellende Konzeption für die Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung noch ausstehe,¹⁰⁶⁸ plädiert sie zudem für

¹⁰⁶⁷ Thomas Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 2., revid. Aufl., Frankfurt/Main 1976

¹⁰⁶⁸ Vgl. Schlieben-Lange: „Geschichte der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 464; ebd. weist sie den historiographischen Kanon als unzureichend zurück – „die Sprachwissenschaftsgeschichte der Handbücher, die additiv geschrieben wird, als Geschichte eines ständigen Wissenszuwachses im kontinuierlichen Lauf der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Gegenstand Sprache“ –, gleichfalls die totalisierende Rede von Paradigmenwechseln, die „unterstellt, daß auch die frühere Geschichte der Sprachwissenschaft als eine Geschichte der Brüche, die vielleicht etwas weniger schnell aufeinanderfolgten, geschrieben werden müßte“ (ebd., S. 465).

Ähnlich kritisch beurteilt Herbert Ernst Brekle (*Einführung in die Geschichte der Sprachwissenschaft*. Darmstadt 1985) die Lage der Sprachwissenschaftshistoriographie insgesamt. Die vorläufigen Ergebnisse der andauernden methodologischen Diskussion seien „noch nicht derart, daß man von einem tragfähigen konzeptuellen Gerüst für eine Methodologie und Methodik der heutigen oder gar einer künftigen Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung sprechen könnte“ (ebd., S. 16). Davon ausgenommen seien auch nicht Arbeiten wie Peter Schmitter: *Untersuchungen zur Historiographie der Linguistik. Struktur – Methodik – theoretische Fundierung*. Tübingen 1982, oder Klaus Grotzsch: *Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung. Ein Beitrag zur Kritik und zur historischen und methodologischen Selbstvergewisserung der Disziplin*. Göttingen 1982.

Stößt sich Brekle bezüglich neuerer Systematisierungsversuche an „der relativ ungeklärten epistemologischen und methodologischen Situation in der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung“ (ebd., S. 16 f.), so treffen seine metahistoriographischen Einschätzungen eine als Standardwerk gehandelte Darstellung noch stärker. An Hans Arens' *Sprachwissenschaft* (a. a. O.) moniert er sowohl die metasprachliche Schwäche als auch die sprachphilosophische Grundorientierung. Arens sei „aus Mangel an einem differenzierten Beschreibungs- bzw. Interpretationsapparat nicht in der Lage [...], die wesentlichen sprachtheoretischen Positionen herauszuarbeiten“, und dieser Mangel bestehe „weiterhin darin, daß er grundsätzlich dazu neigt, die Ansätze und Ergebnisse früherer Philosophen und Grammatiker an der Elle der von ihm als ‚eigentliche‘ Sprachwissenschaft verstandenen historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der neuhumboldtianischen Weisgerber-Schule zu messen.“ (Ebd., S. 29)

Ob die Orientierung an Humboldt oder den „neo-Humboldtian pseudolinguistics“ (ebd.) oder grundsätzlich jede Orientierung an sprachphilosophischen Grundsätzen die historiographische Arbeit beschädigt, ist fraglich. Ohne das Material strukturierende und bewertende oder zumindest begleitende sprachphilosophische Kriterien wird eine Rekonstruktion sprachwissenschaftlicher Konzepte und ihrer (Wirkungs-)Geschichte wohl schwerlich auskommen, es sei denn in scheinobjektivistischer, von einem wie immer explizierten Erkenntnisinteresse gereinigter Manier. Für die historiographischen Darstellungen und Zugänge Hermann Pauls, Cassirers, Coserius und Karl-Otto Apels scheint Brekle ebendies einzugestehen. (Vgl. ebd., S. 4)

Arens wiederum weist in den „Gedanken zur Historiographie der Linguistik“ (a. a. O., S. 3) das Ansinnen einer metasprachlichen Vor-Abklärung der historiographischen Arbeit zurück: „Die Unterscheidung zwischen einer Objekt- und einer Metasprache ist irreführend und wertlos, da sie vorgibt, die sogenannte Metasprache sei etwas anderes als die Normalsprache bereichert um einige Fachtermini, mit denen allein man von keiner Sprache handeln kann.“ Arens verkennt, daß die Historiographie metasprachlich reflexiv verfährt, um trennscharfe Begriffe für bestimmte charakteristische theoretische Formationen in bestimmten historischen und gesellschaftlichen Kontexten zu *finden*. Denn Rekonstruktion ist z. T. auch Konstruktion, gewissermaßen *Erfindung*. Es macht durchaus einen Unterschied, eine Theorie zusammenfassend *und* erschließend als Argumentationsapparat oder als Gedankengebilde zu bezeichnen, und beide Ausdrücke sind, ob mehr oder weniger normalsprachlich identifizierbar und gebräuchlich oder nicht, als metasprachliche Ausdrücke markiert – durch den textuellen Kontext u. a. m. Daß (sprachwissenschaftliches) Wissen nicht einfach ein zeitlos adäquates ist, entgeht Arens. Er pflegt einen naiven, gewissermaßen fach-ontologischen Wahrheitsbegriff, in dem Wissen das als wahr Erkannte ist: Das Seiende als das zu Erkennende sei identisch mit dem Wahren. Daraus folge: „Die Wissenschaft von der Sprache ist also primär die Gesamtheit der Erkenntnis über sie, sekundär die Lehre von diesen und ihrer Gewinnung, also Methodologie.“ (Ebd., S. 5)

eine Verschränkung zweier historiographischer Ansätze, die sich allem Anschein nach gegenseitig ausschließen, aber doch aufeinander bezogen werden müßten: „Geschichte der Kontinuität vs. Geschichte der Brüche, die beide[] notwendige[] Seiten jeder Wissenschaftsgeschichte sind. Man kann nur feststellen, was sich verändert hat, wenn man weiß, was gleich geblieben ist.“¹⁰⁶⁹

Sprachwissenschaftsgeschichte, so Schlieben-Lange, sei weder als homogener, verfügbarer, von Abzweigungen und Widersprüchen bereinigter „Korpus sprachwissenschaftlicher Wissensbestände“¹⁰⁷⁰ zu präsentieren noch – in vollständiger Abkehr von einer solchen additiven Historisierung – lediglich als unvorhersehbare Abfolge von

Arens' methodische Depotenzierung der Sprachwissenschaftshistoriographie, vorgetragen in Abgrenzung zu einer dazumal, 1966 ff., ‚modisch‘ gewordenen Ahnenangerei seit Chomskys *Cartesian Linguistics* (für die eigene Studie *Sprachwissenschaft* [1955], so Arens, habe es noch keinen „Markt“ gegeben; vgl. ebd., S. 13), engt somit die Darstellung ein auf „den praktischen [Wert], zu zeigen, was alles schon über die Sprache gedacht, unter welchen Aspekten sie gesehen, mit welchen Methoden sie behandelt worden ist“ (ebd., S. 4). Theorieimmanent heißt das lediglich: „Die Bedeutung der von einem Autor verwendeten Wörter (oder Begriffe) ist zeitlich horizontal und vertikal zu bestimmen“ (ebd., S. 6); und theorieexterne Bedeutungen in einem „geistesgeschichtlichen Zusammenhang herzustellen, ist nicht immer erfüllbar, sondern angesichts einer diskontinuierlichen Folge disparater Fakten und Theoreme oft nur als subjektive Vermutung oder aber gar nicht möglich“.

Die Bescheidenheit ist hier eine falsche. Wer nur über wahres vs. falsches Wissen zu schreiben meint und nicht über organisiertes oder sich organisierendes Wissen, d. h. Wissenschaft(en), degradiert die „Historiographie der Linguistik“ zur „Hilfswissenschaft“ (ebd., S. 9), um jedes angeblich fachfremde „Theoretisieren“ (ebd., S. 10) zu unterbinden.

Daß indes gerade die Trennung von Objekt- und Metasprache zum historiographischen Rüstzeug gehört, verdeutlicht – der von Arens scharf angegangene – Konrad Koerner („Das Problem der Metasprache in der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*, a. a. O.) – und zwar bezeichnenderweise auch in Opposition zu Chomskys *Cartesian Linguistics*, mit deren Erscheinen, so konzediert Koerner, allerdings das Interesse an Fragen der Sprachwissenschaftshistoriographie erst wieder entstanden sei.

Weshalb wir, in der Terminologie Rudolf Carnaps gesprochen, zwischen „Beobachtungssprache“ und „theoretischer Sprache“ unterscheiden müssen, zeigt sich laut Koerner eindringlich an Chomskys akontextueller Applikation von zentralen Termini. Wo nämlich etwa der Humboldtsche Begriff des ‚Erzeugens‘ in der Transformationstheorie als Äquivalent zu „to generate“ aufgefaßt werde, würden Begriffe übernommen oder in Analogie *verwendet*, nicht Bezeichnungen von Sachverhalten der objektiven Welt. Daß hier (und zwar in grob verfälschender Weise) nicht über die Sache oder deren vorgebliches Wesen – die Sprache und ihr Wesen –, sondern über theoretische Konzepte geredet wird, verstärkt die schlichte Einsicht, daß sich Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung mit Gegenstandsmodellierungen beschäftigt, mithin mit wissenschaftlichen Entwürfen, also metasprachlich konzeptualisierten Erschließungen jenseits der Semantik natürlicher Sprachen. Textuelle Kontexte sind metasprachlicher ‚Natur‘, sind metasprachliche Argumentationen.

Koerner ist daher zuzustimmen, wenn er fordert: „Für den Historiker der Linguistik muß es daher eine Hauptregel sein, die Sprachtheorie eines Autors innerhalb dessen spezifischen ‚frame of reference‘ festzulegen, immanent zu beschreiben und erst dann in einem nächsten Schritt solche Termini heranzuführen, die sie dem Verständnis eines heutigen Lesers näherbringen können, ohne aber die ursprünglichen Intentionen des Autors zu verfälschen.“ (Ebd., S. 71) Drei Grundsätze sollen hierbei leitend sein: erstens, „in Betracht [zu ziehen], was Goethe den ‚Geist der Zeiten‘ nannte“, zweitens, „den vorliegenden Text in seinem historischen, kulturellen und sprachlichen Zusammenhang“, also immanent zu interpretieren (Koerner spricht von der „Kunst des Einfühlens“), und drittens, anschließend „die vorsichtige Einführung einer Metasprache“ (ebd., S. 75 f.) zu betreiben, d. h. den metasprachlichen Zusammenhang mit aktuellen metasprachlichen Verfahren zu konfrontieren.

Vgl. auch: Roland Harweg: „Verwendung und Erwähnung und die Unterscheidung zwischen Objektsprache und Metasprache“. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 1981, 34. Jg., S. 285–292

¹⁰⁶⁹ Schlieben-Lange: „Geschichte der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 465

¹⁰⁷⁰ Ebd., S. 464

Brüchen und fachinternen Konjunkturen darzustellen. Vielmehr habe sich das Augenmerk auf Auseinandersetzungen, Unvereinbarkeiten und Übereinkünfte zu richten, die ihrerseits allererst vor einem Hintergrund Konturen gewinnen, der sich als gemeinsamer Bezugsrahmen einer „community of investigators“ skizzieren läßt. Dieser historisch bestimmte, kommunikative Strukturen bereitstellende Hintergrund müßte, gespiegelt auf die Ebene der Historiographie, den Rahmen für eine Beurteilung der Kommunikationsstrukturen und -prozesse abgeben, in und mit denen die „bestimmten ausgewählten und dazu ausgebildeten Mitglieder[] der Gesellschaft“ Wissenschaft im Wortsinne betreiben, nämlich vorantreiben und vertreiben, und zwar nach „spezifischen Regeln“, die sich von anderen Wissenssphären – wie der Literatur, der Religion oder des Rechts – fundamental unterscheiden.¹⁰⁷¹

Um der Ausdifferenzierung der Wissens- und Wissenschaftssphären als Kommunikationsuniversen Rechnung zu tragen und „Sprache als ein[en] Gegenstand wissenschaftlicher Kommunikation sui generis von anderen Gegenständen wissenschaftlicher Kommunikation unterscheiden“¹⁰⁷² zu können, schlägt Schlieben-Lange zwei übergeordnete Kriterien vor: zum einen „die *Kommunikationssituationen*, in denen die ‚Sprachwissenschaftler‘ miteinander sprechen“, zum anderen „die innere Struktur der ‚sprachwissenschaftlichen Kommunikation‘ selbst“¹⁰⁷³.

Bei letzterer handele es sich nicht um zu Leitkonzepten geronnene, sozusagen durch führende Forscher oder eine dominante Forschergemeinschaft voluntaristisch bestimmte Forschungsverfahren, sondern um *Argumentationen*, mit deren Hilfe ermittelt werde, welche *Fragen* zu „wissenschaftswürdigen“ erklärt werden könnten.¹⁰⁷⁴ Somit lasse sich die

¹⁰⁷¹ Ebd., S. 466

¹⁰⁷² Ebd., S. 467

¹⁰⁷³ Ebd.

¹⁰⁷⁴ Ebd. Analytisch unterscheiden ließe sich zwischen Argument und Argumentation. Ein Argument wäre eine Erwiderung auf eine Hypothese, eine These oder ein Argument, eine Argumentation wäre ein Argumentegefüge, ein Redebeitrag, ein Text, eine (theoretische) Schrift u. ä. Günther Grewendorf („Argumentation in der Sprachwissenschaft“. In: *Lili. Zeitschrift für Linguistik und Literaturwissenschaft*, 1980, 10. Jg., S. 129–151) nimmt diese Differenz zum Anlaß, nach denjenigen tieferliegenden Argumentationsstrukturen zu suchen, die nicht nur Argumente zu Argumentationen gruppieren, sondern auch die Formen der „Übergänge“ aus einer Satz-/Hypothesenmenge in einen argumentativen Satz festlegen, so daß durch den Rekurs auf sie ein argumentativer Schluß „in einer Diskussionsgemeinschaft (als legitim) akzeptiert“ (ebd., 142 f.) werden kann.

Diskurs durch Rekurs: „Argumentationsspiele“ (ebd., S. 131) seien zwar durch den Kontext, die spezifische Frage und die Kompetenz der Teilnehmer einer gewissen Variationsbreite ausgesetzt, doch Grewendorfs Modell einer Analyse wissenschaftlicher Argumentationen ermittelt über ein Argumentationsdiagramm, in das die Liste der Argumente übertragen wird, lediglich, „wie über die Feststellung einer Rangfolge unter Argumententypen Aufschlüsse über den impliziten Ausgang von Argumentationen gewonnen werden können“ (ebd., S. 149).

Offenbar gibt es gewisse formalisierbare Regelmäßigkeiten in wissenschaftlichen Argumentationen, aber welchen anderen als nur jenen logischen Status die Argumentationsanalyse dann darstellen und bekräftigen will, ist unklar – es sei denn, die klassifikatorische Typologie von „Gewinner- und Verliererargumenten“ reicht schon hin, wissenschaftliche Argumentationen vor dem Hintergrund ihres „kompetitiven Einsatz[es]“ (ebd., S. 146) zu ‚logifizieren‘, innerhalb dessen sich die Geltungsfrage tautologisch löst: „Der Begriff des Akzeptierens

Geschichte der Sprachwissenschaft als Sozialgeschichte der Argumentationen darstellen, als sich wandelnde diskursiv-gruppengestützte Auseinandersetzung um die Normen der sprachwissenschaftlichen Argumentation und ihrer Objekte. Die gegenstandsbezügliche Seite wiederum führe zu einer sprachwissenschaftsinternen Ausdifferenzierung in Diskursuniversen, „an denen unterschiedliche Personen teilhaben“¹⁰⁷⁵, und zwar nach ihrer Qualifikation, ihrer jeweiligen *zugeschriebenen* Zuständigkeit als Sprachphilosoph, als Sprachhistoriker oder als Sprachdidaktiker. Daß sich zwischen diesen Professionen und fachlich spezifizierenden Referenzpunkten jene Konfliktlinien ziehen lassen, die das Feld der Auseinandersetzungen zwischen den großen konkurrierenden sprachwissenschaftlichen Standards, i. e. Schulen abstecken, haben uns die Konstitutions- und prinzipienwissenschaftlichen Debatten im 19. Jahrhundert, in den zwanziger Jahren und in den sechziger/siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts gezeigt.¹⁰⁷⁶

Für die Untersuchung der Oppositionssituationen und Differenzierungs- oder Abspaltungsprozesse empfiehlt Schlieben-Lange eine historiographische Herangehensweise „in Art des diachronischen Strukturalismus“¹⁰⁷⁷. Für die Phasen davor und danach, für die eigentlich historischen Prozesse der Konstitution, der Konsolidierung, der Kontinuierung und der Operationalisierung/Anwendung scheint ihr eine mehrdimensional angelegte historiographische Arbeit vonnöten, die die Geschichte der Institutionalisierung, des

von Argumenten ist durch Bezugnahme auf ein Verhalten zu klären, das als das Akzeptieren eines Arguments gelten kann. Schriftlich geführte Diskussionen bringen hier zweifellos eine Reihe von Schwierigkeiten mit sich. Für Fälle wie das Nicht-Eingehen auf Gegenargumente oder ausbleibende Erwiderung wird sich nicht effektiv feststellen lassen, ob hierfür das Akzeptieren von Argumenten maßgeblich war.“ (Ebd., S. 143)

¹⁰⁷⁵ Schlieben-Lange: „Geschichte der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 468

¹⁰⁷⁶ Ebd. spricht Schlieben-Lange zu Recht von „Ausgliederungs- und Integrationsprozesse[n]“, m. a. W.: von theorieformierenden *Abkehrargumentationen* und *Aneignungsargumentationen*.

Daß sich im engeren textinterpretativen Rahmen hinsichtlich jeder einzelnen Theorie „die schwierige Einfluß- bzw. Abhängigkeitsfrage“, also Aneignungsfrage stellt, ist unbestreitbar – zumal dann, wenn theoretische Probleme und begriffliche Konzepte im Horizont des Neuen so expliziert werden, als seien sie noch nie gestellt worden. Damit freilich verbindet sich zudem der Originalitäts- als Geltungs- und Wirkungsstatus von theoretischen Argumenten. Müssen sie nur ihre Spuren in Texten hinterlassen? Oder müssen sie im Text als fachhistorische Argumente gekennzeichnet und diskutiert werden? Helmut Gipper („Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit in der Geschichte der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 101 f.) wirft folgende Fragen auf: „Wann darf man behaupten, daß ein Forscher von einem anderen beeinflusst ist, wenn er dies nicht selbst sagt? [...] Was zählt in der Wissenschaft: die Erfassung eines Gedankens bzw. einer Entdeckung oder die Stelle, an der das Neue wirklich in der Kommunikationsgemeinschaft der Forscher rezipiert wurde und Wirkung zeigt? [...] Wie steht es allgemein mit der Bewertung möglicher und tatsächlicher Einflüsse auf einen Gelehrten angesichts der Tatsache, daß jeder von anderen gelernt hat und anderen verpflichtet ist? Wie ist weiterhin die Leistung eines Forschers zu bewerten, wenn seine Gedanken sozusagen in der Luft lagen und auch von anderen früher oder gleichzeitig in ähnlicher Form geäußert worden sind? Wie steht es schließlich mit der Kompetenz jener, die als Spätergeborene und deshalb potentielle Besserwisser über frühere Leistungen berichten und urteilen?“

Auf letztere Frage nach der Berechtigung der historischen Kritik versuchen die Schlußüberlegungen dieses Exkurses eine methodologisch tragfähige Antwort zu geben.

¹⁰⁷⁷ Schlieben-Lange: „Geschichte der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 468. In diesem Sinne haben wir wiederholt von Argumentationsstrategien gesprochen, die sich in der Horizontalen des gegenwärtigen sprachwissenschaftlichen Konfliktfeldes und in der Vertikalen des Traditions- und Aneignungszusammenhangs geltend machen.

wissenschaftlichen Fortschritts und der Differenzierung bzw. Integration der Sprachwissenschaft einschließen müßte.¹⁰⁷⁸

In der je historisch spezifischen Realisation der Gegenstandskonstitution qua Kommunikationssituation machen sich besondere personale Aspekte geltend. Wissenschaftler treten in ein vorstrukturiertes Feld von Argumentationen und Theoriekonstellationen ein. Sie sind Akteure, die innerhalb dieses Rahmens ihre Kompetenz unter Beweis stellen (müssen), sich selbst als Wissenschaftlersubjekte darstellen und reproduzieren zu können. Sie begegnen Argumenten idealiter als gleichgestellte Interpreten, indem sie Gegenreden formulieren, die selbst zu Argumenten werden. Die Kommunikationssituation ist konstituiert durch wissenschaftliches Argumentieren, ja, sie stellt sich im strengen Sinne dadurch her, daß auf vorhandene Standards zurückgegriffen wird und diese im Prozeß ihrer Realisation modifiziert und damit aufs neue ratifiziert werden.

Nun wäre zu erörtern, ob bestimmte (inhaltliche) Argumentationsstrategien ihnen relativ genau entsprechende (formale) Kommunikationssituationen nach sich ziehen – und umgekehrt. Wie der wissenschaftliche Autor/Akteur wo und wann zu wem spricht, diese Frage läßt sich offenbar nicht allein im Rahmen institutionengeschichtlicher Rekonstruktionen beantworten. Denn das Was seiner Argumentation könnte bestimmt sein durch das Medium oder Forum seiner Rede (Universität, Fachzeitschrift, nicht-wissenschaftliche Öffentlichkeit) sowie durch den Begründungsrahmen, der dazu zwingt, eine bestimmte Frage im Hinblick auf bestimmte legitimierte Argumentationsweisen zu lösen – also über bestimmte Gegenstände unter diese bestimmenden Redebedingungen zu sprechen.

Der Text (als Rede, als Argumentation) trägt also die argumentativen oder diskursiven Bedingungen dessen in sich, was wie an welchen Ort und gegenüber welchem Adressaten sprachwissenschaftlich artikuliert werden kann: „Die Formen, Medien und Bedingungen wissenschaftlicher Kommunikation ebenso wie der Status und die Ausbildung miteinander wissenschaftlich argumentierender Kommunikationspartner haben unmittelbare Auswirkungen auf die Strukturen der wissenschaftlichen Argumentationen selbst. Jede Ausprägung trägt bestimmte Möglichkeiten und Zwänge in sich, deren Nutzung und Bewältigung entscheidend für die Geschichte der (Sprach-)Wissenschaft ist.“¹⁰⁷⁹

Die Vorartikuliertheit der wissenschaftlichen Rede schlägt sich in der Entscheidung darüber nieder, „welche Fragen“ in „einer bestimmten systematischen und intersubjektiv

¹⁰⁷⁸ Ebd., S. 469

¹⁰⁷⁹ Ebd., S. 470

kontrollierbaren Form“¹⁰⁸⁰ gestellt werden können. Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung eruiert somit, unter welchen „gültigen Normen der Argumentation“ welche Antworten als akzeptabel, als anerkennungswürdig erscheinen. Schon die Frage nach den „frag-würdigen Gegenstände[n]“¹⁰⁸¹ aber erhebt sich vor dem Hintergrund einer *vor-formulierenden Norm*, die den hinreichend genau gefaßten und dennoch offenen Argumentationszusammenhang festlegt, innerhalb dessen zu entscheiden ist, welche Gegenstände mit welchen Argumenten als anerkennungsfähig und welche Antworten als geltungsfähig darstellbar sind.

Unter diesen Aspekten beschreibt Schlieben-Lange an ausgewählten Beispielen eine Reihe von Motiven und Konflikt- bzw. Argumentationsmustern, die sich in der Geschichte der Sprachwissenschaft immer wieder durchsetzen: den Bruch (hier als „die Selbstdefinition der Grammatiker“), die Schlußregeln (hier „die Auseinandersetzung zwischen induktiv-generalisierenden Verfahren und solchen deduktiv-axiomatischer Art“), die Konklusionen („typische Antworten, die als Ergebnisse sprachwissenschaftlicher Arbeit Geltung haben“) und die Stützung (durch „die jeweils als Modelle zugelassenen Pilotwissenschaften“).¹⁰⁸² In der diachronischen Beschreibung der *Theoriegenese* läßt sich somit der Einsatz der argumentativen Durchsetzungsmittel und das Wie dieses Einsatzes rekonstruieren, in der synchronischen Beschreibung läßt sich der *Theorietypus*, der gefestigte *Argumentationsapparat*, charakterisieren. Ein Theorietypus ist die systematische Anordnung typischer Antworten, mit denen Geltung erzeugt und Wirkung erzielt wird – und zwar innerhalb eines spezifischen sprachwissenschaftlichen Universums. Daß Weisgerber die von Schlieben-Lange konstatierte Ausdifferenzierung der sprachwissenschaftlichen Diskursuniversen wieder aufhebt, ja transzendiert, indem er die im 19. Jahrhundert voneinander geschiedenen Frage-, Gegenstands- und Argumentationssphären der Sprachphilosophie, der Prinzipienwissenschaft, der Sprachlehre und der Sprachnorm¹⁰⁸³ synthetisiert – das macht die besondere, ein neues Argumentationsfeld erschließende und dessen Strukturen prägende Stellung seines *umfassenden* Konzeptes sowohl in der Geschichte der Sprachwissenschaft als auch in gewissermaßen überzeitlicher, systematischer Hinsicht aus.

Der wissenschaftliche Text schafft also dergestalt auch das Feld, in dem er als Argumentation fungiert und in dem er neue Koordinaten für die *Wissenschaftlichkeit* der Verfahren und Antworten festschreibt. Die mehrdimensional begründete und

¹⁰⁸⁰ Ebd., S. 471

¹⁰⁸¹ Ebd.

¹⁰⁸² Ebd., S. 473

¹⁰⁸³ Vgl. ebd., S. 476

mehrdimensional zielgerichtete Artikulation steckt den Bezugsrahmen zwischen wissenschaftlichen Argumentationen und gesellschaftlichen Wirkungen ab. Der Sprachwissenschaftler bewegt sich also in einem Feld, dessen innere, fachspezifischen Anforderungen genügende Struktur von sich aus die Handlungsbereiche etwa der Sprachpolitik formuliert. Damit ist das bei Schlieben-Lange formal gedachte Entsprechungsverhältnis zwischen innerer und äußerer Sprachwissenschaftsgeschichte als nicht gesellschaftlich präformiertes, sondern gesellschaftlich fundiertes darzustellen – auch dort, wo sich Sprachphilosophie mit den vermeintlich höheren Systematisierungs- und Erkenntnisansprüchen ostentativ von gesellschaftlichen Kontexten suspendiert. Erst als *philosophische* Frage nämlich, die Grundlagenprobleme artikuliert, gewinnt das Projekt einer umfassenden Sprachwissenschaft jene beständig vermittelte Position zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, die sich nicht aus einem wie immer gefaßten Ableitungstheorem ermitteln läßt.

II. 3. 11. Paradigmenwechsel

Der Vorzug einer die strukturierte und zugleich strukturierende, die in der historischen Zeit und im fachspezifischen Argumentationszusammenhang vonstatten gehende Tätigkeit des Wissenschaftlers hervorhebenden sprachwissenschaftsgeschichtlichen Untersuchung gegenüber der vorschnellen, im Anschluß an Thomas Kuhn zu einer gewissen Prominenz gelangten Rede von Paradigmenwechseln liegt auf der Hand. Wo Kuhn zunächst traditionelle Wissenschaftsgeschichtsschreibung als Chronologisierung stetiger Akkumulation charakterisiert,¹⁰⁸⁴ verwirft er in der Folge die Narrationen des Zuwachses zugunsten eines Modells, nach dem weder gesellschaftlich noch anderweitig motivierte¹⁰⁸⁵ wissenschaftliche Revolutionen „nicht kumulative Entwicklungsepisoden“ darstellen. Bekanntlich reserviert Kuhn für die immanenten Verhältnisse solcher eigentlich willkürlichen Neustrukturierungen

¹⁰⁸⁴ Kuhn, a. a. O., S. 15 ff.

¹⁰⁸⁵ In einer Nebenbemerkung räumt Kuhn (ebd., S. 11 f.) allerdings ein, er habe „die Rolle des technischen Fortschritts oder der äußeren – sozialen, ökonomischen und intellektuellen – Voraussetzungen für die Entwicklung der Wissenschaften“ nicht ausreichend berücksichtigt. Diese Überlegungen beziehen sich aber auf die für das Kuhnsche Projekt relevanten Naturwissenschaften. Über deren Geschichte spricht er sodann in personalistischer Verkürzung von „akuten Krisen“, die Wissenschaftler unvorhersehbar beeinflussen könnten. Zugespitzt heißt es: „Jede neue Auslegung der Natur, sei es eine Entdeckung oder eine Theorie, taucht zuerst im Geiste eines oder einiger weniger Individuen auf.“ (Ebd., S. 155) Und: „Etwas muß wenigstens einigen Wissenschaftlern das Gefühl geben, daß der neue Gedanke auf dem richtigen Wege ist, und manchmal sind es nur persönliche und unartikulierte ästhetische Erwägungen, die das tun können.“ (Ebd., S. 168)

Zur Kritik der Kuhnschen Theorie als reduktionistische „Sozialpsychologie fachwissenschaftlicher Gemeinschaften“ vgl. Lothar Paul: *Geschichte der Grammatik*, a. a. O., S. 69 und 18

den Begriff der „Paradigmata“: „Darunter verstehe ich allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen, die für eine gewisse Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten maßgebende Probleme und Lösungen liefern.“¹⁰⁸⁶

Nun wäre dem historizistischen Verständnis Kuhns vieles entgegenzuhalten: etwa die Auflösung jedweder geschichtlichen Kontinuität, die Fehleinschätzung traditioneller Wissenschaft als generell dogmatischer, die Unschärfe des Paradigmabegriffs oder die Übersteigerung des revolutionären Moments.¹⁰⁸⁷ Im Zuge der Applikation einer an den Naturwissenschaften ausgewiesenen epistemologischen Historie auf die Sprachwissenschaftsgeschichte tritt aber ein wesentliches Moment als problematisch hervor, das sich mit der Frage nach dem Stellenwert der Akteure andeuten läßt. Kuhn versteht Wissenschaft paradoxerweise als subjektlose, zumindest als argumentationsfreie Konstellation, die sich ihre Forschungsbedingungen von selbst schafft – ohne substantiellen Beitrag, den die wissenschaftsimmanente Auseinandersetzung leisten würde, und zwar zu jenem Zeitpunkt, an dem auftretende Anomalien der etablierten, „normalen Wissenschaft“ zur Krise führen. Es ist dies der Augenblick, in dem die eingeschliffene Prozedur der Dateninterpretation unterbrochen wird: nicht durch Kritik, die sich über Defizite und Anschlüsse gleichermaßen Kenntnis verschaffte, sondern den Auftritt des genialischen Individuums: „Die Wissenschaftler sprechen dann oft von den ‚Schuppen, die ihnen von den Augen fallen‘ oder dem ‚Blitzstrahl‘, der ein vorher dunkles Rätsel ‚erhell‘. [...] Kein üblicher Sinn des Ausdrucks ‚Interpretation‘ paßt zu diesen Eingebungsblitzen, durch die ein neues Paradigma geboren wird.“¹⁰⁸⁸

Paradox ist die Rede von der wissenschaftlichen Revolution vor allem deshalb, weil Personen agieren, ohne sich des hermeneutischen Rahmens vergewissern zu müssen, unter dessen Nichtberücksichtigung ein sprachlich und argumentativ fundierter Handlungs- und Erkenntniszusammenhang wie (Sprach-)Wissenschaft schlechterdings nicht denkbar ist. Kuhns Credo „Paradigmata können durch normale Wissenschaft überhaupt nicht korrigiert werden“¹⁰⁸⁹ unterläuft jenen Kontext, der mehr als bloße Rahmenbedingung ist: daß

¹⁰⁸⁶ Ebd., S. 10

¹⁰⁸⁷ Vgl. Wulf Oesterreicher: „Paradigma und Paradigmawechsel. Thomas S. Kuhn und die Linguistik“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1977, Nr. 3, S. 241–284. In den *Osnabrücker Beiträgen* ist eine Vielzahl detaillierter Arbeiten über den wissenschaftstheoretischen Status der Linguistik bzw. eine der Sprachwissenschaft angemessene Historiographie erschienen. Vgl. etwa Jürgen Klüver: „Einige Bemerkungen zur wissenschaftstheoretischen Diskussion in der Linguistik [...]“ (1977, Nr. 3, S. 15–26); Peter Finke: „Was die Wissenschaftstheorie von der Linguistik lernen kann. Ansätze zu einer funktionalen Wissenschaftstheorie“ (ebd., S. 27–54); Joachim Gessinger: „Linguistik als Nachbarwissenschaft?“ (1981, Nr. 18, S. 32–41); Bruno Strecker: „Das Wissenschaftliche an der Linguistik oder Bemerkungen zur Grammatik von ‚wissenschaftlich‘“ (1977, Nr. 3, S. 55–66); vgl. allgemein auch: Dieter Wunderlich (Hg.): *Wissenschaftstheorie der Linguistik*. Kronberg 1976

¹⁰⁸⁸ Kuhn, a. a. O., S. 134 f.

¹⁰⁸⁹ Ebd., S. 134

Geschichte nicht nur die qualitätslose Zeit¹⁰⁹⁰ für episodenhaft gedachte Wissenschaftsentwicklung abgibt, sondern Wissenschaft in der Geschichte ihre Ursprünge findet, ihre spezifischen Formen annimmt und deshalb das Geschichtliche als Gesellschaftliches in sich aufnimmt – und zwar im Sinne einer gesellschaftlichen Formbestimmung der wissenschaftlichen Kategorien. Unter den Auspizien des historizistischen Relativismus, der die Auseinandersetzungen darüber, was als wissenschaftlich legitim gelten kann, begrenzt auf die abstrakte Konkurrenz¹⁰⁹¹ der Konstruktion von Weltansichten, gilt dem Wechsel alles. Nicht umsonst tendiert Kuhns Untersuchung zur Ahnendarstellung, und den Selbstaussagen der Wissenschaftler wird fast unumschränkte Beweiskraft attestiert. Die Durchsetzung eines neuen Paradigmas bleibt dem charismatischen, wie immer überzeugenden Auftreten eines einzelnen oder etwaigen zügig sich bildenden Pressure-groups vorbehalten. Letztlich verdeckt die Rede von der wissenschaftlichen Revolution somit mehr, als sie – gegenüber ideengeschichtlichen Linearisierungsvorstellungen – an Bedeutung der Kraft der Negation und des Bruchs hervorheben könnte. Da die blanke Dezision und die unvorhersehbare Entdeckung für die historische Dynamisierung verantwortlich sind, bedarf es geltungserzeugender Argumente nur dort, wo der radikale Wechsel vom alten zum neuen Paradigma bereits vollzogen wurde. Der Diskurs ist ostentativ etwas Nachträgliches, Überredungsinstrument in der prekären (Macht-)Situation der unmittelbaren nachrevolutionären Phase: „Wenn [...] ein Paradigma jemals siegen soll, muß es einige erste Befürworter gewinnen, Leute, die es so weit entwickeln, daß harte Argumente angeführt und angehäuft werden können. Und selbst diese Argumente sind, wenn sie kommen, je für sich nicht entscheidend. Da Wissenschaftler verständige Menschen sind, wird letztlich dieses oder jenes Argument viele von ihnen überzeugen. Es gibt aber kein einziges Argument, das alle überzeugen könnte oder müßte.“¹⁰⁹²

¹⁰⁹⁰ Thomas Luckmann („Lebensweltliche Zeitkategorien, Zeitstrukturen des Alltags und der Ort des historischen Bewußtseins“. In: *Der Diskurs der Sprach- und Literaturhistorie*, a. a. O., S. 13–28) hat im Anschluß an die Lebensweltanalyse Alfred Schütz' verschiedene Reflexionsstufen der Zeitlichkeit vorgeschlagen, in deren Abfolge die zunehmende Verdichtung von Alltagserfahrung einen Zuwachs an gesellschaftlich objektivierter Zeitlichkeit zur Folge hat. So werden subjektive und soziale Zeitkategorien zu Institutionen einer gesellschaftlich produzierten Objektivität, in der Erfahrung als geronnene vorliegt, aber auch dahingehend rationalisiert ist, daß sie den geschichtlich verfahrenen „Text- und Sozialwissenschaften“ selbst zur Bedingung werden kann, über den eigenen Zugriff auf die mehrfach strukturierte Zeitlichkeit ihrer historischen Gestalten Rechenschaft abzulegen.

¹⁰⁹¹ Vgl. Kuhn, a. a. O., S. 159: „Die Befürworter konkurrierender Paradigmata bewegen sich immer in einem gewissen Grade auf verschiedenen Ebenen. [...] Der Wettstreit zwischen Paradigmata kann nicht durch Beweise entschieden werden.“

¹⁰⁹² Ebd., S. 169

Wo Schlieben-Lange wissenschaftliche Argumentationen dahingehend charakterisierte, daß „bestimmte Fragen [...] zu wissenschaftswürdigen erklärt“ werden,¹⁰⁹³ resultiert für Kuhn – im Grunde unabhängig vom Wie und vom Was, von Form und Gegenstand der Theorie – aus der Revolutionierung von Methoden, Begriffen und Theorien im wesentlichen nur die Neukonstitution der Forschergemeinschaft als möglichst homogener: „Jede von ihnen [den wissenschaftlichen Revolutionen; J. R.] forderte von der Gemeinschaft, eine altherwürdige wissenschaftliche Theorie zugunsten einer anderen, nicht mit ihr zu vereinbarenden, zurückzuweisen. Jede brachte eine Verschiebung der für die wissenschaftlichen Untersuchungen verfügbaren Probleme und der Maßstäbe mit sich, nach denen die Fachwissenschaft entschied, was als zulässiges Problem oder als legitime Problemlösung gelten sollte. Und jede wandelte das wissenschaftliche Denken in einer Weise um, die wir letztlich als eine Umgestaltung der Welt, in welcher wissenschaftliche Arbeit getan wurde, beschreiben müssen.“¹⁰⁹⁴ Allerdings spitzt sich die Umgestaltung, deren Ziel die wissenschaftliche Arbeit „unter einem einzigen, allerdings nunmehr anderen Paradigma“¹⁰⁹⁵ ist, zum Gesinnungskampf zu: „Wer das neue Paradigma annimmt, tut dies nach einem ‚Bekehrungserlebnis‘, und die Verbreitung des neuen Paradigmas beruht auf dem Bemühen, andere zu bekehren; nicht Argumente, sondern Überredung und Propaganda sind hierfür die geeigneten Mittel.“¹⁰⁹⁶

II. 3. 12. Intertextualität und Argumentationsgemeinschaften

Veränderungen, die durchaus mit Kontroversen einhergehen, aber den Streit um das bessere Argument nicht zum Movers von wissenschaftlicher Entwicklung erklären wollen, generieren also eine subjektlose, zugleich subjektivistisch übersteigerte und im Grunde referenz- und intentionsbeliebige Wissenschaftsgeschichte, in der sich Rationalitätsansprüche auf die allein ihren eigenen Kriterien gehorchenden Paradigmata beschränken. Schlieben-Langes argumentationstheoretisches Modell einer Sozialgeschichte der Sprachwissenschaft, das begriffliche und methodische Einschluß- und Ausschlußprozesse mit der diskursiven Modellierung von Gegenständen und der institutionellen Realisation der so gewonnenen Theorien vermittelt, besitzt sowohl gegenüber der systemtheoretischen Entsubstantialisierung

¹⁰⁹³ Schlieben-Lange: „Geschichte der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 467

¹⁰⁹⁴ Kuhn, a. a. O., S. 20 f.

¹⁰⁹⁵ Ebd., S. 201

¹⁰⁹⁶ Oesterreicher, a. a. O., S. 250. Die Analogien zu Feyerabends Position sind spätestens hier nicht zu übersehen.

von Ausdifferenzierungsprozessen als auch gegenüber der diachronischen Radikalität bei Kuhn den Vorteil, die „konstitutiven Merkmale[] wissenschaftlicher Kommunikation“ im Rahmen einer „Geschichte von Argumentationsgemeinschaften“ zu erörtern, die zwischen der scheinbaren Alternative Kontinuitätsgeschichte *oder* Geschichte der Brüche vermittelt, weil etwas als kohärent Gedachtes und Präsentiertes (beispielsweise das Ensemble der Weisgerberschen Texte) im Nachvollzug seiner Transformationen und Anverwandlungen an wissenschaftsinterne und -externe Bedingungen rekonstruiert zu werden vermag. Wenn Argumentationsgemeinschaften dem Zweck der methodischen Fragebearbeitung gehorchen (was insbesondere für einen Arbeitskreis wie das von Weisgerber initiierte Schwerpunktvorhaben „Sprache und Gemeinschaft“ gilt¹⁰⁹⁷), stellt sich nicht nur das Problem, unter welchen institutionellen Voraussetzungen und vor allem gesellschaftlich artikulierten Bedürfnissen und Anforderungen „welche Fragen zu einer bestimmten historischen Zeit als problematisch gelten“, d. h. im Diskurs der Sprachwissenschaft als wissenschaftliche Fragen erachtet und konzeptualisiert werden; es ist überdies zu klären, zu welchen historischen Zeitpunkten Abweichungen, Verschiebungen und Neuansätze sich in Texten realisieren, d. h. in den Argumentationen selbst, wobei stets das zu berücksichtigen bleibt, „was in einer bestimmten Zeit als ‚backing‘ gilt. In der Regel handelt es sich dabei um eine Modellwissenschaft, deren Modellfunktion zu der bestimmten Zeit allgemein anerkannt wird, oder aber auch um Alltagsrahmen, auf die man sich beziehen kann.“¹⁰⁹⁸

Schlieben-Langes Konzepte des Diskursuniversums und der Forschergemeinschaft als einer nur relativ homogenen Gruppe von Wissenschaftlern, die unter weitgehend gleichen sozialen und institutionellen Voraussetzungen arbeiten und sich auf einen intersubjektiv teilbaren historischen Kontext beziehen, unterlaufen also die Rede von der Determinationskraft, wie sie bei Kuhn hinsichtlich der Innovationen/Revolutionen, bei Bahner/Neumann hinsichtlich der Gesellschaftsgeschichte leitend ist. Als weitere historiographische Verstehensperspektive tritt diejenige des Beobachters hinzu, der Intentionalität und Finalität der historischen Situation zu vergegenwärtigen sucht: „das heißt [...], daß der Sprachwissenschaftshistoriker sich sozusagen in die Situation der jeweiligen historischen Zeit und des Sprachwissenschaftlers in dieser Zeit begeben muß“.¹⁰⁹⁹

¹⁰⁹⁷ Siehe Abschnitt II. 1., Anm. 16

¹⁰⁹⁸ Schlieben-Lange: „Überlegungen“, a. a. O., S. 13 f. Im Falle der Weisgerberschen Theorie umfaßt das backing, so wäre hier anzumerken, den (zugeschnittenen) Kanon der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft (insbesondere Herder und Humboldt), den strukturalistischen Neuansatz (Saussure) und eine Gemengelage aus zeitgenössischer Soziologie und Philosophie.

¹⁰⁹⁹ Schlieben-Lange: „Überlegungen“, a. a. O., S. 17

Ein solcher geschichtlicher Bezug hebt die Intentionalität von Forschungsprozessen hervor. Zur personalistischen Verkürzung von Wissenschaftshistorie sollte das nicht führen; vielmehr geht mit der möglichst genauen, zuweilen vielleicht auch nur tentativen Erhellung von Zeitumständen die Anerkennung der besonderen Historizität des zu deutenden theoretischen Entwurfs einher – anders als etwa in diskurstheoretischen Ansätzen, die an die Stelle des Wissenschaftlersubjekts den Block eines historischen Gesamt-Textes setzen. Fordert ein in diesen Passagen biographisches Verfahren, der Frage nachzugehen, „wie sich Theorieelemente im Laufe eines Wissenschaftlerlebens unter der Veränderung der Fragestellungen und Gewichtungen transformiert haben“¹¹⁰⁰, so eröffnet sich nochmals die Möglichkeit, den Ergebnissen der Textanalyse die lebensgeschichtlich-historische Deutung beizugesellen, um das Spannungsverhältnis zwischen kanonischen Wissensbeständen, wissenschaftlicher Einzelpraxis und politischen Präformationen herauszuarbeiten. Schlieben-Langes methodisches Postulat der Intertextualität ergänzt somit jenes der Kontextualität bezüglich nachbarwissenschaftlicher und gesellschaftlicher Theoriequellen: „Es zeigt sich, daß sprachwissenschaftliche Texte in sehr hohem Maße Intertexte sind, d. h. also vorausgehende Texte zitieren, sei es wörtlich oder sinngemäß, sei es zustimmend oder kritisch. Im Zusammenhang mit der Methode des Intertexts, aber auch darüber hinausgehend, stellt sich die Frage des *hermeneutischen Umgangs* mit historischen Texten in aller Schärfe. Welche Möglichkeiten haben wir zu rekonstruieren, was die Autoren wußten, was aber in den Texten nur angedeutet wird oder gar nicht erscheint?“¹¹⁰¹

¹¹⁰⁰ Ebd., S. 18 f.

¹¹⁰¹ Ebd., S. 18. Brekle (a. a. O., S. 20) entschärft die Probleme einer hermeneutischen Textbearbeitung, die in eine subkutane Schicht von stillschweigend integrierten und umgewandelten Wissensbeständen und Konzepten eindringen müßte, durch die folgenden umfassenden hermeneutisch-historiographischen Richtlinien: „Der Sprachwissenschaftshistoriograph hat demnach das Thema und dessen Durchführung, wie es sich in einem Text darbietet, samt den Prämissen, den von einem Autor verwendeten argumentativen Verknüpfungen von Annahmen und den von ihm eingesetzten Überzeugungsstrategien zu rekonstruieren. [...] Metatheoretisch soll der Historiograph explizit Auskunft geben über die von ihm eingenommene methodologische Position, über die von ihm gewählten Methoden, mit denen er zu Ergebnissen zu gelangen hofft, und über die von ihm mit seinem Rekonstruktionsversuch angestrebten Ziele (Grad der Vollständigkeit, mögliche Nutzenanwendungen u. ä.).“ – „zum Zwecke der Erreichung einer möglichst vollständigen Rekonstruktion des theoretischen Gehalts eines überlieferten Textes“ (ebd., S. 21) „wird [er] sich über weitere einschlägige Texte eines Autors und/oder seines Umkreises und evtl. der Tradition, in der sie stehen, informieren, um [sich] so einen ersten Eindruck über das ‚climate of opinions‘, über die damals gegebenen Interessen- und Motivationslagen zu verschaffen. Dazu kommen textexterne Faktoren wie Lebenslauf eines Autors (z. B. sein Herkommen, seine ökonomische und institutionelle Situation), die zumindest als Randbedingungen Licht auf sein linguistisches Arbeiten werfen könnten.“ (Ebd., S. 22) – Siehe zu den geforderten Aspekten Abschnitt I. und Abschnitt II. 1./II. 2. Als überwölbendes Moment wäre zudem die interne historiographische Kontextualisierung zu bewerkstelligen, d. h., „der heutige Historiograph der Sprachwissenschaft hat auch die Aussagen früherer oder heutiger Historiker der Sprachwissenschaft in seinen Beschreibungen zu berücksichtigen“ (ebd., S. 8).

II. 3. 13. Epochalität: Das Vorher und das Nachher

Das Unterfangen, sich mit Texten zu befassen, die einer abgeschlossenen Epoche angehören und eine mit dem Anspruch auf Epochalität auftretende Problem- und Methodenerneuerung markieren,¹¹⁰² muß damit rechnen, „daß der Übergang von einer Epoche zu einer anderen ein äußerst komplexer sozialhistorischer, methodengeschichtlicher, ideologischer, wissenschafts- und bildungspolitischer Vorgang ist“.¹¹⁰³ Allein die Bestimmung jenes Zeitpunkts, an dem eine neue Epoche beginnt, ohne daß sie als vollständiger Bruch mit allem Vorhergehenden, als retrospektiv voraussetzungslose, scharfe Zäsur verstanden würde, ist nicht bloß als Markierung in der leeren, homogenen historischen Zeit zu fassen. Umbrüche ziehen Verwerfungen nach sich, implizieren Rekurse aufs jüngst Vergangene, stellen Beziehungen zu aktualisierbaren Traditionsbeständen her und projektieren Entwicklungstendenzen und -ziele. In einer solchen vielschichtigen und mehrfach determinierten, polystrukturellen Situation speist sich das Selbstverständnis der wissenschaftlichen Akteure, für das Neue

¹¹⁰² Niklas Luhmann („Das Problem der Epochenbildung und der Evolutionstheorie“. In: Hans Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer [Hg.]: *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*. Frankfurt/Main 1985, S. 11–33) stellt dort, wo Einschnitte oder Epochenwechsel in der historischen Zeit verhandelt werden und demzufolge das Verständnis dieser Zeitlichkeit als ein Reflexionsmedium über die Geschichtlichkeit der Prozesse selbst zu vergegenwärtigen wäre, unter der Voraussetzung stratifikatorischer, segmentärer und funktionaler Systemdifferenzierungen „Epocheneinteilungen“ als „ein Bild von sich überlagernden Sequenzen“ vor (ebd., S. 20). Diese Überlagerungen oder Schichtungen – vor dem Hintergrund, Gesellschaft und Wissenschaften seien jeweils „ein universelles, selbstreferentiell geschlossenes Kommunikationssystem [...], das alle Kommunikationen und nur Kommunikationen enthält und sich durch Kommunikationen reproduziert“ – werden entlang der linearen Zeitachse ‚aufgestapelt‘. „Die Zeitlinie repräsentiert dann, ähnlich wie die Differenz zur Umwelt, die Einheit des Systems als Träger von Kontinuität und Diskontinuität.“ (Ebd., S. 25)

Was der Anspruch auf wissenschaftliche Revolutionen oder den (emphatischen) Neuanfang im Selbstbild der Akteure auch bedeuten mag, jedwede Ansprüche dieser Art desillusioniert die Systemtheorie, ohne ihrerseits noch anmerken zu müssen, warum die Dinge überhaupt ihren Lauf nehmen; der Wissenschaftshistoriker wird jedenfalls unter dem Eindruck folgender Anweisungen verfahren: „Auf der Zeitlinie werden Zäsuren eingetragen, die die Epochen abgrenzen, und die Abgrenzung wird mit Neuheitsqualität versehen [...]. Der Neuheitsanspruch, der die Epochengrenzen markiert, symbolisiert in gewisser Weise die *Willkürlichkeit der Gesamtkonstruktion* und *versiegelt* zugleich *die vorherige Geschichte* als etwas, was einer nun vergangenen Epoche angehört. Die Zäsur, und mit ihr die Neuheitsqualität, ist so gut wie immer übertrieben; aber eben das ist ein Erfordernis ihrer Funktion im Kontext von Selbstimplikationen.“ (Ebd., S. 25 f.; Herv. J. R.)

¹¹⁰³ Erika Hültenschmidt: „Wissenschaftshistoriographie und soziologische Theorie“. In: *Epochenschwellen und Epochenstrukturen*, a. a. O., S. 341. Zuzustimmen ist auch folgender Einschätzung: „Wissenssoziologische Parallelisierungen oder einseitige Determiniertheitskonzeptionen, die zur Überwindung einer engen Ideen- bzw. Geistesgeschichte entwickelt wurden, haben sich immer wieder als unzulänglich erwiesen: weder konnten sie die relative Eigenständigkeit von Wissenschaftsentwicklung adäquat erfassen, noch war es ihnen möglich, in der ‚Feineinstellung‘ den konkreten Zusammenhang von inhaltlichen und sozialen Prozessen herauszuarbeiten.“ (Ebd.)

Arens („Gedanken zur Historiographie der Linguistik“, a. a. O., S. 8) weist allgemein und nicht zu Unrecht auf die Vagheit bzw. mehrfache Bedingtheit der Begriffe „Epoche“ und „Zeitgeist“ hin: „Was ist eine Epoche? Wie grenzt man sie ab? Sie ist ja keine objektive Gegebenheit, sondern kann nach subjektivem Ermessen oder Bedarf bestimmt werden, und sie wird immer vom Zusammenklang mehrerer Generationen bestimmt: der älteren, noch im alten Geiste wirkenden und denkenden, der aktuellen und dominanten und der Avantgarde – so jedenfalls auf allen Gebieten der Kunst und Literatur. Sollte es auf dem Felde der Wissenschaft anders sein? Keineswegs. Mit welchen Mitteln bestimme ich die ‚geistige Aura‘, den Zeitgeist?“

einzutreten und die Zäsur zu verkörpern, aus einer Vielzahl politischer, wissenschaftsimmanenter und gesellschaftlicher Dispositive. Die Zeitlichkeit einer solchen Abwendung kann kaum sinnvoll als reine temporäre Abfolgeerscheinung gefaßt werden. Sie wird aufgefächert in den Dimensionen des politischen und kategorialen Raumes, so daß sich der epochale Charakter des Wechsels niemals in reiner Form abzeichnet, sondern sich auf verschiedenen horizontalen Ebenen des gesellschaftlichen Bedingungs Zusammenhangs realisiert, in dessen Wirkungsverhältnisse Wissenschaft wiederum zu intervenieren versucht. Im günstigsten Fall müßte „die Leistungsfähigkeit einer ‚prospektiv-konstruktiven‘ Geschichtswissenschaft erprobt werden könne[en]. Es wäre jeweils zu fragen, welche Möglichkeiten und welche Notwendigkeiten ein bestimmtes Ereignis [...] hervorgebracht hat, und zwar zunächst unter dem Gesichtspunkt der *Konstitutionsbedingungen*. Die *historische Frage* wäre dann, welchen *Gebrauch* die historischen Subjekte einer bestimmten Epoche von diesen konstitutiv bereitgestellten *Möglichkeiten* gemacht haben und welche *Lösungen* sie für die *Probleme* und *Zwänge* gefunden haben, die das betreffende Ereignis konstituiert hat.“¹¹⁰⁴

Die Frage, wer was wann gegenüber wem und mit welchem Ziel als Gegenstand der Sprachwissenschaft legitimieren und in welchen Formen des Fragens nach der Verfaßtheit von Sprache ausweisen kann, führt das epochale Ereignis (als Übergang oder Bruch, als Perspektivenwechsel oder Perspektivenverschiebung) auf seine bedingenden Möglichkeiten zurück, und diese sind weder einheitlich determiniert noch einheitlich determinierend. Erika Hültenschmidts Bemerkung, der Epochenübergang sei ein vielstrukturiertes Ganzes, verweist auf die Notwendigkeit, den Übergang selbst als problematischen historiographischen Begriff zu denken. Was kann über den Wechsel von einer Wissenschaftsformation zu einer anderen gesagt werden, wenn weder die positivistische Vorstellung, ein bestimmtes System wissenschaftlicher Sätze werde durch ein anderes ersetzt, noch die – darin Kuhn folgend – Hypostasierung der wissenschaftlichen Subjekte und ihrer revolutionären Taten Vorrang erhält?

Wenn, anders gefragt, weder die systemtheoretische Schließung von Wissenschaft noch die wissenssoziologische Parallelisierung bzw. Determinierung ideengeschichtlich zu fixierender Konzepte hinreichenden Aufschluß über den epochalen Wechsel und seine Folgen zu geben vermag, und wenn auch nicht in einem Konzept bündiger hermeneutischer Prozessualität die dichte Korrelation von wissenschaftlichen Fragen und Antworten, von methodischen Krisen und kategorialen Innovationen dargelegt werden kann – so scheint der Begriff des wissenschaftlichen Feldes jener Komplexität am ehesten gerecht zu werden, die

¹¹⁰⁴ Schlieben-Lange: „Geschichte der Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 486 f.

sich in zeitlicher (historischer), zeitlich-kategorialer (innertheoretisch-traditionskritischer) und systematischer (prinzipienwissenschaftlicher) Hinsicht erschließt. Erst in dieser konstitutiven Vielstrukturiertheit des Feldes sind die determinierenden und reaktiven Einflüsse von Außertheoretischem auf Wissenschaftsentwicklung so zu fassen, daß Wissenschaft nicht als Resultat einer vorgeordneten Hegemonie, sondern als Moment und Movens, als theoretische und gesellschaftliche Praxis in Erscheinung tritt.

Einem weiteren, dazu gewissermaßen querstehenden, sozialpsychologischen Aspekt des Problems der Epochalität ist hier indes noch Beachtung zu schenken. Neben jener Komplexität des Übergangs, die in den Begriff der Epoche eingelassen ist, eignet dem Wechsel nämlich trotz seiner mehrdimensionalen Verflochtenheit in Bedingendes auch etwas Schroffes, ausdrücklich (Ab-)Trennendes, notwendig Vereinfachendes, sozusagen das Moment der Souveränität des Verfügens über die eigene, neue Zeit (wir hatten diesen subjektiven, handlungstheoretisch kaum einzuholenden Faktor, der die hermeneutisch verbürgte Kontinuität, den gefügten Horizont des Geltenden, durchbricht, bereits durch den Begriff der Dezision angedeutet). Überspitzt formuliert: Wenn es keine (radikale) Veränderung gibt, kein Verdrängen und kein (auch vergessendes) Überwinden des Tradierten, so gibt es auch keine Geschichte – keine Gesellschafts- und keine Wissenschaftsgeschichte.

Karl Mannheims Analyse des Problems der Generationen hat darauf aufmerksam gemacht, daß das (spekulative) Gegenbild, eine Geschichte ohne Generationenbrüche, eine geschichtslose Geschichte zeichnen müßte, weil jene keine Erneuerungen kennen würde. Anders ausgedrückt: „Ein ewig lebendes Geschlecht müßte selbst vergessen lernen können, um das Fehlen neuer Generationen zu kompensieren.“¹¹⁰⁵

Das aber bedeutet, daß ein Movens von (Wissenschafts-)Geschichte im dezidierten Ausbruch *als* Bruch mit dem zeitlich Vorgeordneten und normativ Verordnenden, mit dem fest-bindenden, Halt bietenden, aber auch festhaltenden Werte-, Einstellungs- und Kategorialkontext auszumachen ist. (Jacob Grimm hatte ja ausdrücklich sein Austreten aus der historischen Reihe erklärt.) „Daß Kulturschöpfung und -akkumulation nicht in denselben Individuen sich vollzieht, sondern stets ‚neue Jahrgänge‘ einsetzen“¹¹⁰⁶, verweist – mit Mannheim – auf den Generationenzusammenhang, der die Identität der Vorgängigen, der Alten, nicht mehr anerkennt und sich dadurch konstituiert als Neueinsatz und Neuansatz: „Das Neueinsetzen neuer Menschen verschüttet zwar stets akkumulierte Güter, schafft aber

¹¹⁰⁵ Mannheim, a. a. O., S. 179

¹¹⁰⁶ Ebd., S. 176

unbewußt nötige, neue Auswahl, Revision im Bereiche des Vorhandenen, lehrt uns, nicht mehr Brauchbares zu vergessen, noch nicht Errungenes zu *begehren*.¹¹⁰⁷

Es teilt sich hier das Recht auf das *eigene* Beginnen mit, auf der Seite der Wissenschaft das *subjektive* Recht des Akteurs, *Akteur zu sein* (und nicht ausschließlich Interpret) und seinen Platz zu finden, und zwar seinen *eigentümlichen* – um nicht bloß einen Platz des gewissermaßen fortsetzenden Statthalters einzunehmen, der darauf verpflichtet ist, die Kette der Überlieferung des Wissens nicht abreißen zu lassen und getreu den Vätern immerfort nach demselben Muster zu schmieden. Es artikuliert sich darin das (unbewußte oder bewußte) Wissen, „daß die früheren Weisen des Habens und Aneignens jede spätere, neu hinzukommende Aneignung hemmen würden“.¹¹⁰⁸

Wissenschaftliche Praxis wäre dergestalt auch in einem legitimen Sinne als sich selbst setzende und damit sich aus dem (Vor-)Gegebenen befreiende, Freiheit und neue Möglichkeiten schaffende Tätigkeit zu verstehen. Die Setzung eines Neuanfangs erst ermöglicht es, den Anspruch auf eigene Epochalität zu erheben und zu realisieren. Konstituieren sich wissenschaftliche Akteure als neue Generation, so müssen sie diesen Anhalt oder Haltepunkt gewinnen, sie müssen ihn *setzen*. Sie müssen den scheinbar naturgemäß voranschreitenden Gang der Geschichte anhalten, den Fluß der Wissensübermittlung aufstauen, einen Widerstand gegen die Macht der Tradition errichten. Nur in der Ab- und Auflehnung, im Zurückhalten gewinnen sie jenen Haltepunkt, den die *Epoche* bezeichnet. Der Akt des Neuein- und Neuansetzens ist der eigentlich Moment, in dem Epochalität überhaupt erst entsteht: Von jenem Standort aus, der mit dem Bruch/Einschnitt im Jetzt gewonnen ist, läßt sich das Vorher als solches und als zu überwindendes bestimmen; mit diesem Punkt ist angezeigt, daß etwas zu seinem Ende gelangt *ist* und Neues beginnt. Die Frage nach dem Zeitpunkt, an dem eine neue Epoche beginnt, ist also auch mit dem Moment der (selbstbewußten) Ankündigung des Neuen und mit der Wirkung dieser Entscheidung, sich als Neues gegen das Alte zu erklären, zu beantworten. Der Halte- und Wendepunkt wird gewissermaßen zum Scharnier zwischen Vorher und Nachher.¹¹⁰⁹ Von hier aus wird retrospektiv eigene Epochalität gewonnen und prospektiv in die Zukunft hinein entworfen.

¹¹⁰⁷ Ebd., S. 177; Herv. J. R.

¹¹⁰⁸ Ebd., S. 179

¹¹⁰⁹ So wäre mit Manfred Geier (a. a. O., S. 156) das Jahr 1969 als Scharnierjahr zu bezeichnen: „1969 war für die deutsche Sprachwissenschaft ein entscheidendes Datum. In diesem Jahr wurden mehrere Weichen gestellt. Unterschiedliche Forschungsprogramme traten in Konkurrenz zueinander und eröffneten verschiedene Möglichkeiten.“ Diese Perspektiven wurden, so Geier, durch bestimmte Schlüssel- oder Initiationstexte eröffnet: Saussures *Grundlagen* erschienen 1967 auf deutsch, Chomskys *Aspekte* 1969, Searles *Sprechakte* 1972 (engl. 1969).

Allerdings verbindet sich der Anspruch auf Epochalität als Pochen auf das Eigenrecht einer (Wissenschaftler-)Generation zugleich mit der Notwendigkeit, den Bruch nicht als absoluten zu inszenieren. Einen „neuen Zugang zum akkumulierten Kulturgut haben“, so Mannheim, heißt genauso sehr, den Bezug zum Alten offenzulegen. Laut Mannheim „bedeutet ‚neuartiger Zugang‘ zugleich stets neuartige Distanzierung des Gegenstandes, neuartigen Ansatz bei der *Aneignung*, *Verarbeitung* und *Fortbildung* des Vorhandenen“.¹¹¹⁰ Somit wird aber auch als relevantes Geschichtliches nur dasjenige (noch) anerkannt, was als angeeignetes und umgebildetes Wissen oder – in den Wissenschaften – als anerkannte und transformierte Erkenntnisse und Methoden Aktualität im neuen Kontext gewinnt: „Da alles Seelische und Geistige nur insofern wirklich vorhanden ist, als es stets aktuell produziert und reproduziert wird, haben vergangene Erlebnisse, Erfahrungen [oder Erkenntnisse, Theorien; J. R.] nur insofern Relevanz, als sie im gegenwärtigen Vollzug wirklich vorhanden sind.“¹¹¹¹

Gerade in der Wissenschaftsgeschichte findet diese Aneignung als Relevanzzuschreibung in hohem Maße reflektiert, nämlich in Texten *argumentativ dokumentiert* und damit rekonstruierbar statt. Man „paßt“, so Mannheim, „an vorhandene neue Situationen Hergebrachtes an, oder gestaltet Neues und entdeckt hierbei oft ‚Seiten‘, eingebettete Möglichkeiten am Hergebrachten, die unmittelbar vorher nicht beachtet wurden“.¹¹¹²

So wird einsichtig, warum sich der Wissenschaftler, der mitunter auch strategisch agierende ‚Techniker‘ des Denkens, der Interpretation/Aneignung und der (Er-)Neuerung, als ‚Entdecker‘ zu gerieren vermag, um seinen Standpunkt zu stärken im permanenten „Bewußt-Machen, Reflexiv-Werden“¹¹¹³, in dem, was wir als rasch einsetzende Selbsttraditionalisierung bezeichnet haben. Was nun ‚das Frühere‘ genannt wird, ist endgültig ‚besiegt‘, weil bearbeitet und in den eigenen Entwurf, sofern brauchbar, integriert.

Darf nach Mannheim „die Reflexion als eine Technik der Auflockerung“¹¹¹⁴ gelten (und der in Dienst nehmenden Aneignung), so ist die Revolution oder befreiende Reaktion auf den Status quo der Herrschaft des Alten eine Technik der Auflösung, der Aufhebung und der Absetzung. Die Setzung, daß etwas *nun*, im Jetzt, als Früheres zu gelten habe, ist der generationengeschichtliche Imperativ, mit dem *implizit* ausgesprochen wird, daß sich die neue Generation einen Gegner schaffen muß, durch dessen Bekämpfung sie sich, und d. h. ihren

¹¹¹⁰ Mannheim, a. a. O., S. 176; Herv. J. R. Der Begriff der ‚Verarbeitung‘ verweist auf den Begriff der theoretischen Produktion, der im nächsten Gliederungspunkt zur Sprache kommt.

¹¹¹¹ Ebd., S. 177

¹¹¹² Ebd., S. 178

¹¹¹³ Ebd.

¹¹¹⁴ Ebd.

(Neu-)Anfang ermöglicht. Es vermischen sich somit die allgemeinen gesellschaftsgeschichtlichen Bedingungen der Neuheit durch eine gebürtlich und sozial bestimmte Generation und die Deklaration, das eigentliche Sich-selbst-Erklären des Wissenschaftlers, der hier als Wissenschaftshistoriker agiert, um das Alte als das Frühere zu markieren.

Die Rede davon, Wissenschaftsgeschichte sei ein ‚Kampf der Anschauungen‘, findet daher, Mannheim folgend, einen entscheidenden Kristallisationspunkt in der Vorstellung des inneren Gegners. Die implizite Auszeichnung des inneren Gegners bildet die Konstitutions- und Orientierungsmittel jeder Generation, der alten wie der neuen. Es sei, so Mannheim, eine „Tatsache, daß zwei nacheinander folgende Generationen stets einen jeweils anderen Gegner in der Welt und in sich bekämpfen“.¹¹¹⁵ Dieser Gegner steht zumeist dafür, was als inadäquates Gegenstands- und Methodenverständnis zu gelten habe und durch eine neue, komplexe Bestimmung zu überwinden sei – und zwar innerhalb des generationellen, durch die biologische und soziale Lagerung gegebenen sowie durch die theoretische Deklaration genauer umrissenen wissenschaftlichen Feldes.

II. 3. 14. Bruch und Erkenntnisproduktion

Hinsichtlich der innovativen Bestimmung dessen, was als Wissenschaft zu gelten und sich sodann in der wissenschaftlichen und in der gesellschaftlichen Welt zu verwirklichen habe, führt eine starke Theorie des epistemologischen Bruchs, wie sie in der französischen Wissenschaftshistoriographie eine Zeitlang favorisiert wurde, zu bedenkenswerten Ergebnissen. Sie nimmt einen grundsätzlichen philosophischen Blickwechsel an, der zu einem Terrainwechsel führe, mit dem die gesamte *Gegenstandsproduktion* und Methodenkonstellation umgewälzt werde. Die „durch die theoretische Leistung vollzogene Revolutionierung des Erkenntnisobjekts erfordere auch eine neue Terminologie“¹¹¹⁶, lautet etwa das Credo Louis Althusser. Althusser selbst aber hat die quasi mythische Überhöhung der *Entscheidung* zum Einschnitt, der wissenschaftlichen *Tat*, relativiert zugunsten einer strukturalen Analyse der wissenschaftlichen Produktion, die er als quasi konstruktivistische Konzeptualisierung – als die spezifische gesellschaftliche Praxis der Erkenntnisproduktion – von alltäglichen Aneignungsmodi der Realobjekte abhebt. Die Insistenz auf einer

¹¹¹⁵ Ebd., S. 180

¹¹¹⁶ Beier, a. a. O., S. 12

eigenständigen Logik der wissenschaftlichen Produktion¹¹¹⁷ (in der theoretischer Fortschritt *auch* durch den Wechsel des Erkenntnisobjektes bedingt ist, aber nicht allein) zielt auf „die Hervorhebung der relativen Autonomie theoretischer Erkenntnisleistungen“¹¹¹⁸, bindet diese aber auch wieder ein in das Korrelationsgefüge von gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Praxis:

„Dieses Denken ist das historisch konstituierte System eines Denkapparats, gegründet und zum Ausdruck gebracht in der natürlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit. Es ist bestimmt vom System der realen Bedingungen, die es [...] zu einer bestimmten Produktionsweise von Erkenntnissen machen. Als solches ist es durch eine Struktur konstituiert, die eine Verbindung darstellt zwischen dem Objekttyp, auf dessen Grundlage sie tätig ist, den theoretischen Produktionsmitteln, über die sie verfügt (Theorie, Methode, Arbeitsweise experimenteller und anderer Prägung) und den zugleich theoretischen, ideologischen und gesellschaftlichen historischen Beziehungen, innerhalb derer eine Erkenntnis produziert wird. [...] Dieses System theoretischer Produktion, das ebenso materiell wie ‚spirituell‘ ist, dessen Praxis sich auf der bestehenden ökonomischen, politischen, ideologischen Praxis gründet und aufbaut, die ihm direkt oder indirekt das Wesentliche an Grundstoffen liefern, besitzt eine genau bestimmte objektive Realität.“¹¹¹⁹

Das kritisch-historiographische Konzept der „theoretischen Praxis“¹¹²⁰ kann klären, wie das Verhältnis von (Sprach-)Philosophie/(Geistes-)Wissenschaft und Gesellschaft anders als in

¹¹¹⁷ Dabei kommen dann auch die innertheoretischen Aspekte der Aneignung und Verarbeitung von Theorien zur Geltung – etwa als „bewußte Verarbeitung einer Theorie aus einer anderen Disziplin als Instrument der Konstruktion der eigenen Theorie“ (Christine Bierbach: *Sprache als „Fait social“*. *Die linguistische Theorie F. de Saussures und ihr Verhältnis zu den positivistischen Wissenschaften*. Frankfurt/Main 1978, S. 2, Anm. 3). Althusser's Dreischritt der wissenschaftlichen Genese als Produktion berücksichtigt folgende Momente: die tradierte Ausgangstheorie als Materie, die methodologischen Instrumente ihrer Be- und Verarbeitung und das Produkt, die neue Theorie.

¹¹¹⁸ Beier, a. a. O., S. 101

¹¹¹⁹ Louis Althusser/Etienne Balibar: *Das Kapital lesen*. Bd. 1, Reinbek 1972, S. 53

¹¹²⁰ Mit Althusser (vgl. *Lenin und die Philosophie*. Reinbek 1974, passim) wäre Wissenschaft auch als Arbeiten in der Ideologie, als *ideologische Performanz aus der Distanz* zu verstehen. Da Praxis allgemein die Verarbeitung von Rohstoffen zu einem Produkt mit Hilfe von Produktionsmitteln bezeichnet, ist auch diese Arbeitsform, die theoretische Praxis, eine Form von Transformation, d. h. von Produktion. In die Produktion eingelassen sind Momente von Reflexion, (Vor-)Wissen und kategorialer Vorstrukturierung des herzustellenden, zu formierenden Gegenstandes. Diese Aufladung mit ‚Geistigem‘ macht sie nicht nur anfällig für scheinbar außerhalb ihrer selbst liegende politische oder ideologische Einflüsse, sondern verweist auch auf die konstitutionelle Verflochtenheit beider. Wenn nun Theorie und Praxis als Einheit gedacht werden sollen, gewinnt die Sprachwissenschaft als umfassende

Termen der rigiden Determination darzustellen wäre. Es richtet sich „gegen eine zu triviale Auffassung des Verhältnisses zwischen Basis und Überbau“¹¹²¹, indem es die spezifischen Theorieverarbeitungsprozesse, die Begriffsproduktionen und die Produkte (die Theorien) mit eigenständigen Wahrheitsansprüchen, d. h. mit relativ autonomen Rationalitätsstandards und Geltungszielen verbindet. Obschon die Wissenschaftshistoriographie dieses Zuschnitts „die Beziehung von wissenschaftlicher Theoriebildung und Alltagsvorstellungen (Alltagstheorien)“¹¹²² und die Bedingungskraft gesamtgesellschaftlicher Strukturen hervorhebt, vermag sie dennoch Genesis und Geltung instruktiv voneinander zu trennen: „Gleichwohl also im Entstehungsprozeß wissenschaftlicher Theoriebildung außerwissenschaftliche Erfahrungsmomente eine wesentliche Rolle übernehmen können, tangiert dies den Geltungscharakter der theoretischen Praxis jedoch nicht. Ihr Wahrheitskriterium liegt nicht wiederum in der Bestätigung durch andere soziale Praxisformen, sondern es bemißt sich an wissenschaftsinternen Standards, am Niveau der Argumentation, der Terminologie etc.“¹¹²³

Althusser's Konzeption weist zwar elementare Schwächen auf – sie läßt im unklaren, wie sich außerwissenschaftlich zirkulierende begriffliche Konzepte und Rationalitätsstandards letzten Endes in der Argumentationsstruktur und in der Gegenstandsorganisation von Theorien, also im kognitiven Apparat, *transformiert*, umgebildet sehen und dergestalt als Modi der Wirklichkeitsaneignung theoriekonstitutiv werden, und gleichfalls bleibt der

Konzeption holistischen und zirkulären Zuschnitt. Das Erkenntnissubjekt fordert unterderhand die Identifikation seiner Tätigkeit, seiner Methoden und Begriffe mit der Sache, dem Erkenntnisobjekt. Eine solche Übereinstimmung wäre in der Adäquation von gesellschaftlicher Aktion und wissenschaftlichem Diskurs quasi organisch herzustellen.

Vor diesem Hintergrund ist Althusser's Intervention zu verstehen, Wissenschaft sei zunächst zu trennen von staatlicher und anderweitig gesellschaftlich induzierter Ideologie(produktion) und als autonome begriffliche Praxis zu etablieren: mithin als Produktionsform, die sich durch einen epistemologischen Schnitt aus dem Geflecht materiell-performativer, ideologischer Bezirke heraustrennen muß. An Hand des Marxschen Werkes stellt Althusser jenen „epistemologischen Bruch“ dar, unter dessen Voraussetzung sich erst die historische Dimension von Wissenschaft erschließen lasse: Der aus der *Deutschen Ideologie* emphatisch rezipierte Satz „Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte“ dient ihm als Leitfaden, um das Marxsche Werk so zu historisieren, daß dessen innere Historizität als Diskontinuität, als Folge von epistemologischen Einschnitten hervortritt.

Nach dem Einschnitt stellt sich also das Verhältnis der theoretischen Praxis zu ihrer Materie, der Gesellschaft im weitesten Sinne, als kritisches, diskontinuierliches dar. Der Bruch schafft jene Distanz, die allererst von ‚Wissenschaft‘ als Wissenschaft zu reden erlaubt.

¹¹²¹ Beier, a. a. O., S. 102

¹¹²² Ebd. Vgl. auch die ähnlich gelagerte Vorstellung von Clemens Knobloch, daß theoretische Leit- bzw. Hochwertbegriffe aus dem allgemeinen, alltäglichen Verkehr der Symbole und Konzepte abgefiltert werden; siehe Abschnitt II. 2. 2., Anm. 172

¹¹²³ Beier, a. a. O., S. 103

„Einfluß der Organisationsform der Wissenschaft auf den Prozeß der Evolution von Wissenschaftsparadigmata“¹¹²⁴ ausgeblendet –; gleichwohl vermag sie den Vorteil für sich zu verbuchen, die Selbsthistorisierung und die Historisierung von Theorien als doppelt begründete Praxis zu beschreiben, die Christel Beier mit der Formel von „der internen Gesellschaftlichkeit von wissenschaftlichen Regeln und Sinngehalten“¹¹²⁵ prägnant charakterisiert. Allerdings bedürfte das Strukturmodell der theoretischen Praxis einer Ergänzung um „die Analyse von auch interaktionstheoretisch begreifbaren Handlungszusammenhängen und deren Verhältnis zu objektiven Strukturen“.¹¹²⁶

Sicherlich gewinnt die „Charakterisierung der theoretischen Praxis durch die intern rekonstruierbare Abfolge wissenschaftlicher Diskursformen“¹¹²⁷ erst durch die handlungstheoretische Verfeinerung jenen konkreten, textnahen und institutionell interessierten Zuschnitt, der die Spezifik einzelner wissenschaftlicher Grundlegungen als je eigensinnige, historische Prozesse ans Licht treten läßt. Bleiben die „Reflexionen über den Status der Ergebnisse des Prozesses theoretischer Praxis [nicht] der Metatheorie als übergreifender Geschichtstheorie“¹¹²⁸ verhaftet, so verliert auch die hypostasierende Rede vom Einschnitt ihren kontraproduktiven Absolutheitsanspruch – auch wenn dann zu klären bleibt, welche Reflexionskategorien älterer Theorien durch diesen Wechsel sozusagen hindurchgefiltert wurden. Denn das Nachher, so sehr es Ergebnis eines reinen Neuanfangs sein soll, ist Innovation als Einschnitt einerseits nur qua Negation, die immer wieder aufs neue bekräftigt wird; andererseits bleibt sie bestimmt: bestimmt qua Verwandlung des Vorhandenen. Die Rede vom Einschnitt zielt demzufolge auf jene radikale Innovation, in deren Hintergrund gleichwohl exegetisch und organisatorisch langwierige und vielschichtige Prozesse vonstatten gehen – und pointiert somit die Momente von Kritik und Entwurf gegenüber den Motiven des Übergangs, die sich als „Problemschub in der Welt- und Selbstdeutung“ sowie als mitunter erheblichen „Deutungsbedarf“¹¹²⁹ begreifen ließen.

Die Althusser-Schüler Michel Fichant und Michel Pecheux haben den Versuch unternommen, in ihren *Überlegungen zur Wissenschaftsgeschichte*¹¹³⁰ Althusser

¹¹²⁴ Ebd., S. 103 f.

¹¹²⁵ Ebd., S. 104. Mit der internen Gesellschaftlichkeit von (geisteswissenschaftlichen) Theorien – der argumentativen Verfaßtheit von Objekten, Methoden und Realisationsprozessen – korrespondiert ein erweiterter Geltungs- und Wahrheitsbegriff, der sich nicht mehr allein auf die Herstellung oder Bereitstellung von Begriffen für objektive Strukturen stützt, sondern die Wirkungs- und gesellschaftliche Praxis in sich begreift. (Vgl. ebd., S. 186 ff.)

¹¹²⁶ Ebd., S. 104

¹¹²⁷ Ebd.

¹¹²⁸ Ebd., S. 104 f.

¹¹²⁹ Jörn Rüsen: „Die Kraft der Erinnerung im Wandel der Kultur. Zur Innovations- und Erneuerungsfunktion der Geschichtsschreibung“. In: *Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, a. a. O., S. 30

¹¹³⁰ Michel Fichant/Michel Pecheux: *Überlegungen zur Wissenschaftsgeschichte*. Frankfurt/Main 1977

konstruktivistisch inspirierten Wissenschaftsbegriff noch einmal in dezidiert historiographischer Perspektive fruchtbar zu machen. Sie greifen die dem Modell von argumentativen Abfolgen entgegengesetzte Vorstellung des Bruchs und der Diskontinuität auf und rekurren wie Kuhn und der Bachelard-Schüler Georges Canguilhem auf die Geschichte der Naturwissenschaften.

Wissenschaftlicher Fortschritt, so die These, vollziehe „sich vermittelt Ausstreichung und Umgestaltung“¹¹³¹. Fichant/Pecheux radikalieren ihre Kritik der Teleologie, die „jenes äußerliche Band [sei], das das Frühere an das Spätere anknüpft, indem es, unter den Auspizien von Präformation, Präfiguration und Antizipation, das Frühere auf das Spätere zurückführt“¹¹³², insofern sie epistemologische Umgestaltungen historiographisch systematisieren. Wenn Brüche wissenschaftsimmanente Umschläge markieren, so korrespondiert mit der Wissenschaftsgeschichte die Geschichtsschreibung als „Epistemologie der Rekurrenz“. Abgewiesen wird deshalb das Verfahren gleichsam regressiver Rekurse, die der Wissenschaftshistoriker auf innerhalb einer als homogen vorgestellten Zeit angesiedelte Gegenstände vornimmt, die ihrerseits als identisch mit den wissenschaftlichen Kategorien gedacht, mithin im Rahmen einer Kohärenz von Gegenstand, Begriff und Geschichte (Gesellschaft) als Einheit von wissenschaftlichem und gesellschaftlichem Prozeß idealisiert werden.

Im Gegenzug folgt daraus, im Bereich von Wissenschaft auf der Trennung von Realem und Erkanntem zu insistieren. Was erkannt, so der polemische, jede nur angedeutete logisch-ontologische Identität zurückweisende Antihegelianismus, sei noch lange nicht real, sondern zunächst Resultat wissenschaftlicher Tätigkeit: „tatsächlich [...] ist der wissenschaftliche Gegenstand ein konstruierter, theoretischer, ein Gegenstand im Denken und kein konkretes Ding, Träger seiner wahrnehmbaren Eigenschaften.“¹¹³³ Ein solcher Schnitt löst Wissenschaft in historiographischer Sicht aus der Umklammerung durch Korrespondenzvorstellungen jeder Art, seien diese nun positivistisch, geistesgeschichtlich, materialistisch oder systemtheoretisch gefaßt. Statt dessen wird die Historiographie der Wissenschaften als Diskurskritik verstanden, die den konstruktiven (oder Wissen/Wissenschaftlichkeit/Wissenschaften erzeugenden) Charakter der je „spezifischen Begriffsproduktion“ herausstellt.

Für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung hat ein solcher auf die begriffliche Arbeit und den strengen Immanenzzusammenhang des Wissenschaftlichen gerichteter Blick zur

¹¹³¹ Ebd., S. 83

¹¹³² Ebd., S. 81

¹¹³³ Ebd., S. 82

Folge, die Epistemologie des Bruchs als „Theorie des Neuheitseffekts“ zu fassen, die sich als „Philosophie der Wissenschaft *in actu*“ versteht. Ist dergestalt die Frage nach der Wirksamkeit von Vergangenen in der gegenwärtigen theoretischen Praxis gestellt (und sei es eben durch die Ausstreichung des Alten, das als solches ja erkennbar bleiben muß), so unterstreicht der praktische Vollzug sowohl von Wissenschaft wie Wissenschaftsgeschichtsschreibung, daß in beiden Fällen der „Beurteilung“ besonderes Gewicht zukommt.

Kritisch sichtet folglich eine epistemologisch informierte Wissenschaftshistorie die Brüche, die Umschlag- und Ablösungsbewegungen innerhalb der historisch gewordenen Wissensbestände und bezieht sie auf das für sie selbst leitende reflexive Interesse am gegenwärtigen Standpunkt ihrer Untersuchung: „Die Wissenschaftsgeschichte setzt demnach die filternde, kritische Funktion einer direkt von der Aktualität der Wissenschaft informierten Epistemologie voraus, weil hier das Material des historischen Berichts aus einer Gesamtheit von Wertungen besteht, die einst Wahrheitsansprüche geltend gemacht haben: Die Geschichte wird ihren Gegenstand derart konstituieren, daß sie vom aktuellen Stand der Wissenschaft aus die Geltungsansprüche dieser Bewertungen selbst bewertet.“¹¹³⁴

Intendiert ist demnach kein höheres Richteramt. Konstatiert wird lediglich, daß das aktuelle Erkenntnisinteresse konstitutiv für die Bewertung von Konstitutionsvorgängen sei, die selbst wertend auf das seinerzeit aktuell konfigurierte Material Bezug nehmen mußten. Wenn somit die Geschichtlichkeit des Gegenstands ins Zentrum rückt, so bezieht sich eine solche Methode vornehmlich auf die Geschichtlichkeit des Wissenschaftsdiskurses, ohne externalistische oder internalistische Hypostasierungen nun durch eine verengte Form der Diskursanalyse zu ersetzen: „Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte ist in der Tat die Geschichtlichkeit des wissenschaftlichen Diskurses, sofern sich darin ein Vorhaben ausdrückt, das von innen normiert, dabei jedoch von Zwischenfällen durchkreuzt, von Hindernissen verzögert oder abgelehnt und von Krisen, d. h. von Entscheidungs- und Wahrheitsmomenten, unterbrochen wird.“¹¹³⁵

¹¹³⁴ Ebd., S. 84

¹¹³⁵ Georges Canguilhem: *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt/Main 1979, S. 30. Ebd., S. 28, weist Canguilhem die Gleichsetzung der Gegenstände der Wissenschaften und der Wissenschaftsgeschichte im Hinblick auf Untersuchungsmethoden externalistischer Provenienz zurück: „Der Externalist sieht in der Wissenschaftsgeschichte die Erklärung eines Kulturphänomens durch die Bedingungen der gesamten kulturellen Umwelt; er versteht sie darum als eine naturalistische Soziologie der Institutionen, nicht als Interpretation eines Diskurses mit Wahrheitsanspruch.“ Dagegen insistiert Canguilhem in starker Anlehnung an den Internalismus darauf, „daß Wissenschaftsgeschichte nur bestehen kann, sofern man sich ins Innere des wissenschaftlichen Werks versetzt, um zu analysieren, wie es den spezifischen Normen zu entsprechen sucht, die es als Wissenschaft und nicht als Technik oder Ideologie definieren.“ (Ebd.)

Die daraus abgeleitete „Unterscheidung zwischen epistemologisch reflektierter textbezogener, d. h. die theoretische Substanz von wissenschaftsgeschichtlich als relevant betrachteten Werken rekonstruierender

Möglich, daß somit über den Gedanken der Inventarisierung hinaus sich etwas geltend machen könnte von der „aktuellen Vergangenheit“¹¹³⁶ eines bestimmten wissenschaftlich-politischen Feldverhältnisses oder Kontextes. Mit Fichant/Pecheux' Überlegungen mag sich der Anspruch verbinden, Wissenschaftsgeschichte als unabgeschlossenen Prozeß der Erkenntnisproduktion zu beschreiben, d. h. als von Widersprüchen nicht freien, komplexen Versuch, ein Reflexionswissen zu gewinnen, das seine Rechtmäßigkeit nicht allein durch fachliche Kohärenz und logische Stringenz, sondern durch eine Referenz unter Beweis zu stellen versucht, die ihren Sitz nicht allein in den Wissenschaften und ihren Institutionen hat.

II. 3. 15. Die Wirklichkeit der Wissenschaftsgeschichte

Betreiben wir Wissenschaftsgeschichtsschreibung demnach als „Interpretation eines Diskurses mit Wahrheitsanspruch“¹¹³⁷, so rechnen wir mit der Teilfalsifizierbarkeit von theoretischen Entwürfen, ohne sie als Ganze relativistisch zu entschärfen. Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung begnügt sich insofern auch nicht mit einer Historisierung, die geschichtliche Kontexte und die in ihnen zu verortenden Theorien ihrer bloßen Vergangenheit halber für lediglich archivierungswürdig erachtet. Sie öffnet sich, eingedenk der Virulenz ihrer Gegenstände,¹¹³⁸ vorsichtig einer möglichen, in Ausschnitten gegenwartsbezogenen Bewertung ihrer Gegenstände – seien es beispielsweise argumentativ zugängliche und argumentativ modellierte Objekte, *durch* die und an Hand derer sich die

Wissenschaftsgeschichtsschreibung im strengen Sinne und der Darstellung der biographischen Details eines Autors samt dessen geistes- und kulturgeschichtlicher Einbettung“ (Brekle, a. a. O., S. 10) ist jedoch dogmatisch. Brekle sieht zu Recht, daß die „kommunikativen Intentionen“ von Texten und „die Gründe (Interessen, Motivationen der Autoren) für das Zustandekommen dieser Texte“ (ebd., S. 11) nicht außer acht gelassen werden können – ebensowenig „wie die Bindung von Autor und Text an Institutionen (Schule, Universität etc.)“ (ebd., S. 9).

Hans Jörg Sandkühler (*Die Wirklichkeit des Wissens. Geschichtliche Einführung in die Epistemologie und Theorie der Erkenntnis*. Frankfurt/Main 1991, S. 27) faßt die Vorzüge einer Theorie des Bruchs, die als „Dialektik von Wissenskonnstellationen“ konkretisiert wird, in Anschluß an Bachelard u. a. in folgenden Punkten zusammen: „1. Brüche mit Wissenstraditionen und Verengungen der epistemischen Vieldimensionalität und Pluralität sind Kennzeichen des Erkenntnisprozesses; 2. nach Paradigmenwechseln führen Systematisierung, Kanonisierung und Dogmatisierung zu einer normalwissenschaftlichen Situation der Verarmung des ‚Neuen‘, des Vergessens und Verdrängens; [...] 4. die Wissensgeschichte, auch der Philosophie, auch der materialistischen Dialektik, bestätigt die Richtigkeit der Behauptung von ‚Erkenntnishindernissen‘ (Bachelard)“.

Zur Theorie der Erkenntnishindernisse vgl. Gaston Bachelard: *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis*. Frankfurt/Main 1987, bes. S. 46 ff.

¹¹³⁶ Fichant/Pecheux, a. a. O., S. 84

¹¹³⁷ Canguilhem, a. a. O., S. 28

¹¹³⁸ Vgl. ebd., S. 30: „Die Wissenschaftsgeschichte ist die ausdrückliche und als Theorie dargelegte Bewußtmachung der Tatsache, daß die Wissenschaften kritische und fortschreitende Diskurse zu Bestimmung dessen sind, was in der Erfahrung für wirklich gelten muß. Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte ist also nicht ein bereits gegebener Gegenstand, sondern einer, für den die Unabgeschlossenheit wesentlich ist.“

Fragen nach dem Verhältnis von Sprache und Gemeinschaft/Gesellschaft, von Einzelsprache und individuellem (neuerlich) formulieren lasen. Denn ist das Wissen, das die Geschichtsschreibung der Geisteswissenschaften selbst produziert, auch fallibel, so ist es doch wahrheitsfähig, *weil es fortschreibend* die erhobenen Wahrheits- und Geltungsansprüche (mögen sie auch als nicht-fallible bzw. nicht falsifizierbare erhoben worden sein) als Interpretationen und Argumentationen auf Augenhöhe aufgreift.¹¹³⁹

Gerade weil „Wissenschaft [...] in der Geschichte angesiedelt [ist], weil sie sich als nichtendgültige versteht“¹¹⁴⁰, ist die Wissenschaftsgeschichtsschreibung ein offenes Unterfangen, das die Rekonstruktion im Horizont von Fragen und Problemen ansiedelt. Die Suche nach Antworten auf jene Problemkonstellation, unter welchen Bedingungen welche sprachwissenschaftlichen Fragen von wem und mit welchen Zielen als legitim eingestuft wurden, operiert notwendigerweise auf der Basis von Verallgemeinerungen und Eingrenzungen,¹¹⁴¹ an denen erkennbar werden sollte, daß selbst schlüssige Ergebnisse mit

¹¹³⁹ In diesem Sinne wären teleologische und axiomatisch begründete Wissenschaftsgeschichtskonzeptionen, die auf der scheinbar gesicherten Basis nicht falsifizierbarer Erstsätze objektiven Fortschritt (der und in der Disziplin) behaupten, durch ein Konzept des *Fortschreibens* zu kontrastieren. Zwar bedarf auch die Idee des Fortschreibens von Problemen und des fortschreitenden, schrittweisen Lösens von Problemen eines normativen Bezugs (der regulativen, Forschung orientierenden Idee des Fortschritts; des Abbaus von Zwängen und Herrschaft; des Zugewinns an Beherrschung gesellschaftlicher oder anderweitiger Probleme et al.), doch löste sich eine dergestalt ernüchterte historiographische Wissenschaftsreflexion und -praxis aus den genealogischen Fesseln geschichtsphilosophischer oder wahrheitstheoretischer Objektivismen, ohne sich in einen Relativismus der blinden Pragmatik aufzulösen.

Peter Schmitter („Fortschritt“, a. a. O., S. 102) reformuliert die historiographische Kategorie des Fortschritts als „Interpretationskategorie“, mit der sich in der – stets wertenden – historiographischen Darstellung die „Konstruktion von Fortschrittsrelationen“ (ebd., S. 114) aus der Binnenperspektive der Forschergemeinschaft nachzeichnen läßt. „Unter der Zielvorstellung intersubjektiver Überprüfbarkeit wäre demnach an die Stelle eines totalen Fortschrittsbegriffs ein partikularer Fortschrittsbegriff zu setzen“ (ebd.), schlägt er vor. Dieser sei zu bemessen am Grad seiner „Nachvollziehbarkeit“ (ebd.). Das Werturteil über den Fortschrittsbegriff ist schließlich an der Schlüssigkeit der Relation zwischen alter und neuer/fortschreibender, sich ‚fortschrittlich‘ nennender Theorie zu gewinnen. Die Beurteilungskriterien, die innerhalb der Forschergemeinschaft zur Verfügung stehen, sind allerdings streng intern-relationale, also aus der Eigenintention der Forscher gewonnene: „Ob die Erfüllung bestimmter Kriterien für relevant erachtet wird, hängt dann [...] von den Zielvorstellungen ab, die zu einem bestimmten Zeitpunkt innerhalb einer Wissenschaft bzw. innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft von Wissenschaftlern gelten und sich natürlich auch im Lauf der Zeit verändern. Daß solche Zielvorstellungen nicht nur aus wissenschaftsinternen Überlegungen erwachsen, sondern auch von wissenschaftsexternen Faktoren her bestimmt sind, ist spätestens seit der Kuhndebatte allgemein bekannt“ (ebd., S. 116).

Trotz des abstrakten Verweises auf außertheoretische Bedingungen bleibt Schmitters historiographietheoretische Konzeption somit letztlich internalistisch und kippt in eine konkretistisch suggestive, biographistische und pragmatistische Variante der Wissenssoziologie um. Es müsse nämlich „davon ausgegangen werden, daß es der wissenschaftlich arbeitende Mensch ist, der mit seiner Tätigkeit die Entwicklung der Wissenschaft bestimmt, und daß dieser auch mit seiner Arbeit jeweils ein konkretes Ziel verfolgt, das selbst wiederum [...] in Relation zu bestimmten wissenschaftsinternen wie -externen Faktoren steht. Statt eines teleologischen Zielbegriffs wäre folglich in der Historiographie ein Zielbegriff zu verwenden, der vielleicht als ‚praxisorientiert‘ bezeichnet werden könnte; und der Historiograph hätte dann aufzuzeigen, welche Ziele im einzelnen in welchen Zeiträumen mit welchen Mitteln und Methoden zu welchem Zweck und von wem verfolgt wurden.“ (Ebd., S. 116 f.)

¹¹⁴⁰ Fichant/Pecheux, a. a. O., S. 87

¹¹⁴¹ Vgl. Canguilhem, a. a. O., S. 30 f.: „Der Gegenstand des Wissenschaftshistorikers kann nur durch eine Entscheidung eingegrenzt werden, die ihm sein Interesse und seine Bedeutung zuweist. Übrigens ist es eigentlich

dem Status, haltbares historisches Wissen zu repräsentieren, einen Großteil von Problemen minimieren, ohne sie zu lösen.

Wir möchten damit rechnen, daß das Wissen, das Wissenschaftsgeschichtsschreibung produziert, eine eigensinnige, doppelte Wirklichkeit besitzt, eine wissenschaftliche und eine nicht-wissenschaftliche. Daß es eine Wirklichkeit hat, die sich außerhalb der genuinen Territorien des Wissens *zeigt* – sei es in Interpretationen, die das Außen der Texte freilegen, sei es in Wirkungspraxen der wissenschaftlichen Akteure –, führt nicht nur zu der Forderung, Wissenschaftsgeschichtsschreibung immer auch als Gesellschaftsgeschichtsschreibung zu denken, sondern ebenso sehr dazu, der (wahrheits- und praxisbedingenden) Grenzen von Theorien gewahr zu werden, ohne sie zu luftigen, spielerischen oder sonstwie zu charakterisierenden Konstrukten zu bagatellisieren. Daß das historiographisch erworbene oder, besser, freigelegte Wissen seine eigene wissenschaftliche Dignität besitzt, erweist sich möglicherweise daran, daß es *Fragen* aufwirft, die u. U. nicht den vorherrschenden Paradigmen oder fachlichen Grundsatzentscheidungen einer bestimmten Zeit folgen, aber doch intern als anschlussfähig, d. h. wenigstens argumentativ nicht abwegig erscheinen.

„Daß Rekonstruktion immer Konstruktion ist“¹¹⁴², darauf beharrt Hans Jörg Sandkühlers historiographische Studie zur Epistemologie als Theorie des Wissens. Der eingreifende Zugang zum geschichtlichen Gegenstand kann indes nur dann eingreifend, d. h. ausdeutend, verstehend und wertend sein, wenn er nicht von außen Maßstäbe an die Sache (die Theorie) heranträgt, die gegenüber dem Innen der Theorie letztlich uninteressiert sich verhalten und lediglich eine – elegante oder holzschnittartige – Abgleichung zwischen Methode und Material im Auge haben.¹¹⁴³ Sandkühlers Unterscheidung „zwischen

immer so, selbst dann, wenn diese Entscheidung lediglich auf einer kritiklos übernommenen Tradition beruht. [...] Wenn der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte [...] eingegrenzt ist, hat es die Wissenschaftsgeschichte nicht nur mit einer Gruppe von Wissenschaften ohne inneren Zusammenhang zu tun, sondern auch mit der Nicht-Wissenschaft, mit der Ideologie und mit der politischen und gesellschaftlichen Praxis.“

¹¹⁴² Sandkühler: *Wirklichkeit*, a. a. O., S. 19. In starker Lesart bedeutet dies im Sinne einer selbstreflexiven und schöpferischen, nämlich zumindest Probleme neu erschaffenden Tätigkeit des Wissenschaftshistorikers: „Im Begriff der *Wissensgeschichte* treffen die Wahrheit eines Wissens, das nicht mehr ist, und die Veränderung zu einem Wissen, das nur ist, weil es gegenwärtig sein *soll*, zum Problem historischer *Kritik* zusammen: Die Methoden, mit denen die zweite Geschichte des Wissens erzeugt wird, müssen begründet werden; oder: Der Rekonstrukteur muß wissen, wer er als Konstrukteur ist und was er tut. Der Historiker erfindet seinen Gegenstand nicht; aber er ist Entdecker, und seine Tätigkeit ist Erneuerung, Innovation.“ (Ebd., S. 14)

Entdecken sollte dann heißen: Probleme unter der Decke der eingespielten oder inventarisierten Interpretationen eines theoretischen Problems oder einer bestimmten Theorie zu ent-decken und somit Fragestellungen zu erneuern.

¹¹⁴³ Ohnehin erscheint es fragwürdig, von einer normenformulierenden, präskriptiven Historiographie eine rein deskriptive abgrenzen zu wollen. Rekonstruktion ist ein Handeln, eine auf verschiedenen Ebenen operierende, auswählende, einordnende, urteilende „wissenschaftsgeschichtliche Tätigkeit“ (Peter Schmitter: „Fortschritt“, a. a. O., S. 99). Höchstens der Eintrag von historischen Daten auf der Zeitachse darf als ausschließlich deskriptiv angesehen werden.

konstitutionstheoretischen und *reduktionistischen* Rekonstruktionsmethodologien“¹¹⁴⁴ trägt dem allgemein Rechnung; und sie verweist noch einmal darauf, daß sich der Prozeß der Erzeugung und Entwicklung des *Wissens der Wissenschaften* nur dann auch als externe Geschichte beschreiben läßt, wenn sie durch die interne *ermöglicht* wird:

„So ist nicht die Parallelisierung von Wissens- und Gesellschaftsgeschichte – gar auf ‚herrschende‘ Strukturen verengt – das Gebot dialektischer Methodologie, sondern eine Analyse der strukturellen Verschränkungen zwischen epistemischen und praktischen Prozessen; sie sind das externe Feld, in dem sich theoretisches Wissen zu jener Selbstbezüglichkeit befreit, in der sie als Form von Wissensverhältnissen mit der Praxis interagiert, indem sie sich in Relation zum Ganzen des Wissens über Wirklichkeit verwirklicht. Gewöhnlich wird, will man dieses Merkmal etwa von Philosophie ausdrücken, von ‚Relativität‘ im Sinne von ‚relativer Selbstständigkeit‘ gesprochen; doch die Ambiguität von Autonomie und Heteronomie der Philosophie bedeutet keine Relativität; sinnvoller ist es, von der *Relationalität* epistemischer Prozesse zu sprechen; sie vollzieht sich in den internen Relationen des ‚Logischen‘, die auf das ‚Historische‘ der phänomenalen Wirklichkeit referieren.“¹¹⁴⁵

Theorien – als aus den gesellschaftlichen Verhältnissen herausgehobene, weil begriffliche Entitäten,¹¹⁴⁶ als damit relativ autonome und zugleich relationale Wissenssysteme – können diese Relationalität (die Vermitteltheit als beständige Vermittlung aus den und durch die Konzepte/n und Begriffe/n) offen nach außen wenden; das Weisgerbersche Werk verkörpert einen solchen Typus als ein theoretisches Verhalten, das praktisch und wirkend wird, indem es Praxis als theoretisches Moment bestimmt. Es ist jene *Auffassung, ja Konzeptualisierung von Wissenschaftlichkeit* ein „Verhalten, der Versuch, in theoretischer Praxis Praxis zu begründen.“¹¹⁴⁷ Demonstrativ gesagt: *Theorien können etwas tun*. Sie können nicht nur etwas bewirken, sie können auch wirken wollen. Dann werden sie intentional zu einer

¹¹⁴⁴ Sandkühler: *Wirklichkeit*, a. a. O., S. 17; m. a. W.: „die externe Rekonstruktion muß sich auf intern rekonstruiertes Wissen beziehen können, um einen identifizierbaren und gesicherten Gegenstand haben zu können.“ (Ebd., S. 31)

¹¹⁴⁵ Ebd., S. 30

¹¹⁴⁶ Im Sinne einer Rekapitulation einiger in diesem Exkurs behandelte historiographische Positionen vgl. ebd., S. 16: „Das Ideelle, wie es in Begriffen, Kategorien usf. existiert, ist weder Fiktion noch allein sprachliche Form noch bloße diskursive Konvention; es existiert [...] als objektive epistemische *Wirklichkeit* [...]. [Daraus folgt,] daß die Produktion von Ideellem (praktisch-geistige Tätigkeit), nicht anders als die Produktion von Materiellem (praktisch-gegenständliche Tätigkeit), im geschichtlichen Sein des Menschen gesellschaftlich verfaßt ist. Anders: Wissen existiert *als* gesellschaftliches Verhältnis und nicht *neben* gesellschaftlichen Verhältnissen, von diesen monokausal determiniert.“

¹¹⁴⁷ Ebd., S. 31

gesellschaftlichen *Tätigkeit*, die in umfassender Weise gesellschaftliche *Praxis* zu gestalten beabsichtigt. Insofern haben wir weiter oben von Tatwissenschaft gesprochen, von der Weisgerberschen Pragmaphilosophie, die Praxis begründet, indem sie sich die Dignität der philosophischen Problemlösung zuschreibt.

Vor diesem Hintergrund scheint die Beschäftigung mit einem Theorietypus, indem sich die Relationalität zwischen Erkenntnistheorie und Sozialem, zwischen Sprachphilosophie und Geschichte, allgemeiner: zwischen Theorie und Politik immer wieder und teils gar deklamatorisch geltend macht, rekonstruktionsmethodologische Erörterungen zu rechtfertigen, in denen das Desiderat nach einer Vermittlung von Wissenschafts- und Gesellschaftsgeschichte festgehalten wird – Vermittlung als klärende, textinterpretative Rekonstruktion, wie eine Theorie zum argumentativen Ensemble wird, das sich im weiteren Verlauf der *Entfaltung von Geltung* wissenschaftsinterner Argumentationsstrukturen bedienen und zugleich auf wissenschaftsexterne Bedingungen, Anforderungen und Bedürfnisse reagieren muß.

Aus der Perspektive der Gegenwart begegnen uns solche Argumentationen und Strategien dann nicht mehr lediglich als antiquarisch bedenkenswerte und archivarisch behandelbare, sondern als problematisch bedeutsame.¹¹⁴⁸ Sie begegnen uns damit als Bedeutungen, die nicht einfach einsortiert und abgelegt, also gewissermaßen unkritisch verworfen oder beglaubigt, sondern geprüft und verhandelt werden sollten. Man mag dies als bloße ethische Sollensbestimmung, als unbegründbare Selbstvergewisserung der historiographischen Rekonstruktion auffassen. Gleichwohl haben wir in diesem Exkurs Argumente dafür zu bündeln versucht, daß man (Sprach-)Wissenschaftsgeschichtsschreibung in letzter Konsequenz argumentationstheoretisch zu fundieren vermag, zumindest dort, wo wir „textuell vorliegenden Objektivationen der Erkenntnis“¹¹⁴⁹ als geschichtlich und argumentativ strukturierte Gegenstände behandeln.

¹¹⁴⁸ Brekle (a. a. O., S. 19) nimmt Nietzsches Unterscheidung zwischen monumentalischer, antiquarischer und kritischer Geschichtsschreibung (Vgl. Friedrich Nietzsche: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 1, a. a. O., S. 243–334) insofern behutsam auf, als er im Sinne der kritischen Historiographie folgert, „daß der Sprachwissenschaftshistoriograph historisch überlieferte Aussagen über Sprache so zu interpretieren und zu rekonstruieren hat, daß die jeweiligen zeitgenössischen Sprachwissenschaftler [...] die linguistische Substanz früherer Texte über die Sprache oder Sprachen zu erkennen imstande sind und diese Erkenntnis wiederum für ihre eigenen Arbeiten nutzbar machen.“

Anschließend aber schränkt Brekle den produktiven, umwandelnden, Texte und Probleme transzendierenden Charakter historiographischer Arbeit als *Erkenntnisproduktion* wieder auf die genaue, gegenstandsangemessene oder ‚sachliche‘ Rekonstruktion ein. Es sei geboten, „die uns überlieferten Texte in einem systematischen Interpretations- und Rekonstruktionsprozeß so zu behandeln, daß am Ende der heutige Sprachwissenschaftler in der Lage ist, zu erkennen, aufgrund welcher Prämissen, Implikationen etc., mit welcher Methode ein früherer Sprachwissenschaftler, Grammatiker oder ganz einfacher Mensch sich Gedanken über sprachliche Phänomene gemacht hat.“ (Ebd.)

¹¹⁴⁹ Sandkühler: *Wirklichkeit*, a. a. O., S. 28

Wenn wir Dietrich Böhlers oben diskutierte kommunikationstheoretische Begründung geisteswissenschaftlicher Prozesse und Praxen auf die methodische Ebene der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung zurückspiegeln, ist vielleicht ein *nicht* reduktionistischer, aber begründet reduzierter Rahmen gewonnen, innerhalb dessen Fragen, Probleme, Konzepte und Argumentationen so erörtert werden können, als schreibe sich die angenommene Argumentationsgeschichte in die historiographische Argumentation der Gegenwart fort.

Vereitelt wären damit irreführende Totalisierungen und Ableitungstheorien, transzendente Vorgängigkeitslehren, konstruktivistische Relativismen, machttheoretische Übersteigerungen oder ästhetisierende Narrationen.¹¹⁵⁰ (Historische) Forschung verstünde sich somit „als eine theoretisch-empirische Verfahrens-, Interpretations- und Rechtfertigungspraxis“¹¹⁵¹, die kritisch dadurch ist, daß sie zu ihren Gegenständen, den Argumentationen/textuellen Objektivationen, ein dialogisches Verhältnis zu gewinnen versucht. „Denn Kritik“, so Böhler, „besteht in dem Aufdecken und Zur-Geltung-Bringen von Problemen in (mündlichen oder schriftlichen) Dialogen. Wer ein Problem aufwirft, eröffnet damit eine Auseinandersetzung in der argumentierenden Gemeinschaft von Fachleuten, wenn

¹¹⁵⁰ Zur Kritik einer vernunftkritischen, remythisierenden Hermeneutik der Geschichte, die mit narrativen Mitteln nur noch über singuläre Referenzobjekte berichtet (und über sie als ‚romanartige‘ Legitimierungsgeschichten richtet), zugleich aber jedes andere historiographische Denken durch ihren Universalitätsanspruch verdrängt, vgl. Herbert Schnädelbach: „Etwas Verstehen heißt Verstehen, wie es geworden ist – Variationen über eine hermeneutische Maxime“. In: *Vernunft und Geschichte*, a. a. O., S. 144 ff. Dagegen heißt es zusammenfassend: „Nicht daß die Vernunft eine Geschichte hat, ist das Problem, sondern wie diese Geschichte zu fassen ist: theoretisch oder narrativ. Eine Theorie der Rationalität wird strukturelle und genetische Gesichtspunkte in sich vereinigen müssen, was aber nicht bedeutet, das Strukturelle sei bloß essentialistisch-metaphysisch und das Genetische nur narrativ zu fassen. Eine Strukturtheorie der Rationalität wird entweder idealtypisch (Max Weber) oder regelrekonstruktiv (Jürgen Habermas) vorgehen, oder beides miteinander kombinieren müssen. Der Preis hierfür ist der Fallibilismus; man kann niemals behaupten, das in empirisch überprüfbarer Absicht Erfasste sei das ‚Wesen‘ der Rationalität.“ (Ebd., S. 146 f.)

Mit der offenen, aber nicht relativistisch unterminierten Theorie der begründeten Rede von Rationalität in der Geschichte korrespondiert ein Rationalitätsbegriff, den Schnädelbach in Auseinandersetzung mit der starken transzendentalpragmatischen Begründung von Vernunft gewonnen hat. In seiner Skizze dieses Programms klingt auch an, daß wir immer mit jenem Rest an Dezisionismus rechnen müssen, den wir oben unter Aspekten der sprachwissenschaftsgeschichtlichen Rekonstruktion ins Spiel gebracht hatten: „Unter nachkantianischen Bedingungen, denen auch das transzendentalpragmatische Programm unterliegt, folgt daraus die Unmöglichkeit, Rationalität vollständig in Prinzipien, Regeln oder Normen zu repräsentieren. Damit wird die Differenz zwischen dem, was wir uns immer schon als mögliche Rationalität unterstellen, und dem, was wir als unsere Rationalität explizieren können, prinzipiell unaufhebbar; ‚Rationalität‘ ist ein offenes Konzept. Die Konsequenz ist die ‚Historizität der Vernunft‘ und der ‚Restdezisionismus‘ in der Ethik. Es gibt keine transzendentalpragmatische ‚Erste Philosophie‘ und damit auch kein kommunikations-ethisches Äquivalent des Kantischen ‚Faktums der reinen praktischen Vernunft‘.“ („Bemerkungen über Rationalität und Sprache“. In: *Vernunft und Geschichte*, a. a. O., S. 76)

Es gibt, ließe sich ergänzen, aber das erste und letzte Prinzip des offenen Dialogs, das wir explizieren können, indem wir es praktizieren. Die prozessuale Ethik der dialogischen Praxis *ist* die prinzipiell offene, begründbare und Grund zur gemeinsamen Anerkennung ihrer selbst gebende Begründung der Normen *unserer* Rationalität.

¹¹⁵¹ Böhler, a. a. O., S. 83

es sich um wissenschaftliche Themen [...] handelt. ‚Kritik‘ und ‚Problem‘ sind Begriffe der pragmatischen Dimension der Erkenntnis“.¹¹⁵²

Daß eine problemorientierte Pragmatik der Forschung und der Erkenntnis¹¹⁵³ in historischer Absicht nicht pragmatistisch blind ist, das sollen jene Zusatzprobleme sicherstellen, die im Sammelbegriff des Außertheoretischen (und der durch jenes artikulierten Interessen) angesprochen sind und bei Böhler unterbelichtet bleiben. Dennoch weist selbst wissenschaftsintern der pragmatische Zugang zu einem Gehalt, der „die linguistische Substanz eines Textes – den Gegenstand der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung im engeren Sinne –“¹¹⁵⁴ ausmacht und der in der argumentativen Prozessualität der Forschung seiner Sperrigkeit halber nicht aufzuheben ist,¹¹⁵⁵ über sich hinaus: Die Sache, hier: der

¹¹⁵² Ebd., S. 94. Kommunikationstheoretisch noch präziser ist der Begriff der Erkenntnispraxis folgendermaßen expliziert: „Als *Erkenntnis*, die *eo ipso* Geltung beansprucht und argumentiert, ist Wissenschaft eine in *vollem Sinne kommunikative Praxis*. Als solche folgt sie logischen Denkschemata, argumentationslogischen Mustern und dialogischen Normen des Argumentierens. Zudem hat sie die dialogische Form der Reziprozität: Erkenntnis, die sich als solche präsentiert, kann das nur in der dialogischen Sprachpraxis des Behauptens von Propositionen als Wissen und des Entkräftens von Einwänden tun. Als Erkenntnis beruht Wissenschaft auf einer *Argumentationspraxis*, die mit dem Anspruch, alle sinnvollen Einwände entkräften zu können, verknüpft ist und deshalb die unbegrenzte Gemeinschaft der Forschenden und Argumentierenden antizipiert.“ (Ebd., S. 99)

¹¹⁵³ In diesem Sinne beurteilt Herbert Schnädelbach („Deutsche Philosophie seit 1945“ in: *Die sog. Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 414) eine nicht-dogmatische Neuorientierung in der Philosophie der Gegenwart positiv, insofern sie sich „nicht mehr um Schulen und Schulrichtungen, sondern um Probleme und Problemkreise“ gruppiert.

¹¹⁵⁴ Brekle, a. a. O., S. 12

¹¹⁵⁵ In Abwandlung des Satzes „Wissenschaftsphilosophie ohne Wissenschaftsgeschichte ist leer, Wissenschaftsgeschichte ohne Wissenschaftsphilosophie ist blind“ (Sandkühler: *Wirklichkeit*, a. a. O., S. 19) hieße das: Sprachphilosophie ohne Sprachwissenschaftsgeschichte ist leer, Sprachwissenschaftsgeschichte ohne Sprachphilosophie ist blind. Die historiographische Rekonstruktion rückt somit ein in den Horizont der Unabgegoltenheit und des „Überschusses historischer Positionen und Erkenntnisse“ (Ernst Bloch: *Zwischenwelten in der Philosophiegeschichte*. Frankfurt/Main 1977, S. 10 ff.)

Daß die Beschäftigung mit Vergangemem, mit dem Alten ein das antiquarische Interesse übersteigendes sprachwissenschaftliches Desiderat darstellt, hat Achim Eschbach („Archäologie, Kriminalistik und Wissenschaftsgeschichte: Der Fall Karl Bühler. Ein Plädoyer für wissenschaftshistorische Forschung“ in: *Geschichte der Sprachtheorie*, a. a. O., S. 174) emphatisch proklamiert: Es sei „heute nach einer langen Phase weitgehend ahistorischer Unbekümmertheit eine sprach-wissenschaftshistorische Neubesinnung und Umorientierung dringend erforderlich“. Dies gebiete nicht nur die Einsicht, „daß sich die Entstehung und Entwicklung wissenschaftlicher Tatsachen jedweder Art auf dem Wege permanenter Korrekturen, Interpretationen, Verbesserungen, Ergänzungen der immer schon vorliegenden Forschungsergebnisse vollzieht“ (ebd.), sondern auch das nicht schmälernde, aber anti-genialischen Takt beweisende Wissen, „daß wir alle auf den Schultern von Riesen stehen“ (ebd.; zur Geschichte des gewöhnlich Newton zugeschriebenen Satzes „Wenn ich weiter gesehen habe als andere, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe“ vgl. Robert K. Merton: *Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*. Frankfurt/Main 1980).

Eschbachs Plädoyer für ein „prozessuale[s] Verständnis der Wissenschaftsgeschichte“ (a. a. O., S. 174) wendet sich einerseits gegen die historiographische Nivellierung im Gefolge der Kuhnschen Thesen, andererseits gegen den ahistoriographischen Sprachbegriff der Transformationsgrammatik – und zwar im Moment des „Zusammenbruch[s] des Chomsky-Paradigmas“ (ebd., S. 172). Der polemische Zugriff fördert wissenschaftssoziologische Zusammenhänge zutage, die sich in der historiographischen Praxis niederschlagen. Wo nämlich „die Väter“ heroisiert würden, wären die Häretiker nie weit, und so sei „in Kreisen gewisser Personengesellschaften und selbsternannter Schulen [...] nicht selten ein eigenartiger Hang zur Übergeneralisierung und Intoleranz zu beobachten“ (ebd., S. 173).

Als Antidot empfiehlt Eschbach eine um Genauigkeit bemühte Auseinandersetzung mit den theoretischen Beständen des Faches, was bedeute, „daß wissenschaftshistorische Forschung trotz aller

Gegenstand der Sprache, trägt von sich aus dazu bei, die Forschung gleichwie einzelne Theorien immer wieder zu befragen, um die getroffenen Antworten problematisierend zu transzendieren. In dieser Bewegung einer – Theorie und Reflexion öffnenden und anregenden – Überschreitung aber bewahrheitet sich, daß Sprach- oder Geisteswissenschaft gebunden bleibt im offenen Anerkennungsrahmen der Dialogizität, den uns die Sprache selber eröffnet.

Hochachtung vor den alten Meistern weder auf die Heroisierung des Forschungsgegenstandes hinauslaufen noch die Lösung aktueller Probleme aus der eindimensionalen Übertragung historischer Modelle auf die Jetztzeit erwarten darf“ (ebd.).

Sollte man auch nicht umstandslos Eschbachs Einschätzung folgen wollen, „daß die Geschichte der mit der Sprache befaßten Wissenschaften seit Mitte der zwanziger Jahre unseres [des 20.; J. R.] Jahrhunderts einen anderen Verlauf genommen hätte, wenn Böhlers komplexer sprachtheoretischer Ansatz angemessen berücksichtigt worden wäre“ (ebd., S. 172), so steht doch außer Zweifel, daß wir aktuelle Probleme und Fragen angemessen wohl erst dann erörtern, wenn wir sie als geschichtliche erörtern – als geschichtlich gewordene und geschichtlich strukturierte Gegenstände, selbst dann, wenn die Gegenstände als axiomatische ‚auftreten‘.

„Unser Gestern ist das 19. Jahrhundert“, zitiert Eschbach jenes Böhlersche Bekenntnis aus der Einleitung der *Sprachtheorie*, das von historischem Bewußtsein zeugt. Allerdings übersieht er, daß Bühler das Gestern auch als Abgrenzungsbegriff im Rahmen strategischer Positionierungsbemühungen benutzt (siehe Abschnitt II. 2. 2.). Dennoch darf ein abschließender Hinweis von Eschbach als Andeutung dafür verstanden werden, daß sich das Aktuelle nicht immer das Neue nennen mußte und daß in der Gegenwart auch vergangene Fragen und theoretische Probleme Beachtung verdienen können: „Hätten John Searle, seine Lehrer und seine Schüler [...] ein wenig davon beherzigt, was ich hier als wissenschaftshistorisches Arbeiten nahelege, so wären er und seine Schüler gar nicht in Verlegenheit gekommen, die Sprechakttheorie neu zu erfinden, weil es die Sprechakttheorie vor Searle und in wesentlich reflektierterem Sinne bereits gab. Hätte Searle beispielsweise die Seite 48 von Böhlers *Sprachtheorie* aufgeschlagen, so hätte er dort etwas sehr Wesentliches über das Vierfelderschema der Sprache nachlesen können, und vielleicht hätte sogar Searle sich gefragt, wodurch die Hypostasierungen von Sprechakten und die Vernachlässigung von Sprechhandlung, Sprachwerk und Sprachgebilde zu rechtfertigen sei.“ (Ebd., S. 175 f.)

III. Soziologische und politische (Re-)Emphasisierung

In den Kapiteln II. 2. 2. und II. 2. 3. ist an Hand zweier Epochen das Wechselverhältnis zwischen Theoriebildung und innerfachlicher Geltung einerseits und außertheoretischer Wirkung andererseits, zwischen zeitgeschichtlich-gesellschaftlichen Entstehungs- sowie Resonanzbedingungen und fachgeschichtlicher Entwicklung diskutiert worden, und zwar vorwiegend hinsichtlich der von Clemens Knobloch so genannten „epistemologischen Reemphasisierung“, d. h. der sprachphilosophischen Reformulierung der Sprachwissenschaft vor dem Hintergrund der Krisendiagnose eines ‚lebensfernen‘ Atomismus und naturwissenschaftlichen Reduktionismus der herrschenden junggrammatischen Lehre. Die epistemologische Reformierung war in den zwanziger und dreißiger Jahren von herausragender Bedeutung gewesen im Prozeß der Neukonstitution der Sprachwissenschaft, und auch Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre blieb der erkenntnistheoretische Zugriff auf das Sprachthema für Weisgerber der maßgebliche Punkt, von dem aus er die Angriffe der Parteien einer linguistischen Revolution (und einer Revolte insbesondere gegen die Sprachinhaltsforschung bzw. die energetische Sprachwissenschaft, im Kern: gegen das „Imperium“¹¹⁵⁶ Weisgerbers) zurückwies. Die Zurückweisung bestärkte Weisgerber in der Beglaubigung der eigenen Position: einer um den Begriff des Geistes organisierten Theorie der muttersprachlichen Bildung, die in Grundzügen schon 1924 – in Weisgerbers Habilitationsschrift – vorgelegen hatte und 1929 – in *Muttersprache und Geistesbildung* – im Terminus der „Sprache als gesellschaftlicher Erkenntnisform“ endgültig zum Programm verdichtet worden war. Wenn Weisgerber dann, wie gezeigt, beispielsweise 1964 unterstrich, „eine Formel wie die von der Sprache als gesellschaftlicher Erkenntnisform“ sei die einzig „angemessene Wesensbestimmung“¹¹⁵⁷, so beanspruchte er damit eine die Forschung wie die gesellschaftliche Funktion der Sprachwissenschaft ungebrochen bestimmende Aktualität.¹¹⁵⁸

¹¹⁵⁶ Knobloch: „Methodenprobleme“, a. a. O., S. 212; ein Imperium übrigens, das sich bis zu diesem Zeitpunkt mit einer „Ausschließlichkeit behaupten konnte, die einmalig genannt zu werden verdient“ (ebd.). Vgl. auch Gerd Simon („Zwirner“, a. a. O., S. 2): „Weisgerber war ein Vielschreiber, der inhaltlich vieles wiederholte, ein Graphomane, der allem Formelhaften, Technischen und Experimentellen aus dem Weg ging, jeder Deut den Geisteswissenschaftler verratend, dabei in gewaltigem Ausmaß den Zeitgeist integrierend, auf einer allerdings hoch angesiedelten allgemeinen Ebene Weichen stellend, gerade auch in sprachwissenschaftlich relevanten Tagesfragen.“

¹¹⁵⁷ Weisgerber 1964, S. 12 f.; siehe Abschnitt II. 2. 2.

¹¹⁵⁸ Vgl. Knobloch („Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 313, Anm. 19): „Es würde durchaus einmal eine Untersuchung vertragen, wie die Sprachinhaltsforschung vorgeht, wenn sie den ‚geistigen‘ Charakter der Sprachen betont“; siehe Abschnitt II. 2. 2.

Mit dem Terminus der ‚gesellschaftlichen Erkenntnisform‘ – gewissermaßen dem *konstitutionslogischen* Moment der Weisgerberschen Theorie (dem Moment der Leistung der Einzelsprache) – korrespondiert aufs engste Weisgerbers Vorstellung, Sprache sei ein „soziales Objektivgebilde“. Jene Seite drückt die Objektivierungsbemühung aus, den Versuch, die erkenntnistheoretischen Begründungen auf den Boden der ‚objektiven Welt‘, und d. h. der gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Wirklichkeit zu stellen.¹¹⁵⁹ Die epistemologische Wende Weisgerbers in den zwanziger Jahren kommt nicht ohne Hinwendung zur soziologischen Theorie aus,¹¹⁶⁰ die verbürgt, daß Sprachwissenschaft – dauerhaft – im gesellschaftlichen und politischen Leben Fuß faßt bzw. sich selbst an dieses adressieren kann. Soziologie ist daher für Weisgerber keine dienende Disziplin, sondern Inter-Disziplin: Garant für die interdisziplinäre Weiterung des sprachwissenschaftlichen Feldes und als Brückenschlag unverzichtbar für die Vermittlung der Theorie in gesellschaftliche Kontexte.¹¹⁶¹ Unter diesem Gesichtspunkt leitende Intertexte stammen maßgeblich von Freyer, aber auch von einem ‚soziologisierten‘ Saussure¹¹⁶² und von Vierkandt.¹¹⁶³ Mit ihnen wird synthetisiert und pointiert, wie ‚Gesellschaft‘ in der Wissenschaft der Sprache aufgefaßt werden müsse; und sie beantworten assistierend und anregend die Frage nach dem Subjekt unter dem Dach der Termini ‚Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft‘ resp. ‚Sprache und Volk‘.¹¹⁶⁴

¹¹⁵⁹ In Leo Weisgerber: „Objektivgebilde, soziales“. In: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 6, Darmstadt 1984, Sp. 1056, heißt es unter Nennung der Pionierleistung Vierkandts bezüglich einer Objektivierung der sprachsoziologischen Herangehensweise: „Für die Sprachforschung wurde der berechnete Kern viel gebrauchter, aber als ungenau empfundener Redeweisen wie ‚Leben‘, ‚Entwicklung‘ usw. der ‚Sprache‘ sichtbar“. Allerdings hat Weisgerber selbst ja weiterhin von ‚Kräften‘ u. a. m. gesprochen.

¹¹⁶⁰ „Nicht zufällig“, so Knobloch („Begriffspolitik“, a. a. O., S. 151), „betritt Weisgerber die wissenschaftliche Bühne als Soziologe.“ Das mag etwas überspitzt formuliert sein, zumal Knobloch, der auch *Muttersprache und Geistesbildung* als Weisgerbers Initial- und Hauptwerk einstuft, hier nur auf Weisgerbers 1931er Beitrag zu Vierkandts *Handwörterbuch der Soziologie* verweist. Doch der grundsätzlichen Einschätzung der Bedeutung der soziologischen Fundierung – neben der sprachphilosophischen Reformulierung – ist zuzustimmen.

¹¹⁶¹ Das gilt in ähnlicher Weise für die didaktischen Diskussionen der Zeit; vgl. Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 152, der die Rolle der soziologischen Theorie ergänzt: „Weisgerber hat niemals nur auf einem Fuß gestanden. Zur diskursiven Öffnung der Sprachwissenschaft für die Anliegen der Gesellschaft gehört der pädagogische Impetus, der Weisgerber lebenslang begleitete.“ Vgl. auch Gerhard Helbig: „Sprachauffassung“, a. a. O., S. 92: „Weisgerbers pädagogische und in die Breite zielende Tendenz zeigt sich schon rein äußerlich in den mehrfachen programmatischen Zusammenfassungen, die er seiner Sprachauffassung gegeben hat.“

¹¹⁶² Zuzustimmen ist Knobloch („Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 306), „daß Weisgerber die psychologistisch-soziologistische Ambivalenz des *Cours* zur soziologistischen Seite hin auflöst“.

¹¹⁶³ Vgl. Alfred Vierkandt: *Gesellschaftslehre. Hauptprobleme der philosophischen Soziologie*. Stuttgart 1923; vgl. dazu Klaus Roß: „‚Sprache‘ und ‚Zweimal Sprache‘. Weisgerbers Sprachgemeinschaft und Vierkandts Gesellschaftslehre“. In: Dutz, a. a. O., S. 93, wo deutlich wird, daß Weisgerber Vierkandts Unterscheidung von *überpersönlichem* und *unpersönlichem* Objektivgebilde ignoriert. Und: „Wenn Weisgerber die ‚Eingliederung in die Sprachgemeinschaft‘ als ‚soziologisch von größtem Interesse‘ bezeichnet und meint, ein Mensch werde ‚unbewußt und doch in nachhaltigster Weise dem Gesamtgeist eingegliedert‘ [...], dann vernachlässigt er die bei Vierkandt ausdrücklich betonte Rolle des aneignenden Individuums.“ (Ebd., S. 95)

¹¹⁶⁴ Dabei spielt eben auch die angedeutete Saussure-Interpretation eine gewichtige Rolle; vgl. Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 149: „Weisgerbers emphatischer ‚Muttersprache‘-Begriff lebt [...] davon, daß die

nüchterne *langue* im Glanz all der epistemischen und gemeinschaftlichen Hochwert-Aktivitäten strahlt, mit denen ihre Verwendung verbunden sein kann. So ist es nicht verwunderlich, daß man Weisgerbers Volks- und Sprachgemeinschaftsansatz durchaus in Saussures Axiomatik begründen kann, freilich nur auf eine Weise, welche die Differenz zwischen Emphasisierung und Ernüchterung überdeutlich zeigt.“ – Vgl. zu Weisgerbers eigener, eingeständenermaßen unsicheren Rekonstruktion seiner Saussure-Aneignung Weisgerber: „Zur Entmythologisierung“, a. a. O., S. 42, aber auch die Bemerkung, der „Systemgedanke[]“ sei „am eindrucksvollsten [...] bei F. de Saussure vertreten“, eben als Vorlauf zum Begriff der Feldgliederung als stabiler, geschlossener, geordneter, lückenloser immanenter Korrelation der sprachlichen Zeichen; deshalb greift Weisgerber auch zustimmend Saussures Metapher des Schachspiels auf (vgl. ebd., S. 43; vgl. dazu Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. 2. Aufl., Berlin 1967, S. 27, 104 ff. und 131 f.). –

Im *Cours* (Saussure, a. a. O., S. 268 f.) wird die von Knobloch benannte Unentschiedenheit im engsten Kontext deutlich. Einerseits heißt es zum Terminus der „Volkheit“: „Wir wollen darunter eine Einheit verstehen, die auf den vielfältigen Beziehungen der Religion, der Kultur, der gemeinsamen Verteidigung usw. beruht, die sich sogar unter Völkern verschiedener Rasse und ohne politische Einigung herausbilden können. [...] [D]ie soziale Verbundenheit wirkt auf die Schaffung einer Sprachgemeinschaft hin und bildet vielleicht bestimmte Eigentümlichkeiten des gemeinsamen Idioms heraus. Umgekehrt bildet die Sprachgemeinschaft in einem gewissen Grade die Volkseinheit.“ Andererseits wird jedoch folgende Überlegung verneint: „Wenn aber die Sprachgemeinschaft uns in den Stand setzt, eine soziale Gemeinschaft behaupten zu können, so ist weiter zu fragen, ob die Sprache uns auch Näheres über die Art der gemeinsamen Volkheit kennen lehrt.“ So nennt Saussure die Vorstellung einer spezifischen „Denkweise der Sprachgenossenschaft“ (ebd., S. 273) eine „kühne Behauptung“ (ebd., S. 274). Wissenschaftlich beschreibbar sei die (zufällige) lautliche Veränderung, nicht eine Entsprechung von grammatikalischem Typus und „Mentalität“.

Allgemein ist festzuhalten, daß „über die gesamte NS-Zeit hinweg [...] strukturalistische Positionen präsentabel und präsent“ gewesen sind (Knobloch: „Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 306), gefördert durch den „deutsche[n] Hang“ (ebd., S. 307) zur systemischen Synthese und zum Holismus, so „daß die ‚deutschen‘ Varianten des Ganzheitsdiskurses emphatisch, wertbetont und völkisch-national aufgeladen waren; die Zuständigkeit für das ‚Ganze‘, für Synthese und Zusammenschau, galt den Akteuren der Zeit als Signum ‚deutscher‘ Wissenschaft [...]. Indem Sprache am ‚Ganzen‘ des gesellschaftlichen Lebens privilegiert teilhat, begründet sie symbolisch den Anspruch auf die Schlüsselposition der Sprachwissenschaft.“ (Ebd., S. 320)

In diesem Sinne begrüßte etwa Stroh („Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 231 f.) 1934 nicht nur „die Erneuerung des Organismus-Begriffes“ durch Saussures *valeur*-Gedanken, sondern auch Saussures „Doktrin“ der *langue*, übersetzt in „Sprache als Kulturgut einer Gemeinschaft“ bzw. in die „Erstwirklichkeit der Volkssprache“ (ebd., S. 243). In diesem Zusammenhang figuriert Weisgerber bei Stroh als konsequentester Auswerter von Saussureschen Überlegungen. Und auch Walther von Wartburg (*Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*. Halle 1943, S. 4 ff. und 180 ff.) argumentiert in ausdrücklicher Berufung auf Saussure und gelangt in seinen Schlußbemerkungen über „Sprache und Volk“ zu Jacob Grimm und Freyer, um dabei fast wörtliche Weisgerber-Formulierungen („Schicksal“, „Eingegliedertsein in die Sprachgemeinschaft“, „Sprachvolk“) einzubringen, etwa: „[D]ie Bewegung [der Sprache; J. R.] ist als einheitlich fortlaufende die des objektiven Geistes, nicht die der Träger.“ (Ebd., S. 186)

So ist die von Peter von Polenz („Sprachpurismus“, a. a. O., S. 145) auf dem Germanistentag 1966 in München vorgetragene Auffassung nicht einsichtig, es hätten „viele deutsche Germanisten von [...] [Saussure] lange Zeit keine Kenntnis genommen. Das zeigt sich schon äußerlich darin, daß das Buch bis zum Erscheinen der deutschen Übersetzung (1931) in keiner germanistischen Fachzeitschrift und von keinem deutschen Germanisten rezensiert worden ist [...]. In dem neuesten umfassenden Sammelwerk des Studienfaches Germanistik, *Deutsche Philologie im Aufriß* [...], hat Leo Weisgerber eine Sprachwissenschaftliche Methodenlehre geschrieben, in der de Saussure nur einmal in einer Nebenbemerkung erwähnt ist, während Wilhelm v. Humboldt und des Verfassers Theorien und Werke des öfteren und seitenweise abgehandelt bzw. zitiert sind.“ Zwar erkennt auch Polenz das strukturelle Verfahren der Wortfeldtheorie an (ohne auf die vielfachen Saussure-Bezüge in den einschlägigen Texten der zwanziger und dreißiger Jahre hinzuweisen), schränkt aber ein: „Diese Arbeiten haben sich aber meist erst nach dem Weltkrieg fruchtbar ausgewirkt.“ (Ebd., S. 147) Und in gewisser Selbstwidersprüchlichkeit: „Es ist zu bedauern, daß in den meisten späteren Arbeiten Weisgerbers der durchaus synchronisch-strukturelle Ansatz seiner Sprachtheorie entstellt ist durch seine einseitig deduktive Methodik und über formale Sprachstrukturen hinwegtäuschende dynamische Metaphorik in Terminologie, Darstellungsweise und Titeln.“ (Ebd., S. 163, Anm. 36) – Ähnlich heterogen auch Siegfried Grosse („Kontinuität und Diskontinuität“, a. a. O., S. 206 f. und 202): „Der Weg zur sogenannten ‚Inneren Form des Deutschen‘ hat lange Zeit verhindert, den Blick nach außen zu lenken und sich an der internationalen Sprachwissenschaft zu orientieren, die sich seit 1933 unter Aufnahme der Anregungen Saussures kontinuierlich weiterentwickelt hatte, aber in Deutschland nicht mehr zur Kenntnis genommen worden war.“ Und: „Sowohl die inhaltsbezogene Grammatik als auch die unterschiedlichen Richtungen des Strukturalismus zitieren als den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen, dem sie grundlegende Anregungen verdanken und darum verpflichtet sind,

Mit den folgenden Überlegungen¹¹⁶⁵ soll daher gezeigt werden, warum die epistemologische (zeichentheoretische) Reemphatisierung im Bedeutungsfeld des Weltbildbegriffes einer soziologischen Stützung, mehr noch: einer simultanen soziologischen und kulturtheoretischen Aufwertung bedurfte. Erst als epistemologisch *und* soziologisch erneuerter Sprachwissenschaft war von einer *ganzheitlichen* Sprachauffassung oder -theorie zu reden.¹¹⁶⁶ Darüber hinaus möchte abschließend deutlich werden, welche Defizite sich Weisgerber durch das Programm einer *transzendentalsoziologischen* Schließung eingehandelt hat. Und nicht minder von Belang ist, daß das Theorem ‚soziales Objektivgebilde‘ als verdichteter Ausdruck des Muttersprachenparadigmas und als Scharnierbegriff eine Kontinuierungs- und resonanzkalkulatorische Koordinierungsstelle im Weisgerberschen Argumentationsapparat einnimmt, von der aus bildungs-, identitäts- und sprachpolitische Anverwandlungen an die Begebenheiten außerhalb der Institute plausibel gemacht wurden¹¹⁶⁷ – als didaktische Emphatisierung und zugleich nationalistische Steuerung und Mobilisierung, die aus einem wirkungsorientierten Entwurf, aus einer wirken wollenden Wirklichkeitswissenschaft¹¹⁶⁸ eine Tatwissenschaft formten.

Ferdinand de Saussure“. Es muß also in bezug auf Weisgerber, Trier, Porzig et al. von „der deutschen Sonderentwicklung des Strukturalismus“ (Siegfried Schödel: *Linguistik*. München 1972, S. 9) gesprochen werden, auch wenn Peter Hartmann (*Die Sprache als Form*. The Hague 1959, S. 107) von der „absichtlich nichtstrukturalistische[n] Betrachtungsweise von L. Weisgerber“ spricht.

Weisgerber selbst hat später wiederholt Saussures wissenschaftlichen Rang hervorgehoben (vgl. Weisgerber 1973, S. 52 f., 68 und 78; zum Zeichenbegriff vgl. Weisgerber 1971, S. 62 f.; vgl. auch Helbig: *Geschichte*, a. a. O., S. 122 ff.); zu Polenz' Verweis vgl. Leo Weisgerber: „Sprachwissenschaftliche Methodenlehre“. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*, unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter hrsg. v. Wolfgang Stammer. Bd. 1, Berlin/Bielefeld 1952, Sp. 1–38

¹¹⁶⁵ Sie folgen in Teilen einigen Erwägungen eines Aufsatzes, der aus den Diskussionen im „Arbeitskreis Sprachwissenschaft und Politik“ an der Universität Frankfurt/Main hervorgegangen war; vgl. Jürgen Roth: „Leo Weisgerber – Sprache und Objektivität. Zu Form und Intention soziologischer Sprachtheorie“. In: *Engagement und Reflexion*, a. a. O., S. 41–138

¹¹⁶⁶ Zur allgemeinen geisteswissenschaftlichen und -geschichtlichen Wende in den zwanziger Jahren u. a. im Rekurs auf Dilthey, d. h. zur Vorstellung einer (potentiellen) Isomorphie von Theorie und Leben, Verstehen und Geschichte vgl. Habermas: *Erkenntnis und Interesse*, a. a. O., S. 178 ff., Hermand, a. a. O., S. 86 ff., und Herbert Marcuse: „Das Problem der geschichtlichen Wirklichkeit“. In: ders.: *Schriften*. Bd. 1, Frankfurt/Main 1978, S. 469–487; zur Kritik der organologisch-holistischen In-eins-Setzung von Sinnstrukturen, Lebensobjektivationen und Verstehen vgl. Schnädelbach: „„Etwas Verstehen heißt Verstehen, wie es geworden ist““, a. a. O., S. 131 ff.; zur Bedeutung der assoziativen lebensphilosophischen Aufladung des Ganzheitskonzepts bei Weisgerber vgl. Roth, a. a. O., S. 62 ff.

¹¹⁶⁷ Knobloch („Methodenlehre“, a. a. O., S. 209) nennt den „Ausdruck ‚Muttersprache‘“ einen der Begriffe, die wie „Fähren“ zwischen fachlicher und öffentlicher Kommunikation dienen“. Dasselbe trifft auf den Terminus ‚soziales Objektivgebilde‘ zu.

¹¹⁶⁸ Der Terminus ‚Wirklichkeitswissenschaft‘ bezeichnet – anders, als von Max Weber im Sinne einer Strukturanalyse der Gegenwartsgesellschaft verstanden – die geisteswissenschaftlich und philosophisch inspirierte Neuorientierung in der deutschen Soziologie; vgl. Volker Kruse: „*Geschichts- und Sozialphilosophie*“ oder „*Wirklichkeitswissenschaft*“? *Die deutsche historische Soziologie und die logischen Kategorien René Königs und Max Webers*. Frankfurt/Main 1999. – Weisgerber steht ein für die Remythisierung, die Wiederverzauberung der Welt der entzauberten Moderne im mythischen Bann der (Sprach-)Gemeinschaft. Sprachwissenschaft enthüllt die Leistungen und *Wirkungen* der (Mutter-)Sprachgemeinschaft. „Am ‚wirklichsten‘ (mit Hans Freyer reserviert Weisgerber den Ausdruck ‚wirklich‘ – in remotivierender Rede – für objektiv geistige ‚Wirk‘größen, kulturelle Objektivationen, Institutionen etc.) ist ihm gerade die Ebene des

III. 1. Kontinuität im Neuanfang, Neueinsatz im Kontinuum

Werkkontinuierung heißt nicht nur fachinterne Selbsthistorisierung, wie im vorangegangenen Exkurs II. 3. diskutiert, sondern auch zeitbedingter Umbau einiger fachlicher und politsemantischer Elemente der Theorie, auch wenn dieser nur in Nuancen erfolgt. Hinzu treten wissenschaftspolitisch effiziente Argumentationsstrategien. Clemens Knobloch hat, um den Erfolg der Weisgerberschen Anstrengungen zu deuten, auf den Zusammenhang zwischen Werkentfaltung, Wirkungskontinuität und außertheoretischer Orientierung hingewiesen¹¹⁶⁹:

Gemeinschaftsbesitzes“ (Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 151). Vgl. Hans Freyer: *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Logische Grundlegung des Systems der Soziologie*. Leipzig 1930

Auch 1952 stehen für Friedrich (= Fritz) Stroh (*Handbuch*, a. a. O., S. 323 f.) die nämlichen Zusammenhänge außer Frage. Seine Ausführungen zur „soziologischen Sprachbetrachtung“ sind – unter Bezug auf Weisgerbers Vierkant-Beitrag und Freyer – eine dogmatische Paraphrase Weisgerbers: „Dem Verhältnis eines historischen und gegenwärtigen Menschen (in seinem Sprachbesitz und Sprechen) zur Muttersprache wird folgende Wirklichkeitsordnung gerecht. Oberste Wirklichkeitsform ist die Sprache als gemeingültiger Besitz der Menschengruppe, der er angehört, als überpersönliches gesellschaftliches Gut, als ein gemeinschaftsbildender Wirkungszusammenhang.“ Analog der Verweis auf Ipsen: „Nennt die menschliche Sprache und die menschliche Gemeinschaft, konkret gefaßt, identische Strukturen. Sprache ist der sich zur Welt entfaltende, sich als Welt begegnende und erkennende wirkliche Geist der Gemeinschaft; Gemeinschaft ist das Wir, das sich in der Sprache seiner selbst bewußt wird“.

¹¹⁶⁹ Helbig („Sprachauffassung“, a. a. O., S. 114) vertritt die schwer nachvollziehbare Ansicht einer diskontinuierlichen Kontinuität, d. h., er blendet Weisgerbers Arbeiten zwischen 1933 und 1945 aus und stellt fest: „Das Gespräch zwischen diesen Gelehrten [er nennt Weisgerber, Porzig, Cassirer, Ipsen und Trier; J. R.] um 1930, das diese neuromantischen Gedankengänge vertieft und gefestigt hat, wurde 1933 und 1934 durch den Einbruch des Nationalsozialismus jäh abgebrochen.“ Bis auf Cassirer haben jedoch alle Genannten in Deutschland weiter gelehrt und publiziert und zumindest über Texte kommuniziert, Ipsen war „an der Konzipierung der NS-Raumpolitik im Osten beteiligt [...]. Als Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker hätte er definitiv eine Monographie verdient.“ (Knobloch: „Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 306, Anm. 4); z. T. traten sie in die NSDAP ein: „Weisgerber war nie in die NSDAP eingetreten, wäre wahrscheinlich wegen seines Einsatzes für einen Studentenpfarrer in Rostock, der in das Visier nationalsozialistischer Studenten geraten war, nie in diese aufgenommen worden, war aber wohl gerade deswegen für eine geheimdienstliche Tätigkeit, zumindest für die des ‚Sicherheitsdienstes‘ attraktiv. Trier trat gleich nach der Machtergreifung in die Partei ein, gehörte aber zu den Wissenschaftlern, die die meisten ihrer Publikationen freihielten von NS-Ideologismen. [...] Noch radikaler trennte Walter Porzig [...] zwischen seiner Tätigkeit als Schulungsleiter der NSDAP und der als Forscher.“ (Gerd Simon: „Bedeutungsforschung“, a. a. O., S. 177 f.). – Zum wissenschaftspolitischen Klima vgl. Ruth Römer (a. a. O., S. 142): „Die Rassenideologie in der deutschen Sprachwissenschaft erstarkte durch den politischen Sieg des Nationalsozialismus 1933. Sie hatte nun freie Bahn, niemand mehr konnte ihr öffentlich etwas entgegensetzen. Schmidt-Rohr, der es versuchte, wurde bald zur Räson gebracht.“ Dagegen differenzierender Gerd Simon („Bedeutungsforschung“, a. a. O., S. 179): „Eindeutig rassistisch argumentierende sprachwissenschaftliche Publikationen stammen fast ausschließlich von außeruniversitären Dilettanten.“ Vgl. auch Knobloch („Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 313): „Edgar Glässer (1939) ist der einzige Sprachwissenschaftler, der gleichzeitig offen rassistisch und auf der Höhe der sprachtheoretischen Diskussion schreibt. Seine *Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung* ist der eigentliche Anti-Schmidt-Rohr und Anti-Weisgerber.“ Eine hochgradige ‚Fühlung‘ macht Simon („Schmidt-Rohr“, a. a. O., S. 2 f.) dennoch aus: „Die Auseinandersetzung, die sich Schmidt-Rohr Anfang des 3. Reichs mit dem damals herrschenden Rassenfaschismus mehr oder weniger als Winkelried im Auftrag der Deutschen Akademie, des Sprachvereins und anderer damals noch nationalkonservativer Kreise leistete, wurde von Weisgerber später als Widerstandstat hingestellt. Das verkennt freilich, daß der von beiden vertretene Sprach- und Kulturfaschismus nur eine sektiererische Abweichung vom herrschenden Faschismus darstellt, sogar historisch als Wegbereiter, wenn nicht als Nährboden des später aufkommenden, in vielem radikaleren Rassenfaschismus angesehen werden kann.“ An

„Auf den ersten Blick (und in der Selbstdarstellung des Autors) wurde sie [Weisgerbers Sprachtheorie; J. R.], unangefochten durch die politischen Umbrüche 1933 und 1945, bis in

anderer Stelle („Bedeutungsforschung“, a. a. O., S. 176 f.) spricht Simon von einer „Art Zweckheirat“ beider „mit den Rassisten“: „Die Zweckheirat mit dem Rassismus erforderte in der Tat nur minimale Äußerungen.“ –

Der Nationalsozialismus brach – um auf Helbig zurückzukommen – weder über die Gesellschaft noch über die Wissenschaft wie ein Naturereignis herein. Die einschlägigen, Weisgerber zu einem Wegweiser kürenden Mobilisierungstexte von Güntert und Hermann vor 1933 (siehe Abschnitt II. 2. 2.) belegen für die Sprachwissenschaft eine hochgestimmte Erwartung nationalistischer Erhebungen. So lesen sich Helbigs Bemerkungen über den Einschnitt 1933/34 nicht nur moderat, sie sind auch irreführend: „Nachdem Weisgerber vorher hauptsächlich hervorgetreten war mit seinen beiden Werken *Muttersprache und Geistesbildung* und *Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur*, konnte deshalb sein eigentliches Hauptwerk *Von den Kräften der deutschen Sprache* erst nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus in den Jahren 1949 und 1950 erscheinen.“ („Sprachforschung“, a. a. O., S. 114 f.) Und: „Aus dieser groben Chronologie von Weisgerbers Schriften geht hervor, daß er – unterbrochen vom Nationalsozialismus – seine Sprachauffassung gleichsam in zwei Stößen entwickelt hat: um 1930 und um 1950.“ (Ebd., S. 116) (Dieselbe irrümliche Chronologisierung vertritt Helbig auch noch in *Geschichte*, a. a. O., S. 137; selbst dort weist er auf den Zusammenhang mit der „völkischen Sprachbetrachtung“ nur vage hin: „Daraus läßt sich schon rein chronologisch ablesen, daß Weisgerber seine Sprachauffassung gleichsam in zwei Stößen entwickelt hat: um 1930 und um 1950. Entsprechend gehört er auch in zwei Zusammenhänge hinein: einmal in die geisteswissenschaftliche Richtung, die in den 20er Jahren den Positivismus junggrammatischer Prägung überwindet und von der dann in den 30er Jahren die ‚volkhafte‘ und später auch ‚völkische‘ Sprachbetrachtung ihren Anfang nimmt. So beruft sich etwa Stroh [...] und auch der rassistisch infizierte Schmidt-Rohr auf Weisgerber und Porzig. Zum anderen gehört Weisgerber in jene Entwicklungslinie, die von Saussure ausgeht [...].“

Im übrigen stieß Helbigs Versuch, „den Sprachwissenschaftler Weisgerber in Schutz zu nehmen gegen den Erkenntnistheoretiker“ (dem Helbig „Sprachmystizismus“ und „Sprachidealismus“ vorwarf, während er die feldtheoretischen Analysen ausführlich würdigte; vgl. „Sprachauffassung“, a. a. O., S. 118 und 120), in der bundesdeutschen Zeitschrift *Der Deutschunterricht*, in der Helbigs Aufsatz 1961 erschienen und in dem von Weisgerbers Rolle im Nationalsozialismus nicht die Rede gewesen war, auf heftige Ablehnung. Oskar Buchmann (O. B.: „Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers. Kritische Randbemerkungen zu dem Aufsatz von Gerhard Helbig in DU 61, 3“. In: *Der Deutschunterricht*, 1961, Heft 5, S. 116 ff., hier passim) warf Helbigs Ausführungen „ideologischen Charakter“ vor, sie kämen einer inquisitorischen, lügnerischen und peinlichen „Verstellung“ gleich, „die sich sogar bis zur politischen Verleumdung Weisgerbers versteigt“. Ja, Helbigs „unwissenschaftlicher Unsinn“ führe so weit, Weisgerber zum „Sprachimperialisten“ und zum „Anhänger eines völkischen Mystizismus“ zu erklären – und dergleichen mehr. Man sieht: Auch Anfang der sechziger Jahre war Polemik nicht verpönt.

Über Weisgerbers Schriften aus der Zeit des Nationalsozialismus war auch bei Buchmann nichts zu vernehmen. Nur in einem Punkt gab er Helbig recht, obiges Zitat über den ‚Einbruch des Nationalsozialismus‘ aufgreifend: „Richtig, denn Weisgerber war ein Gegner des Nationalsozialismus.“ (Ebd., S. 118) Erst in seiner späten Replik (Gerhard Helbig: „Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers“. In: *Der Deutschunterricht*, 1963, Heft 1, S. 119) machte Helbig diesbezüglich einige – nach wie vor zurückhaltende – Bemerkungen: „Es ist eine Binsenweisheit, daß verschiedene Dichter und Wissenschaftler vom Nationalsozialismus als Vorläufer angesehen und in Anspruch genommen worden sind, obwohl sich jene subjektiv als Gegner des Dritten Reiches gefühlt haben. Etwas anderes ist es, inwieweit sie einer solchen Deutung Vorschub geleistet haben durch Äußerungen, die möglicherweise nur unfreiwillige Konzessionen waren, wenn sich Weisgerber etwa 1939 mit den Zielsetzungen des Reichserziehungsministeriums identifiziert oder im gleichen Vorwort zu seinem Werk *Die volkhafte Kräfte der Muttersprache* schreibt: ‚Und wie hätte es schließlich an der vorliegenden Fassung ohne Spuren vorübergehen können, daß sie in den Wochen der Heimkehr der Sudetendeutschen niedergelegt wurde? Wo die zergliedernden Überlegungen der Wissenschaft an die Grenzen unseres Verstandes und der bereits gesicherten Erkenntnis stoßen, mag der Blick auf die geschichtliche Wirklichkeit das Bild von den volkhafte Kräfte der Muttersprache in vollem Leben erscheinen lassen.‘ – Weisgerber selbst reagierte auf Helbig erst 1973 („Gefärbte Brillen“. In: *Linguistische Studien III. Festschrift für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil I*. Düsseldorf 1973, S. 9–23). Dieselbe Ablehnung erfuhr Helbig in Weisgerber 1973, S. 150. –

– Im Gegensatz zu Helbig und Knobloch vertritt Gerd Simon („Vorwort“. In: *Sprachwissenschaft und politisches Engagement*, a. a. O., S. 5 f.) sogar eine dritte Entwicklungsvariante: „Statt die vorwärts weisenden Züge an seinem Ansatz [aus den zwanziger Jahren; J. R.] auszubauen, eventuell in Auseinandersetzung mit anderen Forschungen zu korrigieren und zu präzisieren, unterwirft er ihn zunächst vorzeitig (1934) der herrschenden Ideologie, um ihn dann nach 1945 selbst zu ideologisieren und in immer wieder neuen Wiederholungen lediglich nach wissenschaftspolitischen Gesichtspunkten durchsetzungstaktisch auf die verschiedensten Probleme abzuwandeln.“

die 60er Jahre hinein kontinuierlich entwickelt. Verschwunden ist sie beinahe spurlos mit einem gesellschaftlichen Umbruch, der nicht nur die internationale Pop-, Jugend- und Massenkultur ins Land brachte, sondern auch die (seither ungebrochene) Orientierung der Sprachwissenschaft am internationalen Strukturalismus. Fachliche Gründe für das plötzliche Verschwinden der Sprachinhaltsforschung, die nicht nachträgliche Rationalisierungen wären, sind nicht auszumachen.¹¹⁷⁰ Abgesehen von diesem abrupten Ende¹¹⁷¹ des Weisgerberschen Einflusses sei erstaunlich, daß bis in die sechziger Jahre „allein die Sprachinhaltsforschung als semantisches und institutionelles Machtzentrum der Germanistischen (und der Allgemeinen) Sprachwissenschaft erhalten“ geblieben war. „Weisgerbers Texte“, fährt Knobloch fort, „bezeugen einen glänzenden Wissenschaftspolitiker, der sich der außerfachlichen Wirkungsbedingungen seines Faches jederzeit bewußt war und sie (unter allen politischen Verhältnissen) rhetorisch brillant zu nutzen wußte.“¹¹⁷²

Solch eine Einschätzung nimmt ihren Gegenstand aus wissenschaftshistorischem Interesse zu Recht ernst. Deshalb bleibt zu beachten, daß „der programmatische

¹¹⁷⁰ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 146

¹¹⁷¹ Andernorts erläutert Knobloch („Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 309) ein wenig lapidar: „Die Weisgerberei war einfach nicht mehr resonanzfähig, weshalb man ihre Axiome auch durchaus nicht mehr zu prüfen brauchte.“ Um zu ergänzen: „Man darf jedoch nicht vergessen, daß es keine ‚fachlichen‘ Gründe waren, welche die bis dato allmächtige Sprachinhaltsforschung rasch kollabieren ließen, sondern die Koinzidenz von Resonanzverlust und den Karriereinteressen der nachrückenden Linguistengeneration.“ Waren es also bloß Gründe des Alterns einer Theorie, die mit einer vielleicht nicht notwendigen, aber recht offen zur Schau getragenen Unlust der neuen Generation an fachhistorischen Fragen zusammenfielen? Oder mit schierem Überdruß an der „Weisgerber-Monokultur“ (ebd., S. 308, Anm. 6)? Oder lag es an einer Fehleinschätzung Weisgerbers, der trotz aller Bemühungen um publizistische, finanzielle und institutionelle Fortschreibung des großen, auf lange Zeit angelegten Projekts zu wenig in die personelle Kontinuirung investiert hatte? Eine Fußnote Knoblochs scheint dies nahezu legen: „Ich bin mir darüber im klaren, daß diese historische Relativierung des plötzlichen Endes der Weisgerberei diejenigen auf den Plan rufen wird, die schon immer behauptet haben, hier sei fachgeschichtliches Unrecht geschehen. Es versteht sich jedoch, daß ich durchaus nicht dieser Meinung bin, jedenfalls so nicht. Der plötzliche Zusammenbruch eines außerfachlichen Resonanzraumes bestätigt vielmehr in seinen weitreichenden Wirkungen, daß es der Sprachinhaltsforschung nicht gelungen war, eine halbwegs resistente Fachtradition aufzubauen.“ (Ebd., S. 309, Anm. 11) – Abwägender nochmals in „Begriffspolitik“ (a. a. O., S. 165, Anm. 33): „Weisgerber hat seine Kritiker zeitlebens durch den Hinweis auf die Resonanzfähigkeit seiner Begriffe diszipliniert. Als die zerfiel, fand auch seine diskursive (nicht auch gleichermaßen schnell: seine institutionelle) Macht ein rasches Ende.“

¹¹⁷² Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 146. Knobloch widerspricht damit einem gängigen, Weisgerbers Einfluß aber nachträglich nur banalisierenden, weil herablassenden Verdikt über Weisgerbers Terminologie und Stil, wie es etwa Ruth Römer (a. a. O., S. 164) exemplarisch formuliert, da sie von „einer derart verklausulierten, undeutlichen Sprache“ spricht, „daß es schon eindringlichen Lesens bedarf, um überhaupt eine Meinung zu entdecken“. Vielleicht ist es das ‚Verwaschene‘ (so eine weitere Titulierung Römers) der Weisgerberschen Texte, das ihre eigentliche wirkungsoptionale Durchlässigkeit begründet – bei gleichzeitig hoher, außerfachliche Aufnahme äußerst begünstigender Prägnanz der tragenden Begriffe. Eher in Knoblochs Sinne einer effektvollen, ‚beglänzenden‘ wissenschaftlichen Sprechweise argumentiert Helbig („Sprachauffassung“, a. a. O., S. 117), der von „einer glatten, flüssigen, ja suggestiven sprachlichen Form“ redet, „durch die Weisgerbers Ausführungen zu einer einprägsamen und groß angelegten Schau werden. Die Sprachgebung Weisgerbers erinnert sehr stark an die künstlerischen Wirkungen, wie sie von der geisteswissenschaftlich betriebenen Literaturwissenschaft ausgingen und ausgehen.“

Wortführer“¹¹⁷³ Weisgerber jener herausragende Vertreter der sprachwissenschaftlichen Neuerer der zwanziger und dreißiger Jahre war, der seine Arbeit nach 1945 nicht nur im institutionellen Rahmen fortsetzen, sondern der den von ihm proklamierten Ausbau der Sprachinhaltsforschung resp. der energetischen Sprachwissenschaft zielstrebig auf breiter Basis betreiben konnte, um auch in der öffentlichen Wahrnehmung die beherrschende Gestalt zu werden. „Tatsächlich erklärungsbedürftig ist der Umstand“, so Knobloch, „daß in Deutschland von der sprachwissenschaftlichen Krisenpolyphonie in den 50er Jahren nur eine einzige Stimme übriggeblieben war.“¹¹⁷⁴

Von einer Stimme sprach auch Weisgerber, als 1948 sein erstes Buch nach dem Krieg erschien,¹¹⁷⁵ *Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken*. „Diese Stimme“, dankte er im Vorwort „Prof. Dr. R.[einhold] E. Saleski[-Miami]“, „ließ [...] spüren, daß das Weiterwirken muttersprachlicher Bindungen ebenso die Weite eines Weltmeeres überbrücken hilft wie den Abgrund einer Weltkatastrophe.“¹¹⁷⁶

¹¹⁷³ Helbig: „Sprachauffassung“, a. a. O., S. 114. Gerd Simon („Vorwort“, a. a. O., S. 7) widerspricht der frühen Leitfunktion Weisgerbers und hält dafür, daß „Weisgerber seine Vormachtstellung in der deutschen Sprachwissenschaft trotz seiner Vergangenheit erst nach dem zweiten Weltkrieg in der sogenannten *Rekonstruktionsperiode* aufbauen konnte“.

¹¹⁷⁴ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 146

¹¹⁷⁵ Im selben Jahr erscheint auch eine Neuauflage der Abhandlung *Walhisk. Die geschichtliche Leistung des Wortes welsch*, die erstmals 1943 publiziert worden war. Die Kontinuität der Veröffentlichungspraxis – *Muttersprache und Geistesbildung* z. B. erscheint in Nachauflagen 1939 und 1941 – belegt ein Blick ins Schriftenverzeichnis, das Klaus D. Dutz („*Usus manusque*. Schriftenverzeichnis Johann Leo Weisgerber“). In: Dutz, a. a. O., S. 235 ff.) besorgt hat. Es „beschränkt sich auf das wissenschaftliche Schrifttum Leo Weisgerbers, insofern es in einschlägigen wissenschaftlichen Zeitschriften, Sammelbänden und Monographien dokumentiert ist. Bei den aufgeführten Rundfunkvorträgen und Beiträgen in populären (populärwissenschaftlichen) Zeitschriften handelt es sich um selektive Funde.“ (Ebd., S. 235)

Neuauflagen, Neubearbeitungen, Nach- und Wiederabdrucke, Auszüge, bibliographische Arbeiten, einige Übersetzungen und Sammelbände eingeschlossen (Werlen [a. a. O., S. 109 f.] verweist mit Grund auf die „recht verwickelte Entstehungs- und Editions-geschichte“), sind von 1925 bis 1932 48 Titel vermerkt, von 1933 bis 1944 61 und von 1948 bis 1984 322. Anfang der fünfziger Jahre setzt eine ungemeine Produktivität ein, die zwanzig Jahre anhält.

Dem Zufall geschuldet ist der hiesige Fund: Leo Weisgerber: „Rezension von: Gunther Ipsen: *Sprachphilosophie der Gegenwart* [...]“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1932, Heft 4, S. 220 ff., ein Titel, der bei Dutz fehlt. So dürfte nicht auszuschließen sein, daß weitere, evtl. aufschlußreiche wissenschaftliche Arbeiten Weisgerbers der ‚Wiederentdeckung‘ harren. In der ihrerseits nicht vollständigen Bibliographie von Wolfgang Lorenz (*Zu einigen Fragen des Zusammenhangs von Sprache und Gesellschaft. Eine kritische Auseinandersetzung mit Leo Weisgerber*. Diss. Leipzig 1965, S. 217 ff.) ist ein von Dutz nicht aufgeführter Text verzeichnet: „Bericht über den Vortrag: Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung. In: *Verhandlungen der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Göttingen, 1927*“.

Daneben wäre ein Abgleich einiger Schriften aus den Jahren 1933 bis 1944 mit ihren Wiederabdrucken in Sammelbänden womöglich ratsam. Von Gehlen, einem der bekanntesten „Mythenproduzenten“ (George Leaman: *Heidegger im Kontext. Gesamtüberblick zum NS-Engagement der Universitätsphilosophen*. Hamburg/Berlin 1993, S. 10), z. B. ist bekannt, daß er für Neuauflagen seiner Hauptwerke nach 1945 verfängliche Passagen gestrichen hat: „Zu denen, die wie Heidegger sogar ihre Schriften manipuliert haben, gehört Arnold Gehlen, der die erste Nachkriegs-Ausgabe seines Hauptwerkes *Der Mensch* (1950) ohne die positiven Bezüge auf den NS bzw. auf Alfred Rosenberg erscheinen ließ“, andere Texte hat er „völlig unterdrückt“ (ebd., S. 12). Anzumerken wäre die erstaunliche Tatsache, daß an *Der Mensch*, einer „auf dem Höhepunkt des Krieges erschienene[n] NS-Kampfschrift“ (Clemens Knobloch), recht wenig „revidiert werden mußte“ (ders.).

¹¹⁷⁶ Leo Weisgerber: *Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken*. Lüneburg 1948, S. 5

Da war also Kontinuität gestiftet jenseits der jüngstvergangenen weltpolitischen Katastrophen: durch die Bindungskräfte der – dem katastrophischen Geschehen offenbar enthobenen – Muttersprache, aber genauso sehr durch die ungebrochene Beschäftigung mit dem Lebensthema ‚Muttersprache‘, denn ebenda wies Weisgerber darauf hin, daß sich vorliegendes Werk Überlegungen verdanke, die er 1939 in einer Marburger Vorlesung desselben Titels vorgetragen hatte.

Man mag nun weder mutmaßen über einen inneren Rückzug, den Weisgerber hatte antreten müssen, noch über anderweitige Bedrängnisse „durch die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit“, durch welche die „Niederschrift“, so Weisgerber, „immer wieder zurückgeworfen“¹¹⁷⁷ worden sei; doch daß *Die Entdeckung der Muttersprache* als exponierte Schrift, nämlich als erstes Heft der Schriftenreihe der Gesellschaft für deutsche Sprache, der Nachfolgerin des Deutschen Sprachvereins, erschien, zeugt von mehr als nur von einem zufälligen Zusammentreffen bestimmter personeller und organisatorischer Faktoren.

War Weisgerber die herausragende, weil *die* diagnostizierende und zugleich *die* das Neue axiomatisch bestimmende sowie theoretisch synthetisierende Stimme inmitten der Krisenpolyphonie der zwanziger und dreißiger Jahre gewesen, so schien er jetzt auf dem Feld der Sprachwissenschaft als erster wieder ins Zentrum der zumindest allusiv gebotenen Katastrophenverarbeitung gerückt zu sein – einer Verarbeitung, die sich um ein Kontinuitätsdenken kristallisierte, für das man schwerlich eine andere Charakterisierung zur angemessenen erklären möchte als jene der Verdrängung der Katastrophe durch einen Brückenschlag in die vorkatastrophische, die ‚wahre‘ Geschichte. Zumindest stellte das Geleitwort zur *Entdeckung der Muttersprache*, verfaßt von Max Wachler, dem Vorsitzenden der GdS, Weisgerber gewissermaßen als Realsymbol der Sinnstiftung im Medium des Dauerhaften dar: „Daß er als erster in unseren Veröffentlichungen das Wort ergreift, mag sinnbildlich sein für unser Streben, das bewährte Alte mit den Aufgaben, die die neue Zeit uns stellt, zu verknüpfen, weiterzuwirken aus dem festgefügtten Grunde, den unsere Vorkämpfer gelegt haben, für die Pflege und damit die Erhaltung der deutschen Sprache.“¹¹⁷⁸

So, wie es hier anklingt, ergreift Weisgerber im folgenden das Wort als Autorität, die einen Neueinsatz initiiert im unbeirrten Rückgriff auf die *bindenden* Einsichten früherer Grundlegungen. Und obschon sich Weisgerber in *Die Entdeckung der Muttersprache* über längere Passagen der sprachgeschichtlichen Rekonstruktion eines Prozesses widmet, die die Leistungen der Einzelsprache(n) und der Sprachgemeinschaft(en) auch als Resultate

¹¹⁷⁷ Ebd.

¹¹⁷⁸ Ebd., S. 3 f.

sprachwissenschaftlicher, mithin vereinzelter theoretischer Reflexion vorzustellen nicht umhinkommt (und nicht als Ergebnisse des opaken Wirkens der Sprachgemeinschaften selber),¹¹⁷⁹ zielt sein Interesse ganz auf die „Einsichten in die Grundvorgänge des Völkerlebens“¹¹⁸⁰, und d. h. a priori: auf „die Anerkennung aller Werte und Rechte jeder Muttersprache aus der Tiefe eines Gemeinbewußtseins“¹¹⁸¹, dessen Entstehung und Entfaltung im weiteren Verlauf gesellschaftsgeschichtlich immune Illuminationsbegriffe illustrieren.

Einige Beispiele mögen genügen, um einerseits den Brückenschlag zu verdeutlichen, den derartige auratische Argumentationen herstellen, andererseits die fortdauernde, mithin aus der Katastrophe in die nähere und fernere Zukunft hinübergerettete politsemantische Aufladung des historischen Sprachdenkens.

Die nicht ohne weiteres als einheitliches Unterfangen darzustellenden Anliegen und Initiativen der barocken Sprachgesellschaften¹¹⁸² fügt Weisgerber in einen Rahmen ein, in dem sich die Erweckung und Verteidigung des ‚Volksbewußtseins‘ als das alles überspannende und bewegende Moment erweist, das sich aus der Bewegung der Muttersprache selbst als machtvoll bekunden soll. Daß er sich zumal auf den Grammatiker und ‚Sittenpfleger‘ Schottel beruft,¹¹⁸³ ist durchaus als symptomatisch zu bewerten, treten damit doch die durchaus auch zu gewärtigenden frühbürgerlichen, sprachpolitisch relativ nüchternen Bemühungen jener Zeit aus dem Gesichtskreis¹¹⁸⁴ – zugunsten der Schottelschen Lemmata von „der uralten Hauptsprache der Teutschen“ und vom „Rausch der Sprache“.¹¹⁸⁵

Unter der Gesamtheit „volklicher Grundkräfte“¹¹⁸⁶, so Weisgerber, geht allen Kräften voran „das durch die Muttersprache genährte Eigenbewußtsein der Völker“¹¹⁸⁷, und da die „Mutter Sprache“ (Georg Schmidt-Rohr), die Sprache *als* Mutter, nährt zahllose Zeitalter lang, wächst Größeres heran, als in einem einzelnen Menschen zur Entfaltung kommen könnte: der ‚volkliche Zusammenhang‘ als eigentliches Movens von (Sprach-)Geschichte.¹¹⁸⁸

¹¹⁷⁹ Vgl. ebd., S. 40 ff., zu den Begriffen des *logos* und des *sermo patrius* (*Vätererbes*).

¹¹⁸⁰ Ebd., S. 9

¹¹⁸¹ Ebd., S. 12

¹¹⁸² Neben kulturpatriotischen Agitationen galt ihr Interesse etwa auch der „Etablierung des Deutschen als einer leistungsfähigen Hochsprache“ (Gardt, a. a. O., S. 103), also dezidiert sprachpolitischen und -normativen Anliegen; zu frühen Formen von Sprachnationalismus vgl. ebd., S. 115 ff.

¹¹⁸³ Der „führende Kopf“ (Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 101).

¹¹⁸⁴ Vgl. Gardt, a. a. O., S. 107 f.

¹¹⁸⁵ Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 101

¹¹⁸⁶ Ebd., S. 95

¹¹⁸⁷ Ebd., S. 94

¹¹⁸⁸ Vorsichtige Hinweise, daß sich die Entwicklung einer Mutter- resp. Volkssprache politischen Konstellationen und Entscheidungen verdanken könnte (vgl. etwa ebd., S. 98), nimmt Weisgerber stets zugunsten eines Geschehens von „eigengesetzlicher Weise“ (ebd.) zurück, der „Ausbildung eines wert- und gefühlsmäßigen Schwerpunktes“ (ebd.). Das mündet in eine Art Hohelied auf „diese aus der Muttersprache entflammenden Wirkungen“ (ebd., S. 99).

„Das gefühlsmäßige Verhältnis“¹¹⁸⁹ zur Muttersprache drücke sich, heißt es weiter, im – nicht näher identifizierbaren Akteuren unterstellten – Trieb¹¹⁹⁰ oder „Hochgefühl“¹¹⁹¹ des „sprachlichen Eigenwollens“¹¹⁹² aus, und ein solcher Ausdruck erlangt etwa dort seinen naturgemäßen, vollen Umfang, wo die Bedrohung übermächtig zu werden scheint. Die Muttersprache sei „ein Mittelpunkt, von dem aus in der Zerrissenheit und Überfremdung die Gewähr eigenständiger Entfaltung auf allen Lebensgebieten gewonnen werden kann“, und die Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges hätten gezeigt, „daß nur im Ausbau der Muttersprache und im Ausschöpfen ihrer Werte eine Fortsetzung deutschen Lebens möglich war“.¹¹⁹³ Die Muttersprache sei das „Unterpfund der Einheit“, der „Hoffnung auf Einheit des Lebens im deutschen Raum“¹¹⁹⁴ gewesen, und in den Mitgliedern der Sprachgesellschaften sei angesichts katastrophischer Ereignisse nolens statt volens „das zum Bewußtsein [gekommen], was in der Tiefe des Volkslebens als Leistung der Sprache erhöht wirksam war“.¹¹⁹⁵

Denkt man an die anfängliche, lediglich kürzelhafte Erwähnung der „Weltkatastrophe“, so scheinen hier ähnliche, vorlaufende Katastrophen nicht nur die Rede von der Unvergleichbarkeit dessen, was im Zweiten Weltkrieg geschah, zu relativieren; sondern aus der Beschwörung jener (quasi parallelen) Katastrophen *für* die deutsche Sprachgemeinschaft erschließen sich im Rahmen der historischen Auratisierungserzählung die aktuellen rhetorischen und politischen Dramatisierungspotentiale, mit deren Hilfe Weisgerber die unverbrüchliche Geltung seiner eigenen Grundeinsichten gegenwartsbezogen zu bekräftigen vermag¹¹⁹⁶ – die Geltung „der beiden großen Grundgesetze der Sprachgemeinschaft und der Muttersprache“¹¹⁹⁷, wie es gleich zu Beginn von *Die Entdeckung*

¹¹⁸⁹ Ebd., S. 95

¹¹⁹⁰ Vgl. ebd., S. 133, wo es heißt, daß „die Sprachgemeinschaften als Ganze mehr triebhaft handeln“.

¹¹⁹¹ Ebd., S. 97

¹¹⁹² Ebd., S. 96

¹¹⁹³ Ebd., S. 103

¹¹⁹⁴ Ebd.

¹¹⁹⁵ Ebd., S. 105

¹¹⁹⁶ Vgl. die an Drastik kaum zu übertreffenden Äußerungen ebd., S. 140 (Herv. J. R.): „Europäische Gegenwart, das heißt Kampf Europas um das nackte Dasein, Rettung des letzten Restes einstiger Geltung, fast aussichtsloser Versuch, das Hinabsinken in ein bloßes Anhängeldasein zu vermeiden, für manche seiner Glieder der kaum mehr artikulierte Schrei nach den elementarsten Mitteln der Erhaltung. [...] Aber unser Blick ist geschärft. Wir schauen tiefer und sehen dort unter allem Tagesgeschehen die *Mächte walten*, denen gegenüber *selbst Katastrophen* wie *die heutige* als vorübergehend erscheinen, Kräfte, die dem Zugriff und der Willkür Machtbesessener nicht ausgeliefert sind, Ordnungen, die *fast zeitlos* daran wirken, das, was menschliche Unfähigkeit, menschlicher Irrtum, menschlicher Wahn *verwirrt* hat, wieder sinnvoll zurechtzurücken.“

Die Akzente in dieser Anrufung sind erstaunlich gesetzt: Die eigentliche Katastrophe scheint jene der Gegenwart zu sein (die Nachkriegsordnung, d. i. ‚die deutsche Teilung‘ und das Mandat der ‚Besatzermächte‘), und Heilung verspricht die Rückkehr in eine Naturordnung, in den – paradoxen – geschichtlichen und zugleich prähistorischen Naturraum gemäß dem Gesetz der Gliederung Europas in Sprachgemeinschaften. Aus einer Rekonstruktionsperiode soll somit eine Restaurationsepoche werden, in der allerdings die „Erlösung“ auch im Kampf gegen und in der „Abwehr“ „Osteuropa(s)“ zum Thema wird (vgl. ebd., S. 147).

¹¹⁹⁷ Ebd., S. 8

der Muttersprache heißt. Gegenwartsbezogen übersetzt sich der Sprach- und Volksgemeinschaftsgedanke dann komplikationsfrei *weiter* in den „Begriff der Muttersprache“, der „bereit [steht], um Europa zu dienen bei einer sinnvollen Lösung seiner Sprachfragen“.¹¹⁹⁸ Zur ‚Muttersprache‘, deren – unverändert – Halt verleihenden Stellenwert im gesellschaftlichen und politischen Leben *nach* der ‚Weltkatastrophe‘ auch eine Annonce der GdS verdeutlicht,¹¹⁹⁹ tritt also die Europasemantik.¹²⁰⁰

Ohne Abstriche huldigt Weisgerber 1948 auch wieder der „Deutschen Bewegung“¹²⁰¹ – und zwar nicht allein dem zusammengezwungenen Dreigestirn Herder–Humboldt–Grimm, sondern auch jenen Lichtgestalten, die „in ihren Wirkungen auf das öffentliche Leben“¹²⁰² vorbildlich gewesen seien: Friedrich Ludwig Jahn,¹²⁰³ Ernst Moritz Arndt, dem „Mann der Tat“¹²⁰⁴, und Fichte,¹²⁰⁵ dem Philosophen der „Tathandlung“. Tatsächlich zeigte sich über den

¹¹⁹⁸ Ebd., S. 11

¹¹⁹⁹ Ebd., letzte Seite: „Das wesentliche Kennzeichen eines Volkes ist die gemeinsame Sprache. Sie ist Inbegriff seines Volkstums und gleichzeitig eine der gewaltigsten Kräfte, die sein Wesen und jedes einzelne seiner Glieder prägen. Leidet oder zerfällt unsere Sprache, so löst sich das letzte Band, das alle Deutschen umschlingt, so schwindet eines der höchsten Güter, das uns geblieben ist. [...] Das Deutschtum ist heute ganz auf seine geistige Kraft gestellt, und nur, wenn es alle Formen und Folgen des Ungeistes überwindet, wird es bestehen.“ Die Kadenz bildet der berühmte Schlußakkord aus Jacob Grimms Vorrede zu Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1, Leipzig 1854, S. LXVIII: „Deutsche geliebte landsleute, welches reichs, welches glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane halle eurer angestammten, uralten sprache, lernet und heiligt sie und haltet an ihr, eure volkskraft und dauer hängt in ihr.“

¹²⁰⁰ Zu der Knobloch („Begriffspolitik“, a. a. O., S. 162) ausführt: „Sie versprach die erforderliche Deckung nach dem, was ‚im deutschen Namen‘ geschehen war. Wenn es schon kein deutsches Europa geben sollte, dann wenigstens ein europäisches Deutschland.“

¹²⁰¹ Dem „Höhepunkt des Bewußtwerdens der Kräfte der Muttersprache“ (Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 17); analog ist abermals von einem unbewußten Prozeß die Rede, dessen Gehalte und Ursachen nur noch zur Sprache kommen mußten: „Die Deutsche Bewegung hat nun den Tatbestand der Sprachgemeinschaft in engste Verbindung mit dem des Volkes gebracht und damit etwas, was das allgemeine Empfinden ohne besondere Überlegung tat, in seinen Gründen durchschaubar gemacht.“ (Ebd., S. 115)

Weisgerbers inständige Rede von *unbewußten* Vorgängen und einem *unreflektierten*, allgemeinen *Empfinden* (nicht selten wird das Verhältnis zur Muttersprache auch als hochemotionale, ja als Liebesbeziehung charakterisiert; die „Liebe zur Muttersprache“ galt im übrigen im Deutschen Sprachverein als oberstes Gebot [vgl. Schiewe, a. a. O., S. 164]) läßt das Urteil zu, daß Sprachtheorie sich hier der „Produktion gesellschaftlicher Unbewußtheit“ verschreibt, mithin den Bann der unerklärlichen, tief *gründenden*, nicht rationalisierbaren oder begründet reflektierbaren Bindung zu feiern sucht; vgl. Mario Erdheim: *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur*. Frankfurt/Main 1988, S. 270

¹²⁰² Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 107

¹²⁰³ Vgl. Friedrich Ludwig Ch. Jahn: *Bereicherung des Hochdeutschen Sprachschatzes versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft, ein Nachtrag zu Adelung's und eine Nachlese zu Eberhard's Wörterbuch*. Leipzig 1806, S. XII: „In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier waltet wie im Einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche.“

¹²⁰⁴ Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 116; vgl. Arndts berühmtes Poem „Des Deutschen Vaterland?“ (1813) („So weit die deutsche Zunge klingt / Und Gott im Himmel Lieder singt, / Das soll es seyn! / Das, wackrer Deutscher, nenne dein.“) und Weisgerbers euphorische Erinnerung daran: „Wie eng in den Jahren Napoleons und der Befreiungskriege im deutschen Denken der Begriff der Muttersprache mit dem des Volkes verbunden war, weiß jeder, der die Stellung von Arndts Lied von des Deutschen Vaterland kennt, das so weit reicht, wie die deutsche Zunge klingt.“ (Ebd.)

Vgl. auch Ernst Moritz Arndt: *Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache*. o. O. 1813

¹²⁰⁵ Vgl. Johann Gottlieb Fichte: *Reden an die Deutsche Nation*. 5., durchges. Aufl., Hamburg 1978, S. 61: „Nicht eigentlich redet der Mensch, sondern in ihm redet die menschliche Natur [...]. Und so müßte man sagen: die Sprache ist eine einzige, und durchaus notwendige.“ Zum höheren Zweck des Volkes, der sich in der

Gewährsmann Fichte – wenn auch nur implizit – ausnahmsweise der Sprachpolitiker Weisgerber, der gewöhnlich, weil er nicht in den Ruch des nicht-wissenschaftlich agierenden, staatsnahen Denkers zu geraten trachtete, deklamatorisch vor nicht-naturhaften, politischen Größen und Faktoren wie Nation, Staat und Macht Abstand nahm.

Die Versprechen der „Deutschen Bewegung“ waren Weisgerber zufolge allerdings nicht eingelöst worden. Im Gegenteil: Das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der Nationalstaaten, habe sich, gestellt vor die Alternative „Hinwegräumen der Verschiedenheiten oder Ausschöpfen der Eigentümlichkeiten“¹²⁰⁶, gewissermaßen entschieden, die volle Entfaltung der Wirklichkeitsmacht der Muttersprache(n) durch eine für Weisgerber immer nur äußerliche und als solche verheerende Rationalisierung der staatlichen Binnen- und Außenverhältnisse zu unterbinden.¹²⁰⁷ Der „Lauf der Staatsmaschine“ habe die vitalen Kräfte des sprachlichen Lebens erstickt, und während „dem Staatlichen“ zur Last gelegt wird, das „Hinwegräumen der Verschiedenheiten“ betrieben zu haben, beharrt Weisgerber auf dem Gegenmodell: „Ausschöpfen der Eigentümlichkeiten, das ist das Recht, das jede Sprachgemeinschaft ganz natürlich für sich beansprucht und das darauf bedacht ist, alles fernzuhalten, was den Möglichkeiten eigenständiger Entfaltung Abbruch tut.“¹²⁰⁸

„So ist es im Grunde ein Streit zwischen staatlichem Denken und volklichem Denken“¹²⁰⁹, den Weisgerber im 19. Jahrhundert in aller Schärfe sich entzünden sieht und auf Grund dessen er in der Folgezeit wiederholt das staatspolitische Prinzip des *cuius regio, eius lingua* als verderblich, ja als verfallsgeschichtlich desaströsen „Sprachimperialismus“¹²¹⁰

„Vaterlandsliebe“ äußert, die „den Staat selbst regieren“ muß („Für diesen Zweck muß freilich die natürliche Freiheit des einzelnen auf mancherlei Weise beschränkt werden“), vgl. ebd., S. 131; im Blick hatte Weisgerber gewiß auch die Formulierung, es sei „die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe“ (ebd., S. 134), die den „Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung“ „opfern soll“ (ebd.). Weisgerber selbst zitiert einen längeren Passus bei Fichte, in dem die „inneren Naturgrenzen“ des Staates als die sprachlich bedingten bezeichnet werden (vgl. zur Sprache als „niedergelegte[m] Leben[] der Nation in vollendeter Einheit“ ebd., S. 71) und eine ‚Vermischung‘ der Sprachen zur Naturwidrigkeit erklärt wird, weil die Menschen durch ein „höheres Naturgesetz ein Volk“ seien, durch das der Muttersprache (Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 117).

Folgerichtig zitiert Weisgerber im Schlußkapitel (ebd., S. 143) neuerlich den über Humboldt zu Recht, so Weisgerber, hinausgehenden Arndt (aus dem Jahr 1813): „Ich sage, die einzige gültige Naturgrenze macht die Sprache. Die Verschiedenheit der Sprachen hat Gott gesetzt, damit nicht ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Die verschiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, sie machen die großen innerlichen Verschiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister in Lebendigkeit erhalten werden“.

¹²⁰⁶ Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 120

¹²⁰⁷ Der Vorwurf der rationalen ‚Kälte‘ ergeht dann auch noch einmal an die Junggrammatiker, insofern Weisgerber spricht „von der äußerlichen Auffassung der Sprache, in die das spätere 19. Jahrhundert wieder verfallen war und die eine wichtige Ursache für das Versagen den drängenden Sprachfragen gegenüber war“ (ebd., S. 129).

¹²⁰⁸ Ebd., S. 120 f.

¹²⁰⁹ Ebd., S. 121

¹²¹⁰ Ebd., S. 126

bezeichnet,¹²¹¹ um seinerseits den Eigensinn muttersprachlicher Wirklichkeiten und Ansprüche zu bestärken¹²¹² – selbst wenn er einmal beiläufig den „Gedanken der Weltsprache [...] als Heilmittel“¹²¹³ erwähnt.

Hans Glinz hat *Die Entdeckung der Muttersprache* 1949 ausnehmend zustimmend besprochen¹²¹⁴ und die Distanz des Sprachdenkens gegenüber staatlichen Domänen als vorbildlich gepriesen. Lediglich einen Einwand formulierte er, die „Identität von Volk und Sprachgemeinschaft“¹²¹⁵ betreffend: Es sei bei Weisgerber „der letzte Schritt [...] noch nicht getan: der Schritt zur Anerkennung der *inneren Grenzen* und damit zur Anerkennung der *Relativität* aller Sprachen“¹²¹⁶, was bedeute, daß die Wirklichkeitsmacht einer Sprache nach innen und nach außen zu beschränken, mithin die auf das Leben schlechthin ausgedehnte Allzuständigkeit des Weisgerberschen Sprachgemeinschaftskonzepts dahingehend zurückzunehmen sei, „daß die Sprache *nicht das Letzte* sei, zu dem wir gelangen können“.¹²¹⁷

In einem darauf folgenden Brief erinnerte Glinz an seine Wertschätzung und seine behutsame Kritik, und er erntete von Weisgerber eine Zurechtweisung, dergestalt er,

¹²¹¹ Vgl. Weisgerber: *Sprachenrecht und europäische Einheit*, a. a. O., S. 8; vgl. auch Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 124: „Europa hat nicht nur versagt, es ist gescheitert, zweimal gescheitert, und daran hat sein Verhalten gegenüber den sprachlichen Grundlagen seinen wesentlichen Anteil.“ Das steigert sich zu einer weiteren anthropomorphisierenden Dramatisierung. Europa nämlich sei schuldig des „Mißbrauch[s] der machtpolitischen Bedeutung der Sprache“ (ebd., S. 125) und habe sich zunutze gemacht, „in welchem Umfang die Sprachenverhältnisse als Wurzeln für das politische Geschehen zu werten sind“ (ebd.). So ausdrücklich sprachpolitisch Weisgerber hier argumentiert, so unklar ist, welchen Politikbegriff er pflegt. Wäre ein politisches Handeln denkbar, das aus den sprachlichen Wirklichkeiten selbst diesen als angemessen sich erweisen könnte? Und wer wäre dann der zuständige Akteur? Oder ist ‚Politik‘ per se der Antipode der Sprachlichkeit? Oder birgt die *bestimmte* Sprachlichkeit in sich ein ganz anders geartetes politisches Potential bzw. Postulat – im Sinne einer wie immer zu fördernden (Selbst-)Verwirklichung *bestimmter* Sprachgemeinschaft(en) ‚aus eigener Kraft‘?

Zur Klärung trägt da wenig bei, wenn es heißt: „Geistige Größen [wie die Sprache; J. R.] müssen sich durch ihr eigenes Gewicht durchsetzen, und jedes Bemühen, ihnen das dabei Fehlende durch äußere Macht zu ersetzen, ist von Unheil.“ (Ebd.) Unbestreitbar ist indes, daß das Ideal der homogenen ‚volklischen‘ Sprach-Staats-Gemeinschaft vorgeordnet bleibt: „Fichtes Warnung vor den unvermeidlichen inneren und äußeren Verwirrungen ist durch die Erfahrung immer wieder bestätigt worden, und wer weiß, was eine Sprache ist, kann gar keine anderen Folgen erwarten.“ (Ebd., S. 126) Und zugleich warnt Weisgerber im Affekt gegen Sprachplanung vor „dem Ausbau immer neuer Schriftsprachen“ (ebd., S. 127), weil dadurch angestammte Domänen zersplittert würden.

¹²¹² Daraus folgt das Urteil: „[S]o wird ja auch jede Karte, die einen Anhalt zur Beurteilung der geistigen Grundbestimmungen Europas geben will, zwangsläufig zur Sprachenkarte“ – „wegen der Stetigkeit und Tragkraft dieses Grundgerüsts“ (ebd., S. 137).

¹²¹³ Ebd., S. 121; grundsätzlich ablehnend dann ebd., S. 149

¹²¹⁴ Hans Glinz: „Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken“. In: *Sprachspiegel. Mitteilungen des deutschschweizerischen Sprachvereins*, 1949, Heft 5,5/6, S. 71–76; hier zit. nach Dutz, a. a. O., S. 220: „Weisgerber ist für die Bearbeitung dieses Themas berufen wie nicht schnell ein zweiter, hat er doch schon in seinem Buch *Muttersprache und Geistesbildung* (1929) die Denkleistung der Sprache dargelegt und sprachwissenschaftlich geklärt, indem er de Saussures grundlegende Begriffe der ‚Sprache‘ und des ‚Zeichens‘ in fruchtbarer Weise weiterentwickelte.“

¹²¹⁵ Ebd., S. 221; zugleich fühlte er sich zu folgender Vorsicht gedrängt: „Es liegt uns ferne, Weisgerber hier irgendeinen Vorwurf zu machen oder ihm etwa die Schuld an dem politischen Mißbrauch in die Schuhe zu schieben, den die Herren des Dritten Reiches mit dem Grundsatz ‚Eine Sprache = ein Volk = ein Reich‘ getrieben haben.“ (Ebd., S. 222 f.)

¹²¹⁶ Ebd., S. 221

¹²¹⁷ Ebd., S. 222

Weisgerber, „die unumgängliche Scheidung von *Volk* und *Nation*“¹²¹⁸ für unhintergebar erachte und „jener rein geistige Volksbegriff“¹²¹⁹, den er pflege, unabweislich die Identität der Geist-/Volks-gemeinschaft mit der Sprachgemeinschaft bedinge. Die Lockerung jener zwei Menschheitsgesetze, auf die Glinz angespielt hatte, sei deshalb vollends irrig, ja in theoretischer wie in praktischer Hinsicht gefährlich destabilisierend: „Die ‚Relativität‘ aller sprachlichen Erkenntnis in dieser Situation *vorstellen*, heißt dem Sprachimperialismus Tür und Tor öffnen und heißt Grundlinien im Menschenleben verwischen“.¹²²⁰ Dieses Beharren auf der gebieterischen Präexistenz unauflöslicher muttersprachlicher Bindungen ist – ohne die hiesigen leichten, zeitbedingten Umakzentuierungen¹²²¹ – der Stand der Auffassungen bis 1944 gewesen, und er wird es von hier ab jahrzehntelang bleiben.¹²²²

1949¹²²³ erscheint als weiterer Kontinuierungseinsatz auch der erste Band der, wie gesehen, vielerorts als Hauptwerk betrachteten Tetralogie *Von den Kräften der deutschen*

¹²¹⁸ Hans Glinz – Leo Weisgerber: „Drei Briefe aus dem Jahr 1950“. In: Dutz, a. a. O., S. 227

¹²¹⁹ Ebd., S. 226

¹²²⁰ Ebd., S. 228

¹²²¹ Solche – wenn auch bloß kosmetischen – Umakzentuierungen dienen dazu, den ahistorischen Wahrheitskern der Theorie als Totalitätsanspruch unter allen Zeitumständen zu erhalten; sie sind demnach auch als (rückwirkende) Immunisierung inmitten Aktualität erheischender Anverwandlungen zu verstehen.

¹²²² Verständlich, daß Glinz auf seine daran anschließende Replik zumindest keine dokumentierte Antwort erhielt, hatte er doch behauptet, man könne auf Grund der jeder Sprache eignenden Selbstreflexivität „die in der Sprache niedergelegten Denkinhalte, ja die gesamte ‚Weltanschau‘, die in einer Sprache liegt, *weitgehend ändern*“, und die These der (europäischen) Sprachverschiedenheit sei schon wegen der antiken, „gemeinsam ererbte[n] Grundstruktur“ („Drei Briefe“, a. a. O., S. 230) stark abzuschwächen.

¹²²³ Jürgen Dittmann („Sprachtheorie der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft“. In: *Deutsche Sprache*, 1980, Heft 1 und 2, S. 45) macht sich in seinem Bericht zur „nun fünfzigjährigen Tradition der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft“ recht umstandslos den Mythos vom Neuanfang nach 1945 zu eigen: „Was die Festsetzung des Beginns auf 1949 angeht, so mag vielleicht die Koppelung eines Stücks Wissenschaftsgeschichte an die politische Entwicklung willkürlich erscheinen. Andererseits ist festzustellen, daß der Zweite Weltkrieg und der Zusammenbruch der Hitler-Diktatur auch für die Sprachwissenschaft eine Zäsur bedeutet: Das Gefühl, ein Neubeginn sei notwendig, bestimmte offenbar das Selbstverständnis vieler Wissenschaftler jener Zeit – auch wenn sie, wie etwa Leo Weisgerber, prinzipiell bei eigenen Ansätzen der Vorkriegszeit anknüpfen konnten.“ Weisgerber konnte das bis ins Detail. Er konnte aber auch 1933 ff. auf den Grundlagen der Vorkriegszeit weiterarbeiten. Das hätten Dittmann die Schriften jener Zeit vor Augen geführt. Allein, in Dittmanns umfangreicher Bibliographie klafft zwischen 1932 und 1949 eine weite Lücke.

Zudem erstaunt in einem ausführlichen Forschungsbericht das Urteil: Weisgerber „scheint [...] 1949 de Saussure noch nicht rezipiert zu haben“. Vgl. dagegen etwa Leo Weisgerber: „Rezension von: Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* [...]“. In: *Teuthonista*, 1931/32, 8. Jg., S. 249, wo Saussures Konzept der inneren Gliederung der Sprache euphorisch begrüßt und gesagt wird, es ergänze „sich aufs glücklichste [...] mit der inzwischen bei uns begonnenen Wiederentdeckung der sprachwissenschaftlichen Anschauungen Humboldts“. Darüber hinaus ist Saussure nicht nur in *Muttersprache und Geistesbildung* bezüglich des *valeur*-Konzepts präsent (vgl. Weisgerber 1929, S. 56 ff.; zum Begriff des Zeichens vgl. ebd., S. 34), sondern in Weisgerbers Habilitationsschrift „ist Saussure der meistzitierte Autor“ (Knobloch: „Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 306). Das belegt en détail Klaas-Hinrich Ehlers: „Saussure-Lektüre in Weisgerbers Habilitationsschrift“. In: Dutz, a. a. O., S. 54 f.; Saussure ist für Weisgerber – bei allen kritischen Bemerkungen über Widersprüche und Unklarheiten, zumal über Saussures schwankende Ausführungen zum Verhältnis von Individuum und sprachlichem Objektivgebilde (ganz ähnlich äußert sich im übrigen Bühler [a. a. O., S. 8]) – der bedeutende Anreger für die ersten „Grundzüge der Wortfeldtheorie bzw. einer Wortsystemtheorie“, mit der „gegen die Fundierung des Wortes im Satzzusammenhang“ argumentiert wird. Zugleich dient er neben Vierkandt als Begründungsinstanz einer – noch funktionalistisch genannten – soziologischen Sprachauffassung. Auffällig sei dabei, so Ehlers, „die bewußt selektive und stark interpretative

Sprache: Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins. Ebenda betont Weisgerber in einem energischen Auftakt, „daß von den verschiedenen Seiten des Sprachlichen die soziologische, die uns die Sprache in ihrer Erscheinungsform als Kulturgut einer Gemeinschaft zeigt, sich als die wichtigste aufdrängt“¹²²⁴. Diese Gewichtigkeit, die keine Neuigkeit darstellt, erschließt sich aus der Verfaßtheit des Energiegebildes selbst: „Ein Gebilde wie die deutsche Sprache, dem sicher keine ‚Realität‘ im Sinne des Dinglich-Faßbaren zukommt, das aber ebenso gewiß keine bloße ‚Grammatikerabstraktion‘ ist, wird uns in seinem Dasein verstehbar, wenn wir es als Wirkungszusammenhang sehen, in dem eine als ‚Gebilde‘ gefaßte tote Materie sich als ‚Kraft‘ erkannt von höchster Wirksamkeit zeigt.“¹²²⁵

Hier werden sie also erneut angeschlagen, die großen Themen und Topoi. Die Muttersprachgemeinschaft auf der Grundlage, sie sei eine Erkenntnis- und Geschichtsgemeinschaft, „in noch höherem Maße [als] Lebens- und Handlungsgemeinschaft“¹²²⁶ zu begreifen: Diese Forderung zielt darauf ab, ihren Wirkungsgrad so weit zu fassen, daß sie selbst in den Stand des Subjekts gerät. Folglich, so Weisgerber, sei es unerläßlich, daß man „angesichts der Rede vom Menschen, der seine Muttersprache beherrscht, den Spieß eigentlich umkehren und von dem Menschen reden sollte, der von seiner Muttersprache beherrscht wird“.¹²²⁷

Die großräumige (Wieder-)Entfaltung dieser Kernthese und der aus ihr abzuleitenden wissenschaftspraktischen Folgerungen über vier Bände hinweg flankieren ab 1950 zahlreiche kleinere Arbeiten, die in gedrängter und ausgeprägt repetitiver Form Zugänge und Methoden einem breiteren Publikum unterbreiten. Überschaubar dieses Panorama komprimierender Interventionstexte, wird neuerlich der „Plazierungssinn“¹²²⁸ ersichtlich, mit dem sich Weisgerber in nahtloser Konsequenz auf zwei Feldern – dem wissenschaftlichen und dem öffentlichen – und im beständigen Austausch zwischen ihnen situierte. Die Werkentwicklung ist hier unter dem spezifischen Doppelaspekt einer theoretischen *Fortschreibung* als fortgesetzte, forcierte *Einschreibung* in den öffentlichen Raum zu beobachten.

Rezeptionshaltung gegenüber Saussures Textvorgabe“ (ebd., S. 58). Gleiches gilt hier bereits für Weisgerbers (noch wenige) Humboldt-Bezüge (vgl. ebd., S. 64 f.).

¹²²⁴ Weisgerber 1949, S. 7 f.

¹²²⁵ Ebd., S. 8 f.

¹²²⁶ Ebd., S. 20

¹²²⁷ Ebd., S. 24; vgl. dazu auch Dittmann, a. a. O., S. 50

¹²²⁸ Bollenbeck: „Semantischer Umbau“, a. a. O., S. 20, eine Formulierung Pierre Bourdieus aufgreifend.

Der Beitrag „Die tragenden Pfeiler der Spracherkenntnis“ eröffnet 1950 die erste Ausgabe des *Wirkenden Worts*¹²²⁹ und gibt in „Kernsätzen“ zu erkennen, was unter einem „sichere[n] Gebäude der Spracherkenntnis“¹²³⁰ zu verstehen sei. Wie ein Lebens- und Lehrmotto wird zudem vorangestellt: „In dem Überdenken des Verhältnisses zur Muttersprache stecken gleich viele Möglichkeiten zu einer Vertiefung der Selbsterkenntnis wie Anstöße zu einem sachgemäßen Handeln. Indem Sprachforschung diese Zusammenhänge auseinanderlegen kann, öffnet sie den Raum sowohl für die nötigen Forschungsweisen wie für das Fruchtbarwerden der Ergebnisse in Lehre und Leben.“¹²³¹

Ist sodann „mit dem Begriff der *Muttersprache* [...] die beherrschende Erscheinung dieser soziologischen Sprachebene in den Vordergrund“¹²³² gerückt, wendet sich Weisgerber wenig später abrißartig den „Grundlagen des Sprachenfriedens“ zu, um die „Überwindung des Sprachenzwanges“, den „der Nationalstaat“¹²³³ als „eine[] besondere[] Art von ‚Unmenschlichkeit‘“ geschaffen habe, vorzubereiten – durch eine „Wesensdeutung der Sprache“¹²³⁴, die hier vielfach beschrieben wurde.

Daß jene Wesensdeutung im „deutschen Sprachbegriff“¹²³⁵ aufgeschienen sei, möchte noch einmal ein weiterer thesenhafter Aufsatz untermauern, der eine Besinnung auf „die Eigenständigkeit der geistigen Entfaltung“ wie folgt unterfüttert: „[M]an wird an das

¹²²⁹ Hermand (a. a. O., S. 122) kommentiert die Gründung des *Wirkenden Worts* als Ausdruck von großem „Selbstvertrauen“: „Hennig Brinkmann und Leo Weisgerber, von denen der eine 1934 das Buch *Die deutsche Berufung des Nationalsozialismus* [*Deutsche Spannungen – Deutsche Not – Deutsche Umkehr*. Jena; J. R.], der andere 1936 in dem NS-Blatt *Die Westmark* den Aufsatz *Muttersprache als völkische Schicksalsmacht* veröffentlicht hatte, gründeten 1950 unverdrossen die betont konservative Zeitschrift *Wirkendes Wort*.“

¹²³⁰ Leo Weisgerber: „Die tragenden Pfeiler der Spracherkenntnis“. In: *Wirkendes Wort*, 1950, Heft 1, S. 1

¹²³¹ Ebd.

¹²³² Ebd., S. 3 – als „ein gleichgerichtetes geschichtliches Zusammenarbeiten aus gleicher geistiger Bewußtheit heraus“ (ebd., S. 6). Insgesamt seien „mit *Muttersprache* und *Sprachgemeinschaft* die Größen so *unbelastet* wie möglich vorzustellen“ (ebd., S. 3; Herv. J. R.). Somit „reifen auch die Vorbedingungen zur Lösung der Sprachaufgabe der Menschheit“, was heißt: „Der Gedanke von der Sprache als wirkender Kraft [...] wandelt das Bild von Grund auf: denn nun handelt es sich darum, diese Kraft in menschenwürdiger Weise zu entfalten und auszuwerten.“ An „die Menschen“ ergeht deshalb die Frage: „Steht es in ihrem Belieben, ob sie aus kurzsichtigen Tagesinteressen, aus Willkür und Machtgier in seinen [des Gesetzes der Muttersprache; J. R.] Bestand einzugreifen suchen?“ (Ebd., S. 11)

¹²³³ Leo Weisgerber: „Die Grundlagen des Sprachenfriedens“. In: *Wirkendes Wort*, 1950/51, Heft 4, S. 193

¹²³⁴ Ebd., S. 194. „An der Wurzel aller Sprachenkämpfe steht eine Mißachtung des Geistes; ja man kann fast alle Erscheinungen auf den Gegensatz von geistiger Ordnung und ungeistigem Machtgebrauch zurückführen.“ (Ebd., S. 197) Ungeistiger Machtgebrauch gründe potentiell bereits, so Weisgerber, in der Einführung der allgemeinen Schulpflicht und einer „Staatsprache“ (vgl. ebd.). Dagegen sei aus der „natürlichen Ordnung der Völker“ (ebd., S. 198) „die Achtung vor dem Gesetz der Muttersprache“ (ebd., S. 202) zu gewinnen. Und es folgt die Aussage: „[E]s gibt ein Volk, das sich geradezu ausdrücklich unter das Gesetz der Sprache gestellt hat, indem es sich als Sprachgemeinschaft erkannte und nach seiner Muttersprache nannte: die Deutschen.“ (Ebd., S. 204)

¹²³⁵ Leo Weisgerber: „Der deutsche Sprachbegriff“. In: *Wirkendes Wort*, 1. Sonderheft 1952/53, S. 3, wo die Bemerkung fällt, „daß im deutschen Nachdenken über die Sprache manche Seiten hervortreten, die dem Denken anderer Völker nicht so geläufig und eingängig sind“. Später wird „verständlich, daß das deutsche Denken tatsächlich hartnäckiger mit dem Tatbestand der Sprache ringt als das Denken anderer Völker“ (ebd., S. 5) – und zwar in einem *Diskurs der Tiefe* als „Bemühen, das Vordergründige zu durchstoßen, an das Wesentliche der Sprache heranzukommen“ (ebd., S. 6).

Deutschland der hundert Vaterländer denken müssen, dem in dem Gedanken der Muttersprache und der Sprachgemeinschaft das Unterpand der geistigen Einheit eines Volkstums vor Augen trat; man wird auch die Volksgruppen nicht vergessen, die als Vorposten gegen Asien durch Jahrhunderte hindurch Europa verteidigen halfen und deren geschichtlicher Lohn sich schon frühzeitig in den Kämpfen ankündigte, die sie um die Bewahrung ihrer Muttersprache zu führen hatten.¹²³⁶ Parallel behandelt Weisgerber per Vortrag das alt-neue Thema, was „Muttersprache für den Einzelnen ist“, nämlich „Muttersprache als Schicksal und Aufgabe“¹²³⁷, „fest verwurzelt im sprachlichen Mutterboden der Heimat“¹²³⁸, und zwar zumal angesichts der „jüngsten Weltkatastrophen“¹²³⁹. Und 1955, um diese kleine Reihe zu schließen, ist anlässlich der Gründungsfeier des Wiesbadener Zweiges der GdS „Der Dienst an der Muttersprache“¹²⁴⁰ Gegenstand seiner (sprachpflegerischen) Überlegungen.

Blickt man nun noch einmal auf das Jahr 1949 zurück, so wird deutlich, welche intensive Anschlußbereitschaft Weisgerber seinen eigenen früheren Positionen gegenüber zu erkennen und welchen impulsiven Willen er offenbarte, sich in der Öffentlichkeit themen- und methodensetzend zu verorten, die Gnade der vorgeblichen ‚Stunde Null‘ nutzend und ein Orientierungswissen anbietend, das in der Zeit des apostrophierten Neubeginns die Gewähr bot für überdauernde Einsichten in die *Lebensbedingungen* einer Gemeinschaft, die das Epitheton *deutsch* trug.¹²⁴¹

So rief Weisgerber 1949 die Muttersprache, den „Mittelpunkt unseres sprachwissenschaftlichen Wollens“¹²⁴², als „Garant der Volkseinheit“¹²⁴³ an, da er mit dem umfänglichen, aus 1944 in Metz und Trier gehaltenen Vorträgen hervorgegangenen Buch *Der Sinn des Wortes „Deutsch“*¹²⁴⁴ in Erscheinung trat. Vier Jahre später wird der Sammelband

¹²³⁶ Ebd., S. 12

¹²³⁷ Leo Weisgerber: *Muttersprache als Schicksal und Aufgabe*. Neuss 1952, S. 7. So, wie dem einzelnen sein sprachliches Dasein widerfährt, widerfuhr den im deutschen Namen Handelnden, was der deutsche Name ihnen nicht widerfahren lassen konnte.

¹²³⁸ Ebd., S. 9

¹²³⁹ Ebd., S. 11

¹²⁴⁰ Leo Weisgerber: „Der Dienst an der Muttersprache“. In: *Muttersprache*, 1956, 66. Jg., S. 1–8; vgl. das äquivalente Ziel, den einzelnen „zum brauchbaren Mitarbeiter an den Aufgaben der Sprachgemeinschaft zu gestalten“, der sich im „Dienst an der Sprachgemeinschaft“ beweist (Weisgerber: *Muttersprache als Schicksal*, a. a. O., S. 9).

¹²⁴¹ Vgl. am theoretischen Pol Weisgerbers (*Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 132) Frage „nach dem heutigen *deutschen* Bild von der Muttersprache, so viel im Anschluß an beste deutsche Geistesüberlieferung gerade aus unserer heutigen Lage heraus zu sagen“ sei.

¹²⁴² Weisgerber: *Muttersprache als Schicksal*, a. a. O., S. 3

¹²⁴³ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 162; vgl. auch eine Annonce der *Muttersprache* in Leo Weisgerber: *Die sprachliche Zukunft Europas*. Lüneburg 1953, letzte Seite: „In einem Augenblick, wo Geist und Bestand unserer Sprache aufs äußerste gefährdet sind, will unser Blatt ihre Bedeutung für das Leben des Volkes wieder bewußt machen und ihre überzeitlichen Kräfte wecken.“

¹²⁴⁴ Leo Weisgerber: *Der Sinn des Wortes „Deutsch“*. Göttingen 1949

*Deutsch als Volksname*¹²⁴⁵ publiziert, in dem nicht nur besagter Vortragstext („Der Sinn des Wortes Deutsch“) wieder zum Abdruck kommt,¹²⁴⁶ sondern auch Aufsätze neu erscheinen wie *Theudisk. Der deutsche Volksname und die westliche Sprachgrenze* (1939), „Die geschichtliche Stellung des Wortes Deutsch“ (1940) oder „Walhisk. Die geschichtliche Leistung des Wortes Welsch“ (1943) sowie die Bonner Antrittsvorlesung vom 23. Februar 1944, „Deutsch und Welsch. Die Anfänge des Volksbewußtseins in Westeuropa“¹²⁴⁷ –etymologische und zugleich „ganzheitlich“ und „dynamisch“¹²⁴⁸ verstandene Untersuchungen, die im wesentlichen dem Nachweis dienen, daß das Wort *deutsch* „das Kennwort der im Frühmittelalter sich herausbildenden deutsch-romanischen Sprachgrenze ist und daß sich in ihm alle die Fragen treffen, die mit dem Selbstbewußtwerden des deutschen Volkes zusammenhängen“¹²⁴⁹, einem Selbstbewußtsein, dem nun in einer Welt, in der noch vor kurzem eine unermeßliche Barbarei ausgebrochen war, die metaphysische Würde des vorneuzeitlichen Ordo verliehen wird: „[W]enn Völker ‚Gedanken Gottes‘ sind, wenn sie nicht zufällig und planlos in der Menschheitsgeschichte auftauchen und vergehen, sondern höheren Zwecken der menschlichen Ordnung dienen und an ihrer Stelle ihre Aufgabe zu erfüllen haben, dann wird auch das deutsche Volk seinem Ziel um so näher kommen, je getreuer es, dem Sinne seines Namens folgend, die Idee verwirklicht, unter der es in die Weltgeschichte eingetreten ist.“¹²⁵⁰

In Erscheinung und wieder auf die Bühne trat Weisgerber also auch mit *Der Sinn des Wortes „Deutsch“*¹²⁵¹, in dessen Vorwort er die Absicht bekundete, „die Grundlagen deutschen Seins zu klären und die Ziele zu verdeutlichen, die ein deutsches Leben selbst in unseren Tagen lebenswert machen“.¹²⁵² Die Ziele hatten sich an der Frage zu bewähren, „ob

¹²⁴⁵ Leo Weisgerber: *Deutsch als Volksname. Ursprung und Bedeutung*. Stuttgart 1953

¹²⁴⁶ So daß man ebd., S. 275, z. B. über den „überzeitliche[n] Gehalt des Wortes ‚deutsch‘“ wieder lesen kann: Es „bleibt die Idee *Deutsch* [...] als eine Kraft, die sich durch die Wechselfälle und Schicksalsschläge einer über tausendjährigen Geschichte hindurch immer erneut bewährt. Das Deutschtum zog daraus nicht nur die stärksten Kräfte für die äußere Behauptung deutschen Bodens und deutscher Eigenständigkeit. Es blieb den Deutschen als noch wichtigerer Besitz in ihrem Namen ein Wahrzeichen, das sie immerfort an die Gedanken erinnert, die sie bei ihrem Aufbruch geleitet haben und aus deren Verwirklichung das entspringt, was am unmittelbarsten zur weltgeschichtlichen Sendung des deutschen Volkes gehört.“

¹²⁴⁷ Wie erwähnt, wurde auf eine Interlinearlektüre zwischen Erst- und Neuveröffentlichung verzichtet.

¹²⁴⁸ So Weisgerbers (*Sinn*, a. a. O., S. 3) eigene Charakterisierung.

¹²⁴⁹ Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 16; es geht somit um „das folgenschwere Geschehen der Neuprägung eines Volksbegriffes“ (Weisgerber: *Sinn*, a. a. O., S. 3); vgl. hierzu – etwa zur „Erstverwendung“ des lateinischen *theodiscus* 786 und zur Ungeklärtheit des Verhältnisses von Sprachname zu Volksname – Gardt, a. a. O., S. 10 ff., zu Weisgerber vgl. ebd., S. 12

¹²⁵⁰ Weisgerber: *Sinn*, a. a. O., S. 192

¹²⁵¹ Wie einen die Erschütterungen einer Weltkatastrophe berühren können, illustriert die Bemerkung, es sei „die vorliegende Fassung in den Monaten Mai und Juni des Jahres 1945 entstanden“ (Weisgerber: *Sinn*, a. a. O., S. 4), immerhin 192 eng bedruckte Seiten stark.

¹²⁵² Weisgerber: *Sinn*, a. a. O., S. 5. Die Grundlagen jenes ‚deutschen Seins‘ dürfen mit Recht in die Nähe früher Heideggerscher Formulierungen (*Sein und Zeit*, a. a. O., S. 384 f.) gerückt werden: „Wenn aber das schicksalhafte Dasein als In-der-Welt-sein wesentlich im Mitsein mit Anderen existiert, ist sein Geschehen ein

die Idee Deutsch tragfähig genug sei, um auch solchen Anstürmen standzuhalten“.¹²⁵³ Jene Anstürme, offenbar ein Naturereignis und nicht jüngst geschehene, von Menschen verantwortete Geschichte, fanden ihren persönlichen Niederschlag in dem „Entsetzen über das, was in der damals der deutschen Öffentlichkeit bekannt werdenden grauenvollen Wirklichkeit eines Buchenwald und Auschwitz dem deutschen Namen angetan war“¹²⁵⁴ – dem deutschen Namen, dem im Dativ nun die Opferrolle zugeschrieben war, so, wie sich im anschließenden Halbsatz jene – den in Buchenwald, Auschwitz und andernorts Ermordeten gleichgestellten – Opfer in die Rede fügten, die durch „die Erschütterung durch das furchtbare Schicksal“ namhaft wurden, „das sich über dem deutschen Osten zusammenzog und das hinter dem täglichen Bild tausendfältiger Kriegsflucht die Millionen auftauchen ließ, die ihr Deutschtum mit der Vertreibung von Haus und Hof bezahlen sollten“.¹²⁵⁵ Das war *auch* eine sinnsetzende Antwort auf das, was geschehen war.

„Die enge Verflechtung von Leben und Werk Leo Weisgerbers kommt in eindringlicher Weise in dem Vorwort zum Ausdruck, das er dem Buch *Vom Sinn des Wortes deutsch* vorangestellt hat“¹²⁵⁶, kommentierte Bernhard Weisgerber diese Äußerungen und erwähnte nicht, daß Weisgerbers Programm ab 1933 auch dort seinen ‚Wirkungshalt‘ fand, wo Repression, Verfolgung, Massenmord und kriegerische Expansion Wirklichkeit wurden. Unabhängig von Urteilen über das persönliche Engagement eines Forschers muß daher eine „politische Philologie[], die radikal zu erinnern sucht, mit welcher Wucht ein Diskursapparat angeworfen werden und die Macht über das Partikulare bekommen kann“¹²⁵⁷, zeigen, daß die akademischen Eliten, auch jene der geisteswissenschaftlichen Fächer, zumal in Texten „eine große Bereitschaft“ unter Beweis stellten, „dem Nationalsozialismus ‚entgegenzuarbeiten“¹²⁵⁸, und sei es, um dem überwältigenden Sprachgedanken, d. h. vor

Mitgeschehen und bestimmt als Geschick. Damit bezeichnen wir das Geschehen der Gemeinschaft, des Volkes. Das Geschick setzt sich nicht aus einzelnen Schicksalen zusammen, sowenig als das Miteinandersein als ein Zusammenvorkommen mehrerer Subjekte begriffen werden kann. Im Miteinander in derselben Welt und in der Entschlossenheit für bestimmte Möglichkeiten sind die Schicksale im vorhinein schon geleitet. In der Mitteilung und im Kampf wird die Macht des Geschickes erst frei. Das schicksalhafte Geschick des Daseins in und mit seiner ‚Generation‘ macht das volle eigentliche Geschehen des Daseins aus.“

Eine solche Auffassung von Geschichtlichkeit vermag allzeit „die Unterordnung unter historische Situationen zu rechtfertigen, als werde sie vom Sein selbst geboten“ (Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt/Main 1975, S. 133), und erzeugt die Aura eines Wiederholungszwangs, mit dem sich die Anpassung an das je Gegenwärtige legitimieren läßt.

¹²⁵³ Weisgerber: *Sinn*, a. a. O., S. 4

¹²⁵⁴ Ebd.

¹²⁵⁵ Ebd.

¹²⁵⁶ Bernhard Weisgerber: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 25

¹²⁵⁷ Klaus Briegleb: *Unmittelbar zur Epoche des NS-Faschismus. Arbeiten zur politischen Philologie 1978–1988*. Frankfurt/Main 1989, S. 180

¹²⁵⁸ Bollenbeck: „Semantischer Umbau“, a. a. O., S. 12; vgl. ebd.: „Viele sehen in ihm [dem Nationalsozialismus; J. R.] die Chance, das akademisch Vorgedachte – etwa die Einheit von Volk und Kultur – zu verwirklichen. Es gibt allerdings keine durchgängige ‚Nazifizierung der Universitäten‘.“ Vgl. des weiteren

allem politisch und didaktisch orientierenden Bereichen der Sprachtheorie, reale politische Relevanz zuzuschreiben.

III. 2. Großsubjekt und Individuum

Weisgerbers Programm nährt sich auch von den Kontexten und Intertexten der Soziologie der „Weimarer Rechten“ bzw. wächst in jenem Emphatisierungsklima, das im Milieu der sog. „Konservativen Revolution“ geschaffen worden war. Dort wurde politologisch und politisch konzipiert und ausgesprochen, was bei Weisgerber in den oft etwas schemenhaften Äußerungen zur „deutschen Bewegung“ resonanztaktisch mitschwingt. Ist es hier die Berufung auf den Sprachgemeinschaftsgedanken, der sich als Volksbegriff im sprachwissenschaftlichen Konstitutionsprozeß des späteren 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewissermaßen antizipatorisch Bahn gebrochen haben soll, so ist es dort – bei Freyer, Carl Schmitt, Oswald Spengler, Ernst Jünger u. a. – die direkte Orientierung auf die politische Umwälzung jener Verhältnisse, die das Ende des Ersten Weltkriegs und der Versailler Vertrag¹²⁵⁹ geschaffen hatten.

Die Protagonisten der „Konservativen Revolution“ haben sich gegenüber dem „faschistischen Gewaltangebot“¹²⁶⁰ äußerst aufgeschlossen gezeigt, allerdings kann nicht von

Hermand, a. a. O., S. 98 und 101 f. Ein bekanntes Beispiel sind auch Benno von Wiese 1933 in *Volk im Werden* veröffentlichte „49 Thesen zur Neugestaltung deutscher Hochschulen“ (zit. nach Conrady: „Miterlebte Germanistik“, a. a. O., S. 136, Anm. 19), in denen es etwa heißt: „Die deutsche Hochschule führt kein vom Schicksal der Nation getrenntes, kulturelles Sonderleben für sich und an sich, sondern ist durch das Ganze der deutschen Volksgemeinschaft *getragen, ausgerichtet* und *gebunden*. Die deutsche Hochschule gehört nach Lehre, Unterricht, Forschung und Verwaltung den Deutschstämmigen, das heißt all denen, die dem natürlichen Lebensraum und der räumlich-geschichtlichen Welt deutscher Nation blutsmäßig entstammen. [...] Die deutsche Hochschule, organisch eingegliedert in den Gesamtorganismus der autoritativ geführten Volksgemeinschaft und mit ihrem Schicksal untrennbar verbunden, übernimmt selbst die autoritative Führung in der Verwaltung des deutschen Kulturgutes.“

¹²⁵⁹ Die „Lösung von Versailles“ nimmt auch Weisgerber noch 1948 (*Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 124 f.) ins Visier: als „unvollkommen und einseitig“ – bezogen auf „den Besiegten“ – und auf Grund sprachrechtlicher Überlegungen als verheerend: „[S]o blieben die ungelösten Sprachenfragen einer der Ansatzpunkte zu einer weiteren gewaltsamen Entladung.“ 1959, in *Sprachenrecht und europäische Einheit* (a. a. O., S. 10), spricht er von den „katastrophalen Folgen der Sprachenkämpfe am Vorabend des zweiten Weltkrieges“, und ebd., S. 21 (Herv. J. R.), greift er noch einmal ins Grundsätzliche: „Wenn eine Sprachgemeinschaft eine Menschengruppe ist, die [...] an dem Schaffen eines Weltbildes vereinigt ist, dann wird die Bedrängnis eines jeden Sprachgenossen *instinktiv* als Angriff auf die geistigen Seinsgrundlagen des Ganzen gespürt, und nichts ist *natürlicher* als die gemeinsame Verteidigung der mit dem Gesetz der Sprache gegebenen Ordnung“; vgl. auch die identischen Ausführungen in Weisgerber: *Die sprachliche Zukunft Europas*, a. a. O., S. 17 f. und 24, sowie die Appelle an die Adresse der „Millionen, die nur um ihrer Muttersprache willen von Haus und Hof verjagt“ worden seien, und in Richtung der „Kinder, denen eine fremde Staatsprache in der Schule das muttersprachliche Wachstum verkümmert“ (ebd., S. 18).

¹²⁶⁰ Briegleb, a. a. O., S. 184; das gilt auch für große Teile der Hochschulgermanistik ab 1933, mit dem Anspruch, eine „nationale[] Führungswissenschaft“ (Hermand, a. a. O., S. 99) zu sein; vgl. auch Maas

einem homogenen intellektuell-aktivistischen Block gesprochen werden, wenn von der „Weimarer Rechten“ die Rede ist. Stefan Breuers Studie *Anatomie der Konservativen Revolution* hat die Heterogenität der nationalistischen und/oder völkischen Projekte herausgearbeitet und gezeigt, daß ihre Meisterdenker keine einheitliche Doktrin verband, weder hinsichtlich des Nationen- oder Volksbegriffs, weder hinsichtlich der Perspektivierung charismatischer Herrschaft, weder hinsichtlich außenpolitischer Expansionsziele.¹²⁶¹

Eine geschlossene politische Strömung gab es also nicht, doch allen Positionen gemeinsam war die radikale Opposition gegen den Liberalismus (Parlamentarismus, Pluralismus, Gewaltenteilung, internationale Friedenspolitik usw.).¹²⁶² Die im Sinne Carl Schmitts durchgängige Feindbestimmung¹²⁶³ ist durchaus in osmotischer Nähe oder gar in enger Fühlung zur Krisenpolyphonie in der Sprachwissenschaft zu sehen.¹²⁶⁴ Unter dem

(„Professionalisierung“, a. a. O., S. 265), der die erdrückende Zustimmung zur „nationale[n] Revolution“ hervorhebt.

¹²⁶¹ Stefan Breuer: *Anatomie der Konservativen Revolution*. 2., durchges. und korr. Aufl., Darmstadt 1995, S. 180 ff.

¹²⁶² Diese Opposition bildet sich, auch jenseits erwähnter Kreise, in vielfältigen Formen und in vielfältigen intellektuellen, politischen und sozialen Milieus auf der Grundlage der antirepublikanischen Dichotomie „deutsche Ideen von 1914“ vs. „westliche Demokratie“; vgl. Rudolf Vierhaus: „Die Ideologie eines deutschen Weges der politischen und sozialen Entwicklung“. In: Rudolf von Thadden (Hg.): *Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen*. Göttingen 1979, S. 96–114, insbes. 107 f.; vgl. auch Bollenbeck: „Semantischer Umbau“, a. a. O., S. 13: „Die Ablehnung der Republik, die für das allgemeine – politische, soziale und kulturelle – Chaos verantwortlich gemacht wird, und die Hoffnung auf autoritäre Lösungen bilden eine mentale Disposition für den Nationalsozialismus, auch bei einer Professorenschaft, die vor 1933 mehrheitlich der NSDAP skeptisch-ablehnend gegenübersteht.“

¹²⁶³ 1934 resümiert Herbert Marcuse („Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung“. In: ders.: *Kultur und Gesellschaft I*. Frankfurt/Main 1965, S. 17) über die „Konstituierung des total-autoritären Staates“: „Der Kampf begann zunächst fern der politischen Ebene als philosophische und wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit dem Rationalismus, Individualismus und Materialismus des 19. Jahrhunderts. Bald bildete sich eine gemeinsame Front heraus, die mit der Verschärfung der ökonomischen und sozialen Gegensätze in der Nachkriegszeit schnell ihre politische und gesellschaftliche Funktion offenbarte“. Den Schlußstein des theoretischen Autoritarismus sieht Marcuse – mit Blick u. a. auf Ottmar Spann, Schmitt und Ipsens *Programm einer Soziologie des deutschen Volkstums* (1933) – im vorgeschichtlich-naturhaft-mythisch unterfütterten Holismus: „Das gesellschaftliche Ganze als eigenständige und primäre Wirklichkeit vor den Individuen wird kraft seiner puren Ganzheit auch schon zum eigenständigen und primären Wert: das Ganze ist als Ganzes das Wahre und Echte. [...] Als die reale Repräsentanz solcher Ganzheit fungiert in der politischen Theorie das Volk, und zwar als eine wesentlich ‚naturhaft-organische‘ Einheit und Ganzheit, die vor aller Differenzierung der Gesellschaft in Klassen, Interessengruppen usw. liegt“ (ebd., S. 20). Und: „Die besonderen Schicksale der Individuen, ihre Strebungen und Bedürfnisse, ihre Not und ihr Glück – all das ist nichtig, vergänglich, das Volk allein ist bleibend; es steht in der Geschichte wie die Natur selbst“ (ebd., S. 37).

Diese organologische Präexistentialität charakterisiert, für die sprachwissenschaftliche Theorie und deren sprachpolitische Gehalte gesprochen, recht genau die Weisgerberschen Vorstellungen über den Nexus Sprache–Volk, Sprachgemeinschaft–Volksgemeinschaft. – „Das Existentielle“, so Marcuse, „steht [...] wesentlich als Gegenbegriff zum ‚Normativen‘: etwas, was unter keine außerhalb seiner selbst liegende Norm gestellt werden kann. [...] Es sind vorwiegend die politischen Sachverhalte und Beziehungen, die hier als existenzielle sanktioniert werden; und innerhalb der politischen Dimension ist es wieder das Freund-Feind-Verhältnis, der Krieg, der als die schlechthin existenzielle Beziehung gilt (als zweite ist dann ‚Volk und Volkszugehörigkeit‘ ebenbürtig hinzugekommen).“ (Ebd., S. 44 f.)

¹²⁶⁴ Und nicht nur dort. An die große Bedeutung des Husserlschen Antipsychologismus für die Sprachphilosophie der zwanziger Jahre darf hier noch einmal erinnert werden. „Die Phänomenologie“, so Stroh (*Der volkhafte Sprachbegriff*, a. a. O., S. 3), „hat das geistige Antlitz des neuen Jahrhunderts entscheidend geformt.“ Freilich ist Husserl den „rechtsstehenden Gegnern der Republik“ bzw. den intellektuellen/universitären Propagandisten der „deutschen Ideologie“ (Vierhaus, a. a. O., S. 108) zumal auf

Sammelwort vom Antipositivismus war ja für eine neue Wesensfundierung der Sprachwissenschaft und eine holistische,¹²⁶⁵ umfassend operationalisierbare und wirklichkeitsmächtig werdende Sprachforschung gekämpft worden – in fundamentaler Ablehnung des ‚Atomismus‘, d. h. des Individualismus der Junggrammatiker und ihrer fehlenden Gesellschafts- oder Gemeinschaftsbesinnung. Auf soziologischer und kulturtheoretischer Ebene entsprach dem ein Schwingungsraum, in dem eine ‚philosophische‘ (Neu-)Begründung der – geschichtlich oder anthropologisch bezeugten – Wirklichkeitsmacht politischer Einheit(en) erzeugt und schließlich weit über die Grenzen der Wissenschaft hinaus propagiert wurde. So ist auch für die Soziologie eine allgemeine, alle Fraktionen überspannende Zeitdiagnostik konstatierbar, die – gründend auf der antipositivistischen Axiomatik¹²⁶⁶ – zumeist parallel geführt wird mit dem Anspruch auf ‚geistige Führerschaft‘ und außerwissenschaftliche Wirkung der „Wirklichkeitswissenschaft“ Soziologie.¹²⁶⁷

Grund seines strengen Rationalismus nicht einzugemeinden, doch sein letztes, 1936 in Belgrad erschienenes Werk trug den retrospektiv strahlkräftigen Titel *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*. – Vgl. Werner Marx: *Die Phänomenologie Edmund Husserls. Eine Einführung*. München 1987, S. 9 ff.

Zu einer kritischen Einordnung der die Wissenschaften als ein Ganzes, *als Wissenschaft* betreffenden Krisendiagnose Husserls, die sich auch am naturwissenschaftlichen Objektivismus und dessen ‚Lebensferne‘ festmacht, vgl. Habermas: *Technik*, a. a. O., S. 147 f. und 150 ff.

¹²⁶⁵ Der Begriff des Holismus kommt in den zwanziger Jahren zunächst in der Physik auf und löst den Atomismus ab. Gegenwärtig werden holistische Ansätze wieder als höchst diskutabel bewertet; vgl. etwa Michael Esfeld: *Holismus in der Philosophie des Geistes und in der Philosophie der Physik*. Frankfurt/Main 2002, S. II: „Damit eine Person Überzeugungen mit einem bestimmten begrifflichen Inhalt haben kann, ist eine soziale, sprachliche Gemeinschaft erforderlich“.

¹²⁶⁶ Vgl. Alfred Vierkandt: „Die Überwindung des Positivismus in der deutschen Soziologie der Gegenwart“. In: *Jahrbuch für Soziologie*, 1926, Nr. 2, S. 66–89; Vierkandt bezieht sich wiederholt auf Husserl als Gewährsmann. Vgl. in diesem zeitgeschichtlichen Zusammenhang auch Karl Mannheims – allerdings auf eine liberal geerdete Versachlichung der politischen und sozialen Auseinandersetzungen hoffende – Beschäftigung mit einer „dynamischen Synthese“, die „die in der Zeit überhaupt erreichbare umfassendste Sicht vom Ganzen zu bilden“ versuchte (zit. nach Kruse, a. a. O., S. 79), oder Ernst Troeltschs Projekt einer „Kultursynthese“ (zit. nach ebd., S. 85); zu den allgegenwärtigen Krisenartikulationen in der Soziologie vgl. ebd., S. 83 ff.

Zum Antipositivismus in der Soziologie vgl. auch Mannheims Verdikt, der Positivismus sei „lediglich eine Philosophie der Philosophielosigkeit“ (zit. nach ebd., S. 56, Anm. 56), oder Max Schelers Appell aus dem Jahr 1923, der deutlich den verbreiteten antiliberalen, antinaturalistischen und nationalistischen Impuls zum Ausdruck bringt: „Laßt uns an die Stelle der westlichen positivistischen Soziologie, deren Väter Comte und Spencer waren, eine bessere und eine dem deutschen philosophischen und wissenschaftlichen Denken entsprechendere Soziologie setzen“ (zit. nach ebd., S. 55, Anm. 38).

Zur „antipositivistischen Frontstellung“ und zur Mandarinentalität innerhalb des sich erst institutionalisierenden Faches vgl. auch Jürgen Habermas: „Soziologie in der Weimarer Republik“. In: ders.: *Texte und Kontexte*, a. a. O., S. 189. Freyers Bedeutung nach dessen Berufung nach Leipzig 1925 schätzt Habermas hoch ein (vgl. ebd., S. 187 und 192), Vierkandts Rolle „als Herausgeber des 1931 erscheinenden *Handwörterbuchs der Soziologie*“ als eine „eher kodifizierende als anregende oder orientierende“ (ebd., S. 186). Insgesamt betont auch Habermas die „Verschränkung von Theoriekonstitution und Zeitdiagnose“ (ebd., S. 193), und mit Freyers *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft* sieht er eine „existentialistische Sicht der Soziologie“ begründet, „die ihn [Freyer; J. R.] in die Nähe des Nationalsozialismus führt: sie erscheint ihm als ein aus konservativ-revolutionären Handlungsorientierungen gespeistes Modell.“ (Ebd., S. 196) Vgl. zu Freyers führender Rolle in der Soziologie im Nationalsozialismus auch Otthein Rammstedt: *Deutsche Soziologie 1933–1945. Die Normalität einer Anpassung*. Frankfurt/Main 1986. – In diesem Kontext spricht Günther Patzig („Furchtbare Abstraktionen“. Zur irrationalistischen Interpretation der griechischen Philosophie im Deutschland der 20er Jahre“. In: *Krise des Liberalismus*, a. a. O., S. 193–210, insbes. 198 ff.) von einer weitverbreiteten antipositivistischen und antirationalen, existentialistischen Lehr- und Deutungspraxis an den Universitäten; vgl.

Bei aller Heterogenität liefen daher, so Breuers Analyse, die Bestrebungen in einem „dem deutschen Wesen gemäßen“ „neue[n] Nationalismus“¹²⁶⁸ zusammen, bei Ernst Niekisch unter dem Titel „Deutscher Nationalismus“, der zur Frage des „Schicksals“ wurde, bei Schmitt in einem Begriff der Nation, die – so Schmitt 1928 – mit „Absolutheit“ und „mit gesteigerter Kraft“ ausgestattet war, „weil das Volk sich jetzt mit sich selbst in seinem Staat politisch identifiziert“¹²⁶⁹, und bei Freyer im Terminus des „politischen Volkes“, einer, wie Breuer urteilt, „Doktrin, die alle anderen Interessen und Werte dem reinen Dynamismus des Volkes untergeordnet hat“.¹²⁷⁰

Kraft, Selbstidentifikation, Einheit, Absolutheit, Dynamismus – die Begriffe oszillieren in einem Bedeutungshof, in dem sich auch Weisgerber verortet hatte.¹²⁷¹ Nun ist sein Werk nicht einfach plan dem ‚Kreis der Revolutionäre von rechts‘ zuzuordnen, aber beizuordnen oder in einen zeitgeistlichen und politischen Austauschrahmen einzuordnen ist es gleichwohl. Wenn Weisgerber unter sprachhistorischen Gesichtspunkten immer wieder auf die „deutsche Bewegung“ verwies und dabei vor allem auf die Geschichte der Bildung der

des weiteren zur Verachtung des Sozialen, zum „Deutungsprivileg für Totalität“ und zum Paktieren mit dem Regime Hauke Brunkhorst: *Der Intellektuelle im Land der Mandarine*. Frankfurt/Main 1987, S. 35, 52 f. und 81 ff. –

Zur Geschichte der Soziologie – etwa auch zu Werner Sombarts Projekt einer „deutschen Soziologie“ – und zu (teilweise ungeklärten) wissenschaftshistoriographischen Fragen (Organisationsgeschichte, Institutionalierungsprozesse, disziplinäre Konstellationen, biographische Zugänge etc.) vgl. Wolf Lepenies: „Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie“. In: ders. (Hg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*. Bd. 1, Frankfurt/Main 1981, S. I–XXXV; zu „den politisch rechtsstehenden Quasi-Soziologen [...], die dementsprechend auch die einzigen waren, die sich mit dem Nationalsozialismus akkommodierten (wie etwa Arnold Gehlen, Hans Freyer und Carl Schmitt) oder sich völlig hemmungslos gleichschalteten (wie etwa Gunther Ipsen [...]“), vgl. René König: „Die Situation der emigrierten deutschen Soziologen in Europa“. In: *Geschichte der Soziologie*. Bd. 4, a. a. O., S. 116; Vierkandt dagegen ‚befand‘ sich „im Zustand der inneren Emigration“ (ebd., S. 121). Vgl. auch René König: *Studien zur Soziologie. Thema mit Variationen*. Frankfurt/Main 1971, S. 9 ff., insbes. 21 ff. (zur Konjunktur des Begriffs der Gemeinschaft) und 25 ff. (zur „Konservativen Revolution“ bzw. „Revolution von Rechts“ und der zentralen Rolle Freyers).

¹²⁶⁷ Vgl. Kruses (a. a. O., S. 86 ff.) Zurückweisung der These von der angeblichen „Gesellschaftsferne der Weimarer Soziologie“: „Der Anspruch auf ‚geistige Führung‘ manifestiert sich vor allem in wissenschaftlicher Zeitdiagnostik, die in Zeiten schwindenden Fortschrittsbewußtseins, sozialstruktureller Umwälzungen, wirtschaftlicher Krisen und politischer Katastrophen Orientierung in einer schwer durchschaubaren Gegenwart vermitteln soll.“ (Ebd., S. 92)

„Kulturphilosophie“ heißt daher zu jener Zeit: „soziologische Zeitdiagnostik“ (ebd., S. 71), was sich auch in der auf die außerwissenschaftliche Sphäre gerichteten Konnotation des Kulturbegriffs zeigt: „In der sozialwissenschaftlichen Literatur fungierte ‚Kultur‘ bis in die dreißiger Jahre nicht selten als Begriff für das gesellschaftliche Ganze.“ (Ebd., Anm. 9) Zur Interpretation diesen Ganzen bei Freyer vgl. ebd., S. 84: „Hans Freyer fand in den zwanziger und dreißiger Jahren sein zeitdiagnostisches Thema im Interessenpartikularismus der Klassengesellschaft, deren Überwindung er durch die ‚Revolution von rechts‘ in Aussicht stellte.“

Zur kontinuierlichen Präsenz und Wirkung Freyers, Gehlens, Schmitts in den fünfziger und teilweise in den sechziger Jahren vgl. Habermas: „Zur Entwicklung der Sozial- und Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik“, a. a. O., S. 210 und 212 f.

¹²⁶⁸ Breuer, a. a. O., S. 182

¹²⁶⁹ Zit. nach ebd., S. 184

¹²⁷⁰ Ebd., S. 186

¹²⁷¹ Zum „Sprachnationalismus“ vgl. auch Gardt, a. a. O., S. 301 ff.; verbindendes Element mehr oder minder stark divergierender Positionen sei „die ins Mythologische und Sakrale ausgreifende Überhöhung der Muttersprache“ (ebd., S. 310).

europäischen Nationalstaaten hätte verweisen können (was bedeutet hätte, auf die Rolle der Englischen und vornehmlich der Französischen Revolution in diesem Prozeß – d. h. auf die ökonomische und bürgerrechtliche Begründung des Nationenbegriffs – und auf den in Frankreich als rationales Zweckgebilde aufgefaßten und eingerichteten Staat zu rekurrieren¹²⁷²), so gewann sein Begriff der Sprach- und Volksgemeinschaft einen handgreiflich zeitnahen Sinn gerade durch die grundlegende, *autoritär-auratische* Umakzentuierung des Nationenverständnisses im Feld der „Konservativen Revolution“.¹²⁷³ Zu jenem führt Breuer aus: „Verglichen mit dem alten Nationalismus, besonders dem liberalen Nationalismus des Kaiserreichs, fällt [...] die charismatische Aufladung des Nationsbegriffs ins Auge. Die Nation wird nicht mehr als souveränes, rational seine Zwecke verfolgendes Subjekt gedacht – als Homo oeconomicus oder politicus im Großformat –, sondern als Träger

¹²⁷² Daraus wäre, kurz gesagt, zu folgern gewesen: Es gibt keine Völker, es gibt nur Nationen. Vgl. Erich J. Hobsbawm: *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt/Main/New York 1992, insbes. S. 25 ff. und 121 ff., sowie Ernest Gellner: *Nationalismus und Moderne*. Berlin 1991; zur historischen Verschränkung von Hochsprachengese und Nationenbildung vgl. Coulmas: *Die Wirtschaft mit der Sprache*, a. a. O., S. 54 f.; zum Verhältnis von Sprache und Nation/Nationenbildung sowie Sprache und Nationalismus vgl. Florian Coulmas: *Sprache und Staat. Studien zur Sprachplanung*. Berlin/New York 1985, S. 24 f., 29 f., 41 ff., 47 und 64 ff. Einzelsprachen sind somit spätestens mit der europäischen Nationenbildung als planerisch distinkte Größen anzusehen, nicht als je natürlicher Ausweis gleichermaßen fiktiver territorialer Angestammtheit. – Vgl. dagegen zur Ablehnung eines (rationalen) Nationenbegriffs, motiviert „aus dem Erleben der napoleonischen Zeit“, Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 115 f.

Im übrigen hat selbst Saussure (a. a. O., S. 24 ff.) unter dem Rubrum „äußerer Bezirk der Sprachwissenschaft“ die Bedeutung massiver politischer Eingriffe in die Sprachenbildung hervorgehoben, und zwar in außen- wie innenpolitischer Perspektive („Kolonisation“, Regierungshandeln, Schulbildung, Literalität etc.), kurzum: „Die innere Politik der Staaten ist nicht weniger wichtig für das Leben der Sprache“ (ebd., S. 25).¹²⁷³ Als Aktualisierung dessen, was Weisgerber (*Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 116) für die Zeit um 1800 „die besondere deutsche Wendung“ nennt, nämlich im repetitiven Rückgriff auf das dann spätestens seit Jacob Grimm (vgl. ebd., S. 118) manifeste Axiom der „metapolitische[n] Gemeinschaft“ (Eberhard Lämmert: „Germanistik – eine deutsche Wissenschaft“. In: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, a. a. O., S. 22; vgl. Grimms berühmtes Diktum von 1846, vorgetragen auf der Frankfurter Germanistenversammlung [zit. nach ebd.]: „Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache sprechen“), d. h., in aufsteigender Linie: Nation = Gemeinschaft = geistbestimmte Gemeinschaft = Volk (= Sprachgemeinschaft = [„volksbestimmter“] Staat); bzw. als „Gleichsetzung von Volk oder Nation als Sprachgemeinschaft“ (Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 136). – Die „von Deutschwissenschaftlern in den zwanziger Jahren als Bollwerk gegen welsche Überfremdung“ propagierte Volksgeistbesinnung und -erhebung allerdings „ist denkbar weit von ihrem Ursprung bei Herder und Grimm entfernt“ (Lämmert: „Germanistik“, a. a. O., S. 30); vgl. dagegen auch Gadammers spätere Äußerungen (von 1941) über Herder, dieser sei „ein Visionär einer neuen Grundkraft im staatlichen Bereich: dieses ist das völkische Leben“, und es beweise „der deutsche Begriff des Volkes im Unterschied zu den demokratischen Parolen des Westens in einer veränderten Gegenwart die Kraft zu neuer politischer und sozialer Ordnung“ (zit. nach Bollenbeck: „Semantischer Umbau“, a. a. O., S. 25, Anm. 31). Eine zeitentsprechende Auswahl Herderscher Texte lag etwa vor mit: Johann Gottfried Herder: *Geist der Völker*. Jena 1940. –

Noch 1967 beharrt Weisgerber („Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“, a. a. O., S. 24) auf der Ablehnung eines rationalen Nationen-, und d. h. Staatsbegriffs: „Sicher steht am Anfang der überkommene Begriff der *Nation* als Einwohnerschaft eines Staates, früh im Zusammenhang mit der Französischen Revolution abgewandelt von ‚Untertanen eines Fürsten‘ zu ‚Mitgestaltern eines Gemeinwesens‘. Diesem vertieften, aber weiterhin dem Staat verhafteten Begriff der *nation* antwortete das deutsche Denken mit der Aufwertung des Begriffes *Volk*“. Umstandslos rekurriert Weisgerber in der Folge dann auf den Begriff des „deutschen Volkstums“, wie ihn Ipsen Anfang der dreißiger Jahre propagiert hatte (vgl. ebd., S. 27, Anm. 17), um ihn an Grimms „praktisch abgekürzte Formel“ (ebd., S. 28) und an die Rede vom „Volksstaat“ (ebd.) rückzukoppeln.

einer Sendung, einer Mission, kraft welcher das deutsche Volk ‚mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem anderen zugänglichen Kräften oder Eigenschaften (begabt) oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als ‚Führer‘ gewertet wird‘ ([Max] Weber).“ Und: „Ein weiterer Unterschied gegenüber dem älteren Nationalismus lag in der Entschiedenheit, mit der der ‚Holismus‘ der Nation betont wurde.“¹²⁷⁴

Der Gedanke einer Totalinklusionsgemeinschaft – einer „Totalgemeinschaft“¹²⁷⁵ bzw. „totalen Wesensgemeinschaft als Volk“¹²⁷⁶, wie Stroh es ausdrückt – fundiert auch Weisgerbers Sprach- als Volksgemeinschaftskonzept: verbindlicher Zwang nach innen, Tilgung der gegeneinander gestellten sozialen (Klassen-)Interessen, Vernachlässigung der Varietäten, Exklusion der ans Individuum gebundenen Erfahrungs- und Geltungsdifferenzen. Und sei es auch so, daß die Sprachgemeinschaft als *immer schon verwirklichte* all diese politischen Ordnungsstiftungen und gesellschaftlichen Regelungsfunktionen sicherstellt, so steht in den dreißiger Jahren die *Verwirklichung dieser Wirklichkeit* doch erst (wieder) an: als Hochziel¹²⁷⁷, dessen Erfüllung (als „Herstellung einer wirklichen Volksgemeinschaft“¹²⁷⁸) aus der sprachwissenschaftlichen Proklamation der geschichtlichen Mächtigkeit jener Gemeinschaftsform heraus *allein* nicht mehr zu gewährleisten ist. Insofern ist Weisgerbers Werk konstitutionslogisch und wirkungsgeschichtlich, d. h. (wissenschafts-)politisch auch im Bezirk des konservativ-*revolutionären* Nationalismus, „der Nation als ‚überpersönlicher

¹²⁷⁴ Breuer, a. a. O., S. 186 f.

¹²⁷⁵ Stroh: „Allgemeine Sprachwissenschaft“, a. a. O., S. 244

¹²⁷⁶ Stroh: *Der volkhafte Sprachbegriff*, a. a. O., S. 58

¹²⁷⁷ Die Paradoxie stellt sich etwa auch 1957 dar, wenn Weisgerber („Zugriffe“, a. a. O., S. 298) die Entfaltung der Sprachkraft „einer Menschengruppe“ als „Prozeß“ bezeichnet, der „die Ursprungsstelle des ‚Wirklichwerdens‘ der Muttersprache“ ist.

– Zur germanistischen Erweckungs- und Volkwerdungssemantik in den zwanziger und dreißiger Jahren vgl. Briegleb, a. a. O., S. 129 ff., und Doehleemann, a. a. O., S. 54 ff.; vgl. des weiteren Lämmert: „Germanistik“, a. a. O., S. 14 f. und S. 17 ff. „In der *Zeitschrift für deutsche Bildung* schuf sich diese zunächst noch vage Bewegung Mitte der zwanziger Jahre ein Organ, und hier, wie auch in der *Zeitschrift für Deutschkunde*, erschien 1933 gleich eine ganze Kette von Manifesten deutscher Germanisten, die die große Aufgabe der ‚Deutschwissenschaft‘ zur Einigung all derer, die deutscher Sprache und deutschen Wesens sind, neu und nun zukunftsweisend formulierten. [Karl] Viëtor selbst wandelt das große Wort Diltheys, des Mentors einer ganzen Generation bedeutender Germanisten, daß ‚Dichtung ein Organ des Lebensverständnisses‘ sei, dahin ab, daß nunmehr ‚Deutschwissenschaft als Organ des deutschen Selbstverständnisses‘ zu fungieren habe.“ (Ebd., S. 18)

Vgl. auch Karl Otto Conrady: „Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich“. In: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, a. a. O., S. 80: „Diese neue Deutschwissenschaft weiß sich im Schutz der herrschenden politischen Macht und möchte selbst Dienerin des Dritten Reichs sein. Denn es sei ein Irrtum zu meinen, ‚daß der Weimarer Staat einem so bestimmt nationalpädagogischen Programm Luft und Licht zur Entfaltung gewähren werde‘ (Viëtor).“ Das „Volk“ fungiert als „mythische Größe von nicht weiter ableitbarer metaphysischer Tiefe“ (ebd., S. 81). „Es ist nur folgerichtig, daß die nationalsozialistische Bewegung selbst als ein mit Begriffen gar nicht zu fassendes, ursprüngliches geschichtliches Geschehen, als Aufbruch aus völkischen Urtiefen begriffen wird. Heidegger wie Bann haben diesem Mißverständnis, jeder auf seine Weise, ihren Tribut gezollt. Hans Freyer faßt den Glauben vom ‚ewigen Willen des Blutes‘ ins beklemmende Bild: ‚Das unbekannte Volk steht auf und sagt ein politisches Ja. [...] Die Menschen glauben, schreiten aus, blicken vorwärts, und zwischen ihnen reitet, ungesehen, der Reiter aus Bamberg.‘“ (Ebd., S. 82)

¹²⁷⁸ Marcuse: „Der Kampf gegen den Liberalismus“, a. a. O., S. 34

Idee“¹²⁷⁹ anzusiedeln,¹²⁸⁰ wie ihn Breuer beschreibt: „Der neue Nationalismus [...] war revolutionär. Wenn er von Volksgemeinschaft sprach, so nicht, um dem demokratischen Staat eine Legitimitätsreserve zu erschließen, sondern um ihm die Legitimität abzusprechen; wenn er das Charisma der Nation beschwor, wie es im August 1914 aufgeflammt war, so nicht, um die Legalordnung zu stabilisieren, sondern um sie zu stürzen. Niemand hat dies klarer formuliert als Freyer, der 1934 den jungen Nationalismus zum eigentlichen Träger der Revolution erklärt. [...] Revolutionär in diesem Sinne waren freilich auch die Nationalsozialisten, die Freyer daher mit Recht mit dem neuen Nationalismus in einem Atemzug nennt.“¹²⁸¹

III. 3. „Im Ganzen der Geisteswissenschaften“, im Ganzen der Gesellschaft

Schon 1921 bemerkt Ernst Troeltsch in den Wissenschaften das „Bedürfnis nach Synthese, System, Weltanschauung, Gliederung und Stellungnahme“¹²⁸². Am Ende des Jahrzehnts, in *Muttersprache und Geistesbildung*, nimmt Weisgerber im Zusammenhang dieses

¹²⁷⁹ Breuer, a. a. O., S. 192; diese folgt den soziologisch-politologischen Frontlinien „Vergemeinschaftung gegen Vergesellschaftung, Charisma gegen Legalität“ (ebd., S. 191). Auf die schwankenden ‚Vermittlungen‘ der Ideologeme „Nation“ und „Rasse“ und die partielle Unvereinbarkeit beider kann hier nicht eingegangen werden; vgl. dazu ebd., S. 190 ff., und Breuers folgende Mutmaßungen: „Hätte der neue Nationalismus und nicht der Nationalsozialismus in Deutschland gesiegt, so wäre daraus wohl ein nach innen diktatorisches und nach außen scharf revisionistisches Regime entstanden, doch wäre die objektive Möglichkeit größer gewesen, daß dem europäischen Judentum die Hölle des Holocaust und der übrigen Welt die des Zweiten Weltkriegs erspart geblieben wäre. Aber das ist conjectural history und natürlich kein Plädoyer für den neuen Nationalismus.“ (Ebd., S. 194)

¹²⁸⁰ Und daher ist der Begriff der Sprachgemeinschaft, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen Weisgerbers, als expansiv zu verwirklichende Staatssprachgemeinschaft zu übersetzen – in besagtem Sinne: „Aus allen Verlautbarungen des neuen Nationalismus spricht dieser starke Wille zum Staat – einem hierarchischen, autoritären, diktatorischen Staat, in dem das Individuum vollkommen von der Organisation absorbiert werden sollte“ (Breuer, a. a. O., S. 193). „Dieser extreme Nationalismus [...] schmilzt die Individuen in ein Kollektiv ein, das zu einem Großsubjekt mit charismatischen Attributen hypostasiert wird.“ (Ebd., S. 194)

Zum aktiven Moment der Erzeugung des Kollektivs und zur Rolle der Universitätsgermanistik vgl. Briegleb (a. a. O., S. 106): „[D]as Schicksal in der Volksgemeinschaft wird *hergestellt* [...]. In einem erneuerten Staate aller Deutschen beansprucht sie die Wertesetzung. Germanistik ist Bildungswissenschaft!“ Die Koordinaten der Volksgemeinschaft sind: „Blutsgemeinschaft“, „Schicksalsgemeinschaft“ und „Wertgemeinschaft“ (ebd.). Allgemein urteilt Briegleb: „Die ideologische *Vorbereitungsarbeit* der Universitätswissenschaft Germanistik am völkischen Faschismus in der Geschichte der sogenannten nationalen Revolution in Deutschland ist oft beschrieben worden. Sie ist unwiderlegbar.“ (Ebd., S. 104) Sie mündet in den Diskurs der totalen Integration: „Wo im angestrengt ideologischen Definitionsdiskurs die ‚Grenze‘ zwischen Individuum und Volk auftaucht, ist in Wahrheit die Ausgrenzung der Individuen gedacht, die sich dem propagandistischen Angebot, Subjekt zu sein im Absolutum ‚Volksgemeinschaft‘, widersetzen. [...] Folgerichtig ist im ‚Diskurs 33‘ die organische Beziehung zwischen Individuum und Volk faschistisch *vorbestimmt*, *vorgesehen* als nur noch begriffliche, das heißt befohlene Beziehung. [...] Die faschistische Soziologie ist als soziale Gewaltlogik verkündet und mit polizeilichen Diskursregeln ausgestattet“ (ebd., S. 127).

¹²⁸¹ Breuer, a. a. O., S. 189 f.

¹²⁸² Zit. nach Pierre Bourdieu: *Die politische Ontologie Martin Heideggers*. Frankfurt/Main 1988, S. 22; ebd., S. 16 ff., auch stimmige Ausführungen zur Krisendiagnostik und -anrufung auf dem akademischen Feld seit 1918.

synthetisierenden Systementwurfs, der die Erfahrungen der Zeit und des gesellschaftlichen Lebens auf dem höchsten Niveau der erkenntnistheoretischen Reflexion zur Ausdrucks- und Wirklichkeitstotalität des sprachlichen Weltbildes verarbeiten will, dahingehend Stellung, daß die Sprachwissenschaft „ihren Platz im Ganzen der Geisteswissenschaften sucht“¹²⁸³ – und im Augenblick der Deklaration bereits gefunden hat.

Geisteswissenschaften – sofern ein solcher Sammelbegriff triftig ist – begehren den Anschluß ‚ans Ganze‘, die Orientierung *in die Totale* der Gesellschaft. Sie wollen verstehen, nicht erklären, verstehen nun im Horizont des „immer schon Gedachte[n]“¹²⁸⁴, aus dem heraus sich die Wirklichkeitsmacht der Geisteswissenschaften erzeugen läßt. Zur grundsätzlichen „ideologischen Gestimmtheit“¹²⁸⁵ tritt die *ideologische Stimmgebung*, der Wille der „Propheten des *Verstehens*“¹²⁸⁶ zur Einstimmung auf ideologische und politische (Hoch-)Ziele, der Wille, der Ideologie des holistischen Denkens und Handelns eine machtvolle Stimme zu verleihen.¹²⁸⁷

Die Geisteswissenschaften sind mithin, eingebunden in eine diffuse Gemengelage aus gesellschaftlichen Strömungen,¹²⁸⁸ den vielen programmatischen Verlautbarungen gemäß dabei, in der Wirklichkeit Fuß zu fassen. Sie werden, en bloc betrachtet, zur Wirklichkeitswissenschaft,¹²⁸⁹ insofern sie wirken wollen. Weisgerber hätte sich unter dem Aspekt einer von der Sache selbst geforderten politischen Kontextualisierung auf Saussure

¹²⁸³ Weisgerber 1929, S. 152

¹²⁸⁴ Bourdieu, a. a. O., S. 26

¹²⁸⁵ Ebd., S. 17

¹²⁸⁶ Ebd., S. 59

¹²⁸⁷ Vgl. ebd., S. 36 f.: „So genügen die Schlüsselworte des Jüngerschen Werkes – Gestalt, Typus, organische Konstruktion, total, Totalität, Ganzheit, Rangordnung, elementar, innen – dem, der sich in diesem Feld zu orientieren weiß, um Jünger selbst darin zu verorten: Die Totalität (Ganzheit, total, Gestalt), das heißt das, [...] was nicht auf die Summe seiner Teile zurückzuführen ist [...], sondern aus ‚Gliedern‘ besteht, die auf signifikante Weise zu einer Einheit gefügt sind, steht im Gegensatz zu Begriffen, denen unmittelbar der Geruch des Positivismus anhängt“.

¹²⁸⁸ Denen Bourdieu (a. a. O., S. 21) bei aller Heterogenität folgende „Globalanschauung“ zurechnet: „Die *völkische* Stimmung ist grundlegend eine Disposition gegenüber der Welt, die [...] an einer bestimmten körperlichen *Hexis*, einem spezifischen Verhältnis zur Sprache [...] wiederzuerkennen ist.“ (Ebd., S. 18) Und: „Der völkische Diskurs [...] gedeiht zunächst an den Rändern der akademischen Institutionen [...], bis er dann in den Universitäten selbst Fuß faßt, zunächst bei den Studenten und unteren Lehrkräften, schließlich [...] bei den Meistern selbst. Die wirtschaftlichen und politischen Ereignisse pflanzen sich fort in der spezifischen Krise des universitären Feldes“ (ebd., S. 22).

¹²⁸⁹ Vgl. die Formulierung Diltheys: „Die Philosophie [...] ist die Wissenschaft des Wirklichen“ (zit. nach Marcuse: „Das Problem der geschichtlichen Wirklichkeit“, a. a. O., S. 487). Von vielerlei Seite wird die „neue Wirklichkeit“ als „Zeitalter des Geistes“, des „realen Geistes“, des objektiven Geistes an- und ausgerufen; vgl. Otto Gerhard Oexle: „Wirklichkeit – ‚Krise der Wirklichkeit‘ – ‚Neue Wirklichkeit‘. Deutungskämpfe und Paradigmenwechsel in der deutschen Wissenschaft vor und nach 1933“. In: *Rolle der Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 7 ff. Anvisiert ist „eine ‚neue Wirklichkeit‘, als deren Ansatzpunkt und Erfüllung die sogenannte Machtergreifung der Nationalsozialisten vielen erschien.“ (Ebd., S. 14) Vorab stellt sie sich, wie schon von Bourdieu gezeigt, „in *Schlüsselbegriffen* von suggestiver Ausstrahlung wie ‚Gemeinschaft‘, ‚Ordnung‘, ‚Ganzheit‘, ‚Gestalt‘, ‚Einheit‘“ (ebd., S. 15) dar – und zwar „in allen Geisteswissenschaften“, und „sie bezogen sich stets auf zwei Ebenen: die wissenschaftliche und die politisch-soziale“ (ebd., S. 16).

berufen können; sein Theorem der (Einzel-)Sprache als Wirklichkeit höchster Geltung¹²⁹⁰ wäre durch folgende Überlegungen im *Cours* bis in beide ‚Endstücke‘ des Gegenstandsfeldes hinein – bis zur Frage nach dem einzelnen und nach der Gesellschaft – bestätigt worden. „Worin besteht schließlich der Nutzen der Sprachwissenschaft?“ fragt Saussure und antwortet: „Nur sehr wenige Leute haben darüber klare Begriffe; es ist hier nicht der Ort, dies zu bestimmen. Aber es leuchtet ein, daß sprachwissenschaftliche Fragen z. B. alle diejenigen, Historiker, Philologen usw., angehen, die mit Texten umzugehen haben. Einleuchtender noch ist ihre Wichtigkeit für die allgemeine Kultur: im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft gibt es nichts, was an Wirksamkeit und Wichtigkeit der Sprache gleichkommt.“¹²⁹¹

Erheischt die gefestigte Auffassung, daß „die Sprache eine soziale Tatsache ist“¹²⁹², die soziologische Kontextualisierung der Sprachwissenschaft, so erheischen die allgemeinen

¹²⁹⁰ Demzufolge Sprachgemeinschaften, so Weisgerber 1971, S. 94, „Vollzieher von Wirkungen“ sind.

¹²⁹¹ Saussure, a. a. O., S. 8; vgl. ebd. zur antiphilologischen und antipositivistischen Stoßrichtung: „[D]as Wesentliche an der Sprache ist, wie wir sehen werden, dem lautlichen Charakter des sprachlichen Zeichens fremd. Was die Philologie anlangt, so sind wir schon im klaren: sie ist von der Sprachwissenschaft deutlich unterschieden“. „Was ihr [der Sprachwissenschaft; J. R.] wahrer und einziger Gegenstand ist“ (ebd., S. 1), das gewinnt Saussure in einer ähnlichen Durchmusterungstour wie Weisgerber – um durch die forsche Ablehnung der (griechischen) präskriptiven Grammatik („entbehrt jedes wissenschaftlichen Gesichtspunktes“, ebd.), der philologischen Hermeneutik (und ihrer Text-/Schriftbezogenheit) und der vergleichenden Sprachwissenschaft (und ihrer soziologischen Blindheit) zu einer Definition zu gelangen, in der Sprache nicht „als ein wirrer Haufe verschiedenartiger Dinge“ (ebd., S. 10) erscheint, sondern als „ein Ganzes ich sich“ (ebd., S. 11): ein Ganzes, das nur durch erhebliche Einengungen des Blicks und Beschneidungen des Gegenstandes *zustande* kommt, also durch eine Dezision: „[M]an muß sich von Anfang an auf das Gebiet der Sprache begeben und sie als die Norm aller anderen Äußerungen der menschlichen Rede gelten lassen.“ (Ebd.) Auch das hätte Weisgerber als Referenz heranziehen können.

Im folgenden kommt Saussure auf die berühmte Scheidung von *langue* und *parole* zu sprechen, eine methodische Grundsatzentscheidung, mit deren Hilfe Sprache als „eine natürliche Ordnung“ (ebd.) darstellbar wird und sich die Ambivalenzen zwischen Sprache als Institution und Produkt einerseits, zwischen Institution/Produkt (= gewordene Institution) und Sprechen andererseits in der systemischen Modellierung verlieren (durch die anfänglich schwankende Gegenstandskonstitution im *Cours* ist bedingt, daß Saussure andererseits auch betont, das Sprechen sei „erforderlich, damit die Sprache sich bilde“ [ebd., S. 22]). Als „Summe der Wortbilder“ und „grammatikalisches System“ käme „das soziale Band vor uns, das die Sprache ausmacht“. D. h.: „Indem man die Sprache vom Sprechen scheidet, scheidet man zugleich: 1. das Soziale vom Individuellen; 2. das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen. Die Sprache ist nicht eine Funktion der sprechenden Person; sie ist das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert.“ (Ebd., S. 16) Hier hätte Weisgerber abermals einen nicht unerheblichen wörtlichen Anhalt gefunden. Daß die soziale Institution Sprache allerdings auf Konvention, auf „einer Art Kontrakt zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft“ (ebd., S. 17), mithin auf einer pragmatischen, horizontal getroffenen Vereinbarung beruht, hätte er nicht gutgeheißen.

¹²⁹² Saussure, a. a. O., S. 8; vgl. zu den Korrespondenzen zwischen Saussure und Durkheim Bierbach: *Sprache als „Fait social“*, a. a. O., S. 146 ff., und Heeschen, a. a. O., S. 37 ff.; zu Weisgerbers konzeptueller Nähe zu Durkheim vgl. Weisgerber: „Zur Entmythologisierung der Sprachforschung“, a. a. O., S. 34: „Gewiß hätte man auch bei Durkheim, Meillet, Saussure Ansätze für die Sprache als *fait social* finden können“ – etwa in Emile Durkheim: *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt/Main 1984, S. 106 (soziale Systeme führten ein „unabhängiges Leben“), 107 (über die „besonderen Arten des Handelns, Denkens und Fühlens, die außerhalb des Einzelnen stehen und mit zwingender Gewalt ausgestattet sind“) oder 114: „Ein soziologischer Tatbestand ist jede mehr oder minder festgelegte Art des Handelns, die die Fähigkeit besitzt, auf den Einzelnen einen äußeren Zwang auszuüben“.

Vgl. auch Gipper: „Vorwort“. In: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 7: Bei Vierkandt hätten für Weisgerber „die Anstöße zur soziologischen Sprachbetrachtung“ gelegen, „während die parallelen Einsichten etwa Emile Durkheims und Antoine Meillets sowie Ferdinand de Saussures erst nachträglich eher Bestätigung als Anregung brachten.“

Stimmungen in mehr oder weniger großen Teilen der universitären Eliten systematische Zugriffe und emphatisch-praktische Ausgriffe ins politische Feld. Dieses Eingreifen-Wollen artikuliert sich bei Weisgerber in aller Deutlichkeit. Auch dort, wo (zunächst) verklausulierter von einer Wirklichkeitsermächtigung der Wissenschaft gehandelt wird, richtet sich eine solche Orientierung am prinzipiellen systemischen Denken auf. Der jeweilige fachliche Ideolekt, der sich seiner politischen Anschlußpotentiale zu vergewissern beginnt, produziert die zu realisierenden Sinnstiftungsprozesse selbst, und zwar in der Regel im Hinblick auf das Gemeinschaftliche, sei's romantisch, biologistisch, autoritär-staatlich oder anderweitig akzentuiert.¹²⁹³ Die Theorie rechnet totalisierende Fragestellungen und ganzheitliche Abschlüsse gegen die heteronome soziale und politische Wirklichkeit auf, um dasjenige zu setzen, was eine Überwindung der rationalen Auseinandersetzung mit der Gegenwart verspricht oder, besser, verkündet. So führt z. B. Bourdieu aus: „Sombart etwa steht wie alle Konservativen, die – wie Spann und dessen Ganzheit – zur Frage der Quantifizierung Stellung beziehen, auf der Seite der Synthese und Totalität, ist also feindlich eingestellt gegenüber der ‚westlichen‘ (will heißen: französischen und englischen) Soziologie samt allem, was deren ‚Naturalismus‘ [...] ausmacht. Diese Erkenntnisweise, deren Kälte und Unfähigkeit, das Wesen der Wirklichkeit zu erfassen, vor allem, wenn sie sich aufs Reich des Geistes erstreckt, er beklagt und die er der ‚humanistischen‘, das heißt deutschen Soziologie gegenüberstellt, geht seiner Überzeugung nach einher mit der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Zersetzung der europäischen Kultur [...], mit Individualismus und dem Verschwinden der traditionellen ‚Gemeinschaft‘.“¹²⁹⁴

Wo Gesellschaft, wo die Klassengesellschaft ist, soll Gemeinschaft und soll Geist werden. Weisgerber erneuert, wie im näheren dargelegt, den Gedanken der geistigen Seite der Sprache in der transzendental/zeichentheoretisch begründeten, pragmaphilosophischen Geltung der Muttersprachgemeinschaft. Wo (historische) Sprachwissenschaft war, wurde Sprachwissenschaft als Philosophie des sprachlichen Weltbildes mit quasi ontologischem Status,¹²⁹⁵ in dem sich das schon Gedachte¹²⁹⁶ zum Medium gegenwärtiger Welterschließung

¹²⁹³ In der Regel handelt es sich um Entwürfe, denen „es um ‚Wiederherstellung des mystischen Deutschtums und die Schaffung von Institutionen‘ geht, ‚mit denen sich der ursprüngliche Charakter Deutschlands erhalten läßt““ (Bourdieu, a. a. O., S. 35). Der Fahnenbegriff ist die „geistige Revolution“ (ebd., S. 38).

¹²⁹⁴ Ebd., S. 36

¹²⁹⁵ Dem, wie erörtert, ein selbstwidersprüchlicher Begriff von Geschichte entspricht, der etwa bei Heidegger als „historizistische Ontologie“ (Bourdieu, a. a. O., S. 81) Kontur gewinnt.

Welche methodischen Schwierigkeiten sich das Systemdenken und die transzendente Begründung einhandeln, sobald die Gewordenheit ihrer Gegenstände in den Blick gerät, zeigt sich auch bei Trier (a. a. O., S. 13), der Geschichte „als eine sprungweise von Querschnitt zu Querschnitt fortgehende“ banalisiert: „Wie das Zeichensystem auf die diachronischen Anstöße“ – Anstöße sind etwas Äußerliches, Akzidentielles, lautliche Veränderungen im

und zum Medium der Erfahrung der gegenwärtigen Wirklichkeit nobilitiert sah. Aus der Sphäre der Intelligibilität der Muttersprache ‚entspringt‘ somit gewissermaßen *zu jeder Zeit* – und daher notwendig auch in der akuten Gegenwart – die praktische Bewährung und *wirkliche Bekräftigung* des Gesetzes des muttersprachlichen *Denkens* und *Handelns*. Diese Zusammenhänge, die in *Muttersprache und Geistesbildung* entfaltet worden waren, stellt in für Weisgerber kennzeichnender, interventionistisch-formelhafter Art der 1930 im Organ der deutschwissenschaftlichen Germanistik, der *Zeitschrift für Deutsche Bildung*,¹²⁹⁷ erscheinende Aufsatz „Die Zusammenhänge zwischen Muttersprache, Denken und Handeln“ noch einmal dar – und zwar mit einer ‚volksempfindlichen‘, späteres antizipierenden Zuspitzung, die sich einerseits der bekannten erkenntnistheoretischen Grundlegung des Muttersprachkonzepts verdankt,¹²⁹⁸ die aber andererseits an den „Sprachkämpfen [...] an allen Randgebieten des deutschen Volksraumes“¹²⁹⁹ andockt.

Weisgerber rechtfertigt vehement den „sprachphilosophische[n] Zug“ seines Ansatzes, der als „Merkzeichen für die heutige Lage der sprachwissenschaftlichen Forschung“

Sinne Saussures Zufälliges – „antwortet, das kann aus dem Anstoß selbst nicht erklärt werden; es folgt allein aus dem Ordnungsgesetz des Begriffsfeldes in der Waagerechten. [...] Das Wesen der Sache ist durch Aufzeigung ihrer Stelle und Wirkung innerhalb desjenigen Systems zu erforschen, dem sie jetzt angehört.“ (Ebd., S. 12 f.)

¹²⁹⁶ Angesichts dieses das Gesamtwerk Weisgerbers prägenden Fundierungsmotivs darf einmal das Hegel-Wort bemüht werden, daß das Bekannte nicht das Erkannte sei. Denken/Erkenntnis ist wesentlich Negativität. Die Leistung einer Erkenntnis, die das Bewährte/Tradiertere zum Erkannten erwählt, leistet nichts weniger als die Entmündigung des Denkens selbst – zugunsten des bloßen Erkennens/Identifizierens und der Wiederholung des vor Zeiten Gedachten als stereotype Verwandlung der zu erkennenden Welt in die Schemen des Erdachten.

¹²⁹⁷ Sie war ab 1925 das offizielle Organ der Gesellschaft für Deutsche Bildung, die 1920 den Deutschen Germanistenverband beerbt hatte. Als „Mitteilungsblatt der GfDB verstand sich die ‚Deutsche Bildung‘ nicht nur als internes Forum der Diskussion und Konsolidierung [...], sondern auch als Sprachrohr nach außen, das im Namen der Germanisten und der deutschen Kultur dem deutschen Volk und besonders den Regierungen klarmachen wollte, daß in der Zeit allgemeiner Kulturzerrissenheit die Besinnung auf den deutschen Geist und dessen feste Verankerung in der Schule not tue.“ (Doehlemann, a. a. O., S. 79) Näheres vgl. auch Röther, a. a. O., S. 169 ff.

¹²⁹⁸ Leo Weisgerber: „Die Zusammenhänge zwischen Muttersprache, Denken und Handeln“. In: Weisgerber: *Zur Grundlegung*, a. a. O., S. 175–208; vgl. vor allem die Vorstellung der gleichartigen Herrschaft über die innere und äußere Natur, wie sie die Muttersprache erwirke. Es „ermöglicht der gemeinsame Besitz der Sprache überhaupt erst die Volksgemeinschaft“, denn „in der Sprache wirkt eine Norm, die ihm [dem einzelnen; J. R.] keine freie Wahl läßt, durch die anderen Sprechenden zwingt sie jeden, der in die Gemeinschaft eintritt, in ihre Formen und hält ihn während seines ganzen Lebens darin fest.“ Daraus resultiert, „daß dem einzelnen nur die Rolle eines Mitträgers“ zukomme und „daß der einzelne als solcher ziemlich belanglos ist für die Existenz der Muttersprache“ (ebd., S. 185).

Weisgerbers Formel vom „Beherrschtwerden durch die Muttersprache“ (ebd., S. 202) ist in der Folge hochgradig kurrent. So heißt es etwa bei Nicolai Hartmann (*Das Problem des geistigen Seins*. Berlin/Leipzig 1933, S. 185): „Was wir ‚eine Sprache beherrschen‘ nennen, ist vielmehr das innere Beherrschtsein von ihr.“ Daraus erweise sich die Institutionalisierung des Geistigen als zwingend: „Gerade dort also, wo man gedankenlos geneigt ist, das Einsetzen der sprachlichen Spontaneität des Individuums zu suchen, beginnt sie in Wahrheit schon aufzuhören. Sie schläft freilich nicht ein. Sie wird nur frei für andere und höhere Aufgaben. Und im Maß des Beherrschtseins von übernommener Sprachform wendet sie sich diesen zu.“ Dienst an der Muttersprache statt Denken – das trifft sich mit Weisgerber: „[T]atsächlich denkt [...] nach der Spracherlernung nicht mehr der Mensch, sondern die Muttersprache denkt für ihn“ (Weisgerber: „Zusammenhänge“, a. a. O., S. 201).

¹²⁹⁹ Weisgerber: „Zusammenhänge“, a. a. O., S. 208

unmißverständlich anzeige, „daß es sich nicht um eine interne Angelegenheit der Sprachwissenschaft handelt, sondern um Fragen allgemeiner Wichtigkeit, die jeden einzelnen Menschen *unmittelbar* angehen, mit denen sich jeder auseinandersetzen *muß*“¹³⁰⁰. Denn jetzt, in *erneuernden* Zeiten des „Besinnen[s] auf volkliche Eigenart“¹³⁰¹, werde offenbar, „daß alles, was an Kräften lebendiger Tradition im Menschen lebt, was an Gefühl für volkliche Schicksalsverbundenheit in seiner Seele schlummert, daß all dies anklingt und aufbricht bei der Vertiefung in die Geschichte der Muttersprache: hier faßt er das Gut, das seine Vorfahren geprägt haben, hier fühlt er sich im lebendigen Besitz seines Erbes, an dem alle Angehörigen des Volkes bis zurück zu den fernsten Generationen mitgearbeitet haben und an dem alle Volksgenossen Anteil haben, mögen sie sonst noch so verschieden sein in ihrem inneren und äußeren Leben, mögen sie durch Staatsgrenzen oder weite Entfernungen getrennt sein von dem auch politisch verbundenen Kern des Volkes.“¹³⁰²

Was hier in den Echoraum der geschichtlichen Tiefe gerufen wird, antwortet sich selber mit einem Konzentrat des Sprachgemeinschaftskonzepts, das sich in die zeitgenössischen Semantiken des ‚Heimatbodens‘, der ‚Verwurzelung‘ etc. fügt. So gibt sich der politische Kern des Sprachdenkens offensiv als Ideologem jener Volksgemeinschaft zu erkennen, in der es keine Unterschiede mehr gibt: „Und so müssen wir sagen, daß mit der Vermittlung der Muttersprache ein Volk seinen Angehörigen wohl das Wertvollste schenkt, was es überhaupt zu vergeben hat, sein Weltbild, das nunmehr die Grundlage bildet für das Denken und Tun des einzelnen Menschen – ein unumstößlicher Beweis dafür, wie tief jeder einzelne Mensch wurzelt in seiner Volksgemeinschaft.“¹³⁰³

Zur selben Zeit, da bei Weisgerber das Philosophischwerden der Sprachwissenschaft in seiner nachdrücklichen transzendental-dynamistischen und – bei aller sprachhistorischen Emphase – extramundan-idealischen, *wesenheitlichen* Begründung¹³⁰⁴ zum permanenten diskursiven Akt der Vermittlung wird, eröffnet Hans Freyer das 1930 publizierte Buch

¹³⁰⁰ Ebd., S. 176; Herv. J. R.

¹³⁰¹ Ebd., S. 175; der jetzige Impetus verleiht der Problematik der Sprachverschiedenheit u. a. auch folgende suprematistische Note: „Ich glaube, keiner von *uns* wäre bereit, seine Muttersprache zu vertauschen etwa mit einer Bantusprache oder mit einer Eskimosprache, aus dem einfachen Grunde, weil er diese nicht als gleichwertige Sprachformen ansehen würde.“ (Ebd., S. 188; Herv. J. R.) Für die „Angehörige[n] einer Volksgemeinschaft“ gelte, „daß sie weder die Möglichkeit haben noch die Notwendigkeit erkennen, sich in das Denken anderer Völker hineinzusetzen.“ (Ebd., S. 189)

¹³⁰² Ebd., S. 175 f.

¹³⁰³ Ebd., S. 200

¹³⁰⁴ Eine im Gefolge Husserls betriebene „transzendentalphilosophische[] Abscheidung alles Innerweltlichen von den weltkonstituierenden Leistungen der Subjektivität“ (Jürgen Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. 4. Aufl., Frankfurt/Main 1988, S. 203); zu Weisgerbers Auseinandersetzung mit Husserl vgl. auch Weisgerber: „Zusammenhänge“, a. a. O., S. 179. Eine hier wie da zu konstatierende „Abstraktion durch Verwesentlichung“ bedingt die durchgängige Herabsetzung sozialer Lebenszusammenhänge und der konkreten Geschichte zum „bloß ontische[n] Geschehen“ (Jürgen Habermas: „Martin Heidegger – Werk und Weltanschauung“. In: ders.: *Texte und Kontexte*, a. a. O., S. 71 f. und 59).

Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft mit einer Proklamation, die als Appell für die geisteswissenschaftlichen Politisierungsintentionen zu lesen ist – für eine Politisierung zunächst auf dem wissenschaftlichen Feld, die erst durch ihre „relative Autonomie“ in den Grenzen des philosophisch-soziologischen Diskurses ihre folgenreiche Ambiguität¹³⁰⁵ im Dienste außerwissenschaftlicher Geltung erhält.

„Der Vater der Gedanken“, beginnt Freyer, „ist der Wunsch, dem System der Soziologie eine philosophische Grundlegung zu geben.“¹³⁰⁶ Soziologie solle wieder „zu einer vollwertigen Wissenschaft werden“ und die herrschende „lebensfernste Soziologie“, die „akademische Soziologie“ ablösen, indem sie *als philosophische Soziologie* in die Gegenwart eingreift: „Da ist eine soziale Gegenwart, die nicht nur Probleme in sich birgt, sondern selbst ganz Problem ist. Sie scheint alle Kräfte unseres Denkens alarmieren zu müssen.“¹³⁰⁷

Das ist analog zu Weisgerber formuliert, der der Sprachwissenschaft, sofern sie sprachphilosophisch neu fundiert sei, das Recht zuerkennt und die Verpflichtung auferlegt, sich in der beschriebenen zwieschlächtigen Weise *als Wissenschaft* zur öffentlichen Angelegenheit zu erklären. Freyer meint in gleicher Weise „eine allgemeine Ausrichtung des philosophischen *Wollens*“¹³⁰⁸, wenn er sich offen zum Alarmismus bekennt, aus dem der politische Aktionismus als textuelle Anleitung zum Handeln folgt. Und aus welchen Quellen sich dieses Wollen speist, ist unterdessen ebenso sehr Allgemeingut. Das theoretische Wollen, so Freyer, sei „in der Sache begründet. Denn die deutsche Bewegung hat in der Tat mit reich ausgebildeten philosophischen Mitteln eine systematische Strukturlehre der geistigen Wirklichkeit und auf diesem Grunde einen vollständigen Begriff vom System der Geisteswissenschaften entwickelt. [...] Daher ihre Fähigkeit, der geistesgeschichtliche Ursprung der deutschen Soziologie zu werden.“¹³⁰⁹

Daß eine ‚deutsche Soziologie‘, die sich explizit auch in die Nähe der Lebensphilosophie rückt, mit existentialistischem Pathos¹³¹⁰ den „Traum“ hegt, „daß die

¹³⁰⁵ Vgl. Bourdieu (a. a. O., S. 11) Postulat einer mentalitätsgeschichtlichen *und* textimmanenten Lektüre, die den politischen Eigensinn wissenschaftlicher Arbeiten erhellt: „Die Trennung von politischer und philosophischer Lektüre ist [...] aufzugeben; statt dessen sind die durch ihre *Ambiguität*, das heißt den Bezug auf zwei soziale und zwei damit korrespondierende mentale Räume, ausgezeichneten Schriften einer gleichermaßen politischen wie philosophischen *Doppellektüre* zu unterwerfen.“ Vgl. zur immanenten Geschichtlichkeit des wissenschaftlichen Feldes und zu seinen politischen Transformationen ebd., S. 55 ff.

¹³⁰⁶ Auch Vierkandt hatte ja der *Gesellschaftslehre* den Untertitel *Hauptprobleme der philosophischen Soziologie* gegeben. Zu einer Überlappung von Positionen ist damit natürlich nichts gesagt.

¹³⁰⁷ Freyer: *Wirklichkeitswissenschaft*, a. a. O., S. 1

¹³⁰⁸ Ebd., S. 18; Herv. J. R.

¹³⁰⁹ Ebd.

¹³¹⁰ Das sich mit antiliberalen und antinaturalistischen Ausfällen schmückt; vgl. ebd., S. 8 ff.; zum obligaten Antipsychologismus (mit Husserl-Bezug) vgl. ebd., S. 13 ff.

Soziologie die Krisis des Zeitalters überwinden könne, indem sie sie durchschaut“¹³¹¹, nimmt nicht wunder – genausowenig, daß sie, über Hegels Diktum hinausgreifend, Philosophie sei ihre Zeit (post festum) in Gedanken gefaßt, die Zeit selbst ergreifen will; nicht als reflexive, notwendigerweise immer zu spät kommende Wissenschaft des (absoluten) Geistes, sondern als Wissenschaft auf Augenhöhe mit der Gegenwart und demzufolge als Antizipation einer Wirklichkeit, deren Keime in der akuten Aktualität liegen. „Eine Soziologie“, deutet Freyer die Avantgarderolle der – sich noch in der Phase ihrer Konstitution befindlichen – Disziplin an, „ist das wissenschaftliche Selbstbewußtsein einer gesellschaftlichen Wirklichkeit.“¹³¹²

Die rechtshegelianisch-vitalistische Dramatisierung und die geisteswissenschaftliche Ausstaffierung des historischen Bewußtseins¹³¹³ äußern sich folglich darin, daß Soziologie „die gesellschaftliche Wirklichkeit mit verantwortlichem *Erkenntniswillen* als geschehende Geschichte begreifen soll“¹³¹⁴, als Geschichte in actu, die ihres eigentlichen Wirklich-Werdens harret. Das geht notwendig einher mit der „systematische[n] Besinnung über das Wesen der gesellschaftlichen Wirklichkeit“¹³¹⁵, einer Besinnung, die ernst macht mit ihrer Bestimmung: der Einstimmung auf die Revolte von rechts. „Jede Soziologie“, heißt es noch um ein geringes apokryph, „die mit ihrer Aufgabe ernst macht, konkrete Wissenschaft von der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu sein, wird sich von Anfang an bewußt sein müssen, daß ihre Begriffe dieser Wirklichkeit auf den Leib geschrieben, also historisch gesättigt sein müssen.“¹³¹⁶ Und ferner: „Von seinem Ende her: von dem, was noch nicht gesellschaftliche Wirklichkeit, sondern Intention gesellschaftlichen Wollens ist, gestaltet sich das System der soziologischen Strukturbegriffe.“¹³¹⁷

Herbert Marcuse hat *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft* als „die erste wirkliche philosophische Grundlegung der Soziologie“ belobigt und um die merkwürdige, die eigene – noch dem Studium bei Heidegger geschuldete – existentialistische Gestimmtheit prolongierende Wertschätzung ergänzt, Freyer nehme „die seit Max Weber verlorene radikale Selbstbesinnung über das Gegenstandsfeld und den Wissenschaftscharakter der Soziologie wieder auf“.¹³¹⁸ Ja, „die am weitesten vorgetriebene wissenschaftliche Selbstbesinnung der

¹³¹¹ Ebd., S. 2

¹³¹² Ebd., S. 5

¹³¹³ Vgl. ebd., S. 17 (Herv. J. R.): „Diese Wirklichkeit ist, außer daß sie Gefüge aus gegenständlichen Sinngehalten und selbst ein universaler, aufs reichste gegliederter Sinnzusammenhang ist, in ihrer ganzen Breite und Tiefe Geschehen in der Zeit, realer Prozeß, *Verwirklichung* von Sinn.“

¹³¹⁴ Ebd., S. 11; Herv. J. R.

¹³¹⁵ Ebd.

¹³¹⁶ Ebd., S. 6 f.

¹³¹⁷ Ebd., S. 305

¹³¹⁸ Herbert Marcuse: „Zur Auseinandersetzung mit Hans Freyers *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft*“. In: ders.: *Schriften*. Bd. 1, a. a. O., S. 508

heutigen Soziologie“ erlange ihren Status dadurch, daß sie „den Seinscharakter ihres Gegenstandsfeldes“¹³¹⁹ herausarbeite und gleichzeitig die ontologische Verdichtung ihrer Gegenstände im Strom des geschichtlichen Geschehens wieder verflüssige. So sieht Freyer die „Synthesis“ beider methodischen Zugriffe dadurch gewährleistet, daß die soziologischen Gegenstände als gesellschaftliche Objektivationen mit Seinscharakter nun ihrerseits „die existentielle Situation des Menschen sind“.¹³²⁰ Marcuse kommentiert, Freyer zustimmend zitierend: „In der ‚Dialektik des Geschehens‘ sind wir selbst ‚Partei, aktive Kraft‘.“¹³²¹

Der dynamische Soziologismus Freyers steuert nun auf einen politischen Aktionismus zu, dessen Intentionen Marcuse verkennt (zumindest benennt er sie nicht). An der Kampflinie „Ethoswissenschaften gegen Logoswissenschaften“¹³²² entzündet sich laut Freyer eine „Willensbeziehung“¹³²³ zur Wirklichkeit, die die Soziologie gewissermaßen in die Aktion hineinreißt, weil „ihre gesamte Problematik wesentlich mit einer bestimmten realgeschichtlichen Situation verbunden ist“.¹³²⁴ Diese unbedingte, absolute Verbindung¹³²⁵ bezeugt sich in einem dezisionistischen Akt, der – ontologisch oder geschichtlich, d. h. aus dem System der Soziologie selbst philosophisch legitimiert – auf den „Umsprung[] aus Geschichte in Entscheidung“¹³²⁶ lauert, und zwar, wie Marcuse en passant notiert, in den „neuen ‚volkhafte[n]“¹³²⁷ Ursprung.

Der „wissenschaftlich-soziologische Begriff der Gegenwart enthält“, resümiert Freyer, „auch unser Wollen in sich – ja, er hat diesen gegenwartstranszendenten Gehalt zu seinem Kern und ist durchaus um diesen Kern gebaut.“¹³²⁸ Damit ist, wie Marcuse festhält, „irgendeine Flucht in eine falsche, über den Entscheidungen stehende ‚reine‘ Wissenschaftlichkeit“¹³²⁹ verbaut. Im Gegenteil: „Was Hegel das ‚Substanzielle‘ eines Zeitalters nennt“, so Freyer, schmilzt sich in „den kühnen Begriff des ‚wahren Willens““ um. „Wahres Wollen fundiert wahre Erkenntnis.“¹³³⁰

¹³¹⁹ Ebd., S. 488

¹³²⁰ Freyer: *Wirklichkeitswissenschaft*, a. a. O., S. 87; Herv. J. R.

¹³²¹ Marcuse: „Freyer“, a. a. O., S. 491

¹³²² Freyer: *Wirklichkeitswissenschaft*, a. a. O., S. 91

¹³²³ Ebd., S. 90

¹³²⁴ Ebd., S. 159

¹³²⁵ Vgl. ebd., S. 115: Die Soziologie sei „im absoluten Sinn an eine bestimmte Lage der Gesellschaft, also an eine bestimmte geschichtliche Stunde gebunden“.

¹³²⁶ Ebd., S. 85

¹³²⁷ Marcuse: „Freyer“, a. a. O., S. 497. Die von Marcuse aufgelisteten „marxistischen“ und „staatssozialistischen“ Lösungen sind für Freyer selbst nur rhetorische Optionen.

¹³²⁸ Freyer: *Wirklichkeitswissenschaft*, a. a. O., S. 299

¹³²⁹ Marcuse: „Freyer“, a. a. O., S. 497

¹³³⁰ Freyer: *Wirklichkeitswissenschaft*, a. a. O., S. 307

Ein solches Bekenntnis zum Ergreifen der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die „als ein über sich hinausstrebendes Ganzes“¹³³¹ gedacht wird, basiert auf der in den Geisteswissenschaften dazumal kursierenden – und bei Weisgerber wiederholt beobachteten – zirkulären, von Freyer „dialektisch“ genannten Beziehung zwischen Theorie und Praxis.¹³³² „Erst die geschehene Geschichte beweist das System der Soziologie“¹³³³, heißt es, und nur die Entscheidung für einen Willensakt, der von der Sache, der gesellschaftlichen Wirklichkeit, selbst geboten sein soll, legitimiert das soziologische Denken, allgemeiner: das *wissenschaftliche Handeln in der Zeit*. „[N]ur wer gesellschaftlich etwas will, sieht soziologisch etwas“¹³³⁴, begründet Freyer die Möglichkeit von gesellschaftlicher Erkenntnis schlechthin als „die Notwendigkeit der Entscheidung für eine bestimmte Willenslinie in bezug auf die gesellschaftliche Entwicklung“.¹³³⁵ Worauf das Wollen, den „Willensgehalt der Gegenwart“¹³³⁶ bergend, abweckt, läßt Freyer nicht im unklaren: „Es ist bereits eine – unausweichliche und *für die Systembildung wesentliche* – Entscheidung, innerhalb welcher sozialer Einheiten die Überwindung der Klassenstruktur und das Werden der neuen Gesellschaftsordnung gedacht wird. Wir zweifeln nicht, daß eine realistische Auffassung, jedenfalls für die europäische Situation, die Völker als Geltungsräume des neuen gesellschaftsbildenden Prinzips ansetzen muß.“¹³³⁷ Dieses Prinzips befließigte sich dann das Dritte Reich – durchaus in Freyers Fluchtlinie: „Weitere Entscheidungen betreffen die Art und den Grad der Staatlichkeit der neuen Ordnung, die Rolle der wesentlich konservativen gesellschaftlichen Mächte, die ständische Aufkörnung der sozialen Massenschichten, die reale Wirksamkeit neu auftretender Utopien.“¹³³⁸

Wir waren auf Freyers außerordentliche Wirkung, die sich noch in Marcuses detaillierter Auseinandersetzung mit ihm mitteilt, bereits anlässlich von Freyers wie ein Leittext gehandeltem Aufsatz „Sprache und Kultur“ zu sprechen gekommen.¹³³⁹ Dort war der soziologische Systementwurf noch stärker als jener eher statisch, im wesentlichen ungeschichtlich-kulturphilosophisch akzentuierte präsent, wie ihn Freyers Habilitationsschrift

¹³³¹ Ebd., S. 304

¹³³² Dieses Muster begleitet die wiederholte Abrechnung mit der „amerikanische[n] Soziologie“ und der „Tradition der europäischen Soziologie“ (ebd., S. 303).

¹³³³ Ebd., S. 307

¹³³⁴ Ebd., S. 305

¹³³⁵ Ebd.

¹³³⁶ Ebd., S. 304; Wollen freilich „nicht als Freiheit zu irgend etwas [...], sondern konkretes Wollen in bestimmten Lagen und auf eine bestimmte Zukunft hin“ (ebd.).

¹³³⁷ Ebd., S. 305 f.; Herv. J. R.

¹³³⁸ Ebd., S. 306

¹³³⁹ Siehe Abschnitt II. 2. 2.

*Theorie des objektiven Geistes*¹³⁴⁰ aus dem Jahr 1923 unterbreitet hatte, ein epochensymptomatischer Text, der im selben Jahr wie Vierkandts *Gesellschaftslehre* erschienen war. „Es ist das Wesen des Geistes, sich in sinnvollen Formen zu objektivieren“¹³⁴¹, im „zeitlosen Gestaltenreich der geschaffenen Formen“¹³⁴², echo *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft* noch auf die Grundthese der *Theorie des objektiven Geistes*, daß die geistigen Objektivierungen die Vorrangstellung des objektiven Geistes begründen und die Vorrangstellung des objektiven Geistes die Herrschaft jenes Objektiven, das Vierkant und Weisgerber als „Objektivgebilde“ bezeichnen.¹³⁴³

¹³⁴⁰ Hans Freyer: *Theorie des objektiven Geistes. Eine Einleitung in die Kulturphilosophie*. 3., unveränd. Aufl., Leipzig/Berlin 1934, insbes. S. III, 5 (zur „geschlossenen Lehre vom Wesen des Geistes“), 10 („zum transzendentalen Funktionalismus“) und 139 ff. (zum Terminus der Kultur als „weltanschauliches Apriori“ und zur naturhaften inneren Ordnung der Kultur); vgl. auch Hans Freyer: *Einleitung in die Soziologie*. Leipzig 1931, S. 124, wo „der soziologische Begriff“ den „Gebildecharakter seines Gegenstandes“ betont; ebd., S. 143 ff., allerdings auch schon die gegenwartsbezogene Dynamisierung des Systems der Soziologie unter dem Rubrum „Wille zur Veränderung“ (ebd., S. 149).

¹³⁴¹ Freyer: *Wirklichkeitswissenschaft*, a. a. O., S. 22

¹³⁴² Ebd., S. 26

¹³⁴³ Vgl. Leo Weisgerber: „Sprache“. In: Alfred Vierkant (Hg. in Verb. mit anderen): *Handwörterbuch der Soziologie*. Stuttgart 1931, S. 592–608. Eine detaillierte Interpretation erbrächte hier keine wesentlichen neuen Einsichten – ausgenommen, daß Weisgerber seine frühe Formel der „funktionellen Realität“ (ebd., S. 593) der Sprache noch einmal aufnimmt, und ausgenommen, daß Weisgerber auf einen *im Theoriezusammenhang widersprechenden* Gegenstandsbereich zu sprechen kommt, dem er vorher keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte und den er danach nicht mehr der Erwähnung wert erachtete: „Sehr vieles wäre zu sagen über die Art, wie die Sprachmittel Verwendung finden, insbesondere im Gespräch.“ Denn es trete „im Gespräch die Sprachgemeinschaft am deutlichsten in Erscheinung, und vor allem ist das Gespräch die Form, in der gesellschaftliche Beziehung und Wechselwirkung sich fast ausnahmslos abspielt. Auf diese ganze Soziologie der Rede [...] kann hier nicht eingegangen werden“ (ebd., S. 606).

Weisgerber hat den *Handwörterbuch*-Text noch 1981 als „erste deutsche Sprachsoziologie“ bezeichnet (Weisgerber: „Seinsweise der Geltung“, a. a. O., S. 288). René König zählte ihn anlässlich der gekürzten Neuausgabe des *Handwörterbuchs* (Stuttgart 1982) zum „Beste[n], was die deutsche Soziologie der zwanziger Jahre zu bieten hatte“ (René König: „Vorwort“. In: ebd., S. V).

Vgl. auch – der Hinweis verdankt sich Roß (a. a. O., S. 97) – René König: *Soziologie in Deutschland. Begründer, Verfechter, Verächter*. München 1987, S. 382, wo es zu besagtem Beitrag heißt, daß er „ein faszinierendes Thema behandelt, das damals bereits in voller Entwicklung war und für die moderne Soziologie wie Kulturanthropologie von größter Bedeutung geworden ist.“ Und die Einschränkung: „Aber er [Weisgerber; J. R.] folgte diesen Anregungen nicht, sondern verrannte sich später in eine eher nationalsozialistische Volkstums-Sprachwissenschaft.“

Weisgerber war sicherlich kein ‚Verirrter‘. Schon in *Muttersprache und Geistesbildung* hatte er ja Freyer zum Gewährsmann erkoren, und die Semantik des ‚Völklichen‘ war bereits ausgeprägt (vgl. ferner zum ‚politischen Volk‘ in Freyers Sinne Weisgerber 1934, S. 215 f. und 226). So beurteilt Roß (a. a. O., S. 97) die Bezüge treffend: „Weisgerber übernimmt von Hans Freyer den Gemeinschaftsbegriff des völkischen Weltbildes [...] und ‚ergänzt‘ so gewissermaßen Vierkandts Objektivgebilde durch Freyers Gedanken, indem er die Sprache im Sinne Freyers als ‚objektiven Geist‘ auffaßt“ – nämlich etwa auch noch in *Die geistige Seite der Sprache* (Weisgerber 1971, S. 93 f.), wo unter Berufung auf „die Gesellschaftslehre im ersten Drittel unseres Jahrhunderts“ folgende Kategorien als „wissenschaftliche[s] Rüstzeug“ vorgestellt werden: „die Wirklichkeitsform der persönlichen und unpersönlichen sozialen Objektivgebilde, die Abstufungen von Objektivgebilden und objektivierten Gebilden usw. Auch die Rede vom objektiven Geist fand dort ihren angemessenen Platz.“ Es folgen Literaturhinweise auf Vierkant und Freyer, ergänzt um die erstaunliche wissenschaftsgeschichtliche Bemerkung: „Der in Deutschland seit 1933 gegen die Soziologie geführte Kampf

In „Sprache und Kultur“ artikuliert sich allerdings auch bereits das Ziel einer ‚geistigen Revolution‘ oder ‚Umbildung‘ vom ‚volklichen‘ Sprachdenken her, sofern die sprachliche „Grundform der Aneignung von Wirklichkeitsgehalten“ die „Grundform der Bildung“¹³⁴⁴ bestimmen soll. Daß die sprachliche Bildung „der Weg der Bildung vor allen anderen ist“¹³⁴⁵, eröffnet Freyer die Möglichkeit der geschichtlichen Dynamisierung des Weltbildtheorems durch die Erörterung der Bedeutung der Spracherziehung. Denn „durch die Logik der Sache selbst“ sei der Übergang von der noch statischen Totalität der Sprache¹³⁴⁶ als Welt der „Sprachgenossen“¹³⁴⁷ in die geschichtliche Betrachtung des „System[s] der Sprachformen“, der „Struktur einer Sprache“¹³⁴⁸ angestoßen, um „ihr Eigenleben, ihre Entwicklung, ihr Werden“¹³⁴⁹ zu deuten: „Letzter Gedanke und höchstes Ziel einer solchen Betrachtung der Sprache rein als Sprache könnte dann sein: das Formensystem der Sprache als Werk desjenigen Volksgeistes auszudeuten, der es geschaffen hat“.¹³⁵⁰

Analog zu Weisgerber fordert Freyer daher eine „Umstellung des Persönlichkeits- und Bildungsbegriffs“¹³⁵¹, weg vom „öden[n] grammatische[n] Drill“ und hin zur „Erweckung eines wirklichen Verständnisses für jenes Eigenleben der Sprache“¹³⁵², hin zur „Erweckung zu demjenigen Sinn, der dem Wesen der Sprache gemäß ist“¹³⁵³, als „kulturphilosophische Besinnung auf das Wesen der Sprache und ihren Ort in der Kultur“¹³⁵⁴: „Kein Mensch kann heute mehr mit gutem Gewissen den Bildungsprozeß an der idealen Gleichung von Individualität und Totalität orientieren – und kein Mensch wird das tun wollen. Bilden heißt uns jetzt: den Menschen in eine Wirklichkeit hineinstellen, ihn dieser Wirklichkeit gegenüber geistig lebensfähig, geistig aktiv, geistig verantwortlich zu machen, ihn anschließen an einen Kulturwillen, der sinnvoll in der Vergangenheit gründet, sinnvoll in die Zukunft reicht und der Gegenwart zur bewußten Entscheidung übergeben ist.“¹³⁵⁵

erlaubte auch diesen Grundgedanken einer angemessenen Sprachsoziologie keine Entwicklung. So sind wichtigste Einsichten in Daseinsform und Wirkungsweise der Gemeinschaftsform von Sprache wieder vergessen worden, darunter vor allem solche über die geistigen Geltungen.“ (Ebd., S. 94) – Vgl. dagegen Ralf Dahrendorf: „Soziologie und Nationalsozialismus“. In: Andreas Flitner (Hg.): *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*. Tübingen 1965, S. 115 ff.

¹³⁴⁴ Freyer: „Sprache und Kultur“, a. a. O., S. 73

¹³⁴⁵ Ebd.

¹³⁴⁶ Vgl. ebd., S. 74: „Wir betrachten sie [...] als eigengesetzliches Gewebe sinnvoller Formen und Fügungen.“

¹³⁴⁷ Ebd., S. 73

¹³⁴⁸ Ebd., S. 74

¹³⁴⁹ Ebd.

¹³⁵⁰ Ebd.

¹³⁵¹ Ebd., S. 76

¹³⁵² Ebd., S. 74

¹³⁵³ Ebd., S. 76 f.

¹³⁵⁴ Ebd., S. 75

¹³⁵⁵ Ebd., S. 76

Dezisionistisch geschärft den Sinn für das „Volkstum“¹³⁵⁶ wecken, den einzelnen anschließen an und einschließen in eine Kultur- und Willensgemeinschaft: Unter der Anleitung der Sprache als vorrangiger Bildnerin der Gemeinschaft¹³⁵⁷ gerät, so Weisgerber 1931, „die Gleichsetzung von Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft“¹³⁵⁸ vielerorts zum weltanschaulichen¹³⁵⁹ Erziehungsprogramm. In der – neben der *Zeitschrift für Deutsche Bildung* – tonangebenden *Zeitschrift für Deutschkunde*¹³⁶⁰ legt Weisgerber ebenfalls 1931 dar, welche Ziele sich die „Persönlichkeits- und Volkserziehung durch die Muttersprache“ setzen soll.

In Anklängen an Spenglers Verfallspathos erläutert er zunächst die „in langen Kämpfen“¹³⁶¹ erreichte Umstellung „vom Deutschunterricht“ auf „deutschkundliche[] Bildung“¹³⁶²: „Unsere Schule hat durch bittere Erfahrungen den Weg zu der Erkenntnis gefunden, daß bloßes Wissen Ballast und Einseitigkeit bedeutet, wenn es nicht in einem lebendigen Bildungsvorgang dem geistigen Wachstum des Menschen sich eingliedert. Wir müssen auch sehen, daß Wissen Verderben bedeutet, wenn mit dem Wissen auch der Charakter erzogen wird, der eine sinngemäße Verwendung dieses Wissens gewährleistet. Und wenn heute auf allen Gebieten des Lebens Wissen eingesetzt wird in einer Form, die den Untergang unserer Kultur herbeiführen muß, so veranschaulicht das am deutlichsten, wohin die Übermittlung von Wissen führt, wenn nicht zugleich eine diesem Wissen entsprechende erzieherische Wirkung erreicht wird.“¹³⁶³

Die Krisendiagnose ist widersprüchlich, aber zeitgemäß: Einerseits wird die Bedrohung der vorgeblich angestammten Kultur durch die Herrschaft rationaler, zivilisatorischer Planungsmittel und -verfahren ausgestellt (die Verdammung der Technik ist

¹³⁵⁶ Ebd., S. 74; vgl. auch schon ähnliche Stellen in der *Theorie des objektiven Geistes* (a. a. O., S. 4) über die „andachtsvolle Hingabe an die stille stetige Entwicklung des Volksgeistes“ oder den leitenden Wert „des Eigentümlichen, des Ursprünglichen, des Echten, des Kräftigen, des Volkstümlichen“ (ebd., S. 5).

¹³⁵⁷ Diesen überragenden Stellenwert hatte Vierkandt, anders als Freyer und Weisgerber, der Sprache nicht eingeräumt. Sie war für ihn „ein Kulturgut unter anderen“ (Roß, a. a. O., S. 89).

¹³⁵⁸ Weisgerber: „Sprachvergleichung und Psychologie“, a. a. O., S. 340

¹³⁵⁹ Vgl. ebd., wo Weisgerber die ‚Wissensform‘, wie sie in einer Sprachgemeinschaft verwirklicht sei, mit Schelers Begriff der „relativ natürliche[n] Weltanschauung“ illustriert.

¹³⁶⁰ Die bald, so Klaus Ziegler („Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft im Dritten Reich“. In: *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*, a. a. O., S. 149), „unter Beteiligung nicht weniger namhafter Universitätslehrer im prägnant nationalsozialistischen Sinne [den] engen Kontakt zwischen Universität und Schule herstellte“, und zwar auf der seit Jahren vorlaufend propagierten Grundlage einer „Deutschkunde“ als – „sich abhebend von den ‚volksfremd‘ orientierten Altphilologen“ – „deutsche ‚Kultur- und Wesenskunde‘, die in einer umfassenden Gesamtschau die ‚Einheit des nationalen Geistes‘ in all seinen Äußerungen einfangen will.“ (Doehlemaun, a. a. O., S. 86 und 80) „Geistigkeit in diesem umfassenden Sinne wurzelt nach Überzeugung der Germanisten im Volkstum“, aus dem „Politik ‚im höheren Sinne““ (ebd., S. 82) abgeleitet wird, begründet von der „National- und Volkswissenschaft“ Germanistik (ebd.).

¹³⁶¹ Leo Weisgerber: „Persönlichkeits- und Volkserziehung durch die Muttersprache“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1931, Heft 11 und 12, S. 709

¹³⁶² Ebd., S. 706

¹³⁶³ Ebd., S. 707

fächerübergreifend obligat),¹³⁶⁴ andererseits seien die „Gedanken, die in unmittelbarem Zusammenhang mit unserem volklichen Erleben in der Gegenwart stehen“¹³⁶⁵, schon zur vollen Reife und Wirksamkeit entwickelt.

Diese Gegensatzrhetorik stellt starke Kontraste sicher und erhöht die Intensität, mit der die volksgemeinschaftliche (Neu-)Besinnung als Aufgabe und Ziel wissenschaftlichen und praktischen Handelns zum Vortrag kommt. Gegenwartsgebundenheit und Gegenwartstranszendierung gehen Hand in Hand, und zwar unter dem Gesichtspunkt des Eingreifens. „[I]m Zusammenhang eines gegebenen Sachverhalts gilt es, Stellung einzunehmen, eine Haltung zu gewinnen“¹³⁶⁶, so Weisgerber, und eine solche Selbstpositionierung weiß sich dessen sicher, „daß aus dem Wesen des Gegenstandes selbst sich die erzieherische Auswertung geradezu aufdrängt“¹³⁶⁷ – eine Formulierung, die bis in den Wortlaut hinein Freyers Vorstellungen wiedergibt.

Wenn es nun Aufgabe sei, „die Muttersprache im jungen Menschen in bestmöglicher Form ‚wirklich‘ zu machen“¹³⁶⁸, so bedeutet die „Entfaltung der Sprachfähigkeit in den Formen der Muttersprache [...] Übernahme eines geistigen Besitzes, dessen Voraussetzung und Begründung außerhalb des einzelnen Menschen liegt, bedeutet einordnen der Persönlichkeit in einen überpersönlichen Zusammenhang.“¹³⁶⁹ Ein Hochziel der Weisgerberschen Anstrengungen ist somit auf der Ebene der theoretischen Feststellung erreicht: „So wenig er [der Mensch; J. R.] als sprachgebildeter Mensch mehr ‚Individuum‘ ist, sondern geformt durch die Sprache, die er übernommen hat, so wenig ist er als Mitglied der Sprachgemeinschaft mehr der *selbständige und selbtherrliche* Mensch, sondern der durch starke Bindungen an andere *angeschlossene* Sprachgefährte.“¹³⁷⁰

Den tiefsitzenden Affekt gegen das Individuum begleitet eine ebenso ausgeprägte Distanz zu Fragen der Schriftsprachlichkeit. Über Jahrzehnte hinweg hat Weisgerber gegen

¹³⁶⁴ Vgl. ebd., S. 712, wo Klage geführt wird über die „Auflösung sprachlicher Zucht; und wie diese Erscheinungen in schroffem Widerspruch stehen zu dem, was heute als Ziel unserer Schularbeit vorschwebt, hat am treffendsten Th.[eodor] Litt gesehen, wenn er von der Entwertung der ‚handwerklichen‘ Spracharbeit spricht: ‚Wann wäre es auch nötiger gewesen, jener Entwertung entgegenzutreten, als heute, da der pädagogische Markt vom ‚deutschen Menschen‘ widerhallt und gleichzeitig die Sprache dieses deutschen Menschen in zuchtloser Verwilderung entartet!‘“

¹³⁶⁵ Ebd., S. 710; analog zu Freyer streicht Weisgerber heraus, daß „die Arbeiten und Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften in ihren Fragestellungen und ihrem Vorgehen immer von neuem der Bedingtheit durch bestimmte Voraussetzungen und Zeitumstände unterliegen“ (ebd., S. 708) – ein verstecktes Pro-domo-Plädoyer für hohe gegenwartsbezogene Aufmerksamkeit und Anpassungsbereitschaft.

¹³⁶⁶ Ebd., S. 707

¹³⁶⁷ Ebd., S. 709; vgl. auch ebd., S. 715: „Die Ethik der Sprache, die mit der Erziehung zur Klarheit und Zuverlässigkeit des geistigen Tuns, zur Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit einen hervorragenden Platz in dem Gesamthethos eines Menschen einnimmt, muß in ihren Grundlagen erarbeitet werden mit dem Gegenstand, auf den sie sich bezieht, eben mit der Sprache.“

¹³⁶⁸ Ebd., S. 709

¹³⁶⁹ Ebd., S. 716

¹³⁷⁰ Ebd.; Herv. J. R.

den Grammatikunterricht agitiert – Grammatik nämlich sei Technik, Entfremdung vom „sprachlichen Leben“. Auch jetzt, Anfang der dreißiger Jahre, organisiert sich sein didaktisches Denken in ostentativer Gegnerschaft zur Vermittlung schriftsprachlicher Kompetenz – und zwar unter demselben Aspekt, unter dem das Individuum in die Schußlinie gerät: der Gefahr der Lockerung muttersprachlicher Bindungen, dem Malus der Freiheit, d. h. der Reflexion als formenbezogener und eigenwilliger Auseinandersetzung mit Sprachfragen. „Liebe zur Muttersprache, Überwachung der Sprachrichtigkeit, Sorge um die Reinerhaltung der Sprache sind Folgeerscheinungen“, führt Weisgerber im Anschluß an seine Äußerungen zum Verhältnis von Gemeinschaft und Individuum aus, „die sich aus diesem Grundverhältnis in jeder Sprachgemeinschaft ergeben, ohne daß im einzelnen die vorliegenden Bindungen und Beziehungen bewußt zu sein brauchen. Eine Störung tritt aber ein, wenn das sprachliche Leben sich in Formen abspielt, die eine solche *Selbstüberwachung* erschweren, dort, wo die Sprachen Entwicklungsformen annehmen, wie sie in unseren neuzeitlichen Schriftsprachen vorliegen: Sprachverhältnisse, unter denen kein Sprachgefährte mehr die ganze Muttersprache beherrscht, wo durch die schriftliche Überlieferung zugleich ein Anwachsen der Sprachmittel und ein *Verdrängen der gegenseitigen persönlichen Beeinflussung* herbeigeführt wird, wo die in ihren Wirkungen entferntere schriftliche Sprachäußerung stärker in den Vordergrund rückt. Hier lockern sich die Bindungen, aus denen das Gefühl der persönlichen Mitverantwortung an der Wahrung der Muttersprache entspringt.“¹³⁷¹

III. 3. 1. *Einschub: Schrift*

Es ist an dieser Stelle vielleicht eine Abschweifung erlaubt. Weisgerber pflegte, wie gesagt, ein Leben lang seinen energischen Widerstand gegen grammatikalische Bildung, und trotzdem erhielt er 1961 – und als erster – den Duden-Preis. Schwerer als diese durch persönliche und institutionelle Verflechtungen ermöglichte Volte des Wissenschaftsbetriebs wiegt, daß Weisgerber durch die systematische Depotenzierung der Schrift und der Schriftsprachengeschichte in Widerspruch zu seinen eigenen Axiomen geriet. Denn wie sollte eine (Einzel-)Sprache Medium historischer Überlieferung sein, wenn sie nicht verschriftet ist? Wenn Schrift nicht gewährleistet, über die erheblichen räumlichen und zeitlichen Grenzen einer Sprachgemeinschaft hinweg Erfahrungen und Wissen transportieren und tradieren zu

¹³⁷¹ Ebd., S. 717; Herv. J. R.; selten wird – wie hier im Begriff der „Selbstüberwachung“ – deutlicher, wie sich Weisgerber dem Gedanken der totalen Kontrolle über die innere (und äußere) Natur verpflichtet.

können? Woran soll sich ohne Schrift das ‚kollektive Gedächtnis‘ binden? Ist die Geschichte einer (modernen Volks-) Sprache nicht die Geschichte ihrer Grammatikalisierung? Und wie sollte demzufolge Sprache als soziales Objektivgebilde denkbar sein, wenn nicht als Korpus schriftsprachlicher Normen?¹³⁷²

Eine Antwort, die die Berechtigung solcher Fragen bestätigt und im Grunde ein gesamtes Programm in Frage stellt, gibt Weisgerber 1952. „Man braucht kein Wort darüber zu verlieren“, räumt er in „Schriftfragen – ganzheitlich gesehen“ ein, „daß Gebilde wie unsere neuzeitlichen Hochsprachen ohne Schrift nicht denkbar wären. Trotzdem darf man die Nachteile dieser Vorzüge nicht übersehen. Die Schrift als ‚Greifbarmachen‘ eines Kulturgutes schafft ‚objektivierte‘ Gebilde, die sich ihren Schöpfern gegenüber noch stärker verselbständigen, als es die Sprache als solche bereits tut.“¹³⁷³

War es Weisgerber nicht in Permanenz darum zu tun, die unzerbrechliche Macht der Sprache als Objektgebilde mit Subjektstatus bewußt zu machen? Warum hier derart kritisch tönende Annotationen zur Verselbständigung sprachlicher Verhältnisse gegenüber den „Schöpfern“ der Sprache? Weisgerber beläßt es aber dann bei diesem und verliert ein weiteres, die innertheoretischen Koordinaten wieder zurechtrückendes Wort: „Schrift ist eine besondere Art, Sprache niederzulegen und festzuhalten. Vom Standpunkt der Wirkung aus ist sie kaum zu überschätzen, und doch ist sie dem Wesen nach etwas Sekundäres, Zusätzliches. Es ist vollkommene Sprache denkbar ohne Schrift, während Schrift ohne Sprache bedeutungsloser Schnörkel bleibt.“¹³⁷⁴

Das phonographische Verständnis von Schrift in aristotelischer Tradition¹³⁷⁵ ist auch in *Die Grenzen der Schrift* (1955) leitend. Es sei die „Verschriftung einer Sprache im Sinne ihrer Überführung aus der Daseinsform des objektiven Geistes in die des objektivierten Geistes“¹³⁷⁶ zu verstehen, Schrift mithin bloßes abgeleitetes System.¹³⁷⁷ „Mit der Schrift kommt in den

¹³⁷² Vgl. Florian Coulmas: *Über Schrift*. Frankfurt/Main 1982, S. 21 ff. Zu erwähnen wären neben kognitiven, kulturellen und kommunikativen Funktionen der Schrift auch frühe ökonomische Notwendigkeiten, Schriftsprachen auszubilden. Vgl. des weiteren Eric A. Havelock: *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Weinheim 1990

¹³⁷³ Weisgerber: „Schriftfragen – ganzheitlich gesehen“, a. a. O., S. 186

¹³⁷⁴ Ebd.

¹³⁷⁵ Vgl. Ivo: *Muttersprache*, a. a. O., S. 195 f.; vgl. zu einer von der kanonisierten Auffassung des aristotelischen Schriftbegriffs abweichenden Lesart Utz Maas: „Die Schrift ist ein Zeichen für das, was in dem Gesprochenen ist“. Zur Frühgeschichte der sprachwissenschaftlichen Schriftauffassung: das aristotelische und nacharistotelische (phonographische) Schriftverständnis“. In: *Kodikas/Code*, 1986, Heft 3/4, S. 247–292

¹³⁷⁶ Weisgerber: *Grenzen der Schrift*, a. a. O., S. 8

¹³⁷⁷ Saussure (a. a. O., S. 28) vertritt dieselbe Auffassung: „Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen.“ Das führt zu der Feststellung: „In der Sprache gibt es also unabhängig von der Schrift eine Überlieferung, die mündliche, und diese ist zuverlässiger als die schriftliche.“ (Ebd., S. 29) Im folgenden widerspricht Saussure der „Autorität der Schrift“ mit einem Hinweis auf „das natürliche und allein wirkliche Band, dasjenige des Lautes“ (ebd., S. 30), der sich konform zu Weisgerber verhält – inklusive der Verdikte gegen Wörterbücher, Grammatiken, Schule und

Prozeß des sprachlichen Schaffens eine an bestimmte ‚Techne‘ gebundene Ausweitung hinein, die notwendig die primäre Wechselwirkung zwischen einer Sprachgemeinschaft und ihrer Muttersprache beeinflusst¹³⁷⁸, und zwar grundsätzlich negativ. Gegen diese Ergänzung oder Überwölbung post festum steht die eigentliche, ‚primäre‘ Wirklichkeit der Sprache in ihrer Existenzweise als objektiver Geist: „So ist eine Sprache das Wirksamwerden menschlicher Sprachfähigkeit in der zusammengefaßten Arbeit einer Sprachgemeinschaft. Eine solche Sprache lebt in ihrer Sprachgemeinschaft als ‚Wirklichkeit‘, d. h. zusammenhaltende Kraft [...]. Diese Art der ‚Wirklichkeit von objektivem Geist‘ ist also die primäre Daseinsform einer Sprache.“¹³⁷⁹

Platons schriftkritische Äußerungen referierend,¹³⁸⁰ postuliert Weisgerber daher: „Schrift ist und muß bleiben Dienerin, Hilfe, Verstärkung eines noch Gewaltigeren: der Sprache.“¹³⁸¹ Daraus schlußfolgert er: „Wer einmal die volle Leistung der Muttersprache im geistigen Anverwandeln der Welt durchschaut hat, der wird gewiß die Schriftfragen an der richtigen Stelle würdigen, aber er wird die Sorgen gerechter verteilen zwischen dem äußeren Gewand und dem, worauf diese Sorgen im Grunde gerichtet sind: der geistigen Welt der Muttersprache, in der er lebt und wirkt.“¹³⁸²

Sprachwissenschaft hat ja ihren Ursprung in der Grammatik;¹³⁸³ davon möchte Weisgerber jedoch kein Aufhebens machen. In seiner Rede anlässlich der Verleihung des Duden-Preises kommt das etwa von Herder und Jacob Grimm her bekannte Motiv der Verachtung der ‚Buchstabengelehrsamkeit‘¹³⁸⁴ durch die Oppositionsbeziehung Buchstabe vs. Geist zum Tragen. ‚Buchstabe‘ ist eine Metonymie für ‚Schrift‘. Weisgerber bescheinigt ihr zunächst durchaus, unverzichtbar zu sein als Mittel, „die Zusammenarbeit in einer Sprachgemeinschaft“ zu vereinfachen und zu erweitern, Tradierung zu erleichtern und die Muttersprache unter abstrahierenden, ordnenden, wissenschaftlichen Aspekten „in den Griff“

Literalität. „Man vergißt zuletzt, daß man sprechen lernt, ehe man schreiben kann, und das natürliche Verhältnis ist umgedreht.“ (Ebd.) Das ist auch Herders Position: „[M]an lernt Grammatik aus der Sprache; nicht Sprache aus der Grammatik.“ (Zit. nach Hubert Ivo: „Donatschnitzer“. In: *Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 1989, 19. Jg., S. 32) Im übrigen befindet sich Weisgerber in Schriftfragen zudem in – wohl unbewußter – Übereinstimmung mit dem von ihm immer wieder attackierten taxonomischen Strukturalismus (vgl. zu dessen Schriftverständnis Maas: „Schrift“, a. a. O., S. 249 f.).

¹³⁷⁸ Weisgerber: *Grenzen der Schrift*, a. a. O., S. 9

¹³⁷⁹ Ebd., S. 8

¹³⁸⁰ Vgl. dazu etwa Löwith: „Hegel und die Sprache“, a. a. O., S. 280 f.; nach Platon wird die Rede durch die Schrift ortlos und wissensfremd.

¹³⁸¹ Weisgerber: *Grenzen der Schrift*, S. 36

¹³⁸² Ebd., S. 37

¹³⁸³ Diese Tatsache streift Weisgerber (Weisgerber 1929, S. 2) nur noch in der Vergangenheitsform: „Als die eigentliche Sprachwissenschaft galt von alters her die Grammatik.“

¹³⁸⁴ Weisgerber geht freilich noch weiter zurück und zitiert „das Paulinische *der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig*“ (Weisgerber: *Buchstabe*, a. a. O., S. 11); vgl. dazu nochmals Weisgerber 1927, S. 161: „Durch den Buchstaben zum Geist“ möchte ich mir [...] zum Motto wählen.“ Vgl. auch das ähnliche Bekenntnis in Weisgerber 1929, S. 2 ff.

zu bekommen.¹³⁸⁵ Doch die technischen Funktionen werden in den Schatten gestellt von erheblichen „Gefahren“: zum ersten von der – oben bereits bemängelten – Verselbständigung der Schrift zum System „herausverlegte[r] Ereignisse“ mit eigenwilliger Macht, die, zum zweiten, „einer größeren Anfälligkeit für bewußte Lenkung“ Vorschub leiste – „Schriftsprache wird manipulierbar.“¹³⁸⁶

„Ein Drittes aber erscheint mir als das Entscheidende. Sprache ist immer sinnlich-geistige Ganzheit“, „sprachlicher Zugriff“. Zu diesem ursprünglichen Gefüge von Laut-Inhalt-Einheiten trete mit der Schrift ein gewissermaßen sprachfremdes Element hinzu, „das Lautzeichen wird zum Laut-Schrift-Zeichen“¹³⁸⁷, und „das optische Element beschwert die sinnliche Sprachseite, ohne daß auf der geistigen Seite ein entsprechender Zuwachs einträte“. Das ursprünglich „ausgewogene[] Verhältnis der beiden Seiten“¹³⁸⁸ gerate somit aus den Fugen: „Der Buchstabe verändert die Bedingungen von Laut und Geist. Und wenn er den Geist auch nicht gleich zu töten braucht, so kann er doch zu Störung, Einseitigkeit, Einengung, Vernachlässigung führen. Man kann sich das leicht an der Stellung von Schrift, Laut und Geist in dem Sprachunterricht unserer Schulen verdeutlichen. Dies scheint mir der Kern der Schriftproblematik zu sein“.¹³⁸⁹

(Buchstaben-)Schrift, so läßt sich Weisgerbers Position im wesentlichen zusammenfassen, bedeutet Herrschaft, Überwältigung durch Technik, Einengung oder gar Verstümmelung sprachlicher Kräfte, Abfall von den „lautlich-geistigen Urbedingungen der Sprache“¹³⁹⁰, widernatürliche Entkoppelung aus angestammten überzeitlichen Bindungen, Ausdruck politischer Selbstherrlichkeit; was sie ihm nicht ist: als historisch erreichte, zumal neuzeitliche grammatische Modellierung Bedingung der Möglichkeit einer Entfaltung

¹³⁸⁵ Weisgerber: *Buchstabe*, a. a. O., S. 17

¹³⁸⁶ Ebd., S. 17 f.

¹³⁸⁷ Ebd., S. 18

¹³⁸⁸ Ebd., S. 19

¹³⁸⁹ Ebd.

¹³⁹⁰ Ebd.; folgerichtig daher Weisgerbers implizites Plädoyer für eine Reform in Richtung einer phonetischen Schriftweise (vgl. ebd., S. 20 f.), denn mit dem historisch nicht bestrittenen „Weg zur Lautschrift“ (ebd., S. 20) sei „die größte Hilfe, die die Erfindung der Buchstabenschrift versprach, um ihren vollen Wert gebracht“ (ebd., S. 22) worden.

Das fußt auf der alten Auffassung, daß die Leistungen der in Wortfeldern zueinander angeordneten Laut-Inhalt-Einheiten und der Satzbaupläne, die eigentlich Leistungen der Schriftsprache sind, vorschrittlich-sprachgemeinschaftlich fixiert seien: „Verständigung mittels der Lautsprache setzt eine sehr weitreichende Gleichartigkeit der Lautzeichen wie der mit ihnen verbundenen geistigen Inhalte voraus.“ (Weisgerber 1929, S. 50, des weiteren 53 f.) – Vgl. zur Grammatik der Satzbaupläne auch Leo Weisgerber: „Rezension von: *Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1960, Heft 6, S. 372–376; und Leo Weisgerber: „Das Wagnis der Grammatik“. In: *Wirkendes Wort*, 1960, Heft 6, S. 321–334; ebd., S. 321, auch der an ältere Redeweisen erinnernde Satz: „Die Wende im grammatischen Wollen erscheint als vollzogen“ – als „radikale“ und „revolutionäre“ Überwindung der traditionellen Grammatik, weshalb nun „die Aufgabe der Grammatik in dem Bewußtmachen der jeweils unreflektiert in einer Sprachgemeinschaft ‚lebenden‘ Muttersprache besteht“ (ebd., S. 325).

sprachlichen Reflexionswissens, das den einzelnen in den Stand versetzt, der Sprache gegenüber sich als urteilend und damit frei zu verhalten,¹³⁹¹ jenseits der Enge der reinen Oralität und des ‚Naturraums der Abstammung‘.¹³⁹² Oder anders gesagt: Grammatik/Schriftlichkeit als Kultur-Form ist der Schlüssel – oder zumindest eine wesentliche Voraussetzung – zum eigenständigen, vernünftigen Reden *über Welt zu* anderen.

Dementgegen bringt sich Weisgerber nach 1945 als metaphysischer Entfremdungs- und Verdinglichungskritiker in Stellung,¹³⁹³ der vor Übergriffen schriftsprachlicher (Planungs-)Prozesse und schulischer Lenkung auf das lebendige Sprachbewußtsein warnt, sobald Fragen der sprachlichen Normierung und Regelung sowie ihrer lehrenden Vermittlung öffentlich zur Debatte stehen, um ansonsten fortgesetzt daran zu wirken, der Herrschaft des Gedankens vom Gesetz der Muttersprache¹³⁹⁴ Anerkennung zu verschaffen.

In der Herabstufung des Schriftlichkeitsdiskurses bei einem gleichzeitig aktivierten sprachpolitischen Erregungspotential erweist sich Weisgerbers Programm einer ganzheitlichen Sprachwissenschaft daher als absichtsvoll reduktionistisch (ohne Verschriftung und Grammatikalisierung nach Vorbild des Lateinischen gäbe es das Deutsche nicht)¹³⁹⁵ – und als geschichtlich im Grunde so voraussetzungslos, wie es durch die Ontologie des geschichtlichen *Lebens-Raumes*¹³⁹⁶ der Muttersprache seit den zwanziger Jahren motiviert wurde.

¹³⁹¹ Vgl. Ivo: *Muttersprache*, a. a. O., S. 182 ff.

¹³⁹² Vgl. Hubert Ivo: „Grammatik tut not! – Warum? Zur Bewußtseinsgeschichte eines Werturteils“. In: *Diskussion Deutsch*, 1988, Nr. 103, S. 483–506, insbes. 496, 501 und 505

¹³⁹³ Siehe auch Abschnitt II. 2. 1., Anm. 70; vgl. auch Weisgerber: *Buchstabe*, a. a. O., S. 22: Es sei „die Pflicht der Gemeinschaft, darüber zu wachen, daß die objektivierten Gebilde nicht in die Rolle von Herren hineinwachsen, denen der einzelne nur als Höriger gegenübersteht.“ Vgl. auch die Kritik an der – wissenschaftlich beglaubigten – Autorität der Schrift und der Grammatik als „Verdinglichung von Kulturgütern“ in Weisgerber 1929, S. 47 und ff. Allerdings findet sich ebd., S. 47 f., auch die erhellende, ja entblößende Bemerkung angesichts von Rechtschreibungsfragen: „Hier haben wir eine Objektivierung von sprachlichen Dingen, die uns ganz deutlich den Tatbestand zeigt, den wir unter der Wirklichkeit eines sozialen Objektivgebildes verstehen“.

Verstanden werden soll diese Bemerkung letztlich freilich im Sinne Saussures (a. a. O., S. 30): „[D]ie Schrift maßt sich eine Bedeutung an, auf die sie kein Recht hat.“

¹³⁹⁴ Das sich der Sichtbarkeit und Äußerlichkeit der Schrift entzieht und darum um so (wirk-)mächtiger ist.

¹³⁹⁵ Vgl. dagegen Weisgerber: „Sprache“, a. a. O., S. 594: „Denkt man sich die Schriftsprachen des heutigen Europa weg, so würden sich die größeren Mundartgruppen trotzdem deutlich abheben: germanische Mundarten gegenüber romanischen, slawischen usw. [...] Gewiß ist die Mundart die bodenständige Form der Sprache, der gegenüber viele Sprecher die (womöglich erst durch die Schule vermittelte) Hochsprache fremder bleibt“. Und die Hochsprache sei „die natürliche Ergänzung, weil sie aus dem gleichen Sprachgrund *erwachsen* ist wie die Mundarten“ (ebd., S. 595; Herv. J. R.).

¹³⁹⁶ Die Metaphern des Räumlichen und des Organischen sind signifikant für den pejorativen Umgang zeitgenössischer geisteswissenschaftlicher Theorien mit der konkreten Geschichte. Ihnen entsprechen bei Weisgerber zu verschiedenen Zeiten superlativische Äußerungen über die „Eigentätigkeit“ der Muttersprache als „verbindliche[] Geltung einer Muttersprache, daß heißt einer aus Zehntausenden von Jahren und Millionen von Menschen resultierenden Ausprägung sprachlicher Weltgestaltung“ (Weisgerber 1971, S. 225).

III. 3. 2. Im Ganzen des Gebildes

Die hinsichtlich der Schriftproblematik erörterten Fragen sind auch in unmittelbarer didaktischer Perspektive ernst zu nehmen. Wie soll Bildung, d. h. ja zuzeiten auch „Zucht“ des „deutschen Menschen“ sein will, wie es Weisgerber 1931 mit Theodor Litt zum Ausdruck bringt, sich als ‚natürlicher‘ Vorgang abspielen, wie soll sich pädagogisches Eingreifen ‚unbewußt‘ vollziehen?

Weisgerber zeigt sich unbeirrt. Nachdem er in „Persönlichkeits- und Volkserziehung durch die Muttersprache“ noch einmal herausstreicht, „die starre Grammatik muß das Gefühl für die persönliche Mitverantwortung an der Muttersprache ertönen“¹³⁹⁷, verlegt er sich auf die Deklaration der erzieherischen Erzeugung volksgemeinschaftlicher Geschlossenheit, die expressis verbis über die epistemischen Leistungen der Sprachgemeinschaft hinausreicht. Volksgemeinschaft, so sehr sie identisch ist mit Sprachgemeinschaft, meint jetzt *mehr* als den Zusammenhang sprachlich bedingter Gleichartigkeit in Denken und Handeln; denn „die in der Sprachgemeinschaft beschlossene geistige Bindung kann nicht ihren Zweck in sich selber tragen, sondern sie weist allenthalben darüber hinaus.“¹³⁹⁸ Das sprachliche Bedingungsgefüge wird also transzendiert in den Verwirklichungsraum des Volkes, durch die Verräumlichung und Verzeitlichung des transzendentalen Zeichen- und syntaktischen Leistungsgebildes: „[D]er Sinn der Sprachgemeinschaft erfüllt sich in dem Schaffen der Werte, die ein Volkstum begründen und ausmachen. Damit sind wir an dem entscheidenden Punkt angelangt: welche erzieherische Bedeutung dem Sprachunterricht zukommt, das hängt ab von den Beziehungen, die zwischen Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft bestehen.“¹³⁹⁹

Sprachunterricht als Erziehung des einzelnen zum *Volksmitglied*, zum „Volksglied“¹⁴⁰⁰, das der einzelne stets schon ist: Darin wird ein Programm pointiert, das unter Bezug auf Ipsen „Volkstum als sittliche[] Aufgabe“¹⁴⁰¹ definiert; denn, so zitiert Weisgerber Ipsen, die Sprache „prägt die Person zum Volksgenossen“¹⁴⁰², der, führt

¹³⁹⁷ Weisgerber: „Persönlichkeitserziehung“, a. a. O., S. 717; Grammatik erscheint hier tatsächlich im Stand eines handelnden, eigenmächtigen Subjekts, das aktiv ‚ertötet‘. 1934 heißt es dann (Leo Weisgerber: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft als Bildungsaufgabe unserer Zeit“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1934, Heft 6, S. 289): „Indem wir [...] die Sprache befreien aus der todbringenden Absperrung in Wörterbuch und Grammatik“, sei die Möglichkeit eröffnet worden, „daß der Entwicklungsgang unserer Wissenschaft wieder zu dem Problem ‚Sprache und Volk‘ hingeführt hatte“ (ebd., S. 290).

¹³⁹⁸ Weisgerber: „Persönlichkeitserziehung“, a. a. O., S. 720

¹³⁹⁹ Ebd., S. 720 f.

¹⁴⁰⁰ Ebd., S. 786

¹⁴⁰¹ Ebd., S. 722

¹⁴⁰² Ebd.

Weisgerber dann unter Angabe von Freyers Schrift *Gemeinschaft und Volk* weiter aus, ein „Leben in einem einheitlichen Schicksalsraum“¹⁴⁰³ führt – bzw. führen soll, führen wird.

Der pädagogische Imperativ Weisgerbers setzt die „Erziehung zum brauchbaren Glied der Sprachgemeinschaft“ zum Ziel, und d. h. zunächst, „Kräfte des Fühlens und Wollens“ zu wecken, damit „die Denkwelt der Muttersprache“ selbst „auflebt und wirksam wird“.¹⁴⁰⁴ Das bleibt vage formuliert, um Tore zu öffnen für außersprachliche Prospekte, den „Volkskörper“¹⁴⁰⁵ betreffend.

Da muttersprachliche Erziehung – als Aneignung von „Gemeinschaftsgut und Volkserbe“¹⁴⁰⁶ – „in einer instinkthaften Sicherheit“¹⁴⁰⁷ der Vermittlung ihrer Inhalte¹⁴⁰⁸ gründet, richtet sich nach innen, *ins Subjekt* und in den sprachgemeinschaftlichen Binnenraum, der lediglich ausführende Wille, den Zusammenhalt des Kollektivs in einer hochemotionalen Wertsphäre der *Haltung* zu erschließen: „Im Zusammenbinden und Zusammenwirken entfaltet sich das Wesen der Muttersprache, und demgemäß stellen sich die erzieherischen Aufgaben des muttersprachlichen Unterrichts dar: ein Wecken dieser schlummernden Kräfte, ein Steigern des Zusammengehörigkeitsgefühls, ein Bejahen der Aufgaben des Volkstums, die in der Sprachgemeinschaft angelegt sind und die auf ihrer Grundlage allein durchgeführt werden können.“¹⁴⁰⁹

So steht der einzelne ganz im Ganzen und im Dienste des Gebildes, jeder voll und ganz ein ‚Sprachgenosse‘¹⁴¹⁰ und aber auch mehr. Dieses Mehr bestimmt ihn zum Mitglied jener Volksgemeinschaft, in deren Außenbezügen sich etwas abzeichnet, das sich nicht im ‚geistigen Gehalt‘ der Gemeinschaft erschöpft. „Die Sprachgemeinschaft wird zur Volksgemeinschaft“, so Weisgerber, „wenn die durch die Gemeinsamkeit der Sprache

¹⁴⁰³ Ebd., S. 723

¹⁴⁰⁴ Ebd., S. 782

¹⁴⁰⁵ Ebd., S. 784

¹⁴⁰⁶ Ebd., S. 780

¹⁴⁰⁷ Ebd., S. 784

¹⁴⁰⁸ Das meint eine „Erziehung zu einer Haltung, die ganz selbstverständlich, ohne lange Überlegung, in der Tat die Teilhabe an dem geistigen Gehalt des gleichen volklichen Schicksalsraums sich auswirken läßt“ (ebd., S. 725).

¹⁴⁰⁹ Ebd., S. 725 f.; vgl. auch ebd., S. 725: „Wenn der Sprachunterricht seinem Gegenstand angemessen sein soll, so muß er dazu beitragen, die Sprachgemeinschaft zu festigen und alle die Kräfte zu stärken und lebendig zu machen, die auf die Erfüllung der in der Sprachgemeinschaft angelegten Aufgaben hindrängen.“ Welcher Art diese Aufgaben sind, wird sich erweisen.

¹⁴¹⁰ Ex negativo formuliert: „[W]as soll das Zusammenschließen zu einem ‚einzigem gemeinsamen Verstande‘ [Fichte; J. R.], wenn jeder sich daraus Mittel schafft, die sich im nächsten Augenblick gegen den Sprachgefährten und gegen die Zwecke und Lebensnotwendigkeiten der Gemeinschaft richten können?“ (Ebd., S. 720) „Schicksalverbundene Sprachgefährten“ hingegen sind „zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen [...], in der von Glied zu Glied Pflichten und Rechte gegeben sind“ (Weisgerber 1934, S. 223).

angelegten und ermöglichten Aufgaben bewußt angenommen und der Lösung zugeführt werden.“¹⁴¹¹

Die Unbestimmtheit solcher Formulierungen gleicht einem Einfallstor¹⁴¹² für Zielsetzungen, die nicht mehr unter die Aufgaben einer soziologischen Theorie der Sprache zu rechnen sind.¹⁴¹³ Weisgerber steuert auf eine entschlossen politisch sich artikulierende Sprachwissenschaft zu, die ihre volle Bestimmung in einer Behandlung gesellschaftlicher Fragen sucht, die jenseits des Geltungsbereich des Faches betrieben werden wird. Auf die Ausschaltung individuellen Eigensinns und die totale Einbindung der ‚Persönlichkeit‘ ins Geistkollektiv folgt die Anrede an solche Kräfte, die für die Gewalt volksgemeinschaftlicher Expansion mobilisieren.

„Das Leben des Einzelnen“, illustriert Weisgerber mit einem der Schwellentexte von 1931 diese Schrittfolge, „ist um so enger mit dem Schicksal der Gruppe verbunden, je tiefer das gemeinsam getragene Gut in dem Dasein der Glieder der Gemeinschaft Wurzeln gefaßt hat. Die aus dem Zusammenwirken erwachsenden Leistungen sind um so bedeutender, je lebendiger in den Gliedern der Gemeinschaft der triebhafte und bewußte Wille lebt, die gemeinsame Sache zu höchster Vollendung zu führen. Und nach all dem richtet sich auch die Größe der Anstrengungen, die zur Verwirklichung der in einer Gemeinschaft angelegten Möglichkeiten gemacht werden müssen.“

Die „gemeinsame Sache zu höchster Vollendung [...] führen“ – was das bedeuten soll, veranschaulicht der Schlußappell dieses Textes, der recht unzweideutig dazu auffordert, „daß wir von neuem die in unserem Volkstum angelegten Aufgaben erkennen und entschlossen an die Verwirklichung der Werte gehen, auf die der Glaube an unser deutsches Volkstum gegründet ist.“¹⁴¹⁴

¹⁴¹¹ Weisgerber: „Persönlichkeitserziehung“, a. a. O., S. 724

¹⁴¹² Eine solche taktische Lücke läßt am Ende gleichfalls der Vierkant-Beitrag offen: „Gewiß wird man für lebendiges Volksein noch vieles andere verlangen, aber mit der Sprachgemeinschaft sind Bindungen geschaffen, denen sich niemand entziehen kann und die so stark in alles Tun des Einzelnen und der Gemeinschaft hineingreifen, daß man die Sprachgemeinschaft bezeichnen muß als die unentbehrliche Voraussetzung und zugleich den naturgegebenen Rahmen für die Volksgemeinschaft.“ (Weisgerber: „Sprache“, a. a. O., S. 608) Das Wort ‚Voraussetzung‘ signalisiert, daß anschließend vielerlei gefolgert und folgen kann.

¹⁴¹³ Sprachwissenschaft, die (wieder) philosophisch und soziologisch geworden war, wird aktiv als politische. Diesbezügliche Andeutungen, noch stärker auf den Geistbegriff gestützt, macht Weisgerber auch im Vierkant-Beitrag: „Gewiß ist an vielen Stellen die Geistesgemeinschaft, die durch die gemeinsame Sprache verwirklicht werden soll, nicht erreicht. Aber solche Ungleichartigkeiten bleiben ohne gefährliche Wirkung, wenn der Wille zur vollen Sprachgemeinschaft lebendig ist“ (Weisgerber: „Sprache“, a. a. O., S. 606). Der Kulminationspunkt ist klar benannt: Ein „letztes Problem“ sei das „Verhältnis von Sprache und Volk“ (ebd., S. 607), dergestalt Weisgerber „H. Freyer beipflichtend die Einheit jeder Gemeinschaft *vor allem* begründet sieht in dem Durchdrungensein mit dem geistigen Gehalt des gleichen Schicksalsraumes“ (ebd.; Herv. J. R.).

¹⁴¹⁴ Weisgerber: „Persönlichkeitserziehung“, a. a. O., S. 790; das kann z. B. heißen, daß „wir Deutschen [...] jeden Angriff auf Teile unserer Sprachgemeinschaft unmittelbar als gegen unser geistiges Sein als Volk gerichtet empfinden“ (ebd., S. 784) – und ‚angemessen‘ handeln.

III. 4. Im Ganzen der Volksgemeinschaft

Den Weg von der Sprachgemeinschaft zur politischen Volksgemeinschaft bzw. zur Identität beider beschreitet Weisgerber – wenn jene nicht eigentlich gleichursprünglich gesetzt war – ab 1933 mit letzter Konsequenz. Den Gang der Entwicklung hatte bereits *Muttersprache und Geistesbildung* durch die bloße Kapitelabfolge vorgegeben; auf den Abschnitt „Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“ folgten die Passagen zu „Sprache und Volk“.¹⁴¹⁵

Ab 1933 kommt nahezu kein Aufsatz- oder Buchtitel Weisgerbers mehr ohne die Apostrophierung des „Volkes“ aus. „Volksgemeinschaft“ ist jetzt, hochgradig vorbestimmt und eingestimmt, der zentrale resonanzkräftige Kristall- und Glanzbegriff. Um ihn herum gruppieren sich sprachwissenschaftliche und -politische Argumentationen und Agitationen. Die epistemologische und sprachphilosophische Annoncierung wird knapper gefaßt (aber natürlich nicht aufgegeben; der Begriff des ‚Geistes‘ erfüllt weiter seine spezifischen Funktionen), und die „Volksgemeinschaft“ und mit ihr das Projekt des ‚Volklich-Werdens‘ resp. der völkischen Politik wird zum Kristallisationspunkt von Weisgerbers publizistischer Tätigkeit. Waren im Vierkant-Beitrag, wohl dem speziellen Ort seiner Publikation, dem für Weisgerber trotz aller interdisziplinären Gewandtheit fachfremden *soziologischen* Handwörterbuch geschuldet, immerhin noch Ansätze einer differenzierten prä-soziolinguistischen Analyse sprachlicher Fragen präsent gewesen,¹⁴¹⁶ so geraten sie jetzt völlig außer Sichtweite. Es erfüllt sich, was Weisgerber unter einer soziologischen Theorie der Sprache nunmehr verstanden wissen will: eine emphatische Anrufung der letztthin relevanten sozialen, gesellschaftlichen oder gemeinschaftlichen Größe, des (*Sprach-*)Volkes, mit der die apriorisch begründete ‚Volkstumhaftigkeit‘ sprachlicher, und d. h. geistgemeinschaftlicher Erkenntnis korrespondiert.

George Leaman hat angemerkt: „Ein genaues Verständnis des historischen Zusammenhangs, in dem sich die deutsche Philosophie in den Jahren 1933–45 entwickelt hat, erweist sich als unvereinbar mit der tiefverwurzelten Überzeugung, daß der Nazismus etwas ‚Ungeistiges‘ gewesen ist.“¹⁴¹⁷ Das gibt einen Hinweis darauf, wie sich Weisgerber hat

¹⁴¹⁵ Vgl. Weisgerber 1929, S. 71 ff.

¹⁴¹⁶ Vgl. zur „Fülle soziologischer Probleme“ Weisgerber: „Sprache“, a. a. O., S. 594

¹⁴¹⁷ Leaman, a. a. O., S. 13. Parallelen, und seien sie größerer Art, zwischen Weisgerber und Heidegger sind durchaus erkennbar, wenn Leaman schreibt, „daß Heidegger seine eigene Version von ‚Nationalsozialismus‘ hatte, eine Version, in der das ‚Deutsche‘ durch die Sprache, nicht durch die Biologie bestimmt wurde.“ (Ebd., S. 14) Und: „Viele Interpreten haben Heideggers Distanz zur Anwendung bloßer biologischer Definitionskriterien für ‚das Volk‘ mit der Distanz zur ‚völkischen‘ Politik verwechselt“ (ebd., S. 15). – Zum Einfluß Heideggers auf die Germanistik vgl. Hermand, a. a. O., S. 103 f.; „,daß seine [Heideggers: J. R.]

akkommodieren und einfügen können.¹⁴¹⁸ Eine genaue Lektüre seiner – laut Schriftenverzeichnis – in der betreffenden Zeit veröffentlichten Arbeiten sollte das Verständnis dafür schärfen, daß sich Weisgerbers *geistige* Bestimmung der (Volks-)Gemeinschaft *nicht* feindlich zum Regime verhielt, auch wenn er später wiederholt Gegenteiliges behauptet hat.

III. 4. 1. Im Ganzen der Volkswissenschaft

Mit impulsiven Gesten tritt Weisgerber 1933/34 durch mehrere plakativ repetitive Texte in einen Zusammenhang ein, der jetzt „Volkswissenschaft“ genannt wird. Es „dürfen die, denen die wissenschaftliche Obhut und der erzieherische Einsatz der Muttersprache anvertraut ist, heute nicht zurückstehen, wo es gilt, alle aufbauenden Kräfte zur Erneuerung unseres volklichen Lebens einzusetzen“¹⁴¹⁹, proklamiert er etwa 1934,¹⁴²⁰ und schon im Juli 1933

Parteinahme für den Nationalsozialismus im Wesen seiner Philosophie‘ läge“ und daß ihm, Heidegger, „sein Begriff von der ‚Geschichtlichkeit“ „keinen Zweifel über seinen Glauben an Hitler“ erlaube, diese Bekenntnisse haben Karl Löwiths Erinnerungen überliefert (zit. nach Oexle: „Neue Wirklichkeit“, a. a. O., S. 2).

Die Rede vom ‚Ungeist des Nationalsozialismus‘ beherrschte dann in den fünfziger Jahren als Abwehrstrategie auch die Sprachregelung im Mitte September 1952 unter der Federführung Triers und von Wieses (sie amtierten dann als Erster und Zweiter Vorsitzender bis 1956) in Münster neu konstituierten Deutschen Germanisten-Verband: „Demzufolge wurde in den *Mitteilungen* das Dritte Reich nur selten erwähnt oder bewußt verschleiern als die Zeit des ‚Ungeistes‘ hingestellt, in der ein ‚böses Schicksal‘ über Deutschland hereingebrochen sei.“ (Hermann, a. a. O., S. 123; vgl. auch Doehle, a. a. O., S. 106 ff.)

In der Berufung auf die Tradition, der Verband möge „eine Gesellschaft für muttersprachliche Bildung sein“, sieht Röther (a. a. O., S. 329) „ein gravierendes Defizit an wissenschaftsgeschichtlicher und [...] historisch-politischer Reflexion“. Und weiter: „Tatsächlich traten in Münster mehr sprachwissenschaftliche, meist der ‚ganzheitliche[n] Betrachtungsweise, die in der Muttersprache das geistige Weltbild erkennt‘, verpflichtete Vorträge in den Vordergrund. Als einer der Mentoren dieser Sprachauffassung explizierte Leo Weisgerber (Bonn) den ‚Deutschen Sprachbegriff‘ im Grunde genommen in der gleichen Weise wie schon früher unter dem Nationalsozialismus“ (ebd., S. 332). – Zu dieser Kontinuität vgl. auch Maas: „Professionalisierung“, a. a. O., S. 283 ff.

¹⁴¹⁸ Heidrun Kämper-Jensen („Spracharbeit im Dienst des NS-Staats 1933 bis 1945“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 1993, Heft 2, S. 165 und 152) spricht vom „Andienen“ „der ideologischen Germanistik“ bzw. der „ideologisierte[n] Sprachwissenschaft“. Weitere Schlagworte: „Sinnggebung wird Maxime“ sowie „Politisierung der Profession“ (ebd., S. 165).

¹⁴¹⁹ Weisgerber: „Bildungsaufgabe“, a. a. O., S. 303. Weisgerber trägt den genannten Text zuerst am 9. Februar 1934 an einem der „Deutschen Abende“ vor, die die Berliner Ortsgruppe der Gesellschaft für Deutsche Bildung zusammen mit dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstaltet. Neben Weisgerber spricht u. a. Friedrich Panzer über „Die volkhafte Einheit von Dichtung und Kunst im Mittelalter“ und Friedrich Neumann „Über unser volkhafte Verhältnis zur neueren Literatur“; vgl. Röther, a. a. O., S. 295

Lorenz (a. a. O., S. 32) nennt drei weitere Beispiele für Vorträge in der Folgezeit: „Im Herbst 1934 sprach er in Bautzen zum Thema: ‚Das Walten der Muttersprache im Leben des Volkes‘. Veranstalter waren die Deutsche Heimatschule, der Nationalsozialistische Lehrerbund und der Volksbund für das Deutschtum im Ausland (VDA). Auf der Stuttgarter Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins 1937 sprach er neben dem Faschisten Geißler (Sprachpflege ist Rassenpflicht) über ‚Volkstum und Sprache‘. Während der ‚Volkspolitischen Woche‘ in Sachsen (1. bis 6. 4. 1937), die vom NS-Lehrerbund durchgeführt wurde, sprach Weisgerber zum Thema: ‚Muttersprache und volkhafte Erziehung‘.“ Letztere Rede in gedruckter Form: Leo Weisgerber: „Muttersprache und volkhafte Erziehung“. In: *Politische Erziehung*, 1937, 5. Jg., S. 151–157.

erscheint in den *Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums* eine – ursprünglich am 31. August 1932 in der Deutschen Welle vorgetragene – Aufbruchs- und Einstimmungsrede, in der Weisgerber nicht nur der „Freiheitskämpfer wie Fichte und Arndt“¹⁴²¹ gedenkt, sondern in der er für die Sprachwissenschaft „Jahre starker Wirkung“ anbrechen sieht: „Wenn wir es wagen, von der Sprachwissenschaft als lebendiger Kraft unserer Zeit zu reden, so stützen wir uns auf die Überzeugung, daß in der sprachwissenschaftlichen Arbeit solche für unsere Gegenwart wesentlichen Gesichtspunkte sich Geltung verschafft haben.“¹⁴²²

Die Zeit ist also zur einer Reife gelangt, in der sich das erfüllen kann, was die Sprachwissenschaft als Forderungen seit geraumer Zeit präludierend an die Öffentlichkeit herangetragen hat. Wissenschaftliche Geltungsansprüche springen um in außerwissenschaftlich-politische Gehalte. Zugleich exekutiert nun engagierte Wissenschaft lediglich, was aus der Zeit und der historischen Tiefendimension ihres Gegenstandes machtvoll in die Öffentlichkeit drängt. Dabei bedient sich Weisgerber einer altbekannten Figur, die uns auch in den Schriften seit 1948 wiederbegegnet war. In Erinnerung an die barocken Sprachgesellschaften und an den ‚deutschen Volksbegriff‘, wie er um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert herum entwickelt worden sei, kennzeichnet er „die heutige Lage der Sprachwissenschaft“: „Die Ähnlichkeit der Vorbedingungen ist unverkennbar: wie nach dem Zusammenbruch im 30jährigen Krieg und nach dem Untergang des alten Reiches in den Erschütterungen der Napoleonischen Zeit sieht sich unser Volk auch heute der äußeren Machtmittel, der Sicherheit der Daseinsbedingungen beraubt; die Einheit des Volkskörpers ist zerstört durch gewaltsame staatliche Abtrennungen“, weshalb die Bedeutung der Sprache – und damit die Bedeutung der vernehmlich im öffentlichen Raum handelnden Wissenschaft der Sprache – besonders „an den bedrohten Randgebieten unseres Volksraumes gespürt“¹⁴²³ werde.

¹⁴²⁰ Im selben Jahr springt Weisgerber auf der letzten, „vom Nationalsozialistischen Lehrerbund ausgerichteten Tagung“ (Röther, a. a. O., S. 89) der Germanistischen Sektion der Deutschen Philologen mit zwei Vorträgen „für Walter Porzig, Ipsen und Friedrich Stroh [ein], die als Redner kurzfristig ausgefallen waren“; einer der Vorträge handelt über das „Verhältnis von Sprache und Volk. Die Sprachfähigkeit als grundlegende Kraft des Menschseins bedingt das völkische Gemeinschaftsleben“ (Hans Heinrich Schmidt-Voigt: „Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Trier“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1934, Heft 12, S. 631). Ob er jemals gedruckt wurde, konnte nicht recherchiert werden.

¹⁴²¹ Leo Weisgerber: „Sprachwissenschaft als lebendige Kraft unserer Zeit“. In: *Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums / Deutsche Akademie*, 1933, Heft 2, S. 225

¹⁴²² Ebd., S. 224

¹⁴²³ Ebd., S. 226

Angekommen im Wir, umreißt Weisgerber die Möglichkeiten eines Faches, dessen Grundsemantik in der Schwebelage zwischen Zwang und Dynamik bleibt.¹⁴²⁴ Steht die Sprache einerseits ein für die naturhafte Gewalt bindender, volksskollektivierender Kräfte,¹⁴²⁵ so öffnet sie andererseits den Raum, in dem „Volk“ erst noch werden kann und muß. Die Sprachwissenschaft könne „so viele Bindungen von schicksalsmäßiger, volkschaffender Art aufweisen“¹⁴²⁶, daß sie verpflichtet sei, ihren Beitrag zu leisten „zum Wecken und Stärken der volkhaften Kräfte, die in den Tiefen unserer Sprachgemeinschaft ruhen“¹⁴²⁷. Werden sie geweckt, kann „die Einheit des Wollens errungen werden“¹⁴²⁸, eine Einheit, die ihrerseits bereits den Untergrund aller wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit bildet. Denn sein Fach sieht Weisgerber in der Mitte einer „Bewegung“ stehen, in der es „als Wissenschaft auch aufs tiefste verbunden [sei] mit dem Erleben unseres Volkes und unserer Zeit, bestimmt, die hier wirksamen Kräfte bewußt zu machen, zu läutern, zu vertiefen und weiterzuführen“.¹⁴²⁹

„Volk“ also ist „Hochziel“ und „wesentlich Volkwerden“, der „Begriff des Volkes“ sei „dynamisch“¹⁴³⁰. Diese Auffassung überträgt sich gewissermaßen auf die Selbstwahrnehmung eines Wissenschaftlers, der die hohe Zeit der eigenen Disziplin gekommen weiß und sich demzufolge selbst in den Strom¹⁴³¹ der gesellschaftlichen Ereignisse einpeist. „Jedes Volk und jede Zeit arbeitet an dem Aufbau der Wissenschaft mit einer Form, die dem Grunderleben dieses Volkes und dieser Zeit entspricht“, hebt Weisgerber im *Volksspiegel*, der neugegründeten Zeitschrift für deutsche Soziologie und Volkswissenschaft,

¹⁴²⁴ Zwang und Dynamik, Tradition und Umwälzung, ständische Gesellschaft und Revolution: Das sind ja auch die auratisch-widersprüchlichen Signaturen im Milieu der „Konservativen Revolution“.

¹⁴²⁵ Doehlemann (a. a. O., S. 88) beschreibt die alte „Neigung deutscher Germanisten, das Individuum apriorisch in ein mythologisiertes Volkskollektiv einzubinden“.

¹⁴²⁶ Weisgerber: „Sprachwissenschaft als lebendige Kraft“, a. a. O., S. 229

¹⁴²⁷ Ebd., S. 230

¹⁴²⁸ Ebd.

¹⁴²⁹ Ebd., S. 227; vgl. auch Leo Weisgerber: „Die Sendung der deutschen Sprache für die Volksgemeinschaft“. In: *Die Deutsche Schule*, 1934, 38. Jg., S. 365: „Es gilt, der schicksalhaften Verbundenheit der Menschen gleicher Muttersprache Ausdruck und Geltung zu verschaffen, indem die tieffinnere Gemeinschaft, die diese Menschen zu Sprachgefährten macht, das innere und äußere Zusammenleben lenkt. [...] Dann wird kein Aufruf vergeblich bleiben, wo ein Handeln aus gleichem Geist heraus gefordert ist. Und es wird keine innere und äußere Macht geben, die dieses Band, das alle Sprachgefährten zusammenschließt, trennen, die der Durchführung der besonderen Aufgaben, die dieser Gemeinschaft gesetzt sind, den Weg versperren könnte.“

¹⁴³⁰ Weisgerber: „Bildungsaufgabe“, a. a. O., S. 297; die Formel „Volk ist wesentlich Volkwerden“ übernimmt Weisgerber wörtlich von Ipsen (vgl. den Nachweis in Weisgerber 1934, S. 221); auch Freyer spricht davon, „Volk sein“ heiße „Volk werden, unter des Führers Hand“ (Dahrendorf, a. a. O., S. 118).

¹⁴³¹ Das Bild des Wassers, Flusses, Stromes wählt Weisgerber wiederholt, um die überwältigende geschichtliche Macht und Dynamik der Sprache zu illustrieren; vgl. etwa Leo Weisgerber: „Wesen und Kräfte der Sprachgemeinschaft“. In: *Muttersprache*, 1933, 48. Jg., S. 227: „So ist die Menschheitsentwicklung gleichsam zu denken als dahinfließend in den Strömen der Sprachgemeinschaften. Nicht nur alle gleichzeitig Lebenden werden von diesen Strömen erfaßt und zusammengeschlossen, sondern auch der geschichtliche Zusammenhang wird auf diese Weise lückenlos gesichert“; oder: „der Einzelne als Tropfen im Strome, als Vollzieher eines von ihm unabhängigen Geschehens“ (Weisgerber 1934, S. 181).

an, und in der „Volk- und Zeitgebundenheit auch der wissenschaftlichen Arbeit“ liege „der Schlüssel für den erfolgreichen Einsatz beim Neuaufbau unseres Volkes“.¹⁴³²

An jenem Neuaufbau an gewichtiger Stelle mitwirken zu wollen, daran läßt Weisgerber keinen Zweifel. Nicht nur streicht er wiederholt die „Volkgebundenheit unserer Wissenschaft“ heraus, die nun das lange „Ringeln um eine Neugestaltung der Sprachforschung“ als erfolgreich beendet zum Ausdruck bringe und das Fach zudem im Ganzen der „Volkswissenschaft“¹⁴³³ situiere; darüber hinaus affiziert sich Weisgerber mit dem Gedanken der interdisziplinären¹⁴³⁴ und der innerpolitischen Eingliederung so nachdrücklich, daß seine Darlegungen Züge eines Glaubensbekenntnisses annehmen. Der „Beruf, für den er [der Wissenschaftler; J. R.] seinem Volk verantwortlich ist“, verpflichte ihn dazu, „in heißer Liebe zu seinem Volk für den richtigen Einsatz der Ergebnisse solcher Arbeit im Volksleben [zu] kämpfen“.¹⁴³⁵ Solcher Selbsteinsatz, der sich an das „Hochziel des deutschen Denkens und Wollens, das sich in unserem deutschen Volksbegriff verkörpert“¹⁴³⁶, bindet, erstreckt sich auf pädagogische Aufgaben – „im Sinne eines lebenserfüllten, volkbezogenen Sprachbegriffes mit allen erzieherischen Werten, die daraus ableitbar sind“¹⁴³⁷ – und auf das Terrain der Sprachpolitik bzw. des „Volkstumskampf[es]“ als „Einsatz des Sprachgedankens in dem Daseinskampf unseres Volkes“¹⁴³⁸: „Wir Leute vom Grenzland wissen“ um die Bedeutung der „Millionen deutscher Menschen, die blutenden Herzens zusehen müssen, wie ihre Kinder – deutscher Abstammung wie einer von uns – fremden Volkstümern verfallen [...]. Diesen Millionen vom Kern des deutschen Volkes aus die Hilfe zukommen zu lassen, die

¹⁴³² Leo Weisgerber: „Der Beitrag der Sprachforschung zur Volkswissenschaft“. In: *Volksspiegel*, 1934, 1. Jg., S. 237; der Text ist bei Dutz („*Usus manusque*“, a. a. O., S. 241) irrtümlich dem Jahrgang 1935 zugeordnet.

¹⁴³³ Ebd., S. 238; der Begriff der ‚Volkswissenschaft‘ ist kurrent; Weisgerber übernimmt ihn in Rothackers Formulierung, „gefaßt als Stelle einer übergeordneten Einheit“ (ebd.), also als eine Art fächerübergreifende und politische Koordinierungs- und Orientierungsinstanz: „Für die Sprachwissenschaft bedeutet eine solche Eingliederung in die Volkswissenschaft ein neues Verwurzeln in dem Mutterboden, aus dem sie als eigengesetzliche Wissenschaft überhaupt erst erwachsen ist.“ (Ebd., S. 239) – Die mehrfach beobachtete paradoxe argumentative Struktur Weisgerberscher Texte ist auch hier unübersehbar: *neu* und *verwurzeln* fügen sich genauso schwer zusammen wie *Volk* und sein *Neuaufbau* oder wie, allgemeiner, *Sprache/Sprachgemeinschaft* und *Naturgegebenheit*, wie *Geist* und *Lebensraum*.

¹⁴³⁴ Weisgerber stellt außerordentliche Flexibilität unter Beweis, wenn er durch diesbezügliche Bekundungen, seinen „Beitrag [...] in dem übergeordneten Ganzen der Volkswissenschaft einzureihen in die Ergebnisse sämtlicher beteiligter Wissenschaften“ (ebd., S. 242), den eigentlich erhobenen Führungsanspruch der Sprachwissenschaft abschwächt, um eine möglichst weitreichende Vernetzung sicherzustellen oder zuerst einmal *anzubieten*.

¹⁴³⁵ Ebd., S. 243

¹⁴³⁶ Ebd., S. 240

¹⁴³⁷ Ebd., S. 243; auch, unter konsequenter Nennung des 1931er Aufsatzes „Persönlichkeitserziehung“, „Erziehung zum Willen“ genannt (Weisgerber: „*Bildungsaufgabe*“, a. a. O., S. 302).

¹⁴³⁸ Weisgerber: „Volkswissenschaft“, a. a. O., S. 243; vgl. auch ebd., S. 242: „[D]ie Entscheidungen im Völkerkampf fallen erst mit dem Ausgang der Sprachkämpfe.“ Vgl. als grundlegend die bewußt offene Formulierung in Weisgerber 1934, S. 221: „wir können, wenn wir ein Hochziel wie den Begriff Volk im Auge haben, nicht schon in den tatsächlichen Gegebenheiten die Verwirklichung dessen suchen, was als letztes Ziel vorschwebt, sondern wir dürfen höchstens erwarten, hier die ausreichenden Ansatzpunkte zu finden, die die Annäherung an dieses Ziel ermöglichen.“

aus dem Sprachgedanken ableitbar ist [...] – das ist der Grundgedanke derer, die dem Sprachgedanken eine entscheidende Stelle im deutschen Volksbegriff zuweisen. Kann man es jemand, der diese Zusammenhänge kennt und sieht, verdenken, wenn es ihm auf der Seele brennt, diese volkerhaltenden Kräfte der Muttersprache möglichst eindringlich und ungeschwächt im Daseinskampf unseres Volkes einzusetzen?¹⁴³⁹

Weisgerber hat es an eindringlichem rhetorischem Einsatz (und an persönlichem – dazu am Ende dieses Abschnitts mehr) nicht mangeln lassen – indem er das Tun des Wissenschaftlers ganz im ‚Willen‘ des volksgemeinschaftlichen Wir aufgehen ließ und, so Ende 1933 in einem Beitrag für die *Mecklenburgischen Monatshefte*, ein Organ des Kampfbundes für deutsche Kultur, die „Kraft der neu errungenen Volksgemeinschaft“¹⁴⁴⁰ pries. Tun ist ihm demzufolge Einschluß in die Bereitschaft zu einer Tat, die vom Kollektiv ausgeht – „Volk ist für uns Gemeinschaft, wesensgebundene, sinnvoll geordnete, tatbereite Gemeinschaft“¹⁴⁴¹ – und die in dessen Namen ‚wissenschaftlich‘ und politisch beglaubigt wird: „Wer hätte mehr Anlaß, diese Kräfte zu erkennen, mehr Gelegenheit, ihr Wirken zu spüren als unser Volk, das nun seit fünfzehn Jahren die Schicksale der Millionen von Volksgenossen außerhalb der Reichsgrenzen miterlebt, [...] die gerade um der Bewahrung ihrer Muttersprache willen Leiden und Kämpfe ohne Ende auf sich nehmen! Unser Volk, das die gewaltigsten Anstrengungen unternimmt, um die inneren Spaltungen zu überwinden, [...] und das wieder zu einem Sich-Verstehen und damit zu einem einheitlichen Willen zurücksucht!“¹⁴⁴² Die Apotheose einer als Volkswissenschaft politisierten und ‚akklimatisierten‘ Sprachwissenschaft,¹⁴⁴³ die an der geeint-geschlossenen Sprach-/Volksgemeinschaft Halt findet, scheint sich somit in nach außen gerichteten Konflikten abzuzeichnen: „Im Kampf um das Recht auf die Muttersprache, im leidenschaftlichen Willen,

¹⁴³⁹ Weisgerber: „Volkswissenschaft“, a. a. O., S. 243 f.

¹⁴⁴⁰ Leo Weisgerber: „Martin Luther und das Volkwerden der Deutschen“. In: *Mecklenburgische Monatshefte*, 1933, 1. Jg., S. 552

¹⁴⁴¹ Weisgerber: „Volkswissenschaft“, a. a. O., S. 240

¹⁴⁴² Weisgerber: „Wesen und Kräfte der Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 232

¹⁴⁴³ Im Sinne „einer erlösenden Sinnerfüllung des Sprachstudiums“ (Leo Weisgerber: „Rezension von: Georg Schmidt-Rohr: *Die Sprache als Bildnerin der Völker* [...]“). In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1933, Heft 1, S. 58). Zu Schmidt-Rohrs Hinwendung zur Rassenideologie und zum Antisemitismus vgl. Gerd Simon: „Sprachwissenschaft im III. Reich. Ein erster Überblick“. In: Franz Januschek (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft*. Opladen 1985, S. 118 f.; vgl. auch Gerd Simon: „Materialien über den Widerstand in der deutschen Sprachwissenschaft des Dritten Reichs: Der Fall Georg Schmidt-Rohr“. In: ders.: *Sprachwissenschaft und politisches Engagement*, a. a. O., S. 153–206; siehe dazu auch bereits Abschnitt II. 2. 1., Anm. 110; weitere Belege bei Römer, a. a. O., S. 161 f. – Im mindesten nicht nachvollziehbar ist, wenn Weisgerber 1971 (Leo Weisgerber: „Stellungnahme“. In: *Muttersprache*, 1971, 81. Jg., S. 105) zurückblickt: „Schmidt-Rohr hatte aus gewichtigen Gründen die These verfochten, daß die Werte der Sprache notwendig zu dem Schluß führen, daß die Juden deutscher Muttersprache als vollgültige Angehörige des deutschen Volkes anzuerkennen seien.“ Auf Grund dieser angeblichen Haltung suggerierte Weisgerber, Schmidt-Rohr habe sich im Widerstand befunden.

allen Gliedern der Sprachgemeinschaft Selbstbestimmung und Freiheit zu sichern, steigern sich die volkhaften Kräfte der Sprachgemeinschaft bis zur letzten Entschlossenheit.“¹⁴⁴⁴

Gleichwohl, um einen vollumfänglichen ‚Beitrag zur Volkswissenschaft‘ zu leisten und sich „einzureihen in die Ergebnisse sämtlicher beteiligter Wissenschaften“, wendet sich Weisgerber ab 1933 umgehend auch unter anderen Aspekten als jenem der Sprachbestimmtheit des Menschen den gemeinschaftlichen Binnenverhältnissen zu. In „Menschen gleichen Blutes und gleicher Sprache“¹⁴⁴⁵ macht er das „Walten dieser beiden Grundkräfte unseres Volkstums“ aus, neben die Sprache tritt also gleichberechtigt das Kriterium des ‚Blutes‘, das die Homogenität der Volksgemeinschaft, die somit nun *auch* ‚Blutsgemeinschaft‘ ist, gewährleisten soll. Zugleich scheint sich der Sprachgedanke aber unterzuordnen. Die Sprache erhelle lediglich, bringe nur zu Bewußtsein, was die Gemeinschaft in erster Instanz begründe: „[E]s ist die Gemeinschaft der Sprache, in der die Verbundenheit des Blutes und des Schicksals [als dritter Größe, als Geschichte; J. R.] sich bewußt wird und zur Gemeinschaft des Handelns und Gestaltens emporsteigt.“¹⁴⁴⁶

An anderer Stelle treten in neuer Kombination drei Größen zusammen, wobei nun ein *geistiger* Zusammenhang *erwachsen* soll aus dem korrelativen der Abstammung und Herkunft: „Man hat viel darüber nachgedacht, wie die blutmäßigen und die geistigen Erbgüter innerhalb des Lebens der Völker und Menschen zusammenwirken. Auf jeden Fall ist sicher, daß das Erbgut der Muttersprache den Menschen in seinem Gesamtleben erfaßt und formt und in Bahnen lenkt, deren Gesamtrichtung durch das in der Muttersprache lebende, aus dem Zusammenwirken von Blut, Boden und Geist erwachsene Weltbild der Sprachgemeinschaft vorgezeichnet ist.“¹⁴⁴⁷

Solche Formulierungen sind, allein auf ihre Stringenz hin betrachtet, schwammig, die Bezüge sind unklar, die Schlüsse gewagt. Weisgerber reagiert mit ihnen zu einem frühen Zeitpunkt auf vereinzelte, zurückhaltende Kritik am eigenen, die Führung innehabenden Geistbegriff.¹⁴⁴⁸ In seinem Beitrag für den *Volksspiegel* weist er den (geringen) Verdacht

¹⁴⁴⁴ Weisgerber: „Wesen und Kräfte der Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 231

¹⁴⁴⁵ Weisgerber: „Martin Luther“, a. a. O., S. 554

¹⁴⁴⁶ Ebd.

¹⁴⁴⁷ Weisgerber: „Sendung der deutschen Sprache“, a. a. O., S. 362

¹⁴⁴⁸ Vgl. Heinrich Banniza von Bazan: „Grenzen der Sprachgemeinschaft“. In: *Muttersprache*, 1933, 48. Jg., S. 421: „Man muß die sprachliche Gemeinschaft in jedem Fall auf ihre Beziehungen zur rassischen, blutmäßigen Gemeinschaft besonders untersuchen. [...] Prof. Weisgerber führt mit Recht aus, daß in der tausendjährigen Arbeit der Sprachgemeinschaft das niedergelegt ist, was aus den Anlagen eines Volkes an eigentümlicher Denkart herausgewachsen ist, was sich schließlich als brauchbar erwiesen hat, die Welt der Sinne und des Geistes gedanklich zu meistern. Wenn er aber sagt, daß jeder heutige Angehörige einer Sprachgemeinschaft in einem großen geschichtlichen Zusammenhang mit allen früheren Trägern seiner Sprache stehe, so kann diese Fassung leicht mißverstanden werden. Nicht ‚jeder‘ vermag die Urerinnerung an die Geburt und Entwicklung

zurück, „die erste und entscheidende Prägung des Menschen“ durch das „Gesetz“ der Muttersprache und der sprachlichen Gliederung der Menschheit lasse für andere Basisgrößen keinen Raum: „Das soll nicht heißen, daß die Sprache allein die Volksgemeinschaft trage, – dazu gehören noch andere, *tiefer* Vorbedingungen, die Verbundenheit des Blutes, die Gleichartigkeit der Anlagen und des Lebensraumes.“¹⁴⁴⁹

Hatte bereits der zwieschlächtige Terminus des sprachlichen ‚Erbgutes‘ die Sphäre des Geistigen biologisiert, läßt Weisgerber nun hier die Wirkmacht des historischen Tiefenzusammenhanges sogar zurücktreten zugunsten eines noch basaleren Fundaments. Denn es sei „vor allem gemeint, daß mit der Sprache die Möglichkeit von volklichen Erbgütern geschaffen ist, die zu dem, was die biologische Vererbung in sich trägt, hinzutreten“.¹⁴⁵⁰

Die Konzessionen sind weitreichend. „Wenn an dieser Stelle so nachdrücklich von den volkhaften Werten der Sprache die Rede war“, greift Weisgerber die nämlichen Fragen noch einmal auf, um die Legitimität des eigenen Ansatzes durch gleichzeitige prononcierte Zugeständnisse zu stützen, „so ist es vielleicht nicht überflüssig, einer wiederholt geäußerten Ansicht vorzubeugen, als sollte nämlich durch das Verfechten des Sprachgedankens die Wirksamkeit anderer volkhafter Kräfte, insbesondere der Kräfte von Blut und Boden, unterschätzt werden. Einer solchen Meinung wäre aufs schärfste zu widersprechen. Ich habe in anderem Zusammenhang dargelegt, wie der Gedanke der Sprachgemeinschaft und der der Blutgebundenheit sich geradezu wechselseitig bedingen, wie in der Formel, daß Blut und Sprache die tragenden Kräfte eines Volkstums seien, der Vorrang der Urquellen des Menschenlebens, die der Rassegedanke sieht, nicht geschmälert werden soll.“¹⁴⁵¹

Schon im Februar 1934 hatte Weisgerber in seinem Berliner Vortrag „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft als Bildungsaufgabe unserer Zeit“¹⁴⁵² postuliert: „Es ist eine der dringendsten Aufgaben, daß der Rassegedanke und der Sprachgedanke zu einer fruchtbaren Begegnung gebracht werden.“ Der Aufgabe kam Weisgerber an selber Stelle ausführlich¹⁴⁵³ nach, durch ein Hineingleiten in den rassistischen Diskurs,¹⁴⁵⁴ den er in

seiner Sprachgemeinschaft in sich zu wecken, sondern nur der, dessen rassisches Ahnenerbe bis zu den sprachschöpfenden Vätern grauer Vorzeit zurückreicht.“

¹⁴⁴⁹ Weisgerber: „Volkswissenschaft“, a. a. O., S. 241; Herv. J. R.

¹⁴⁵⁰ Ebd.

¹⁴⁵¹ Ebd., S. 243

¹⁴⁵² Weisgerber: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft“, a. a. O., S. 293

¹⁴⁵³ Die ausführliche Diskussion macht einen wesentlichen Unterschied zur mehr oder weniger gängigen Bekenntnisrhetorik in Vor- und Nachworten aus; vgl. Maas: „Sprachwissenschaft und Nationalsozialismus“, a. a. O., S. 249

¹⁴⁵⁴ Der als Rede von der Volks- als Blutsgemeinschaft in Teilen der Hochschul- und Schulgermanistik schon in den zwanziger Jahren präsent gewesen war (vgl. Doehle, a. a. O., S. 69).

einem fachhistorischen Rahmen zur notwendigen Entwicklungsstufe der „Volkstheorie“¹⁴⁵⁵ erklärte: „Die immer stärker gefühlte und erkannte Bedeutung der Kräfte von Blut und Boden mußte ganz besonders auf den Volksgedanken übergreifen. [...] Damit war eine weitere Grundtatsache des volklichen Lebens in ihrer Wirksamkeit wiedererkannt. Dem Hinblick auf diese Bedeutung der biologischen Erbmasse entstammen die vielen Bestimmungen, die als entscheidend für ein Volk seinen rassenmäßigen Aufbau ansehen.“¹⁴⁵⁶

Wie stellt Weisgerber das ‚notwendige Übergreifen‘ dar? Wie löst er die offenkundigen Widersprüche? „Sieht man näher zu, so verliert dieser Widerspruch rasch seine Schärfe. Denn einerseits enthalten alle von maßgebenden Stellen heute gegebenen ausführlichen Bestimmungen des Volkes auch die Sprache als wichtiges Bestimmungstück; so sagt L. Conti in einer im Namen des Reichsministeriums für Volksaufklärung wiederholt gegebenen Bestimmung: ‚Volk ist die Gemeinschaft rassisch verwandter Menschen, die durch Sprache, Geschichte und Kultur verbunden sind.‘ Andererseits sind auch von den Wortführern der Erneuerung des Volksgedankens vor hundert Jahren die blutmäßigen Voraussetzungen durchaus anerkannt“.¹⁴⁵⁷

Maßgeblich für die Bestimmung der Stellung des Sprachgedankens (und damit der Sprachwissenschaft) zum zeitgenössischen ideologischen Diskurs sind nun ‚maßgebende Stellen‘ des Regimes, letztlich ist es Goebbels.¹⁴⁵⁸ Weisgerber führt im weiteren aus: „[W]enn wir uns die beiden Formeln ‚Volk ist bestimmt durch rassenmäßige Bedingungen‘ und ‚Volk ist bestimmt durch die Sprache‘ nebeneinander denken, so ist hier jeweils ein Bestimmungstück herausgehoben von den beiden Größen, die für jede Definition unentbehrlich sind. Drücken wir es logisch aus, so würde angesichts der genannten Bestimmung ‚Volk ist die Gemeinschaft rassisch verwandter Menschen, die durch Sprache, Geschichte und Kultur verbunden sind‘, der Verfechter des Rassegedankens auf das *genus proximum*, den Oberbegriff (insofern dieser nicht Mensch schlechthin ist), der Verfechter des Sprachgedankens auf die *differentia specifica*, das kennzeichnende Merkmal, zielen.“¹⁴⁵⁹ Was mithin tiefer liegt, ist der Oberbegriff, das Leitkonzept. So jedenfalls läßt sich die Stelle lesen.¹⁴⁶⁰

¹⁴⁵⁵ Weisgerber: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft“, a. a. O., S. 292

¹⁴⁵⁶ Ebd., S. 291

¹⁴⁵⁷ Ebd., S. 292

¹⁴⁵⁸ Durch etymologische Assoziationen bringt Weisgerber das Wort *Volk* auch in Zusammenhang mit dem Führerstaat: „Gewiß ist dieses gemeingermanische Wort seit ältester Zeit Träger des großen Gedankens vom Führer und seiner Gefolgschaft, von der Verbundenheit durch unbedingte Treue, dem Füreinander-Einstehen auf Gedeih und Verderb.“ (Ebd., S. 290)

¹⁴⁵⁹ Ebd., S. 292

¹⁴⁶⁰ Jedenfalls sei unbestreitbar, „daß es nie gelingen würde, ein Volk zu schaffen, indem man etliche tausend Familien von Europäern, Chinesen und Bantunegern zusammenpferchte und ihnen die gleiche Sprache

Weisgerber nimmt immer wieder neue Anläufe, Definitionen drehend, kippend, wendend, zurechtschneidend. „Sprachgemeinschaft ist noch nicht Volk, kann es nicht in dem genannten Sinne sein“¹⁴⁶¹, heißt es einige Seiten später, um dann den „Rassegedanken“ in einer Art kulturalisierten Variante einzubinden: „[W]enn die vom Rassegedanken gemeinten Tatbestände für das Volk wirklich werden in der Form einer ‚Gemeinschaft rassisch verwandter Menschen‘, so ist ja damit der grundsätzliche Schritt getan von einem naturwissenschaftlichen zu einem geschichtlichen Rassebegriff.“¹⁴⁶² Wenn „Volk“ wesentlich „Volkwerden“ gewesen war, so ist „Volk“ als werdendes nun ‚Rassenvolk‘ bzw. ‚Volksgemeinschaft einer Rasse‘. Zum Hochziel wird dergestalt das homogene Kollektiv der „Rasse“, für welches „die Sprachgemeinschaft der Rahmen ist, innerhalb dessen die rassenmäßigen Kräfte eines Volkes geschichtlich wirksam werden können“.¹⁴⁶³

Auf „der Wegstrecke, die von der Sprachgemeinschaft zur Volksgemeinschaft führt“¹⁴⁶⁴, drängt sich Weisgerber daher zuletzt das Problem der „Auslese“ auf.¹⁴⁶⁵ Zweimal kommt er darauf zu sprechen: „Schon für das Denken der Zeit um 1800 steht fest, daß Volk wesentlich Volkwerden ist. Erst recht gilt für uns heute, daß Volksein in nie endender Mühe stets von neuem errungen werden muß [...] und daß jeder, der in diesem Bemühen erlahmt, abstirbt für das Volk. Diesem Bilde gegenüber muß allerdings die Vorstellung, Menschen mit gleicher Sprache seien bereits ein Volk, als unzulänglich erscheinen.“ Denn es sei zu gewärtigen, „daß man mit Recht bezweifeln kann, ob denn alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft die Gewähr dafür bieten, daß sie für die Volksgemeinschaft brauchbar und wertvoll sind.“ Das Kriterium der Sprache reiche da nicht (mehr) hin: „Man denke nur daran, daß die Eingliederung des Menschen in seine Sprachgemeinschaft sich bereits in einem Alter vollzieht, in dem noch keine Auslese möglich ist [...]. Soll man die Unbrauchbaren, die hier sicherlich in die Sprachgemeinschaft hineinkommen, nun auch bereits als Volksglieder anerkennen?“¹⁴⁶⁶

beibrächte“ (ebd.). Vgl. auch Weisgerber 1934, S. 227, wo die „Berechtigung“ der Größe „Rasse“ dadurch veranschaulicht wird, „daß es [...] unmöglich ist, ein Volk zu schaffen, indem man ein paar tausend Familien von Europäern, Negern und Mongolen zusammenpfercht und ihnen die gleiche Sprache beibringt“.

¹⁴⁶¹ Weisgerber: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft“, a. a. O., S. 297

¹⁴⁶² Ebd., S. 298

¹⁴⁶³ Ebd., S. 299; vgl. ebd., S. 300: „Blut und Boden und Geist vereinigen ihre Wirkungen. Das blutmäßige Erbgut bestimmt den Einzelnen vor seiner Sprache, die rassenmäßigen Bedingungen bleiben als biologische Tatbestände an einer früheren Stelle der Lebensordnung.“

¹⁴⁶⁴ Ebd., S. 300

¹⁴⁶⁵ Vgl. Gudrun Boveland/Isabel Straßheim: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft. Ein ideologisch motiviertes und mythisch strukturiertes Verhältnis im Denken Leo Weisgerbers“. In: *Engagement und Reflexion*, a. a. O., S. 149: „Erst die Vorstellung einer un abgeschlossenen Dynamik der Volksgemeinschaft läßt die Sprachteilnehmer nach ihrer Leistung für diese zugleich prozessuale Erfüllung des Ursprungsgesetzes selektieren“.

¹⁴⁶⁶ Weisgerber: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft“, a. a. O., S. 297

Die Antwort reicht Weisgerber mit der zweiten Einlassung nach: „[H]ier, in der Auswertung der durch die Sprachgemeinschaft eröffneten Möglichkeiten und der Erfüllung der in ihr angelegten Aufgaben, treten die volkhaft wertvollen Kräfte, die Träger des besten Erbgutes, in den Vordergrund, während alle, die an diesen Aufgaben nicht mitarbeiten wollen, sich selbst aus der Volksgemeinschaft herausstellen, und alle, die nicht mitarbeiten können, volklich tot bleiben. Hier vollzieht sich also in der volklichen Bewährung die Auslese, die die Sprachgemeinschaft selbst nicht vornehmen kann, weil sie [...] von sich aus keine Handhabe besitzt, um unbrauchbare Mitglieder wieder auszuschließen.“¹⁴⁶⁷ Man wird Clemens Knobloch beipflichten dürfen, wenn er Weisgerber das Bestreben attestiert, „das Prinzip der muttersprachlichen Totalinklusion so zu flexibilisieren, daß es über handhabbare Exklusionspotentiale nach innen verfügt. *Dieser Aufgabe hat sich Weisgerber ohne Zögern und mit aner kennenswertem Erfindungsreichtum gestellt.*“¹⁴⁶⁸

Weisgerber hat gegenüber dem – nennen wir ihn vereinfachend so – ideologisch-staatlichen Komplex deutliches Entgegenkommen gezeigt, im Rahmen der weitverbreiteten „Kollusion mit den faschistischen Verhältnissen“¹⁴⁶⁹. Seine genaue Rolle und Funktion¹⁴⁷⁰ – und Rolle und Funktion der Sprachwissenschaft allgemein – sind im Detail schwierig einzuschätzen.¹⁴⁷¹ Gleichwohl: Die gesamte sprachtheoretische Artikulation Weisgerbers

¹⁴⁶⁷ Ebd., S. 300

¹⁴⁶⁸ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 156

¹⁴⁶⁹ Maas: „Professionalisierung“, a. a. O., S. 255; vgl. auch Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 152: Weisgerbers Lehre sei „als Sprachtheorie lesbar und als politischer Volks- und Gemeinschaftsmythos. Hinter jedem konstatierenden Satz der Sprachtheorie lauert ein politisch-ideologischer Programmsatz ‚gleichen‘ Inhalts. Der Zwang, den das muttersprachliche Weltbild dem ‚Sprachgenossen‘ auferlegt, [...] verweist [...] dezent auf die Dienste, welche die vergleichende Weltbildforschung einer völkischen Politik leisten kann, wenn sie die weltanschaulich homogene Volksgemeinschaft zum Ziele hat.“ – 1934 sieht, betrachtet man die Außenperspektive, Weisgerber „in der Verbreitung der Sprache ein wesentliches Mittel zu Machtstärkung und Weltgeltung“ (Weisgerber: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft“, a. a. O., S. 296) bzw. zur „Machtausdehnung [...] durch Angliederung angrenzender Teile anderer Sprachgemeinschaften“ (Weisgerber 1934, S. 197).

¹⁴⁷⁰ Ein wenig spektakulär erscheint Gerd Simons („III. Reich“, a. a. O., S. 100) These, es sei die „Sprachinhaltsforschung“ gewesen, die „im 3. Reich den Ton angab.“ Vgl. zur kontroversen Einschätzung der „important (some would argue, central) role“ Weisgerbers auch Chris Hutton: *Linguistics and the Third Reich: mother tongue fascism, race and the science of language*. London 1998. Laut Maas („Professionalisierung“, a. a. O., S. 269) sei Weisgerber immerhin an den „großen[n] Richtungsdiskussionen“ maßgeblich beteiligt gewesen.

¹⁴⁷¹ Vgl. etwa die notwendig vage bleibende Bewertung bei Konrad Ehlich: „Über den Faschismus sprechen – Analyse und Diskurs“. In: *Sprache im Faschismus*, a. a. O., S. 29: „Die Sprachwissenschaft und ihre Anwendungen sind Räder im umfassenden Prozeß der nationalsozialistischen Formierung gewesen, die sicher eine begrenzte, aber kaum eine unbedeutende Rolle in der nationalsozialistischen Ideologie und in ihrer politischen Praxis gespielt haben.“

Die Schwierigkeiten beleuchtet auch die Tatsache, daß es im Nationalsozialismus keine homogene Wissenschaftskonzeption gegeben hat: „Im NS bilden die Geisteswissenschaften keinen monolithisch-totalitären, gleichgeschalteten Komplex von Redeweisen. Es gibt zwar eine vage Verbindlichkeit des basissemantischen Wert- und Identifikationsbegriffs ‚Volk‘ [...], doch sollten die an Redeweisen ablesbaren unterschiedlichen Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten nicht unterschätzt werden. [...] So ist eine ‚geduldete Mehrstimmigkeit‘ möglich. Dazu [trägt] [...] auch der Kompetenzwirrwarr der mehrzügigen NS-Wissenschaftsadministration“ bei (Bollenbeck: „Semantischer Umbau“, a. a. O., S. 28 f.); vgl. auch Maas: „Professionalisierung“, a. a. O., S. 254 ff. und 271 ff.

gewinnt in den Jahren ab 1933 bei bewußt durchgehaltener Ambivalenz der Argumentation die durchlässigen und *zugleich* harten Konturen eines „ideologischen Amalgams“, in mehr oder minder schwer beschreibbarer Nähe zu „einem der Zentren nationalsozialistischer Ideologie“.¹⁴⁷²

III. 4. 1. 1. Rückblicke, Rechtfertigungen

Die geschilderte Ambivalenz – unter hartnäckiger, gewissermaßen prinzipienwissenschaftlich geerdeter Beibehaltung bestimmter theoretischer und terminologischer Grundwerte, zumal dem der ‚Muttersprache‘¹⁴⁷³ – als *gezielte* und *oszillierende* Offenheit¹⁴⁷⁴ gegenüber fachlichen und politischen Entwicklungen „war es auch, die manchen der germanistischen Unterstützer des ‚deutschen Aufbruchs‘ vor sich selbst und lange auch vor der Fachöffentlichkeit [...] in die Lage versetzte, sich nach 1945 als ‚eigentlich‘ unfaschistisch zu verstehen und auszugeben, als unpolitische Wissenschaftler, die, wenn sie nicht [...] geradezu beanspruchten, Widerstand geleistet zu haben, sich doch jedenfalls in die ‚innere Emigration‘ zurückgezogen hatten.“¹⁴⁷⁵

¹⁴⁷² Ehlich, a. a. O., S. 27; Ziegler (a. a. O., S. 148 f.) hat für die Universitätsgermanistik neben der „Haltung völliger sachlicher Integrität“ die „mittlere Haltung einer gewissen Anpassung an die nationalsozialistische Ideologie“ und „schließlich die extreme Haltung einer bewußten und betonten, unleugbar freiwilligen und totalen Identifizierung der eigenen Forschung [...] mit der nationalsozialistischen Ideologie“ skizziert. Maas („Sprache und Nationalsozialismus“, a. a. O., S. 256) hält fest: „Die überwiegende Menge betrieb ihre Normalwissenschaft weiter“. Aber: „Auch der unpolitische Sprachwissenschaftler, der strikt seinem formalen Geschäft nachging, lehrte, forschte an einer Institution, aus der seine rassistisch verfolgten Kollegen verjagt wurden. Wer die Sprüche von den volkhafte Kräften der Sprache kolportierte, webte mit an einem Diskurs, der nicht nur die Emanzipation der germanischen Grenzlandvölker forderte, sondern auch den nicht-,nordischen“ Völkern ein abgestuftes Lebensrecht zuschrieb“ (ebd., S. 261).

¹⁴⁷³ Was sich auch in wortgeschichtlicher Hinsicht vielerorts zeigt; vgl. Leo Weisgerber: „Modurmal. Die germanische Wertung der Muttersprache“. In: *Muttersprache*, 1939, 54. Jg., S. 48–51; vgl. auch Claus Ahlzweig: „Die deutsche Nation und ihre Muttersprache“. In: *Sprache im Faschismus*, a. a. O., S. 49: „Weisgerber hat seit ca. 1925 immer wieder bis in die Gegenwart hinein, unbeeindruckt vom Wechsel politischer Systeme, seine Auffassung über das Wesen der ‚Muttersprache‘ wiederholt, zwar den wechselnden Zeitläufen angepaßt, aber inhaltlich unverändert.“ Vgl. hierzu etwa Weisgerber 1950, Bd. 4, ein Buch, das mit dem Kapitel „Der Inbegriff der Muttersprache“ endet, jetzt allerdings ohne die Termini ‚Rassegedanke‘ und ‚Volksgemeinschaft‘ auskommt. Im Vorwort ist zu lesen: „Vielleicht regt sich doch ein Bedenken, daß auch diese Überlegungen noch zu nahe bei dem Problem ‚Sprache und Volk‘ und damit bei ‚verdächtigen‘ und ‚gefährlichen‘ Stoffen bleiben. Dazu ein klares Wort: Tatsachen werden nicht dadurch gefährlich, daß man sie beim Namen nennt; und ‚gefährliche‘ Dinge werden nicht dadurch unschädlich, daß man sie verschweigt, sondern dadurch, daß man die richtigen Formen des Umgangs mit ihnen aufzeigt.“ (Ebd., S. 5 f.)

¹⁴⁷⁴ Oexle („Neue Wirklichkeit“, a. a. O., S. 16) deutet das prinzipiell Schillernde und Unschärfe dieser Konstellation in allen geisteswissenschaftlichen Fächern: „Eben darin lagen starke Partizipationsanreize mit der Erwartung der Chance einer Durchsetzung eigener Ziele. Zugleich aber waren alle diese Begriffe traditionsbestimmt und in älteren Debatten verwurzelt.“ Das bezeichnet exakt das magische Doppelspiel der Weisgerberschen Begriffe ‚Sprachgemeinschaft‘/ ‚Muttersprache‘ und ‚Volk‘/ ‚Volksgemeinschaft‘.

¹⁴⁷⁵ Ehlich, a. a. O., S. 28; Ehlich verweist ausdrücklich auf Weisgerber; „nur wenige formulierten eine explizite Selbstkritik, wie etwa Brinkmann“ (ebd., S. 32, Anm. 13).

Weisgerber rekurrierte unter genau diesen Aspekten nach 1945 jahrzehntelang auf den *Grundlegungsbegriff* des Geistes (der Muttersprache, der Sprachgemeinschaft), auf jene Unschärfebasisrelation mit Strahlkraft in vielerlei Richtungen, mit der er sich in einen *grundsätzlichen* theoretischen (und auch praktischen) Gegensatz zum NS-Regime gebracht habe. Ihm sei es darum gegangen, läßt Weisgerber etwa 1964 in *Das Menschheitsgesetz der Sprache* die Auseinandersetzungen um Schmidt-Rohr (und ihn, so die Suggestion) noch einmal Revue passieren, „die geschichtliche Wirklichkeit des deutschen Volkes als einer geistig-kulturellen Größe zu retten gegenüber Wunschbildern und Überheblichkeiten eines naturwissenschaftlich aufgemachten Rassedenkens.“¹⁴⁷⁶ War man da also auf seiten der Rassenideologie nur übers Ziel hinausgeschossen? Weisgerber vermittelt den Eindruck: „Es kam nicht darauf an, die unbestreitbar in dem blutmäßigen Bestand eines Volkes vorhandenen Werte herabzusetzen, so wenig ein Mehr oder Weniger an sprachlichen Werten die Heftigkeit der Auseinandersetzung gerechtfertigt hätte.“¹⁴⁷⁷ Es wäre also ein Arrangement (das Weisgerber ja in großer Eile tatsächlich eingegangen war) möglich gewesen: „Zur Erörterung stand vielmehr der systematische Vorrang der Sprachgemeinschaft vor der Blutgebundenheit in Sachen des Volkes, weil der deutsche Volksbegriff seit seinen Beginnen ein geistig-kultureller war und weil erst mit der Sprachgemeinschaft die Bedingung der Geschichtlichkeit erfüllt ist, ohne die alle naturhaften Anlagen ‚blind‘ und vereinzelt bleiben müßten.“¹⁴⁷⁸

Weisgerber diskutiert im weiteren mit großer Unbefangenheit „die mannigfaltigen Verflechtungen des Volklichen mit dem Staatlichen (und Biologischen)“¹⁴⁷⁹, um „alle diese Größen zum besten Zusammenwirken zu bringen“.¹⁴⁸⁰ Drei Jahre später spitzt er den mythisierenden Widerspruch dann zu. In Kenntnis der Texte aus den Jahren 1933 ff. sind Pro-domo-Äußerungen wie die folgenden allerdings schwerlich anders denn als Zeugnisse einer Übertünchung zu lesen (wobei es Weisgerber nicht versäumt, zur Stützung seiner Position einige der hier betrachteten Arbeiten zu nennen, freilich ohne sich selbst gar zu zitieren): „So wenig die Sprachforschung auf diese Auseinandersetzung [mit dem ‚Rassedanken‘; J. R.] vorbereitet war, so wurde sie gerade aus ihrer inneren Entwicklung heraus zu einer

¹⁴⁷⁶ Weisgerber 1964, S. 130

¹⁴⁷⁷ Ebd.

¹⁴⁷⁸ Ebd.

¹⁴⁷⁹ Schärfer scheint er sich an anderer Stelle abzusetzen, ohne jedoch den Gedanken der „Blutgebundenheit“ fallenzulassen, wenn er sagt, „daß die natürlichen Zusammenhänge der Abstammung als solche außerhalb der Kategorien der Gemeinschaft bleiben und demnach *nicht als ausreichende* Grundlage für Gemeinschaftsgebilde angesehen werden können (ebd., S. 123; Herv. J. R.).

¹⁴⁸⁰ Ebd., S. 132; nur mehr zynisch mutet eine Bemerkung an wie: „Es erscheint undenkbar, daß verantwortliche Staatsmänner Entscheidungen gefällt hätten, wie wir sie mitsamt ihren katastrophalen Folgen erlebt haben, wenn sie auch nur eine annähernde Vorstellung von den Lebensgesetzen der Sprachgemeinschaften gehabt hätten“ (ebd.).

Stellungnahme gezwungen [...]. Es zeigte sich rasch, daß der Sprachgedanke als Antipode des Rassegedankens wirkte; es stand Geist gegen Blut, geschichtlich handlungsfähige Gemeinschaft gegen utopische Rassen und Rassengemische, letztlich die im Menschheitsgesetz der Sprache gesicherte geistige Ordnung der Menschheit gegen weder in ihrem Bestand greifbare noch in etwaigen geschichtlichen Auswirkungen nachweisbare blutmäßige Bindungen. [...] Daß ein von den Grundgedanken des nordischen Mythos wie des Antisemitismus bestimmter Volksbegriff alle geschichtlich bestehenden Gemeinschaftsordnungen sprengen mußte, konnten selbst seine Urheber nicht leugnen. Um so notwendiger war es, hier nachzustoßen und die aus der Nähe des Sprachgedankens zum Volksgedanken ableitbaren Folgerungen einleuchtend zu machen. Hier wurden weitere Wesenszüge herausgearbeitet, die sich alle aus dem unverbrüchlichen Gesetz der Sprachgemeinschaft ableiten.“¹⁴⁸¹

Anschließend geht Weisgerber sogar so weit, aus dem ‚Zwang der Eingliederung‘ des einzelnen in die Muttersprache ein Antidot gegen den Antisemitismus abzuleiten: „Der Rassenlehre blieb es vorbehalten, hier Einschränkungen machen zu wollen. Zwar nicht generell (denn die Konsequenzen solcher gedanklicher Manipulationen waren zu offenkundig); wohl aber in dem Einzelfall der Juden deutscher Muttersprache. Hier setzte ein verkrampftes Bemühen ein, an der Anerkennung der volkhaften Wirkungen der Sprachgemeinschaft vorbeizukommen. Dafür mußte der Gedanke der ‚arteigenen‘ Sprache erhalten [...]. Gegenüber beiden Punkten – der Anerkennung ‚arteigener‘, also rassisch geprägter Sprachen, und der These von bloßer ‚Benutzung‘ der angeborenen Sprache – war die völlige Gleichberechtigung der Juden deutscher Muttersprache in der deutschen Sprachgemeinschaft konsequent zu verteidigen [...]. Es läßt sich vorstellen, zu welchen Reaktionen solche Gedankengänge führten und daß die Diskussion darüber schon allein durch die zunehmend ‚gleichgeschalteten‘ Schriftleitungen der Publikationsorgane abgedrosselt wurde. Die Situation läßt sich veranschaulichen an der Art, wie meinem Aufsatz vom Juli 1933 über ‚Wesen und Kräfte der Sprachgemeinschaft‘ nach der Gleichschaltung der Schriftleitung im Dezember 1933 in derselben Zeitschrift eine nazistisch-antisemitische Darstellung über ‚Grenzen der Sprachgemeinschaft‘ [Banniza von Bazans Aufsatz; J. R.] entgegengestellt wurde, ohne Möglichkeit einer Replik.“¹⁴⁸²

¹⁴⁸¹ Weisgerber: „Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“, a. a. O., S. 34 f.

¹⁴⁸² Ebd., S. 36 f. Über Widerstandshandlungen Weisgerbers ist allerdings nichts bekannt, auch wenn das hier so klingen mag. Dessenungeachtet wiederholt Weisgerber, Schmidt-Rohr habe versucht, seine angeblich widerständige „Position so lange wie möglich durchzuhalten“, und er selbst sah sich ähnlich, ja noch konsequenter – zumindest *im Geiste* – widerstehen: „Von dieser Grundsituation aus muß für diese ganze Zeit das Pochen auf die volkhaften Werte von Muttersprache und Sprachgemeinschaft verstanden werden [Weisgerber

Eine bestimmte Selbstwahrnehmung oder -darstellung ist das eine, fach- und gesellschaftsgeschichtlich kontextualisierender Textvergleich mit der Möglichkeit einer selbstkritischen Einschätzung das andere. Weisgerber blieb dabei: „Die Betonung der Bindekraft der Sprachgemeinschaft [...] gewann seit den ersten Ansätzen systematischer Zusammenfassung [er nennt hier den Vierkant-Beitrag; J. R.] eine zunehmende Frontstellung gegen die aufkommende Gründung des Volksbegriffes auf den Rassebegriff.“¹⁴⁸³ Das habe eine „implizite Gegenüberstellung“¹⁴⁸⁴ nach sich gezogen. Und: „Ein Betonen des Sprachgedankens war also alles andere als eine Unterstützung nationalsozialistischen Wollens. Schon allein das Herausheben der Werte der Sprache sollte neben ‚Blut‘ und ‚Boden‘ den ‚Geist‘ im Gesichtsfeld gegenwärtig halten.“¹⁴⁸⁵

Neben? Mithin eine (regulative) Zuordnung des Sprachdenkens zu den anerkannten Rassenideologemen? War einst eine Zusammenarbeit angestrebt? Wurde lediglich (noch) mehr Anerkennung ersehnt? Drückt sich hier im nachhinein unwillentlich etwas von der taktischen Offenheit Weisgerbers aus (die eben zuzeiten mehr als ein Zuordnen des Sprachgedankens, nämlich seine Unterordnung zur Folge hatte)? Wie immer akzentuiert solche Fragen nach 1945 an ihn hätten gerichtet werden können, die ohnehin wenigen Kritiker, die sich eher in stereotypen Vorwürfen ergingen, als daß sie Textbelege unterbreitet hätten, wies Weisgerber wiederholt in die Schranken. 1971 herrschte er Peter von Polenz an,

verweist auf *Deutsches Volk und deutsche Sprache, Die volkhaften Kräfte der Muttersprache* – „bis zu einer Rede von 1942 (nicht 1943) über ‚Die Haltung der Deutschen zu ihrer Sprache‘“ – die er aber am 30. Januar 1943 zum zehnten Jahrestag der ‚Machtergreifung‘ gehalten hatte; die Angabe ‚1942‘ kann also nur den Zeitpunkt der Abfassung meinen; J. R.]. Wer in diesen Bemühungen nicht die *dahinterstehende Gegenaktion* gegen den rassebestimmten Volksbegriff sieht, argumentiert völlig an der damaligen Situation vorbei, und wer gar Ort und Form solcher Versuche nicht in ihrer *impliziten Gegnerschaft* gegen die herrschenden Thesen durchschaut, kommt zu den unsachlichsten und ungerechtesten Urteilen.“ (Ebd., S. 26, Anm. 23; Herv. J. R.)

¹⁴⁸³ Ebd., S. 34, Anm. 21

¹⁴⁸⁴ Ebd. „In dieser Hinsicht war das Hauptproblem die Abwehr der Rede von den arteigenen Sprachen im Sinne von bloßen Folgeerscheinungen der Rassenverhältnisse, womit dann die Sprachgemeinschaften zu sekundären Ausläufern rassischer Bedingungen werden sollten.“ (Ebd., S. 35, Anm. 23) Für den „gegnerischen Standpunkt“ verweist er auf Glässer. Zu dessen – mit Gründen – moderaten Bemerkungen zu Weisgerber vgl. Edgar Glässer: *Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung. Kritisch-historische Untersuchungen*. Heidelberg 1939, S. 53, Anm. 1, wo es, nachdem Weisgerbers Gedanke der Unterwerfung des einzelnen durch die Sprache ausdrücklich gebilligt wird, heißt, daß „die Volksgemeinschaft nicht von der Sprachgemeinschaft gestiftet ist, sondern von rassisch-politischen Mächten und Kräften“; ebd., S. 56, bescheinigt Glässer Weisgerber dann „eine kritische Aufmerksamkeit gegenüber Hypothesen [...], welche früher als Einfluß des Volkstums auf die Sprache betrachtete Kriterien auf die Rasse übertragen“. Und, noch weitergehend: „Im übrigen hat Weisgerber [es folgt ein Zitat aus ‚Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur‘; J. R.] die Erforschung ‚des ursächlichen Zusammenhanges zwischen der seelischen Eigenart einer Rasse und den inneren Formen einer Sprache‘ durchaus billigend beurteilt, indem er anerkennt, ‚das wäre eine Problemstellung, die eingehende Forschungsarbeit lohnen würde.““ (Ebd., S. 56 f.) Glässer hätte noch deutlichere Stellen zitieren können (dazu im folgenden Näheres). Seine Ablehnung Weisgerbers beruhte daher auf dessen schwankenden, selbstwidersprüchlichen Überlegungen: „Das gesunde Verhältnis von Rasse und Sprache und der Begriff einer echten Gemeinschaft stellt die gerade Umkehrung des Weisgerberschen Ansatzes dar.“ (Ebd., S. 57)

¹⁴⁸⁵ Weisgerber: „Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“, a. a. O., S. 35, Anm. 22

er „soll sich vorher genau orientieren“, bevor er „heute summarisch Urteile propagiert“¹⁴⁸⁶ (obwohl Polenz Weisgerber äußerst zurückhaltend behandelt hatte¹⁴⁸⁷), und legte fest: „Die Muttersprache war für den Nationalsozialismus kein Grundwert, sondern eine mögliche Gefahr.“¹⁴⁸⁸ In *Zweimal Sprache* heißt es: „Während die, die es miterlebt hatten, über Grund und Recht der Betonung der in dem Komplex Sprachgemeinschaft–zugehörige (Mutter-)Sprache beschlossenen Wechselwirkung nicht im unklaren sein konnten, breitete sich mit dem wachsenden Abstand von den Kriegsjahren nicht nur Unkenntnis, sondern auch Unverständnis für diese Überlegungen aus, bis hin zu Vorwürfen, die diese Stufe mit Verdäkten wissenschaftlicher und politischer Art belasten wollen.“¹⁴⁸⁹ Und in seiner Werkschau von 1974 schließt sich der Kreis, indem Weisgerber von einer „erzwungenen pause“ zwischen 1934 und 1948, ja von einem ihn dazumal bedrohenden Publikationsverbot spricht: „[A]ls 1934 die in diesen kämpfen [mit ‚nationalsozialistischen positionen‘; J. R.] entstandene erste phänomenologie der sprachgemeinschaft erschien [,Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur‘; J. R.], zeigte sich, dass der gegensatz zwischen der volkslehre von blut und boden und dem aus dem geistigen zentrum der sprache abgeleiteten bild des gemeinschaftslebens *so vollständig war*, dass eine offene fortsetzung dieser meinungskämpfe rasch in einem völligen verbot enden würde.“¹⁴⁹⁰

III. 4. 1. 2. *Völkische Sprachwissenschaft?*

Weisgerbers Arbeiten aus der Zeit des Nationalsozialismus sind, wie angemerkt, in der Bundesrepublik über Jahrzehnte hinweg – wenn denn überhaupt – erstaunlich nachlässig zur Kenntnis genommen worden.¹⁴⁹¹ Selbst die neue Generation von Linguisten, die Weisgerbers

¹⁴⁸⁶ Weisgerber: „Stellungnahme“, a. a. O., S. 106

¹⁴⁸⁷ Auf die „Erfahrungen des Münchner Germanistentages von 1966“ spielt Weisgerber auch in „Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“, a. a. O., S. 35, Anm. 22, an, ohne sich näher zu äußern.

¹⁴⁸⁸ Weisgerber: „Stellungnahme“, a. a. O., S. 105 – eine mögliche Gefahr, keine wirkliche.

¹⁴⁸⁹ Weisgerber 1973, S. 49

¹⁴⁹⁰ Weisgerber: „Fünf jahrzehnte sprachforschung“, a. a. O., S. 18

¹⁴⁹¹ Etwas anders verhielt es sich in der DDR. Gertrud Pätsch (*Grundfragen der Sprachtheorie*. Halle 1955, S. 55 f., 99 ff. und 134 f., insbes. 123 ff.) deutet, wenngleich auf unzulänglicher Quellenbasis, zumindest auf Weisgerbers „Sprachimperialismus“ (ebd., S. 124) hin; ähnlich Burkhard Löther: „Ist die Sprache eine geschichtsbildende Kraft?“ In: *Weimarer Beiträge*, 1962, Heft 3, S. 587, Anm. 1, und 590. Vor allem aber Wolfgang Lorenz (a. a. O., S. 28 ff. und 41 ff.) hat die „Identifikation von Sprachgemeinschaft und Volk“ und die Rhetorik der Schicksalhaftigkeit mit Blick auf einige Arbeiten zwischen 1931 und 1939 prononciert kritisiert; vgl. später zudem Kurt Gabka: „Der Begriff der ‚Sprachgemeinschaft‘ bei Leo Weisgerber heute – wie einst“. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 1971, Heft 3/4, S. 233, wo es zur Wirkung von „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur“ (1934) heißt, sie sei jene Arbeit gewesen, „die ihm im gleichen Jahre die Ehre einbrachte, Mitglied des wissenschaftlichen Rates des deutschen

Einfluß ein Ende bereiten wollte, hat sich Anfang der siebziger Jahre in dieser Frage eher durch Pauschalanwürfe als durch Textinteresse ausgezeichnet. Erst gegen Ende der siebziger Jahre entstanden einzelne sprachwissenschaftshistorische Untersuchungen, die nun auch partiell einen genaueren Blick auf die in Rede stehenden Schriften Weisgerbers warfen.

Als beispielhaft für die genannte ‚Scheu‘ vor fachgeschichtlichen Zusammenhängen mag eine der bis dahin seltenen Stimmen gelten dürfen, die überhaupt Zweifel an den Axiomen des Weisgerberschen Werkes angemeldet haben. Peter Michelsens 1956 in der *Deutschen Universitätszeitung* erschienene Besprechung der Tetralogie *Von den Kräften der deutschen Sprache* weist zwar darauf hin, daß besagtes Großwerk Weisgerbers Abhandlungen aus „20 und mehr Jahren“¹⁴⁹² bündelt, auf ebendiese aber geht sie mit keinem Wort ein. Statt dessen inauguriert Michelsen, er setze sich mit Weisgerbers „Anspruch“ auseinander, „einen neuen Wissenschaftszweig, die eigentliche ‚Sprachwissenschaft‘ zu begründen“¹⁴⁹³. Die Auseinandersetzung richtet sich ganz auf Weisgerbers ‚verdünnten‘ Kantianismus (den Apriorismus der Sprache und dessen Fixierung im Begriff der geistigen Zwischenwelt), um dann in lediglich erkenntniskritisch explizierte – und für sich genommen nicht unhaltbare – Zurückweisungen der Weisgerberschen Vorstellung zu münden, Sprache sei „die Kraft des kollektiven Subjekts“¹⁴⁹⁴. Die anschließenden Einwände gegen Weisgerbers Axiomatik spitzen allein den inneren Widerspruch zwischen Apriorismus und kollektiv-*geschichtlicher* Kraft zu und vermeiden einen Nachweis darüber, wie und warum eine solche Konstruktion hat Wirkmächtigkeit erlangen können: „Was man auf subjektivistischen Fundamenten gründete, erstarrt [...] in ein objektiv-verkrustetes Monument, an dem nicht gerüttelt werden

Auslandsinstituts zu werden, und die es ihm ‚auf Wunsch der Reichsleitung der NS-Kulturgemeinde‘ möglich machte, in verschiedenen Städten Vorträge über die Sprachgemeinschaft zu halten.“ –

Dagegen nah an Weisgerbers Sprachinhaltsbegriff (und mit starkem Einschlag einer Muttersprachenidolatrie), wengleich – pro forma – kritisch gegenüber der Hypostasierung der Sprache zur geschichtlich-sozialen Kraft schlechthin operiert Wilhelm Schmidt: *Deutsche Sprachkunde. Ein Handbuch für Lehrer und Studierende*. Berlin 1960. Generell ist Weisgerber vielfach Gegenstand in Zeitschriftenbeiträgen, die epistemologisch-sprachphilosophische Fragen erörtern. Eine frühe, detaillierte, das Theorem der sprachlichen Zwischenwelt und der Satzbaupläne ‚entzaubernde‘ und auch implizit gegen Wilhelm Schmidt gewandte Auseinandersetzung führte Werner Neumann: „Wege und Irrwege der inhaltbezogenen Grammatik“. In: *Weimarer Beiträge*, 1961, Heft 1, S. 126–156, und 1962, Heft 1, S. 140–167; vgl. in diesem Zusammenhang auch Erhard Albrecht: *Sprache und Philosophie*. Berlin 1975, S. 121 und 235 f.; des weiteren ders.: *Bestimmt die Sprache unser Weltbild? Zur Kritik der gegenwärtigen bürgerlichen Sprachphilosophie*. Frankfurt/Main 1972, S. 102 ff.; sowie Werner Neumann et al.: *Theoretische Probleme der Sprachwissenschaft*. 2 Bde., Berlin 1976, Bd. 1, S. 319 ff. Bei Wolfgang Lorenz/Gerd Wotjak (*Zum Verhältnis von Abbild und Bedeutung. Überlegungen im Grenzbereich zwischen Erkenntnistheorie und Semantik*. Berlin 1977, S. 169 ff.) wird Weisgerbers Zwischenwelt- und Weltbildkonzept als „Sprachtotalitarismus“ gekennzeichnet, weil „die Sprache als Fixum gefaßt“ (ebd., S. 170) und jedoch „zweifelloso kein vorgegebenes Weltschema“ (ebd., S. 171) sei.

¹⁴⁹² Peter Michelsen: „Völkische Sprachwissenschaft? Kritische Bemerkungen zu Leo Weisgerbers Sprachtheorie“. In: *Deutsche Universitätszeitung*, 1956, Heft 4, S. 10

¹⁴⁹³ Ebd.; Herv. J. R.

¹⁴⁹⁴ Ebd., S. 11

darf: an diesem Umschlag der Extreme erkennt man Ideologie.“ Und, als apokryphe Anspielung: „Volkstum als Programm zu setzen ist Perversion“.¹⁴⁹⁵

Eine singuläre Ausnahme in diesen Jahren des Stillhaltens ist der nicht im universitären Betrieb beheimatete Walter Boehlich (vielleicht zu jener Zeit eine unabdingbare Voraussetzung, um einen anderen, Distanz schaffenden Sprechort einnehmen zu können). 1955 rezensiert er die zwei Halbbände *Vom Weltbild der deutschen Sprache* und meldet Bedenken an: „Die Übersteigerung des Gedankens von der entscheidenden Kraft sprachlicher Gegebenheiten beim Aufbau der persönlichen Weltvorstellung, die Betonung eng nationaler Gesichtspunkte darf wohl bedenklich erscheinen.“¹⁴⁹⁶ Entscheidend dann: „Die[] Berufung auf Humboldt ist höchst unangenehm, denn bei allem, was er zu Weisgerbers Gedanken beigetragen haben mag, bleibt es doch sehr zweideutig, Humboldt zum Muttersprachenapostel zu degradieren. In seinem Munde haben dieselben Vokabeln einen ganz anderen Klang; er dient nicht als Kronzeuge für einen Autor, dessen Sprachschatz durch fragwürdige Schlagwörter wie ‚völkisch‘, ‚Weltbild‘, ‚Weltanschauung‘ bestimmt ist“.¹⁴⁹⁷

Da war Boehlich ein Irrtum unterlaufen. Weisgerbers heftige Reaktion sah den Angegriffenen (fast) im wörtlichen Recht: „Ich könnte unbesorgt einen Preis aussetzen für den Nachweis eines einzigen Beleges für *völkisch* nicht nur in den besprochenen Bänden, sondern auch in meinen anderen Schriften; denn dieses Wort habe ich seit jeher bewußt vermieden. Ähnliches gilt für *Weltanschauung*, das bestimmt in meinem Werk nicht vorkommt.“¹⁴⁹⁸

Neun Jahre später kam Boehlich auf den Fall zurück. In engagierter, mancher mag sagen: impulsiver und damit aus dem Rahmen fallender Art gab er zu verstehen, daß er seinen „Teil dazu beitragen [wollte], den Augiasstall nationalistischer und postfaschistischer Forschung auszumisten. Ich glaubte, sagen zu dürfen und sagen zu müssen, daß gewisse Theorien nach Hitler nicht mehr ohne Widerspruch hingenommen werden könnten, daß gewisse Gelehrte sich das Recht auf Gehör verscherzt hätten“, eben z. B. Weisgerber, dessen

¹⁴⁹⁵ Ebd., S. 12. Das alles ist durchaus treffend, bleibt aber, wie gesagt, philosophische Kritik einer Sprachphilosophie, über deren Gehalte auch eine historisch-philologische Kritik Aussagen zu treffen hätte. Dann würde sich gleichfalls das diskussionswürdige Urteil stärken lassen: „Das ist nicht Sprachwissenschaft, das ist Sprachpolitik“ (ebd.). Doch an wissenschaftsgeschichtlichen Kontextualisierungen herrschte in den fünfziger Jahren kein Bedarf.

¹⁴⁹⁶ Walter Boehlich: „Über die Sprache“. In: *Merkur*, 1955, Heft 9, S. 892

¹⁴⁹⁷ Ebd., S. 893

¹⁴⁹⁸ Leo Weisgerber: „Von den Grenzen des Irrtums und der Verantwortung einer Schriftleitung“. In: *Wirkendes Wort*, 1955/56, Heft 2, S. 159. Im selben Heft sprang Paul Zinsli („Bedeutet muttersprachliche Betrachtung Nationalismus?“ In: ebd., S. 156) Weisgerber bei: „Niemand kann gegen Leo Weisgerber den Vorwurf des Nationalismus erheben“.

„Berufung auf Humboldt“¹⁴⁹⁹ Boehlich erneut angesichts „eines solchen Wahns“ nicht hinzunehmen gedachte.

Boehlich räumte ein, 1955 in der Wortwahl fehlgegangen zu sein, unterstrich indes, in der Sache richtiggelegen zu haben. Die Begriffe ‚völkisch‘ und ‚Weltanschauung‘ waren tatsächlich bei Weisgerber nicht zu finden (mit *zwei* Ausnahmen¹⁵⁰⁰). Das änderte aber nichts an Boehlichs Urteil, „daß der Weisgerbers Schriften von Beginn an innewohnende Nationalismus“¹⁵⁰¹ nicht nur ab 1933 zu einer spezifischen Ausprägung gelangt war, sondern in der Tetralogie *Von den Kräften der deutschen Sprache*, die etwa die 1939er Schrift *Die volkhafte Kräfte der Muttersprache* in erheblichen Teilen integrierte, seine Fortsetzung erfuhr. „Hatte er vergessen oder verdrängt, daß er unter Hitler gern ‚volkhafte‘ sagte – und einmal eben auch ‚völkisch‘ –, wo er heute ‚volkhafte‘ sagt, daß er unter Hitler gern ‚arteigen‘ nannte, was er heute ‚inhaltbezogen‘ nennt?“ Und: „Wo einer heute strenge Sachforschung treibt, braucht uns seine Vergangenheit nicht unbedingt zu interessieren, aber wo einer immer noch Thesen verfißt, mit denen er die nationalsozialistische Kulturbarbarei unterstützt hat, ohne sich heute noch auf Hitler berufen zu können und zu dürfen, muß man die Genesis seiner Ideen darstellen.“¹⁵⁰²

Boehlichs Belege aus diversen Schriften Weisgerbers, die hier im folgenden noch zur Kenntnis genommen werden, waren erdrückend. Weisgerbers neuerliche Antwort unterließ auch nur den Versuch, sie im Wortlaut zu widerlegen. Statt dessen reihte Weisgerber Lehrformeln aneinander¹⁵⁰³ und wagte einen Rückblick darauf, was möglich gewesen wäre, hätte nicht „eine primitive Rassenideologie“¹⁵⁰⁴, sondern womöglich eine elaborierte Oberhand gewonnen: „Mit einer unvoreingenommenen Rassenkunde hätte sich noch ein förderliches Gespräch ergeben können. Dagegen zeigte sich auf Schritt und Tritt, daß das Denken in Sprachgemeinschaften im Gegensatz zur nationalsozialistischen Rassendoktrin stand. [...] So stellten sich gegenüber: biologische Rassen-Utopien und geschichtliche

¹⁴⁹⁹ Walter Boehlich: „Irrte hier Walter Boehlich?“ In: *Frankfurter Hefte*, 1964, Heft 10, S. 731

¹⁵⁰⁰ Boehlich nannte nicht: Leo Weisgerber: „Die Muttersprache als völkische Schicksalsmacht“. In: *Die Westmark*, 1935/36, Heft 5, S. 249–252. Nicht überprüfbar ist die Annotation im Schriftenverzeichnis von Dutz („Usus manusque“, a. a. O., S. 241): „Im gesamten Text Ersetzung von ‚volkhafte‘ durch ‚völkisch‘ durch die Redaktion“. Abgesehen davon, daß im Text zweimal „volkhafte“, nicht ‚völkische‘ „Schicksalsmacht“ vorkommt: Fraglich ist, ob der Worttausch von Belang gewesen wäre; vgl. dazu Simon: „Materialien“, a. a. O., S. 155: „Nirgendwo in seinen Publikationen ist *volkhafte* – so der übliche Ausdruck bei Weisgerber – gegen den Begriff *völkisch* explizit abgegrenzt.“

¹⁵⁰¹ Boehlich: „Irrte hier Walter Boehlich?“, a. a. O., S. 732

¹⁵⁰² Ebd.

¹⁵⁰³ Leo Weisgerber: „Die Lehre von der Sprachgemeinschaft“. In: *Frankfurter Hefte*, 1965, Heft 3, S. 199: „Die Sprachgemeinschaft wird in ihrer allumspannenden Verbindlichkeit erkannt. Die Menschheit gliedert sich naturnotwendig, ausnahmslos und in nie unterbrochenem Zusammenhang in Sprachgemeinschaften, und diese Gemeinschaftsbindung beherrscht das geistige Leben jedes Menschen vom Beginn bis zum Ende, in jedem bewußten Augenblick mit ungeahnter Stärke wirksam.“

¹⁵⁰⁴ Ebd., S. 202

Sprachgemeinschaften; zerstörerische Auslesegedanken und geistige Menschheitsordnung; Herrenallüren und Zusammenwirken am gleichen Ziel; Ausmerzen des Andersartigen und Begrüßen aller Eigenwerte von allen Seiten. Weithin ergibt sich das Bild vom Sprachgedanken als Gegenpol, wenn nicht Antipoden des Rassegedankens.¹⁵⁰⁵

Statt Entgegenarbeiten ein Gegenüberstellen (es verbietet sich beinahe, über ein ‚Öffnungswort‘ wie *weithin* hier zu debattieren) – ob Weisgerber sein vehementes Auftreten und Wirken in der Öffentlichkeit im nachhinein nicht viel anders als bizarr begründete, sei dahingestellt: „Sollte nun, nachdem die breite Auseinandersetzung sowohl über den Volksbegriff wie über den Rassebegriff unmöglich geworden war, die Lehre von der Sprachgemeinschaft sich in die Studierstube zurückziehen? Wenn nicht, so gab es nur den einen Versuch, sie bei allen sich bietenden Gelegenheiten, ganz unabhängig von dem äußeren Anlaß, mit dem jeweils möglichen Nachdruck vorzutragen“¹⁵⁰⁶ – durch die mit *Deutsches Volk und deutsche Sprache* zum Buch gebundenen Vorträge am Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt/Main, z. B.: „Eine Spätwirkung zeigte sich in einer Mitteilung von 1938, in der ein Sachbearbeiter des Reichserziehungsministeriums bekannte, daß er unter dem Eindruck dieser Vorträge versucht habe, in die Richtlinien für den Deutschunterricht eine verstärkte Betonung vertieften Sprachunterrichts hineinzubringen. Zugleich bat er mich, in dafür einzuberufenden Lehrgängen die Grundlagen dieser Sprachbetrachtung zu veranschaulichen. War es zu verantworten, eine solche Gelegenheit, den üblichen nationalsozialistischen Phrasen geistbezogene Überlegungen entgegenzusetzen, unbenutzt zu lassen?“¹⁵⁰⁷

Merkwürdig bei alledem ist jedoch insbesondere, daß Weisgerber zu seiner Rechtfertigung die Arbeit „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur“ erwähnte¹⁵⁰⁸ und außerdem Glässers Kritik anführte, um sich vom Vorwurf der Nähe zu NS-Rassenideologemen freizusprechen, hatte doch Glässer auch auf Abschnitte in erwähntem Beitrag hingewiesen, die bezeugen, wie sich Weisgerber rassenideologischen ‚Argumenten‘ im mindesten angenähert hatte (die gänzlich unmißverständlichen Passagen, über die gleich zu sprechen sein wird, ließ Glässer, warum auch immer, beiseite). Konnte sich Weisgerber jetzt, 1965, dessen sicher sein, daß niemand mehr einen Blick auf den Text werfen würde?

Läßt man den Text sprechen, stößt man auf die an den zeitnahen Publikationen bereits als signifikant beobachtete Schwankung und Widersprüchlichkeit. „Für den Sprachforscher

¹⁵⁰⁵ Ebd.

¹⁵⁰⁶ Ebd., S. 204

¹⁵⁰⁷ Ebd.

¹⁵⁰⁸ Mit der „explizit und implizit Stellungen gegen das Rassedenken aufgebaut“ (ebd., S. 203) worden seien; vgl. des weiteren ebd., S. 202, Anm. 3. Auch in „Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“ (a. a. O., S. 34, Anm. 21) findet sich ein solcher Verweis.

kann es sich gewiß nicht darum handeln, in dem noch stark bewegten Meinungsstreit der Rassenforschung voreilig Partei zu ergreifen oder für die Einschätzung der beiden Größen Rasse und Sprache einseitig das zugunsten der Sprache Verwertbare herauszugreifen“¹⁵⁰⁹, scheint sich Weisgerber, „das nötige Miteinander von Rassen- und Sprachforschung“ in extenso erörternd, bereits klar zu positionieren. Ebenso zielbewußt fragt er: „Sollte es nicht Zusammenhänge zwischen der geistigen Veranlagung der Rassen und der inneren Form der Sprachen geben?“¹⁵¹⁰

Der „aussichtsreiche Ansatzpunkt für die Aufhellung der Beziehungen zwischen Sprache und Rasse“ sei somit die Annahme der „Möglichkeit einer Wechselwirkung und damit auch eines Anteils der Sprache am Aufbau der Rassen“.¹⁵¹¹ Einzuräumen sei allerdings, daß sprachgeschichtliche Veränderungen „nicht rassenmäßige, sondern geistig-kulturelle Gründe haben“¹⁵¹². Zugleich sei das „Aufmerken darauf [unerläßlich], wo von den biologischen Gegebenheiten her auch das geistige Leben, insbesondere der inhaltliche Aufbau der Sprachwelt mitbedingt sein kann.“¹⁵¹³ Dennoch müsse – schon im nächsten Satz – bedacht werden, „daß die biologischen Gegebenheiten und Gesetze der Rassenbildung nicht ausreichen, um als entscheidender Faktor bei der Prägung einer Sprache beteiligt zu sein. Sichere Einflüsse der Rasse auf die Sprache sind überhaupt noch nicht nachgewiesen; in vielen Teilen sind Wirkungen der Rasse ausgeschlossen.“ Und unmittelbar daran anschließend: „Wir dürfen aber nicht so weit gehen, nun jeden Zusammenhang zwischen diesen beiden Größen zu leugnen; die Verbindung zwischen Blut und Geist kann nicht an dieser entscheidenden Stelle zerrissen sein“.¹⁵¹⁴

Was Weisgerber hier intendiert, ist nicht klar – außer daß er im Gespräch bleiben möchte. Im Schlußkapitel „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft“ wählt er dann den Weg der unzweideutigen Hinwendung zu einer „Volkstheorie“, die sich mit der „Rassentheorie“ verbündet. Jetzt bejaht er jüngere Überlegungen, in denen der „Begriff des Volkes“ und verwandte Termini „immer“ in Verbindung „gesehen werden zu den blutmäßigen Grundlagen des Volkstums“, und er begrüßt die Orientierung auf „das

¹⁵⁰⁹ Weisgerber 1934, S. 173

¹⁵¹⁰ Ebd., S. 171; vgl. ebd., S. 177: Eine „Problemstellung, die eingehende Forschungsarbeit lohnen würde“, wäre der „Nachweis des ursächlichen Zusammenhangs zwischen der seelischen Eigenart einer Rasse und der inneren Sprachform“.

¹⁵¹¹ Ebd., S. 174

¹⁵¹² Ebd., S. 175; vgl. auch ebd., S. 180: „Die Ableitung des Weltbildes einer Sprache aus der Veranlagung einer auf irgendeine Weise biologisch zusammengehaltenen Menschengruppe wird immer daran scheitern, daß eine Sprache keine Größe aus der Ordnung der Natur, sondern eine Erscheinungsform des Geistes ist.“

¹⁵¹³ Ebd., S. 178 f.

¹⁵¹⁴ Ebd., S. 179

Völkische“¹⁵¹⁵. Die ‚wissenschaftsgeschichtliche‘ Verkettung ist für Weisgerber schlüssig aus der Logik der Entwicklung des Faches seit 1918 herzuleiten: „Mit der Besinnung auf die durch keine äußeren Schicksalsschläge zerstörbaren Werte und Kräfte trat in Deutschland der Volksbegriff wieder in den Vordergrund, und in seiner Ausgestaltung macht sich das ganze Erleben der Kriegs- und Nachkriegszeit geltend. [...] Das Band, das die staatlich abgetrennten und volklich bedrohten Teile am stärksten mit dem staatlich geeinten Kern verbindet, ist unzweifelhaft die Sprache [...]. Neben dieser Beachtung der volkbildenden Kraft der Sprache treten aber andere Gedanken immer stärker hervor, die die Wurzeln des Volkslebens im *Völkischen*, in den Bindungen durch Blut und Boden, aufsuchen.“¹⁵¹⁶

Wie Weisgerber diese ‚Gedanken‘ bewertet und welche Schlüsse er daraus zieht, verträgt sich kaum mit seiner späteren Insistenz auf ‚explizite und implizite Gegnerschaft‘. Die „Volkstheorie“ müsse nämlich nun unverrückbar mit zwei „primären Bedingungen“ arbeiten; jene seien „die Verbundenheit durch Abstammung als übergeordnete Größe und die Gemeinschaft durch Sprache als Merkmal der Umgrenzung.“¹⁵¹⁷

Weil es „durchaus richtig“ sei, „daß die bloße Tatsache des Vorhandenseins einer Sprache doch nicht dem entspreche, was insbesondere der neuzeitliche Volksbegriff umschließt“¹⁵¹⁸, sei es somit vonnöten, ein erweiterndes und korrigierendes Kriterium einzuführen, ein Kriterium, das neben oder sogar vor der identitätspolitischen Dimension der Sprache die Möglichkeit der Selektion an die Hand gibt. Zuzustimmen sei der Auffassung, „daß die Sprachgemeinschaft nicht in allen ihren Gliedern unbedingt volkhaft Wertvolles zu umfassen brauche, sondern daß sie möglicherweise Menschen mit einschließe, die sogar ein Hindernis bei der Verwirklichung der Volksgemeinschaft darstellen können.“¹⁵¹⁹ „Denn dies ist doch zweifellos der tiefere Sinn des Rassegedankens und in seiner stärkeren Betonung in bezug auf die Volksgemeinschaft, daß die Volksgemeinschaft ihre natürliche Begründung in der Schicht des Biologischen finde.“ Volksgemeinschaft als naturhaftes Gebilde, das nun das gleichermaßen naturhaft konzipierte Gebilde der Sprachgemeinschaft ‚beerbt‘, sei am Maßstab der ‚naturgemäßen Zusammensetzung‘ zu beurteilen, weshalb Weisgerber es für richtig erachtet, daß „der heutige Rassebegriff“ „zur vollen Verwirklichung des Volksideals eine Auslese aus den im Laufe der Geschichte entstandenen Menschengruppen für nötig“¹⁵²⁰ hält.

¹⁵¹⁵ Ebd., S. 216

¹⁵¹⁶ Ebd., S. 218; Herv. J. R.

¹⁵¹⁷ Ebd., S. 220

¹⁵¹⁸ Ebd., S. 221

¹⁵¹⁹ Ebd., S. 226

¹⁵²⁰ Ebd., S. 228

Das ‚förderliche Gespräch‘ der Sprachwissenschaft, die nunmehr zugesteht, daß „gewisse seelische oder geistige Rassenanlagen, die für die Ausgestaltung des Weltbildes einer Sprache vielleicht nicht so wichtig waren, möglicherweise eine größere Bedeutung als Quelle von Verhaltensweisen im volklichen Zusammenleben besitzen“¹⁵²¹, mit ‚einer unvoreingenommenen Rassenkunde‘ regt daher zu folgenden Stellungnahmen an: 1) Man dürfe den „Grundsatz des Rassedenkens [...] nicht aufgeben [...], wenn man nicht gewisse Grundzüge der Ordnung der Menschheit ganz verwischen will“¹⁵²²; 2) sei zu bedenken, „daß, um den Kräften der Rasse ausreichende Wirksamkeit zu sichern, von neuem ein Auslesevorgang einsetzen müßte“¹⁵²³. 3) „Keine Meinungsverschiedenheit besteht im Hinblick auf die eugenischen Bestrebungen, die vielfach von Rassenhygiene sprechen im Sinne der Förderung von erbgesundem Nachwuchs; denn diese Forderung wäre ebenso dringlich vom Standpunkt der Sprachwissenschaft aus zu erheben, die ihre Aufgaben um so besser erfüllen kann, je vollwertiger ihre Mitglieder in jeder Hinsicht sind.“¹⁵²⁴

Die Aufgabenverteilung im Miteinander scheint für Weisgerber jetzt grundsätzlich geklärt zu sein, da er erörtert, „daß der Rassegedanke seinem Wesen nach mehr das Ziel der Auslese, der Sprachgedanke dagegen mehr das Ziel der Gemeinschaft in den Vordergrund stellt“¹⁵²⁵. Der Einsatz der Sprachwissenschaft kann jedoch auch in direkter Unterordnung projiziert werden, sobald „der Einwand“ erwogen wird, „daß die Sprachgemeinschaft auch Menschen mitumfassen könne, die für die Volksgemeinschaft nicht in Frage kämen. Dieser Punkt ist hier zu erwähnen, weil verschiedene ihn betreffende Anschauungen auftauchten in den Erörterungen unserer Zeit über das Judenproblem.“¹⁵²⁶

An dieser Stelle verweist Weisgerber auf jenen antisemitischen Hetzartikel von Heinrich Banniza von Bazan, den er nach 1945 neben Glässers Anmerkungen als Beleg dafür nannte, warum ihn das eigene geistgetragene Konzept der Gemeinschaft in prinzipiellen Gegensatz zur rassenideologischen Sprachlehre gebracht hatte. Bei Banniza von Bazan hatte es 1933 geheißen, „daß bei dem heutigen Stande der Rassenwissenschaft Sprachgemeinschaft nicht mehr ohne den rassischen Hintergrund gesehen werden darf. Es gibt eine echte Sprachgemeinschaft, die das Volksganze trägt. Zu ihr gehören aber nicht alle, die sich der Sprache bedienen. Während die einen sie als bestes Erbgut pflegen, haben die anderen sie nur

¹⁵²¹ Ebd., S. 229

¹⁵²² Ebd.

¹⁵²³ Ebd., S. 230

¹⁵²⁴ Ebd., S. 229

¹⁵²⁵ Ebd., S. 230

¹⁵²⁶ Ebd.

auf Zeit entlehnt, ohne jemals rechte Eigentümer zu werden.“¹⁵²⁷ Die anderen, das sind „die deutschen Juden“¹⁵²⁸.

Schwammig kommentiert Weisgerber 1934 Bannizas ‚Überlegungen‘ darüber, „daß“ – so Weisgerbers Worte – „eine Gruppe, obwohl sie die Sprache einer größeren Gemeinschaft gebrauchte, innerlich nicht zur Sprachgemeinschaft gehöre, weil ihr der volle Zugang zur Sprache und zur Verwirklichung der Sprachgemeinschaft aus Gründen volklicher oder rassenmäßiger Art verschlossen sei“¹⁵²⁹; nämlich so: „Die Entscheidung, was an diesem Argument haltbar ist, müßte wohl daraus entnommen werden, in welchem Sinne es verallgemeinert werden könnte, ohne zu unmöglichen Folgerungen zu führen. Da man nicht jedem volklich oder rassistisch Fremden mit unbeschränkter Zeitdauer die Möglichkeit des Zuganges zur Sprachgemeinschaft absprechen kann, so wären die besonderen Bedingungen namhaft zu machen, unter denen der Fall eintritt“.¹⁵³⁰ Im besonderen Fall des ‚Judenproblems‘ „käme alles darauf an, die Bedingungen, die zu einer solchen Folgerung führen könnten, ausreichend zu kennzeichnen und die Folgerungen so abzuleiten, daß sie nicht willkürlicher Anwendung zugänglich sind, insbesondere nicht auf sprachliche Minderheiten in verschiedenen Staaten.“¹⁵³¹

Man darf in diesen und den vorangegangenen Äußerungen, wie es jüngst Roß getan hat, „eine Unterstützung der rassistischen Position“¹⁵³² sehen. Walter Boehlich charakterisierte letzteres Zitat als eine „Billigung der Judenpolitik Hitlers, verknüpft mit dem Rate, sich für diese Politik Argumente zu suchen, die um keinen Preis von anderen gleichfalls als Argumente gegen deutsche Minderheiten im Ausland verwendet werden könnten. Das ist infam.“¹⁵³³ Weisgerber seinerseits umschrieb 1967, wie gehört, seine damalige Position so: Es „war die völlige Gleichberechtigung der Juden deutscher Muttersprache in der deutschen Sprachgemeinschaft konsequent zu verteidigen“.

III. 4. 1. 3. Universität und ‚volkspolitischer Raum‘, inneres und äußeres Engagement

Wenn heute durch zwei der wenigen germanistischen Sprachwissenschaftshistoriker, die sich mit der Geschichte des Faches zwischen 1933 und 1945 und darüber hinaus fortgesetzt

¹⁵²⁷ Banniza von Bazan, a. a. O., S. 424

¹⁵²⁸ Ebd., S. 422

¹⁵²⁹ Weisgerber 1934, S. 231 f.

¹⁵³⁰ Ebd., S. 232

¹⁵³¹ Ebd.

¹⁵³² Roß, a. a. O., S. 101

¹⁵³³ Boehlich: „Irrte hier Walter Boehlich?“, a. a. O., S. 733

intensiv beschäftigen, vorgetragen wird, Weisgerber sei „ein ideologischer Zuträger des Nationalsozialismus“ gewesen, der „seinen Lehrstuhl nach 1945 keineswegs räumen“¹⁵³⁴ mußte, dann bezeugt sich im angesprochenen Konnex Werk–Lehre/Leben eine für die Nachkriegsgeschichte nicht ungewöhnliche Kontinuität. Diese Kontinuität erhellt sich im Falle Weisgerbers aber auch rückwirkend, also für den Umbruch im Jahr 1933, noch einmal, sofern universitätsinterne Vorgänge zutage treten.

Ein erst 1999 erschienenes, von Hans-Paul Höpfner verfaßtes Handbuch des Archivs der Universität Bonn über „akademische Biographien unter nationalsozialistischer Herrschaft“¹⁵³⁵ widmet sich im Kapitel zur Sprachwissenschaft fast ausschließlich den Verwicklungen um die Neubesetzung des 1932 vakant gewordenen Lehrstuhls von Eduard Schwyzer; sie hätten sich „zu einer fast 10 Jahre dauernden Auseinandersetzung um die Person Leo Weisgerbers“¹⁵³⁶ entwickelt.

Im Frühjahr 1933 löste Weisgerbers starke konfessionelle Bindung „Streitigkeiten“ innerhalb der Universität aus, und die Angelegenheit ruhte wieder. Im Dezember des Jahres teilt aber dann der Dekan der Philosophischen Fakultät, Erich Rothacker, dem Ministerium in Berlin mit, man halte „mit völliger Einmütigkeit“ an Weisgerber fest. Rothacker „engagierte sich anfangs sehr für eine nationalsozialistische Umgestaltung der Geisteswissenschaften zu einer Volkswissenschaft“, heißt es bei Höpfner, und in dieser Hinsicht habe man, so Rothackers Stellungnahme laut Höpfner, über Weisgerbers „politische Zuverlässigkeit [...] inzwischen ausnahmslos nur Positives erfahren“.¹⁵³⁷

Nach Rothackers Auffassung füge sich „die volkhafte Sprachtheorie Weisgerbers“ in „dieses Denkgebäude“ – in die Volkswissenschaft – „nahtlos ein“. Rothacker schreibt nach Berlin: „Wir brauchen nunmehr einen ganz energischen Mann, der neu aufbaut.“ Dieser Mann soll Weisgerber sein. „Ich habe auch die feste Überzeugung, dass derselbe im Laufe der Entwicklung der letzten Jahre seinen politischen Standpunkt weitgehend revidierte.“¹⁵³⁸

Mit der Revision ist lediglich Weisgerbers Katholizismus gemeint, der in Berlin nach wie vor Ablehnung hervorruft. Ein erneuter Vorschlag zugunsten Weisgerbers im Herbst

¹⁵³⁴ Joachim Lerchenmüller/Gerd Simon: *Masken-Wechsel. Wie der SS-Hauptsturmführer Schneider zum BRD-Hochschulrektor wurde und andere Geschichten über die Wendigkeit deutscher Wissenschaft im 20. Jahrhundert*. Tübingen 1999, S. 302 f. Die Autoren zitieren einen Brief Weisgerbers vom 26. September 1949, in dem er sich „zu den ersten Bonner Professoren“ zählt, „die im September 1945 in ihrem Amt durch die britische Militärregierung bestätigt wurden, und ausserdem durch die amerikanischen Spruchkammern als von dem Gesetz zur Befreiung vom Nationalsozialismus nicht betroffen erklärt“ (ebd., S. 303).

¹⁵³⁵ Hans-Paul Höpfner: *Die Universität Bonn im Dritten Reich. Akademische Biographien unter nationalsozialistischer Herrschaft*. Bonn 1999

¹⁵³⁶ Ebd., S. 409

¹⁵³⁷ Ebd., S. 410

¹⁵³⁸ Zit. nach ebd., S. 410 f.

1934 scheitert ebenfalls. Weisgerber wendet sich deshalb Ende Januar 1935 persönlich an Rothacker. Was er ihm gegenüber brieflich herausstreicht, ist die unverbrüchliche Kontinuität der eigenen Werkentfaltung, die Zuverlässigkeit, ja Unbeirrbarkeit in Fragen der Gegenstandsauffassung und des methodischen Zugriffs. So sei er von Anbeginn prädestiniert gewesen für den engagierten Einsatz im Rahmen des Aufbaus „einer Volkswissenschaft“:

„Dass meine Arbeit an dem Aufkommen und Durchsetzen eines volkhaften Sprachbegriffes beteiligt ist, ist anerkannt. Die Jahreszahlen meiner Veröffentlichungen und Vorlesungen zeigen, dass diese Tätigkeit *zielbewußt nicht etwa erst seit dem Januar 1933, sondern seit Beginn meines Wirkens* verfolgt wurde. Es sprachen *schon immer* Gründe dafür, wenn ich glaube, Anrecht und Möglichkeit zum Mitaufbau einer Volkswissenschaft, so wie Sie sie in Bonn planen, zu besitzen. [...] Hätte die Bonner Fakultät 1932 nach Vertretern einer volksbezogenen, von neuem Geist erfüllten Sprachwissenschaft gefragt, so wäre wohl dem Lehrstuhl eine so lange Vakanz und mir eine der bittersten Zeiten meines Lebens erspart geblieben.“¹⁵³⁹

Verbitterung und Wunsch nach voller institutioneller Integration der eigenen, der ‚neuen Zeit‘ auf den Leib geschneiderten Sprachlehre – das eine löst sich nicht auf, das andere bleibt auch in der Folge unerfüllt.¹⁵⁴⁰ Kurz nach Weisgerbers eindringlichem Schreiben unternimmt Rothacker gleichwohl einen weiteren Vorstoß. Diesmal argumentiert er, Weisgerber habe, so Höpfners Zusammenfassung der Rothackerschen Intervention, „vor allem mit seinem Buch *Muttersprache und Geistesbildung* den Versuch einer zeitgemäßen und zugleich wissenschaftlich stichhaltigen Einschmelzung der Ideen Volk und Vaterland in die Methodik seines Fachgebietes unternommen.“¹⁵⁴¹

Weil das Ministerium dennoch seine Auffassung beibehielt (und daher Gerhard Deeters berufen wurde), „wandte sich Weisgerber“ im Mai 1935 „in einem“, wie es Höpfner ausdrückt, „etwas ungewöhnlichen Brief an den Reichserziehungsminister, in dem er betonte, daß der Lehrstuhl in Bonn ihm die volle Erfüllung seiner wissenschaftlichen und damit verbundenen volkspolitischen Arbeiten ermöglichen könne.“¹⁵⁴²

¹⁵³⁹ Zit. nach ebd., S. 412; Herv. J. R.

¹⁵⁴⁰ Vgl. ebd., S. 412 f., zur skeptischen Beurteilung Weisgerbers durch das Hauptamt für Erziehung der NSDAP-Reichsleitung, weil sich Weisgerber in Rostock für den wegen „Beleidigung des ‚Führers‘“ zu einer Haftstrafe verurteilten Pfarrer Wilhelm Leffers eingesetzt hatte.

¹⁵⁴¹ Ebd., S. 413

¹⁵⁴² Ebd., S. 414. Den entsprechenden Wortlaut gibt Höpfner nicht wieder – er könnte aufschlußreich sein. Die dann zitierten Passagen (ebd., S. 414 f.) vermitteln lediglich einen Eindruck von Weisgerbers Ehrerbietigkeit.

Weisgerber nahm in den folgenden Jahren den Umweg über Marburg, wurde 1940 Zensuroffizier in Rennes (als „Sonderführer“ der Propagandaabteilung Frankreich)¹⁵⁴³ und war ebenda verantwortlicher Leiter des bretonischen Senders,¹⁵⁴⁴ der der Verschärfung separatistischer Tendenzen diente. Joachim Lerchenmüller faßt zu Weisgerbers volks- und wehrpolitischem Engagement – das Weisgerber selbst im März 1944 gegenüber dem Rektor der Universität Bonn so beurteilte: „Die Ausweitung, die der volkhafte Sprachbegriff gerade auch während der Kriegszeit gewinnen konnte, ist mir eine Bestätigung dafür, dass das wissenschaftliche Bemühen an seiner Stelle die Kräfte mit weckt und stärkt, durch die wir den Kampf um das deutsche Schicksal siegreich bestehen werden“¹⁵⁴⁵ – folgendes zusammen: „Weisgerbers Tätigkeit diente der Vorbereitung einer germanozentrischen Nachkriegsordnung in Europa und folgte der volkstumpolitischen Strategie der SS in Nord- und Westeuropa – das heißt: die aktive Förderung der kulturellen, wissenschaftlichen, sprachpolitischen und sozialen Bestrebungen *einerseits*, die strenge Kontrolle und ggf. Unterdrückung aller unerwünschten politischen Initiativen dieser Volksgruppen *andererseits*. [...] Evident ist, daß er [Weisgerber; J. R.] im Unterschied zu anderen über die unmittelbare und inneruniversitäre Wissenschaft hinaus sich politisch-militärisch für die Ziele des Dritten Reiches engagierte. Ebenso unwiderlegbar klar ist, daß er im Rahmen dieses Engagements mit der SS zusammenarbeitete. In einem Fall ist nachgewiesen, daß er ‚Gegner‘ politisch denunzierte und für ihre Entfernung sorgte: Henri Fréville dokumentierte in seiner 1985 erschienenen Studie über die Bretagne 1940–44, daß Weisgerber an der Entlassung des Präfekten von Rennes, François Ripert, beteiligt war, der als Gaullist galt und bretonische

¹⁵⁴³ Als ‚volkswissenschaftlicher‘ und ‚volkspolitischer‘ Qualifikationsnachweis erscheint Leo Weisgerber: *Das Bretonentum nach Raum, Zahl und Lebenskraft*. Halle 1940. Ebd., S. 28, ist z. B. in Übereinstimmung mit den andernorts unablässigen Ausführungen zu den Sprachkämpfen des „deutschen Volkes“ zu lesen: „Entscheidend ist [...] für die Beurteilung der Lebenskraft eines Volkstums, ob an einer bestimmten Stelle eine Gegenwehr einsetzt, ob die mit der angestammten Muttersprache gegebenen Werte sich so spürbar machen, daß die mit der fremden Sprache [dem ‚oktroierten‘ Französisch; J. R.] verbundenen Vorteile daneben als zweitrangig erscheinen. Es ist die Lage, die bei ernstlicher Bedrohung der eigenen Sprache entsteht und in der dann aus volklichem Instinkt heraus der Kampf um das Recht auf Muttersprache einsetzt.“ So, wie „der Aufstieg Englands [...] das Verderben der Kelten“ (ebd., S. 39) bedeutet habe, bedrohe die französische Zentralregierung ‚die Bretonen‘. Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs aber habe eine „bretonische Spracharbeit“ (ebd., S. 30) eingesetzt, deren Früchte sich nun, unter der Besatzung Frankreichs, ernten ließen, indem man den Separatismus unterstütze: „In dieser Weise wirkt sich die Lebenskraft der bretonischen Sprache aus als Rückhalt für das Selbstbewußtsein des Gesamtbretonentums“ (ebd., S. 37).

Vgl. hierzu auch Nelly Blanchard: „‚Volk‘, ‚Muttersprache‘ und ‚Bretonentum‘ bei Weisgerber“. In: *Deutsche Keltologie*, a. a. O., S. 147–154; sowie Joachim Lerchenmüller: „Von Krieg und Nach-Krieg. Vergangenheit und Vergangenheitskonflikte der deutschen Keltologie im 20. Jahrhundert“. In: ebd., S. 247–255; sowie ders.: „Keltologie“. In: *Rolle der Geisteswissenschaften*, a. a. O., S. 138–163; und Reiner Luyken: „Keltisch als Geheimwaffe“. In: *Die Zeit*, 19. Juli 1996, S. 30

¹⁵⁴⁴ Vgl. Simon: „Zündschnur“, a. a. O., S. 38 ff.; ebd., S. 47, Weisgerbers Äußerung zur Rundfunkarbeit: Durch sie „konnte das alte Anliegen der Bretonen, ihre volksmässigen Eigenarten auch im Bereiche des Rundfunks gepflegt zu sehen, Ansatzpunkte bieten, die in wehr- und kulturpolitischer Hinsicht zu beachten waren.“

¹⁵⁴⁵ Zit. nach Lerchenmüller: „Wissenschaft im Weltanschauungskrieg“, a. a. O., S. 194

Unabhängigkeitsbestrebungen bekämpfte. Fest steht aber auch, soweit wir heute wissen, daß sich Leo Weisgerber keiner Verbrechen schuldig gemacht hat, weder nach damaligen noch nach heute gültigen Rechtsnormen. Er war weder an der Deportation von Juden aus Frankreich noch an der Verfolgung anderer Minderheiten oder etwa an der Durchführung des berüchtigten ‚Nacht- und Nebel-Erlasses‘ direkt beteiligt.“¹⁵⁴⁶

1942 hatte Weisgerbers Berufung nach Bonn,¹⁵⁴⁷ die die inhaltliche und persönliche Kontinuität seiner sprachtheoretischen und -politischen Anstrengungen über die beiden Zeitmarken ‚1933‘ und ‚1945‘ hinweg gewissermaßen institutionell ratifizierte, sodann nichts mehr im Wege gestanden, weil, so Höpfner, „Weisgerbers Propagandatätigkeit in der Bretagne seine [sic!] Wirkung nicht verfehlt hatte. Die Bemühungen hatten diesmal Erfolg, so daß Weisgerber schließlich den ersehnten Ruf nach Bonn erhielt.“¹⁵⁴⁸

Das Erreichte deutete Weisgerber in seiner Antrittsvorlesung wie folgt: Es sei, um sich der „Aufgaben im Ganzen der Wissenschaft und des Volkslebens“ zu stellen, „nichts [...] nötiger, als sich immer wieder des Zieles und des Weges zu vergewissern und der Art, wie sich innerhalb der Bahnen hochschulmäßiger Lehre die Ergebnisse erzielen lassen, die dem

¹⁵⁴⁶ Ebd., S. 192 f.

¹⁵⁴⁷ Seine Antrittsvorlesung hält er, wie oben angemerkt, erst am 23. Februar 1944. Sie durchzieht, gleich allen sprachgeschichtlichen und dem überwiegenden Teil der sprachtheoretischen Arbeiten, die obsessive Orientierung auf Fragen der Grenzen, der Grenzfindung und -ziehung; vgl. Weisgerber: „Deutsch und Welsch“, a. a. O., S. 239 ff. – Kristallisationspunkt ist immer ein „Kennwort volklicher Verschiedenheit“ (ebd., S. 239), das auf das „Begreifen volklicher Eigenart“ (ebd., S. 240) hinleitet und im Gegenzug den „Inbegriff dessen, was seiner Herkunft und Eigenart nach fremd war“ (ebd., S. 244), identifiziert. „Und hier ist die Stelle von *walhisk*, des Wortes für das volklich Andersartige, das sich aus der Entwicklung langer Zeit herausgestaltet hatte.“ (Ebd., S. 246) So sei demgegenüber mit der Gewinnung „des Wortes *deutsch*, jener Prägung aus der Zeit um 700“, „auch im Bereich des Bewußten den volklichen Triebkräften die Wirksamkeit gesichert, die sie im Unbewußten und Gefühlsmäßigen seit je besaßen“ (ebd., S. 247).

Vgl. etwa auch den noch im März 1945 der Akademie der Wissenschaften in Göttingen vorgelegten Beitrag „Die dreifache Wurzel des Begriffes Deutsch“ (in: Weisgerber: *Sinn*, a. a. O., S. 284): „Die geschichtliche Leistung des ahd. *diutisk* besteht darin, daß es das im fränkischen Grenzkampf gewonnene Bewußtsein von den eigenen Werten verband mit der im Herausstellen der *theodisca lingua* ausgeprägten Erkenntnis von der Reichweite der inneren Kräfte des Volkslebens und dem aus dem neubelebten *teutonicus* sprechenden Wissen von den geschichtlichen Wurzeln des Volkstums.“ Vgl. des weiteren Leo Weisgerber: *Theudisk. Der deutsche Volksname und die westliche Sprachgrenze*. Marburg 1940, S. 2: „Der Name *Deutsch* ist ein Wahrzeichen, das uns von der Sprache als einer Grundbedingung deutscher Volksgemeinschaft kündigt“. In der *Muttersprache* erschien zu *Theudisk* eine Besprechung, die resümiert: „[A]m Ende nennt sich das Herzvolk Europas nach seiner Muttersprache. In der Bildung der neuen Bezeichnung [...] zeigt sich völkisches Schicksal und zielstrebiges Wollen.“ So gehe es Weisgerber darum, „festzustellen, wie gerade auch vom Sprachlichen her das wachgerufen wird, was uns heute alle beglückt: die blutgebundene Einheit des Volkes.“ (Paul Abl: „Rezension von: Joh. Leo Weisgerber: *Theudisk* [...]“. In: *Muttersprache*, 1941, 56. Jg., S. 30) – 1965 stellte Weisgerber dagegen seine wortgeschichtlichen Forschungen als „Möglichkeit, dem Rassenwahn entgegenzuarbeiten“ (Weisgerber: „Lehre von der Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 204), dar.

¹⁵⁴⁸ Höpfner, a. a. O., S. 416. Anzumerken wäre, daß Höpfners (knappe) abschließende Einschätzung der systematischen Leistungen Weisgerbers mit den beschriebenen Vorgängen und mit den Dokumenten nicht zur Deckung zu bringen ist: „Sein ‚Weltbild der deutschen Sprache‘ hatte [...] genausowenig mit der nationalsozialistischen ‚Weltanschauung‘ zu tun wie sein Begriff ‚volklich‘ mit ‚völkisch‘. Es wurde übersehen, daß die Sprachgemeinschaft, von der Weisgerber sprach, eine geistige Gemeinschaft war und keine politische.“ (Ebd., S. 417) Der Gewährsmann ist hier Gipper, und Gipper hat es immer unterlassen, auf einen einzigen der einschlägigen Weisgerber-Texte auch nur hinzuweisen.

Volke gemäß dem Auftrag, den es als Treuhänder der wissenschaftlichen Arbeit erteilt, zuwachsen, ebenso in der vor allem auf die Eigenverantwortung des Forschers gestellten Tätigkeit ruhiger Jahre wie in der strafferen Ausrichtung auf die Bewältigung einer volklichen Schicksalsaufgabe, bei der auch dem wissenschaftlichen Bereich Aufgaben zukommen *wie noch in keiner Zeit zuvor*.¹⁵⁴⁹

Danach kommentierte Weisgerber die eigene Form der Bewältigung dieser Aufgaben. Es habe „nicht zuletzt die Kriegszeit bewiesen [...], daß aus den selbstlosesten Formen wissenschaftlicher Arbeit mit die dauerhaftesten Nachwirkungen auch im Völkerleben erwachsen können, so wie im Gange der Ereignisse auch ein scheinbar abgelegenes Wissensgebiet [wie die Keltologie; J. R.] eine unerwartet praktische Bedeutung erhalten konnte“¹⁵⁵⁰ – als Kriegswissenschaft, deren Ziele und deren Bewährung sich in der Logik der Laufbahn¹⁵⁵¹ abgezeichnet hatten:

„Insbesondere führt ein gerader Weg von der Antrittsvorlesung über ‚Die innere Form der neuhochdeutschen Sprache‘, mit der ich hier vor neunzehn Jahren meine akademische Lehrtätigkeit begann, zu dem immer tieferen Erfassen der Bedeutung, die der Muttersprache im Leben eines Volkes zukommt. Daß diese Arbeit längst über die Studierstube hinausgewachsen ist, daß der volkhafte Sprachbegriff ebenso als Ansatzpunkt für eine Erneuerung der muttersprachlichen Erziehung wie als Antrieb für den Einsatz der Muttersprache im Daseinskampf unseres Volkes wirksam wurde, ist ein Grund mehr, die wissenschaftliche Erforschung der zahllosen Probleme, die damit gegeben sind, immer weiter zu vertiefen und die Zusammenhänge klarzulegen, auf denen die Wirksamkeit der Muttersprache als einer Grundkraft der inneren Einheit und der äußeren Geltung eines Volkes beruht. Damit ist eine im schönsten Sinne deutsche Aufgabe gestellt, deren Bearbeitung ebenso die Grundlagen erneuert, die der deutschen Sprachforschung zu wiederholten Malen einen entscheidenden Beitrag zum Fortschreiten der Sprachwissenschaft ermöglichten, wie sie Gedanken in unser

¹⁵⁴⁹ Weisgerber: „Deutsch und Welsch“, a. a. O., S. 233; Herv. J. R. Zum ‚Auftrag des Volkes‘ an die Wissenschaft vgl. auch die Formulierung aus dem Jahr 1934: „[D]ie Kraft, die unsere Sprachwissenschaft [...] umgeformt hat, war ja keine andere als diese innere Bindung an das Schicksal unseres Volkes, die Form, in der unser volkliches Erleben in eigengesetzlicher Weise die wissenschaftliche Arbeit ergriff und lenkte.“ (Weisgerber: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft“, a. a. O., S. 291)

¹⁵⁵⁰ Weisgerber: „Deutsch und Welsch“, S. 233 f.

¹⁵⁵¹ Es darf hier auf ein lebensgeschichtliches Detail hingewiesen werden. In seinem Nachruf auf Rudolf Thurneysen (Leo Weisgerber: „Rudolf Thurneysen (1857–1949). Eine Epoche deutscher Keltologie“. In: *Zeitschrift für keltische Philologie und Volksforschung*, 1941, Heft 3, S. 290) erzählt Weisgerber: „[E]s wird keiner unter Thurneysens zahlreichen Schülern sein, der nicht an einer Stelle diese menschliche Nähe besonders gespürt hätte, so wie z. B. mir eine Karte unvergeßlich im Gedächtnis steht, aus der seine ganze Hilfsbereitschaft sprach, als wir 1923 landfremdes Gesindel aus den Rathäusern der Rheinlande verjagten“.

heutiges volkliches Ringen eingliedert, die dem deutschen Denken durch die Jahrhunderte hindurch besonders teuer waren.“¹⁵⁵²

III. 4. 2. Politische Sprachwissenschaft

Geht man einige Jahre zurück und wendet sich wieder dem Feld der Sprachtheorie zu, so ist es bereits 1933 folgerichtig, daß Weisgerber in Fritz Strohs Habilitationsschrift *Der volkhafte Sprachbegriff*, die „vom deutschen Standpunkt aus“ „auf breiter Front eine Begegnung der Deutschwissenschaft mit der Gesamtbewegung des gegenwärtigen sprachphilosophischen Denkens und mit den volkhafte[n] Anschauungen der Deutschen Bewegung überhaupt anbahnen“¹⁵⁵³ will, der meistgenannte Autor ist. Weisgerber sei derjenige, „dem wir die grundlegende Erneuerung volkhafte[r] Sprachbetrachtung verdanken“¹⁵⁵⁴. Oder: „Die Auffassung der Sprache als ein überpersönliches gesellschaftliches Kulturgut, als ein gemeinschaftsbildender Wirkungszusammenhang – denn auf diese Erscheinungsform der Sprache erweist sich das völkische Sprachproblem vor allem bezogen – hat [...] Leo Weisgerber für die neuere Sprachbetrachtung nutzbar gemacht. Hier wird die echte Ganzheit der Volkssprache, ihr Vorrang vor dem einzelpersonlichen Sprachbesitz und dessen Teilartigkeit und Gliedhaftigkeit grundsätzlich erkannt.“¹⁵⁵⁵

Strohs Credo ist das Credo einer Generation von Sprachwissenschaftlern, die entscheidend von Weisgerber¹⁵⁵⁶ angeregt ist: „Das Wesensverhältnis von Sprache und Mensch läßt sich [...] nur durch das Verhältnis von Sprache und Gemeinschaft bestimmen, und das eigentliche Subjekt der Sprache ist das Wir der Gemeinschaft, nicht der Einzelne.“¹⁵⁵⁷

¹⁵⁵² Weisgerber: „Deutsch und Welsch“, a. a. O., S. 234; warum die Arbeit „über die Studierstube hinauswuchs“, hatte Weisgerber nochmals 1965 erläutert (vgl. die bereits zitierte Passage in „Lehre von der Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 204), freilich geringfügig anders akzentuiert. Daß Paul Zinslis Werk- und Lebenscharakteristik von 1955 (a. a. O., S. 155) nicht triftig ist, darf im Lichte des Dargelegten behauptet werden: „Leo Weisgerber [...] baute seine Grundgedanken [wie in *Muttersprache und Geistesbildung* vorgestellt; J. R.] [...] ohne Konzession an die ideellen Ansprüche der politischen Gegenwart in geradliniger Folgerichtigkeit durch immer neue Schriften aus und hat sie umsichtig weiterentwickelt bis in unsere Tage hinein. Leicht hätte gerade ihn nur ein kleiner Schritt von den Zusammenhängen der Sprache mit dem eigenen Volkstum zu völkischer Verherrlichung geführt. Doch wie er sich im Leben, wohl gehalten von einer klaren christlichen Überzeugung, dem Tagesgeschehen nicht verschreiben konnte, so blieb er auch hier [...] im unpolitischen Bereich der Sprache und des sprachgeformten Volkstums“.

¹⁵⁵³ Stroh: *Der volkhafte Sprachbegriff*, a. a. O., „Vorwort“, o. S.

¹⁵⁵⁴ Ebd., S. 53

¹⁵⁵⁵ Ebd., S. 15

¹⁵⁵⁶ Weisgerber beschreibt sie als „Generation“ derer, „die auch in ihrer wissenschaftlichen Haltung durch das Erleben des Weltkrieges geformt wurden“ (Leo Weisgerber: *Die volkhafte[n] Kräfte der Muttersprache*. Frankfurt/Main 1939, S. 5); neben seinen eigenen Schriften erwähnt er als kodifizierend Ipsen und Stroh (vgl. ebd., S. 9).

¹⁵⁵⁷ Stroh: *Der volkhafte Sprachbegriff*, a. a. O., S. 16

Die Sprachwissenschaft, so Stroh weiter, sei nun erfüllt „von einer Gesinnung wahrer Verantwortlichkeit gegenüber den lebenswichtigen völkischen Werten. Der neue Sprachbegriff ist ganzheitlich bestimmt und mit dem Leistungsbegriff verknüpft.“¹⁵⁵⁸ Die Konstitutionslogik erzwingt operationalistische, politische Folgerungen: „Sprachwissenschaft ist politische Wissenschaft im weiten Sinne, wenn sie sinnvolles Glied dieses Lebenszusammenhangs ist: wenn sie die für das Ganze lebenswichtigen und zukunftssträchtigen Kräfte im Gegenwärtigen und im Vergangenen sinnvoll zu deuten und für zukünftige Gestaltung und Erfüllung zu entbinden vermag.“¹⁵⁵⁹ Noch kann Stroh nicht angeben, im Hinblick auf welche Ziele genau Kräfte bewußt gemacht, angeregt und entbunden werden sollen. Sicher aber ist: Sprachwissenschaft „achtet [...] auf die Sprache als treibende Kraft im Leben der Völker ‚bis hinauf zu den entscheidenden Vorgängen politischer Gestaltung‘ (L. Weisgerber, ‚Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur‘, S. 55).“¹⁵⁶⁰

Daß sich Sprachphilosophie von Grund auf als politische Wissenschaft zu erkennen gibt, die kontinuierlich ‚entscheidende Vorgänge politischer Gestaltung‘ begleitet und kommentiert, stellt Weisgerber auch über sein Engagement in den Jahren 1933/34 hinaus unter Beweis – selbst wenn er es in der Regel vermeidet, die eigenen Ausführungen als Teil ‚völkischer Wissenschaft‘ zu titulieren.

In Aufsätzen und Vorträgen arbeitet er unermüdlich mit den eingeschliffenen Begriffen, Argumentationen und sprachgeschichtlichen Narrationen, an die sich die seit 1933/34 in den Theoriekorpus eingespeisten Mehrdeutigkeiten und Kollusionsvokabeln knüpfen. Und sind Weisgerbers Texte mitunter über weite Strecken auch lediglich Paraphrasen der sprachtheoretischen Grundlagen (ersichtlich etwa an erkenntnis- und feldtheoretischen Passagen in *Deutsches Volk und deutsche Sprache* und analogen Abschnitten in *Die volkhaften Kräfte der Muttersprache*¹⁵⁶¹), die erst einmal schlicht Präsenz im wissenschaftlichen und öffentlichen Feld vor Augen führen, so dokumentieren sie darüber hinaus eine stetige Aufmerksamkeit gegenüber politischen Entwicklungen sowie bisweilen die handfeste Bereitschaft, diesen zu dienen.

In *Deutsches Volk und deutsche Sprache* bemüht sich Weisgerber beispielsweise nicht nur um das recht abgeklärte Aufzeigen verschiedener sprachlicher Bauprinzipien;¹⁵⁶² sondern er vollzieht den Übergang ins ‚eigentümliche‘ ‚deutsche Denken‘ des ‚volklichen Lebens‘,

¹⁵⁵⁸ Ebd., S. 74 f.

¹⁵⁵⁹ Ebd., S. 76

¹⁵⁶⁰ Ebd., S. 77

¹⁵⁶¹ Vgl. Weisgerber 1939, S. 11 ff.

¹⁵⁶² Vgl. Weisgerber 1935, S. 27 ff.

indem er den „ganzen Reichtum eines volkhaften Sprachbegriffs“¹⁵⁶³ an erster Stelle folgendermaßen fundiert: „Die biologisch erste Voraussetzung jeglichen menschlichen Zusammenlebens ist natürlich, daß es sich um Menschen handeln muß, die überhaupt eine Gemeinschaft bilden können, die aber darüber hinaus die besten möglichen Vorbedingungen für gemeinschaftliches Leben und Wirken mitbringen sollen. Das ist das, was der Gedanke der Blutgebundenheit – in naturwissenschaftlicher Sicht der richtig zu verstehende Rassebegriff – im Auge hat und mit Recht als Grundlage eines jeden volklichen Lebens hervorhebt.“¹⁵⁶⁴ Genauer: „Wenn also gesagt wird, daß die Sprache an entscheidender Stelle im Aufbau des Volkes stehe, so meint damit niemand, daß es auf Sprache allein ankomme und daß es mit der Sprache nun getan sei“.¹⁵⁶⁵ Es „dürfte daraus hervorgehen, daß die Verfechter des Gedankens von der Bedeutung der Sprache für das Volk etwas Sinnvolles meinen, daß ihnen jede Absicht einer ungerechtfertigten Zurücksetzung anderer volkhafter Kräfte fernliegt, daß auch ihnen *Volk* sich als die Verwirklichung der immer neu gestellten Aufgabe des Volkwerdens darstellt.“¹⁵⁶⁶ Die hiesige Bekundung, die Weisgerbers eigenen späteren Worten zufolge ein ausgesprochen positives Echo im Reichserziehungsministerium ausgelöst hatte, ist klar umrissen. Es sei zu betrachten „das Leben der Völker [...], in dem Blutgebundenheit und Sprachgemeinschaft, jede ihrem Gesetz folgend und doch beide im Tiefsten aneinander gebunden, schicksalhaft den Einzelnen hineinstellen in die Ordnung eines größeren Ganzen.“¹⁵⁶⁷

War *Deutsches Volk und deutsche Sprache* mit der Widmung „Im Gedenken an die verlorene Heimat“ versehen, so vermeldet das Vorwort von *Die volkhaften Kräfte der Muttersprache* nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei: „Und wie hätte es schließlich an der vorliegenden Fassung ohne Spuren vorübergehen können, daß sie in den Wochen der Heimkehr der Sudetendeutschen niedergelegt wurde? Wo die zergliedernden Überlegungen der Wissenschaft an die Grenzen ihres Verfahrens und der bereits gesicherten Erkenntnis stoßen, mag der Blick auf geschichtliche Wirklichkeit das Bild von den volkhaften Kräften der Muttersprache in vollem Leben erscheinen lassen.“¹⁵⁶⁸

Zum politischen gesellt sich der pädagogische Zusammenklang. Seine Überlegungen, so Weisgerber, „treffen sich mit der Zielsetzung, die durch die neuen Lehrpläne für Deutsch an den höheren Schulen angenommen und in dem richtungsweisenden

¹⁵⁶³ Ebd., S. 5

¹⁵⁶⁴ Ebd., S. 43 f.

¹⁵⁶⁵ Ebd., S. 44

¹⁵⁶⁶ Ebd., S. 44 f.

¹⁵⁶⁷ Ebd., S. 57

¹⁵⁶⁸ Weisgerber 1939, S. 4

Lehrgang des Reichserziehungsministeriums in Rankenheim im September 1938 mit einem Nachdruck in die Tat umgesetzt wurde, der für das Miteinandergehen von Wissenschaft und Erziehung in diesem entscheidenden Abschnitt die besten Erfolge verspricht“.¹⁵⁶⁹

Einerseits ist in diesen Jahren also die fortgesetzte Forderung nach einer „ganzheitlichen Sprachauffassung“ resp. Sprachwissenschaft zu gewärtigen, die Weisgerber 1941 in eine „echte Revolution“¹⁵⁷⁰ hineingerissen sieht, andererseits – und daraus abgeleitet – ein Programm ganzheitlich-inhaltbezogener, „volkhafter Erziehung“, das sich in die politischen Verläufe einfügt und das sie offensiv mitzugestalten gewillt ist. Und zum dritten stößt man immer wieder auf energisch vorgetragene sprachpolitische Kampfaufrufe.

Radikalisiert entschlossen zeigt sich Weisgerber in seinem Aufsatz „Die Muttersprache als völkische Schicksalsmacht“, der in *Die Westmark* erscheint. Es sei „die Zeit reif [...] zu großen Taten und Entscheidungen“, deklamiert Weisgerber, und sei es auch so, daß die Muttersprache „im Leben eines gesunden Volkes“ als „etwas Naturgegebenes“¹⁵⁷¹, Selbstverständliches, in der Regel Unbeachtetes gelten müsse, so erweise sie sich jetzt als *politische* Macht des *Wollens*, der höchste Aufmerksamkeit geschenkt werden müsse, und zwar auf Grund der Tatsache, daß sie selbst allerorten als eine solche politische Macht in Erscheinung trete: „[W]enn wir Zeugen davon sind, wie alle Versuche, unseren Volksgenossen jenseits der Grenzen mit Gewalt oder List ihre Muttersprache zu rauben, scheitern an der unerhörten Opferkraft, mit der die Deutschen in allen Ländern den Kampf um das Recht auf die angestammte Sprache führen, so kann niemandem mehr zweifelhaft sein, daß solche Leistungen nur erwachsen können aus der Wirksamkeit einer Urbedingung volklichen Gemeinschaftslebens“¹⁵⁷².

Es zahlten sich jetzt die Überlegungen eines „verstärkten Ansatzes“ aus, „der die Bedingungen und Verpflichtungen volklicher Gemeinschaft aus noch tieferen Schluchten herleitete, aus den naturhaften Bedingungen von Reich und Boden“¹⁵⁷³, Bedingungen, die sich einerseits in ‚wissenschaftlichen‘ Aufgaben widerspiegeln: „Aufgaben wie dem *artgemäßen*

¹⁵⁶⁹ Ebd.

¹⁵⁷⁰ Leo Weisgerber: „Ganzheitliche Sprachauffassung“. In: *Deutschunterricht im Ausland*, 1941, Heft 6, S. 129. Aus der Umwälzung der Verhältnisse zieht Weisgerber u. a. folgende Schlüsse: „Wenn die Sprachforschung den Mut zu der hier umrissenen, ungeheuren Ausweitung ihrer Arbeit gefunden hat, so deshalb, weil sie die Sprache sehen gelernt hat in der Ganzheit ihrer Daseinsbedingungen, im Gefüge eines Volkslebens. [...] So müssen wir die Leistung der Sprache hineinverfolgen in die Ganzheit des volklichen Lebens. [...] Und wir sehen, daß die Leistungen der Sprache noch weiter reichen: nicht nur in den Einzelercheinungen des Volkslebens, sondern auch in der Tiefe des Volksschicksals steht die Sprache als mitgestaltende Macht.“ (Ebd., S. 133)

¹⁵⁷¹ Weisgerber: „Völkische Schicksalsmacht“, a. a. O., S. 249

¹⁵⁷² Ebd., S. 252

¹⁵⁷³ Ebd.

Ausbau der Muttersprache aus eigenem Sprachgeist heraus, dem vollen Hineinführen der Jugend in das Weltbild der Sprachgemeinschaft [...], dem Wecken des Bewußtseins von der Verantwortung, die jedem Mitträger der Muttersprache zukommt im Hinblick auf die Bewahrung dieses Gutes und die Vollendung der Aufgaben, die durch die Sprachgemeinschaft ermöglicht und gefordert sind¹⁵⁷⁴; andererseits machten jene Bedingungen deutlich, warum die (Mutter-)Sprache in Koalition mit anderen ‚Naturgrößen‘ „Unterpfand einer Lebensmeisterung aus deutschem Geist“ sei: „Von dieser Erkenntnis aus wird der richtige Einsatz der Kräfte von Muttersprache und Sprachgemeinschaft im Daseinskampf unseres Volkes möglich sein, in heißer Mitarbeit an dem Werke der Volkserneuerung, zu der der Führer uns alle aufgerufen hat.“¹⁵⁷⁵

In Weisgerbers Vortrag auf der vom NS-Lehrerbund veranstalteten „Volkspolitischen Woche“ (Dresden, 6. April 1937) korrelieren die Themen des Sprachkampfes und der Erziehung in sozusagen naturgemäßer Weise. Sprachwissenschaft produziert mehr als bloß vermeintlichen Sinn, sie erzeugt Gesinnung. „Der Kampf unseres Volkes um Lebensrecht und Lebensmöglichkeit hat die Stelle erreicht, wo es auch dem Letzten klar ist, daß dieses Ringen von uns höchste Leistungen und damit die bestmögliche Auswertung aller verfügbaren Kräfte verlangt“¹⁵⁷⁶, hebt Weisgerber an. Ihren Beitrag leiste die Muttersprachdidaktik dadurch, daß sie „die Geschlossenheit des Wollens“ sicherstelle, denn diese sei „Voraussetzung für einen dauerhaften Erfolg auf jedem anderen Gebiet“.¹⁵⁷⁷

Die „Erziehung zur inneren Wahrhaftigkeit“¹⁵⁷⁸ schafft entscheidende Grundlagen auch für eine Wehrhaftigkeit, die auf anderem Gebiet vonnöten wird. Auf dieses andere Gebiet, den „Mittelpunkt“¹⁵⁷⁹, konzentriert sich die Vorstellung eines sprachlichen ‚Sakraldrills‘¹⁵⁸⁰, der „Mitverantwortung für ein gemeinsames Volkserbe höchstens Wertes“ herstelle, welche sich in „der Einsatzbereitschaft für diese volkstumerhaltende Kraft“ äußere und den praktischen Zweck in sich trage, „mitwirken zu können an der inneren Geschlossenheit und äußeren Stoßkraft des Volkes“.¹⁵⁸¹ Mitverantwortung bewiese sich an

¹⁵⁷⁴ Ebd.; Herv. J. R.

¹⁵⁷⁵ Ebd.

¹⁵⁷⁶ Weisgerber: „Volkhafte Erziehung“, a. a. O., S. 151

¹⁵⁷⁷ Ebd.

¹⁵⁷⁸ Ebd., S. 155; vgl. auch ebd.: „Es läßt sich leicht ermesen, welcher erzieherische Einsatz nötig ist, um diese Leistungen [der Sprachgemeinschaft; J. R.] zu sichern gegenüber Gefahren der Äußerlichkeit, des Phrasenhaften, der Bequemlichkeit, der Überfremdung, dem Hang zu Spaltung und Sonderung.“ Vgl. dazu auch Weisgerber 1939, S. 74 f.: „Hier muß der Kampf als gemeinsames Anliegen des Volkes bewußt aufgenommen werden [...]. Spracherziehung im tiefsten Sinne wird so zu einem unentbehrlichen Teilgebiet volkhafte Erziehung.“

¹⁵⁷⁹ Weisgerber: „Volkhafte Erziehung“, a. a. O., S. 151

¹⁵⁸⁰ Als quasi religiöse Hingabe und „Selbstzucht“ (Weisgerber 1939, S. 68).

¹⁵⁸¹ Weisgerber: „Volkhafte Erziehung“, a. a. O., S. 156; vgl. identisch Weisgerber 1939, S. 83

einem Mitwirken, das „mithilft, unserem Volk die Stellung in der Welt zu sichern, die ihm seinen Anlagen und seinen Leistungen gemäß gebührt“.¹⁵⁸²

„In Zeiten erhöhten volklichen Lebens“, „im Völkerkampf“¹⁵⁸³ gewinnt die Theorie von der „Herrschaft der Muttersprache“¹⁵⁸⁴, „der Führung der Sprache“¹⁵⁸⁵ und des „unerbittlichen Zwanges zur Sprachgemeinschaft“¹⁵⁸⁶, d. h. des Einschlusses des einzelnen in jenen „Raum, in dem der Aufruf einen Widerhall findet“¹⁵⁸⁷, jenseits des unmittelbar Sprachpolitischen zudem Züge einer inneren Verschärfung – denn „Wege zu einer arteigenen deutschen Satzlehre“ sucht Weisgerber in *Die volkhafte Kräfte der Muttersprache*. Eine solche ‚arteigene‘ Satzlehre, „die wirklich dazu anleitet, die Fülle der syntaktischen Möglichkeiten unserer Muttersprache ihrem Eigenwert gemäß auszuschöpfen, wird nicht nur der Bildung des Schülers zugute kommen, sondern sie ist einer der wichtigsten Wege, um im Gemeinschaftsleben des Volkes den Werten Bestand und Wirksamkeit zu sichern, die deutsche Menschen im syntaktischen Aufbau der deutschen Sprache im Laufe der Jahrhunderte herausgearbeitet haben.“¹⁵⁸⁸

Während Weisgerber allerdings nicht über die gängige Kritik an der „übliche[n] Art grammatischer Gliederung“¹⁵⁸⁹ und genausowenig über einige illustrierende Beispiele hinauskommt,¹⁵⁹⁰ die bestimmte Modi etwa der Wortstellung in Analogie zum feldgegliederten Wortschatz als Momente strukturell geregelter und Sinnbezirken zugeordneter Satzbaupläne belegen sollen,¹⁵⁹¹ spricht er sich zwar dennoch weiterhin für die Schaffung „einer solchen ‚arteigenen Sprachlehre“¹⁵⁹² aus; aber sein Hauptbezug im

¹⁵⁸² Weisgerber: „Volkhafte Erziehung“, a. a. O., S. 156 f. Auch hier versäumt es Weisgerber nicht, festzuhalten: „Die Grundlagen des gemeinsamen Willens trägt über Jahrtausende hinweg vor allem die Blutgebundenheit, die Gleichgerichtetheit der Anlagen und Strebungen der Menschen.“ (Ebd., S. 154; dieselbe Formulierung auch in Leo Weisgerber: „Die Macht der Sprache im Leben des Volkes“. In: *Mitteilungen Universitätsbund Marburg*, 1938, Heft 3, S. 48) Wenn es daher etwa darum gehe, das „Wachstum und Schrumpfen des Volkskörpers an den Veränderungen der Sprachgebiete“ abzulesen, so sei das einer jener zu beobachtenden „Vorgänge, deren Wurzeln in den natürlichen Voraussetzungen des Menschenlebens, in den Bedingungen von Blut und Boden zu suchen sind“ (ebd., S. 156).

¹⁵⁸³ Weisgerber: „Leben des Volkes“, a. a. O., S. 49

¹⁵⁸⁴ Ebd., S. 42

¹⁵⁸⁵ Ebd., S. 47

¹⁵⁸⁶ Ebd., S. 46

¹⁵⁸⁷ Ebd., S. 49

¹⁵⁸⁸ Weisgerber 1939, S. 59

¹⁵⁸⁹ Ebd., S. 53; vgl. auch ebd., S. 44: Aus „dem Weg zu räumen“ sei „das Messen unserer Muttersprache mit den ursprünglich für das Griechische und Lateinische erarbeiteten Maßstäben der überkommenen Grammatik und das ausschließliche Vorgehen nach formal bestimmten Kategorien“. Analog argumentiert Leo Weisgerber: „Die germanische Haltung zur Muttersprache“. In: *Jahrbuch der Deutschen Sprache*, 1941, 1. Jg., S. 8–11; der Beitrag ist im Abschnitt „Von der völkischen Bedeutung unserer Muttersprache“ plaziert.

¹⁵⁹⁰ Womit möglicherweise implizit die Unmöglichkeit des Unterfangens eingeräumt wird. Dafür spräche, daß Weisgerber den Begriff „arteigen“ mitunter in Anführungszeichen setzt.

¹⁵⁹¹ Vgl. Weisgerber 1939, S. 54

¹⁵⁹² Leo Weisgerber: „Zur Bezeichnung der ‚Tempora““. In: *Deutschunterricht im Ausland*, 1941, Heft 3, S. 57; zur Frage der Verdeutschung der grammatikalischen Terminologie vgl. auch Leo Weisgerber: „‚Gegenwart‘ oder

wissenschaftlich-politischen Einsatz bleibt der historisch-soziale, also gemeinschaftsgeschichtliche resp. ‚volkliche‘ Ansatz, der nicht unbedingt einen grammatischen ‚Rassegedanken‘, aber einen ‚naturwissenschaftlichen‘ einschließt.¹⁵⁹³

Welches Gewicht man Weisgerber im weiteren Radikalisierungsprozeß des Nationalsozialismus nun auch zumessen kann (und der alles andere als homogenen Sprachwissenschaft als ‚politischer Kraft‘ insgesamt), ein Nachlassen in den publizistischen Anstrengungen, soweit sie noch Foren finden (ab 1939/40 werden rasch zahlreiche Zeitschriften eingestellt), oder eine Zurücknahme ist bei Weisgerber auch nach Kriegsbeginn nicht zu verzeichnen.

In *Die volkhaften Kräfte der Muttersprache* hatte Weisgerber den ‚volkspolitischen‘ Beitrag der Sprachwissenschaft „zum Heile des Volkes“¹⁵⁹⁴ explizit an die „Wünsche des Volkes“¹⁵⁹⁵ selbst geknüpft. Diese taktisch-opportune, heroisch legierte Selbstindienstnahme¹⁵⁹⁶ der Wissenschaft im Sinne der höheren Zwecke des ‚volklichen Lebens‘, d. h.: für die politischen Ziele des NS-Regimes, artikuliert sich in einem gemeinsprachlichen Metaphernfeld, in dem – 1) – der heilige Mobilisierungsmythos des völkischen Kollektivs, – 2) – die Propaganda und – 3) – die katalysatorische Verwertung des Sprachdenkens bis hin zu sich abzeichnenden kriegsbedingten Maßnahmen ineinanderfließen. Drei Bestandteile nämlich macht Weisgerber im „Bild von der Muttersprache“ aus: 1) sei sie „die gestaltende Macht, [...] die immerfort auf die Träger der Sprache, ihr Denken und ihr Handeln *überströmt*“; 2) sei dieser Sachverhalt in einem gegenwärtigen Rahmen zu betrachten: „[J]eder Tag *hämmert uns* heute mit erneuter Eindringlichkeit *ein*, daß ein Volksleben um so reicher und blühender und *sinnvoller* sein wird, je mehr es gelingt, jede verfügbare Kraft“ – 3) – „dort *einzusetzen*, wo sie ihrem Wesen nach hingehört, und sie so zu *verwerten*, daß daraus für das Ganze der bestmögliche Erfolg erwächst.“¹⁵⁹⁷

Im Rahmen des sog. „Kriegseinsatzes“ der Geisteswissenschaften, der „Aktion Ritterbusch“ bzw. der „Gemeinschaftsarbeit ‚Deutsche Geisteswissenschaft‘“, einer Maßnahme des Reichserziehungsministeriums auf Initiative und unter der Leitung des Kieler

‚erste Stammform‘? Zwei Möglichkeiten deutscher Sprachlehre“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1942, Heft 1/2, S. 1–11

¹⁵⁹³ Vgl. Weisgerber 1939, S. 73

¹⁵⁹⁴ Ebd., S. 84

¹⁵⁹⁵ Ebd., S. 61

¹⁵⁹⁶ Die sich 1943, in Weisgerbers „Festrede zur Feier der Reichsgründung und der nationalen Erhebung am 30. Januar“, als „allgemeine Verpflichtung [...] des Verhaltens zu den Grundkräften des volklichen Lebens“ (Leo Weisgerber: „Die Haltung der Deutschen zu ihrer Sprache“. In: *Zeitschrift für Deutschwissenschaft*, 1943, 19. Jg., S. 12) artikuliert – im „Gedenken an die großen Führtaten unserer Volksgeschichte“ (ebd.).

¹⁵⁹⁷ Weisgerber 1939, S. 61; Herv. J. R.; zum Metaphernfeld des Fließendes, Flutenden in der kulturellen und wissenschaftlichen Inszenierung des Nationalsozialismus vgl. Klaus Theweleit: *Männerphantasien*. Basel/Frankfurt/Main 1986

Juristen und Rektors Paul Ritterbusch,¹⁵⁹⁸ erschien 1941 das fünf Bände umfassende germanistische Sammelwerk *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*, ein Kompendium – wie bereits Klaus Ziegler 1965 erwähnte –, „mit dem die germanisch-deutsche Universitätsphilologie ihren repräsentativen Beitrag zum Zweiten Weltkrieg, zur seelischen und geistigen Kriegsrüstung und Kriegführung leisten wollte“.¹⁵⁹⁹

Weisgerber eröffnete den ersten Band, der von Friedrich Maurer „geleitet“ wurde, mit dem Beitrag „Die deutsche Sprache im Aufbau des deutschen Volkslebens“. Alle relevanten politsemantisch und sprachgeschichtlich aufgeladenen sowie prinzipienwissenschaftlich geadelten Termini und Begründungsfiguren, die Weisgerber seit gut fünfzehn Jahren präsentiert und in verschlungenen textuellen sowie inner- und außerfachlichen Kontexten diskursiv haltbar gemacht *und* verflüssigt hatte, tauchen hier auf, und sie fügen sich in ein aktuell-aktionistisches Dramatisierungsmuster ein, das man kaum hinreichend einschätzt, deutet man es bloß als rhetorisches Zugeständnis. Denn *unter* jenem Muster der Mobilisierung verbirgt sich nichts, was dessen Wirklichkeitsgehalte dementieren würde. Der ‚volks-/sprachwissenschaftliche‘ Diskurs ist aufs engste verknüpft mit dem ‚volkspolitischen‘, dem politisch-expansionistischen.

Auf die Wiederholung des oft Wiederholten darf hier verzichtet werden.¹⁶⁰⁰ Entscheidend ist die Koalition, die das Begründungsgeflecht (Mutter-

¹⁵⁹⁸ Das „in der Anfangsphase des Krieges wohl bedeutendste[] nationalsozialistische[] Wissenschaftsprojekt[]“ wurde erst in jüngerer Zeit genauer untersucht; maßstabsetzend sollte Frank-Rutger Hausmanns Studie *„Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945)*. Dresden/München 1998, hier S. 7, wirken; vgl. zu einer knappen Charakterisierung Ludwig Jäger: „Siege auf dem geistigen Schlachtfeld“. Rezension von Frank-Rutger Hausmann [...], zit. nach <http://iasl.uni-muenchen.de/renzensio/liste/ljaeger.htm>, S. 2: „Auch wenn nun [...] das ‚Gemeinschaftswerk‘ tatsächlich etwa von aktivem Antisemitismus weithin frei war [...], so läßt sich doch [...] eine zwar in der Intensität schwankende, aber doch weithin flächendeckend vorhandene Partizipation der Beiträger an einem ‚einheitlichen disziplinenübergreifenden Wissenschaftsdiskurs‘ ablesen, der sich um NS-ideologische Schlagwörter wie ‚Reich‘, ‚Volk‘, ‚Rasse‘, ‚Raum‘, ‚Großraum‘, ‚Europa‘, ‚Geist‘, ‚Blut‘, ‚Wesen‘, ‚Größe‘, ‚Tragik‘ etc. ausgebildet hatte“. Die „Aktion Ritterbusch“ brachte es von 1941 bis 1944 unter Beteiligung von dreihundert Gelehrten auf dreiundvierzig Monographien und vierundzwanzig Sammelbände (vgl. ebd., S. 6); zu Konkurrenzprojekten etwa aus dem „SS-Ahnenerbe“ (Kurator: Walter Wüst), dem „Amt Rosenberg“, dem Auslandswissenschaftlichen Institut u. a. vgl. ebd. S. 10 f., zum „organisatorischen Kompetenzgerangel“ (Hausmann, a. a. O., S. 89) vgl. Hausmann, a. a. O., S. 17 ff.

¹⁵⁹⁹ Ziegler, a. a. O., S. 149

¹⁶⁰⁰ Leo Weisgerber: „Die deutsche Sprache im Aufbau des deutschen Volkslebens“. In: Gerhard Fricke/Franz Koch/Klemens Lugowski (Hg. im Namen der germanistischen Fachgruppe): *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*. Bd. 1, Stuttgart/Berlin 1941, S. 3 ff. Aufgereiht läse sich das so: „Sprechen ist nicht Sprache“ (ebd., S. 4), sondern Sprache ist: „ein übergreifender Zusammenhang“ – „eine Kraft“ – „eine Norm“ – eine „wirkliche Macht“; der einzelne „ist nicht das selbstherrliche Individuum“, sondern verrichtet „Dienst an der Muttersprache“, „geformt nach dem Gesetz seiner Gemeinschaft“, gemäß dem Weltbild, der „Denkwelt“ der Muttersprache; er „soll [...] vor allem im Sinne und für die Zwecke der Gemeinschaft arbeiten“, im Sinne des „Wirksamwerden[s] des Weltbildes“; die „Menschheit gliedert sich notwendig, lückenlos und ununterbrochen in Sprachgemeinschaften“, weshalb die Wirkungen der Sprache bei „Aufbau und [...] Gestaltung des volklichen Lebens in allen seinen Bereichen“ (ebd., passim) zu beschreiben seien etc.

Eine solche Kette ließe sich auch bezüglich der Weisgerberschen Ahnen und der Reihe jener Ereignisse „im Leben des deutschen Volkes“ bilden, in der die Muttersprache „als Erweckerin des deutschen

)Sprache–Weltbild–Sprachgemeinschaft–Volk–Volksgemeinschaft mit einem Sendungs- und Partizipationswillen eingeht, der klarlegt, daß nun die höchste der „Zeiten erhöhten volklichen Willens“¹⁶⁰¹ gekommen ist, denn erreicht sei das Ende des „großen Wellengang[s] des volklichen Lebens“¹⁶⁰²: „Das Naturrecht auf den Zusammenschluß aller Deutschen ist der über alle Zwischenlösungen hinweg wirksame Leitgedanke deutschen Einheitswollens geblieben. An der Muttersprache hatte er sich entzündet, lange bevor die Tat dem Wunsche entsprechen konnte. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, ihn zu verwirklichen und dabei zugleich die Stimme, die zur Zeit ihres Einsatzes führend hervorgetreten war, wieder in den vollen Zusammenklang des gesamten volklichen Lebens einzufügen.“¹⁶⁰³

Im Augenblick der Vollendung des jahrhundertelangen Kampfes um die Muttersprache und um ‚deutsches Volkstum‘ zeigt sich, wo der wissenschaftliche Diener der deutschen Sprache seinen Platz im Gesamt der völkischen Bewegung und des völkischen Krieges findet. ‚Jede verfügbare Kraft dort einsetzen, wo sie ihrem Wesen nach hingehört‘: Dieser von Weisgerber 1939 ausgesprochene politische Imperativ erhält jetzt den letzten Schliff. „Gewiß vertrauen wir auch heute dem Genius unserer Muttersprache und glauben, daß er die Selbstverwirklichung deutschen Geistes dem Eigengesetze unseres Volkes gemäß weiterführen wird“¹⁶⁰⁴, doch steuernder, agitierender, planender Einsatz ist gleichwohl von einzelnen, zumal vom Sprachwissenschaftler gefordert, da es *politisch* zu verwirklichen gilt, was im Auftrag resp. in der Sendung der Muttersprache selbst beschlossen liegt: „Deutsche Sprache zu erforschen, um das Walten der Muttersprache im Aufbau unseres Volkslebens zu erkennen, das wäre wohl ein Mittelpunkt, auf den bezogen all unsere tausendfältige Einzelarbeit die Sinnfülle des Lebendigen und die unmittelbare Wirkungskraft auf das Denken der Gegenwart gewänne. Und diese Wirkung müssen wir anstreben. Ein jeder spürt, daß unsere Zeit auch im Bereiche der Sprache vor großen Aufgaben steht. Unsere Muttersprache schickt sich an, die Stelle, die ihr kraft ihrer geistigen Leistungen schon lange zukommt, nun auch mit dem vollen Recht der Weltsprache einzunehmen.“¹⁶⁰⁵ Den Weg zur

Selbstbewußtseins“ und „Kraftquelle im Ringen um eigenständiges Deutschtum“ (ebd., S. 14 und 23) in Erscheinung getreten sein soll. Eine Anmerkung wert mag es sein, daß aus diesem Zusammenhang ganze Textbausteine in *Die Entdeckung der Muttersprache* (Weisgerber 1948) eingefügt sind.

¹⁶⁰¹ Weisgerber: „Aufbau“, a. a. O., S. 4

¹⁶⁰² Ebd., S. 13

¹⁶⁰³ Ebd., S. 39; zur naturrechtlichen ‚Begründung‘ des Krieges vgl. auch Weisgerber: „Haltung“, a. a. O., S. 17 f.: „[W]enn wir heute die Verwirklichung des Reiches aller Deutschen erleben dürfen, und wenn wir dafür den Kampf der Waffen bestehen, ohne den solch ein naturrechtlicher Anspruch nicht gesichert werden kann, so sehen wir die unmittelbare Verbindung mit der Zeit, in der zum erstenmal die Idee gesamtdeutscher Gemeinschaft emporwuchs, an der gemeinsamen Muttersprache.“

¹⁶⁰⁴ Weisgerber: „Aufbau“, a. a. O., S. 40 f.

¹⁶⁰⁵ Ebd., S. 40; zwei Jahre später heißt es: „[W]enn ein Land nach dem anderen das Deutsche an die Stelle der früher bevorzugten Weltsprachen setzt, so ergibt sich daraus eine ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe,

Weltsprache ebenen aber andere Kräfte als sprachliche. An deren Zielen¹⁶⁰⁶ energisch teilzuhaben, darin erklingt 1941 die Kadenz einer engagierten sprachwissenschaftlichen Arbeit: „Gelingt es uns, die besten Vorbedingungen zu schaffen, um unserer Sprache die Erfüllung der ihr obliegenden Leistungen zu ermöglichen, dann wird unsere Muttersprache auch der neuen großen Aufgabe gerecht werden, die ihr in unseren Tagen gestellt ist: den deutschen Sieg zu sichern und zu vollenden in der Weltgeltung deutschen Geistes.“¹⁶⁰⁷

In einer Besprechung der Sammlung *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung* wurde Weisgerber als „der bekannte Vorkämpfer völkischer Sprachwissenschaft“¹⁶⁰⁸ charakterisiert; immerhin sind (nicht nur) obige Äußerungen Belege für „eine Unterstützung nationalsozialistischen Wollens“¹⁶⁰⁹, eine Unterstützung, die Weisgerber in den sechziger Jahren dann ja in jeder Form von sich wies.

Die „Aktion Ritterbusch“ sollte „vor der Welt unsere geistige Kraft und unser inneres Recht zur Herrschaft aufzeigen“¹⁶¹⁰. Sie sollte den „neuen Forschungswillen“ dokumentieren, „sich gründlich und ernsthaft mit der Geisteswelt und dem Wesen unserer Gegner auseinanderzusetzen, unser Selbstverständnis zu fördern und zugleich unser Selbstbewußtsein zu stärken und die neue geistige Ordnung Europas als künftige Gestalt seiner Geschichte zu umreißen und vielseitig zu unterbauen“.¹⁶¹¹ In Franz Kochs Vorwort zum ersten Band der germanistischen Abteilung, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert wurde, hieß es: „Der totale Krieg, wie wir ihn erleben, ist nicht nur eine militärische, sondern zugleich auch eine geistig-kulturelle Auseinandersetzung größten Maßes. Geht es doch nicht um irgendwelche Einzelziele, sondern um den Untergang eines überlebten und siechen Zustandes und um die Schaffung eines neuen und gesunden, um den Untergang des alten und den Aufbau eines neuen Europa. Vor Deutschland erhebt sich die ungeheure Aufgabe, diesem

deren Tragweite erst kürzlich beleuchtet wurde durch den Erlaß des Führers über die Deutsche Akademie und ihre sprachlichen Aufgaben.“ (Weisgerber: „Haltung“, a. a. O., S. 18)

¹⁶⁰⁶ Vgl. ebd.: „Das Ziel“ sei „das ewige Volk und Reich der Deutschen.“ Zu seinem Erreichen bedarf es unter Aspekten der Sprachpolitik höchster Disziplin im Inneren und stärksten Einsatzes im Äußeren: „Wenn schon die deutsche Haltung zur Sprache auch in die Entscheidungen unserer Tage eingegangen ist, dann müssen wir wissen, daß zwei Dinge wesentlich davon abhängen: die geistige Geschlossenheit des deutschen Volkes und die weltweite Wirkung des deutschen Geistes.“ (Ebd.)

¹⁶⁰⁷ Weisgerber: „Aufbau“, a. a. O., S. 41

¹⁶⁰⁸ Karl A. Kutzbach: „Rezension von: *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*“. In: *Die Neue Literatur*, 1942, Heft 11, S. 232; vgl. dazu Simon: „Materialien“, a. a. O., S. 155: „Weisgerber hat sich [...] nicht dagegen gewehrt, als *Vorkämpfer völkischer Sprachwissenschaft* (Kutzbach 1942) gefeiert zu werden.“

¹⁶⁰⁹ Weisgerber: „Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“, a. a. O., S. 35,

Anm. 22

¹⁶¹⁰ Kutzbach, a. a. O., S. 235

¹⁶¹¹ Ebd., S. 232

neuen Europa auch eine neue geistige Ordnung zu geben, geistig zu durchdringen, was das Schwert erobert hat.“¹⁶¹²

Die Dimension der germanozentrischen Umbildung Europas¹⁶¹³ hatte schon das Planungspapier „Zum wissenschaftlichen Einsatz Deutscher Germanisten im Kriege“ von Gerhard Fricke und Franz Koch, das nach zwei Tagungen der Germanisten Anfang 1941 versandt worden war,¹⁶¹⁴ obenan gestellt. Es gelte „auch für die deutsche Geisteswissenschaft, in dieser entscheidenden geschichtlichen Stunde aktiv zur Stelle zu sein, die geistespolitische Lage mit weiter Sicht zu durchdringen und die Ideen vorzubereiten und zu klären, auf denen ein neues Europa politisch-kulturell errichtet werden kann. Neben den Naturwissenschaften, deren praktischer Einsatz unmittelbar einleuchtet und in breitester Grundlage im Gang ist, hat die Geisteswissenschaft an diesem Entscheidungskampf um die deutsche und die europäische Zukunft ihre eigene wichtige Aufgabe. Indem auch sie sich entschlossen einreihet in die geistige Front des alle Deutschen fordernden Krieges, kämpft sie zugleich für ihre eigene, noch keineswegs unangefochtene Rechtfertigung und Neubegründung.“¹⁶¹⁵

Weisgerber war der Anfrage¹⁶¹⁶ nachgekommen und hatte seine Aufgabe erfüllt, wie sie der Plan auch in Fragen der Darstellung skizziert hatte: „[...] Aufgabe wird es sein, den Wesensgehalt des Deutschen aus dem ihr [der Germanistik; J. R.] anvertrauten Bereich deutscher Sprache und Dichtung herauszuarbeiten. Sicher nicht in Form von Definitionen, wie die Franzosen sie schätzen, aber doch in einer Klarheit und Bestimmtheit, die bisher immer vermisst wurde [...]. Zugleich geht aus der angedeuteten Zielsetzung hervor, dass die Arbeit durchdrungen sein muss von dem kulturellen und politischen Ethos des Nationalsozialismus, dass sie methodisch streng wissenschaftlich gerichtet und dass sie in der Gedankenführung weit über den fachwissenschaftlichen Kreis hinaus lesbar, verständlich und wirksam sein muss.“¹⁶¹⁷

¹⁶¹² Franz Koch: „Vorwort“. In: *Von deutscher Art*, a. a. O., S. V

¹⁶¹³ Ausgedrückt durch ein „germanozentrisches Sendungsbewußtsein [...], das mitunter rassetheoretische und geopolitische, durchgängig jedoch wesenskundliche Züge trug, ein Sendungsbewußtsein, das sich auch als ideologischer Legitimationsrahmen der Angriffskriege selber eignete“ (Jäger: „„Siege““, a. a. O., S. 3).

¹⁶¹⁴ Vgl. Hausmann, a. a. O., S. 169 f.

¹⁶¹⁵ Zit. nach ebd., S. 170. Ein nicht zu unterschätzender Aspekt, der hier anklingt, war also auch, die normalwissenschaftlichen Bedingungen wieder zu verbessern, mithin Gelder, Druckmittel etc. zu organisieren. Zudem galt es, den institutionellen Zusammenhang der Germanistik gewissermaßen zu reetablieren: „Der [...] Plan schafft zugleich die Möglichkeit, die seit dem Aufhören der Germanistentage und dem Rückgang der Fachzeitschriften vielfach ohne Zusammenhang und ohne persönliche und sachliche Fühlung arbeitenden Fachgenossen wieder einmal zusammenzuführen und zu einer bedeutenden und praktischen Aufgabe zu verbinden.“ (Ebd., S. 172)

¹⁶¹⁶ Vgl. ebd., S. 172: „Ich bitte, [...] mitteilen zu wollen, ob Sie zur Mitarbeit bereit sind und ob Sie im Zusammenhang mit Ihrer Arbeits- und Interessenrichtung konkrete Vorschläge für Ihren Beitrag, der den oben angedeuteten Bedingungen entspricht, zu machen in der Lage sind.“

¹⁶¹⁷ Ebd., S. 171

Welche Wirkungen die Arbeiten Weisgerbers im Nationalsozialismus oder, enger, „im ideologischen Kontext der Kriegszeit“¹⁶¹⁸ in einem greifbaren Sinne zeitigten, ist natürlich schwer zu eruieren, wie das wohl von jeder geisteswissenschaftlichen, nicht direkt operationalen, nicht unmittelbar wirklichkeitsmächtigen Konzeption – zumal unter den Bedingungen des entfesselten Krieges – gesagt werden muß.¹⁶¹⁹ Um sich diesem Komplex der Wissenschaftsgeschichte anzunähern, bedürfte es gesonderter Archivrecherchen, Interviews etc. Utz Maas hat davon unabhängig jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß der expansionistischen Neuordnungsideologie „eine neue Form von Wissenschaftsorganisation“ entsprach, „die ganz unmittelbar heute aktuelle Strukturen wie die Sonderforschungsbereiche der DFG vorwegnimmt“¹⁶²⁰, vor allem als interdisziplinäre Anlage von Projekten. Und zum Beleg verweist er einerseits auf das von Weisgerber in den fünfziger Jahren initiierte DFG-Schwerpunktvorhaben „Sprache und Gemeinschaft“, andererseits auf einen Brief Weisgerbers an Eduard Hermann vom 17. Januar 1942 (Nachlaß E. Hermann in der Preußischen Staatsbibliothek Berlin). Aus ihm ist zu erfahren, was Weisgerber stetig zu beschäftigen schien: die methodische, institutionelle und ökonomische Vernetzung als Garantie für die herausragende Autonomie des eigenen (Lebens-)Projekts, was einer intensiven Verschränkung von „disziplinärer Autonomie und ideologischer Anpassung“¹⁶²¹ auf der Grundlage eines seinerseits *theoretisch* interdisziplinär grundierten Vorlaufes, der weit vor 1933 eingesetzt hatte, nicht im Wege stand:

„Gerade diese Frage geldlicher Mittel für sprachwissenschaftliche Arbeiten bringt mich wieder auf einen Plan, den ich schon vor zwei Jahren vorbereitet, dann aber während meiner Militärzeit liegen gelassen habe. Es handelt sich darum, ob man nicht auch für die Sprachwissenschaft die Möglichkeiten auswerten soll, die in dem ‚Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften‘ gegeben sind. Sicherlich könnte da manche nützliche Arbeit getan werden, und vor allem entwickelt sich dieser ‚Kriegseinsatz‘ mehr und mehr zu einer Planung auf weite Sicht, auch für Friedenszeiten. Nach allem,

¹⁶¹⁸ Ebd., S. 124

¹⁶¹⁹ Damit korrespondiert Hausmanns Einschätzung, daß „sich die Spitzen Nazideutschlands nicht sonderlich für die Geisteswissenschaften interessierten, die sie für weltfremd und lebensfern hielten“ (ebd., S. 8). Gleichwohl gab es eben zahlreiche Versuche, „die Notwendigkeit auch der Geisteswissenschaften für den neuen Staat unter Beweis zu stellen. Die ‚Aktion Ritterbusch‘ [...] stellte sicherlich den erfolgreichsten derartigen Versuch dar mit dem breitesten Rückhalt in den Universitäten.“ (Ebd., S. 8)

¹⁶²⁰ Utz Maas: „Rezension von: Frank-Rutger Hausmann [...]“, zit. nach der Homepage des Bibliotheksservice-Zentrums (BSZ) Baden-Württemberg, www.bsz-bw.de/depot/media [...], S. 3. So trifft sich die Kontinuitätsthese mit den realen Planungen – vgl. Jäger: „„Siege““, a. a. O., S. 6: „Der ‚Kriegseinsatz‘ sollte – wie Hausmann formuliert – lediglich einen ‚Vorlauf‘ bilden für die von Ritterbusch nach dem Krieg geplante ‚Vereinheitlichung der Wissenschaftsverwaltung sowie der Wissenschafts- und Forschungsorganisation““.

¹⁶²¹ Jäger: „„Siege““, a. a. O., S. 2

was ich höre, wird eine Wissenschaft, die nicht in diesem Rahmen sich als lebenskräftig erweist, auch in kommenden Zeiten wenig auf Förderung rechnen können, während umgekehrt die doch verfügbaren Mittel erlauben, manche Aufgaben aufzufassen, die für die Wissenschaft selbst von grösster Bedeutung sind. Da ich im Laufe der Zeit von verschiedenen ‚Kriegseinsätzen‘ aus um Mitarbeit angegangen wurde (Germanisten, Historiker u. a.)¹⁶²², habe ich mich schon früh gefragt, ob man innerhalb der Sprachwissenschaft soviel Mitarbeiter zusammenbekäme, um ein paar wichtige Problemkreise aufzunehmen [...]. Ich selbst würde auch glauben, dass man Vorarbeiten für einen weiteren Fragenkreis schaffen sollte, nämlich die Wirkungen der Sprachen im Aufbau der Kulturen und Völker. – Ich glaube, dass diese Aufgabenbereiche sich im Rahmen des ‚Kriegseinsatzes‘ sehen lassen könnten; man müsste natürlich Germanisten, Anglisten, Romanisten usw. heranziehen, aber das Schwergewicht läge bei der Sprachwissenschaft. – Ich habe seit meiner Entlastung [sic!] im Wehrdienst diese Pläne wieder aufgenommen und habe mich auch vergewissert, dass eine Eingliederung in den ‚Kriegseinsatz‘ noch möglich ist. Bevor ich weiteres unternahme, möchte ich mich allerdings unterrichten [korr. aus: vergewissern], was die massgebenden Fachgenossen zu diesen Plänen meinen, und ob etwa in der Zwischenzeit schon Bemühungen ähnlicher Art gemacht wurden; die Sache erscheint mir vor allem deshalb dringlich, weil hier auf lange Sicht Arbeitsmöglichkeiten und -mittel sich ergeben“.¹⁶²³

¹⁶²² Hausmann (a. a. O., S. 179 und 192) nennt zwei geplante Historikertagungen, zu denen Weisgerber eingeladen werden sollte. Eng war die Kooperation zwischen Historikern und Germanisten in der „Kulturraumforschung“ (Jäger: „Siege“, a. a. O., S. 5), die auch nach 1945 als moderner Ansatz galt.

¹⁶²³ Zit. nach Maas: „Rezension“, a. a. O., S. 4 f.; Maas merkt an: „Diese Weisgerbersche Initiative bleibt noch weiter zu recherchieren“ (ebd., S. 5).

IV. Schlußbemerkungen

Wenn bei Weisgerber die ‚Muttersprache‘ als gesellschaftliche Institution,¹⁶²⁴ als „unpersönliche[s] soziale[s] Objektivgebilde“¹⁶²⁵ zu ihrem argumentativ organisierten und im Wissenschaftsapparat durchgesetzten, über die Zeiten hinweg daher weitgehend ehrfurchtgebietenden Auftritt kam – Clemens Knobloch spricht nicht zu Unrecht davon, „‚Muttersprache‘“ sei „der *god term* der Weisgerber-Schule“¹⁶²⁶ –, so gelangte sie in den

¹⁶²⁴ Zur Berufung Gehlens auf Weisgerber und zur Modellierung der Sprache als Institution vgl. Ivo: *Muttersprache*, a. a. O., S. 174 und 179; vgl. auch Weisgerber 1929, S. 119 f., und Leo Weisgerber: „Relativismus in Humboldts Sprachbetrachtung?“ In: *Das Gespräch*, 1953, Ausgabe A, Folge 2, S. 4 (Herv. J. R.): „Durch das Menschheitsgesetz der Sprache ist er [der einzelne; J. R.] in eine Ordnung hineingestellt, die sein Einzelleben *überbaut*.“ Analog sieht Weisgerber im Konzept des sprachlichen Feldes „die Parallele zum Sich-Eingliedern, zum lückenlosen *Überspannen*“ (Weisgerber: „Sprachfelder“, a. a. O., S. 47; Herv. J. R.).

Zum Begriff der Institution (auch als Ableitung aus dem Begriff des objektiven Geistes) und zur machtvollen Konsumtion des einzelnen durch dieselbe vgl. Arnold Gehlen: *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*. 5. Aufl., Wiesbaden 1986, S. 8 ff.; zu Gehlens Rekurs auf Weisgerber (Zwischenwelt, ausdrucksunabhängige Bedeutung, Geltung der Bedeutung *für* die Sprachgemeinschaft) vgl. Arnold Gehlen: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. 13. Aufl., Wiesbaden 1986, S. 248 ff.; zu Gehlens Auffassung der Sprache als „Institution aller Institutionen“ vgl. Liebrucks: *Sprache und Bewußtsein*. Bd. 1, a. a. O., S. 79 ff.

Vgl. im übrigen Saussures (a. a. O., S. 108) bekannte Formel, daß „die Sprache eine soziale Institution ist“.

¹⁶²⁵ Weisgerber 1963, S. 31; vgl. auch Weisgerber 1929, S. 62 ff., und Weisgerbers Rückschau 1981 („Seinsweise der Geltung“, a. a. O., S. 287) und die nochmaligen Hinweise auf die Bedeutung Vierkandts; des weiteren vgl. Weisgerber: „Sprache“, a. a. O., S. 603

¹⁶²⁶ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 150. Ein letztes Mal auf knappstem Raum zusammengefaßt sind Weisgerbers zentrale Terme unter dem Dach der ‚Muttersprache‘ in Leo Weisgerber: „Muttersprache“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 6, a. a. O., Sp. 263. – 1981 reiht sich Weisgerber ironisch und doch auch ernsthaft unter die „Muttersprachapostel“ ein und bezeichnet sich als „Muttersprachherold“; vgl. Leo Weisgerber: „Die Muttersprachapostel“. In: *Logos semantikos*, a. a. O., Bd. 2, S. 193–199. Hier wird noch einmal ein Forscherleben rekapituliert, und die Verbitterung in der Rückschau auf die „Hochflut von Beleidigungen und Verdächtigungen“ (ebd., S. 193) ist nicht kaschiert. Gültig blieben, so Weisgerber damals, seine Arbeiten aus den zwanziger Jahren genauso wie jene, die in Auseinandersetzung mit Vertretern der Transformationsgrammatik entstanden waren. All das reagierte auf Weisgerbers Erfahrung, „wie leicht bei dem Objekt *Muttersprache* gewisse Untertöne des Wortes zum Vorwurf der Gefühlsduselei einerseits, zum Verdacht andererseits führen, es sei hier etwas von Nationalismus oder gar ungewollte Förderung nationalsozialistischer Ideen im Spiel. Das eine ist so wenig der Fall wie das andere, und man könnte es nur wünschen, daß die Einsicht nicht verlorenginge, daß der Sprachgedanke der genuine Antipode der Ideen von Blut und Boden war.“ (Ebd., S. 197) Von solchen Einschätzungen abgesehen, schloß Weisgerber, indem er „der Ausmerzungen der Idee der Muttersprache“ im Deutschunterricht (er setzte sich hier mit den hessischen Rahmenrichtlinien von 1969 auseinander; vgl. auch Weisgerber: „Hat das Wort ‚Muttersprache‘ ausgedient“, a. a. O., S. 167 f.) nochmals engagiert entgegnet – mit der Forderung, eine „Schar von Sachkundigen“ zu berufen, die „die primäre Leistung beim Worten der Welt durch eine Sprachgemeinschaft“ (ebd., S. 199) lehren sollten.

– Daß der Begriff der Muttersprache in der Tradition der „Volkssprachentheorien Dantes und Humboldts“ (Ivo: *Deutschdidaktik*, a. a. O., S. 70) nicht nur auratischer oder irrationaler Aufladungen entbehrt, sondern darüber hinaus einen lebensgeschichtlich und bildungstheoretisch weiten Bedeutungshorizont umreißt, den es sprachwissenschaftlich zu füllen gilt, deutet eine Interviewäußerung Hannah Arendts gegenüber Günter Gaus an (Günter Gaus: „Interview mit Hannah Arendt. Was bleibt? Es bleibt die Muttersprache“. In: Klaus Bittermann [Hg.]: *Eingriffe 1. Jahrbuch für gesellschaftskritische Umtriebe*. Berlin 1988, S. 19 f.) Was aus der „Vorhitlerzeit“ für sie geblieben sei, beantwortet Arendt wie folgt: „Ich habe keine Sehnsucht, das kann ich nicht sagen. Geblieben ist die Sprache. [...] Ich habe immer bewußt abgelehnt, die Muttersprache zu verlieren. [...] Ich schreibe in Englisch, aber ich habe die Distanz nie verloren. Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen Muttersprache und einer anderen Sprache. Bei mir kann ich das furchtbar einfach sagen: Im Deutschen kenne ich

Stand der Allzuständigkeit nicht nur dadurch, daß sich die Theorie der Muttersprache zur allzuständigen erklärte und die „Allverbindlichkeit des Gesetzes der Sprachgemeinschaft“¹⁶²⁷ begründete, sondern auch dadurch, daß bestimmte sprachgeschichtliche Zusammenhänge und sprachwissenschaftliche Problemstellungen nicht sachgemäß erörtert oder exterritorialisiert wurden. Das betraf zum einen den Komplex der Schriftlichkeit und die sprachpolitische Dimension der europäischen Volkssprachengeschichte,¹⁶²⁸ zum anderen die Dimension des Subjekts.¹⁶²⁹

Zumal in letzterer Hinsicht ist Weisgerbers lebenslange Berufung auf Humboldt alles andere als schlüssig gewesen. Darauf ist, lange nach Walter Boehlichs Intervention 1964, seit den achtziger Jahren wieder mehrfach hingewiesen worden.¹⁶³⁰ Zusammenfassend darf man

einen ziemlich großen Teil deutscher Gedichte auswendig. [...] Im Deutschen erlaube ich mir Dinge, die ich mir im Englischen nicht erlauben würde. [...] Die deutsche Sprache jedenfalls ist das Wesentliche, was geblieben ist und was ich auch bewußt immer gehalten habe. [...] Es gibt keinen Ersatz für die Muttersprache. Man kann die Muttersprache vergessen. Das ist wahr. Ich habe es gesehen. Diese Leute sprechen die fremde Sprache besser als ich. [...] Aber es wird eine Sprache, in der ein Klischee das andere jagt, weil nämlich die Produktivität, die man in der eigenen Sprache hat, abgeschnitten wurde, als man diese Sprache vergaß.“

¹⁶²⁷ Weisgerber 1973, S. 184

¹⁶²⁸ Die sprachpolitische Leerstelle des aus seinen transzendentalen, extramundanen Begründungsquellen heraus (Zeichenbegriff, Wortfeldtheorie) zunächst sprachpolitisch ‚keuschen‘ Sprachgemeinschaftsparadigmas füllte Weisgerber, indem er sprachpolitische Forderungen und staatliche Interventionsnotwendigkeiten ins öffentliche Feld einführte – wie etwa jene nach orthographischen Reformen (siehe Abschnitt I.) –, die im strengen Sinne vom Konzept der je gefügten, aus der historischen Tiefe in ihrer Geltung gefestigten Sprachgemeinschaft *wegführten* – und damit die besagte Lücke wieder kenntlich machten. Vgl. auch Ivo: *Muttersprache*, a. a. O., S. 176: „Zeitgeschichtliche Faktoren können sich darum in Weisgerbers Konzept gerade da zur Geltung bringen, wo die sprachtheoretische Fundierung leer bleibt oder fehlt.“ Damit korrespondiert die ‚entziehungsmystische‘ Argumentation: „[V]on allen Gemeinschaftsformen ist die Sprachgemeinschaft dem Einfluß der Macht am weitesten entrückt. Man kann Sprachgemeinschaft weder setzen noch erzwingen“ (Weisgerber 1964, S. 124). Und es schließt sich der ‚entzugswillige‘ Komplementärgedanke an, so daß der Suche nach einem irgend gearteten Subjekt der Geschichte vergeblich sein muß: „Aber auch der innere Wille der Beteiligten hat merkwürdig wenig Einfluß: es ist der Grundlage wie dem Vollzug nach undenkbar, daß eine Sprachgemeinschaft sich durch einen Willensakt der Beteiligten konstituiert. Und auch vom Einzelnen aus gesehen bleiben dem Willen, erst recht der Willkür, sehr wenig Möglichkeiten im Bereich der Sprache“ (ebd.). – So nimmt insgesamt nicht wunder, wenn Weisgerber (*Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 13) einräumt, „selbst ein so prophetisches Werk wie Dantes *De vulgari eloquentia* gewinnt in unseren Überlegungen mehr die Rolle eines Anzeichens als die eines Anstoßes“. Es sei – in organologischer Redeweise – „der Unterschied zwischen bewußten Zielen und *unbewußten Triebkräften* und *Bedingungen* der Entfaltung zu beachten“ (ebd., S. 13 f.; Herv. J. R.); und natürlich in eindeutiger Weise zu gewichten. Die Entstehung der Volks-/Schriftsprachen schreibt Weisgerber daher diffus einem „Aufstand gegen [...] die Vorherrschaft der lateinischen Hochsprache“ zu, getragen von einer „Bewegung“ (ebd., S. 16) nicht näher bezeichneter Akteure und gründend darauf, „daß die Sprachgemeinschaften *Urtatsachen* sind“ (ebd., S. 116; Herv. J. R.).

An einer unauffälligen Stelle allerdings konzediert Weisgerber, sich selbst dementierend, die Bedeutung der Volks-/Schriftsprachlichkeitsgeschichte: „Seit es überhaupt ein zusammenhängendes Bewußtsein von Sprache gibt (das im Grunde erst im Zeitalter der Schrift möglich ist) [...]“ (Weisgerber 1973, S. 107) – fast ein Einzelfall, der auch dadurch relativiert wird, daß sich jener Zusammenhang nur „der beschreibenden Grammatik“ (ebd.) erschließen soll, d. h. der statischen, „buchenden“, sortierenden Betrachtung.

¹⁶²⁹ Geschlossene Theorien mit umfassendem Anspruch konstituieren sich meist über *Auslassung* und *Ausschluß*, einhergehend mit bewußter *Problemverdrängung*.

¹⁶³⁰ Vgl. z. B. Klaus Junker: „Zur Kritik an der Humboldt-Adaptation der Neuhumboldtianer“. In: Klaus Welke (Hg.): *Sprache – Bewußtsein – Tätigkeit. Zur Sprachkonzeption Wilhelm von Humboldts*. Berlin 1986, S. 68–93; vgl. Hans-Werner Scharf: „Differenz und Dependenz: Wesen und Erscheinung in Humboldts Sprach-Idee“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, a. a. O., S. 152 f., Anm. 28, wo die „hypostasierende Deutung“ und „verdinglichende[] Übersetzung“ des Begriffs ‚Zwischenwelt‘ als „Verzerrung der erkenntnistheoretischen

Fundamentalproblematik in Humboldts Sprachtheorie“ gekennzeichnet wird; vgl. Borsche („Die innere Form der Sprache“, a. a. O., S. 47 f.), der die Auslegung des Begriffs der ‚inneren Sprachform‘ durch Porzig und Weisgerber als inadäquate Darstellung in eigener Sache kritisiert; vgl. auch Borsche: *Sprachansichten*, a. a. O., S. 221 f., wo die „dynamische Sprachwissenschaft“ in die Nähe eines naturwissenschaftlichen, gewissermaßen statischen Gesetzesdenkens gerückt wird, was sich mit Borsches Zurückweisung der verdinglichenden Interpretation des Energieia-„Kerngedankens“ (vgl. ebd., S. 61 ff.), die er in Tuchfühlung zum Saussureschen Entwurf der „institution sociale“ situiert, verträgt. „Wenn er [Weisgerber; J. R.] den Gegenstand der Sprachwissenschaft bestimmt, sondert er als erstes die Erforschung des Sprechens aus.“ (Ebd., S. 61) Dagegen „bleibt festzuhalten, daß für Humboldt das Wesen der Sprache, ihre Energieia, allein im jedesmaligen Sprechen der Individuen begründet ist“ (ebd., S. 67 f.).

Bei Weisgerber selbst ist die Anzahl der Belegstellen für Borsches Auffassung erdrückend (vgl. etwa Weisgerber 1962, S. 21, und Weisgerber 1971, passim, insbes. S. 153 f., wo Weisgerber den Energieia-Begriff neuerlich mit dem Begriff des sozialen Objektivgebildes übersetzt). Als knappe Darstellung vgl. Leo Weisgerber: „Die Sprache als wirkende Kraft“. In: *Studium Generale*, 1951, 4, S. 127–135. Weisgerbers Standardzitat lautet: „Die Sprache muss immer von der Seite ihres lebendigen Wirkens betrachtet werden [...]. Eine Sprache ist auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Process, wie das Leben ein körperlicher.“ (Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 184) Eine analoge Passage betont den offenen Prozeß der Sinngenesen – und findet sich bei Weisgerber nicht: „[D]ie Sprache kann ja nicht als ein da liegender, in seinem Ganzen übersehbarer, oder nach und nach mitteilbarer Stoff, sondern muss als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermassen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben.“ (Ebd., S. 221)

– In Leo Weisgerber: „Zum Energieia-Begriff in Humboldts Sprachbetrachtung“. In: *Wirkendes Wort*, 1953/54, Heft 6, S. 374 (Herv. J. R.), äußert Weisgerber über die kanonische Energieia-Passage, „daß sie bis in die jüngste Zeit hinein Anlaß zu *Fehlinterpretationen* gegeben hat, insbesondere in dem Sinne, daß Humboldt das Schwergewicht des Sprachlichen auf die Tätigkeit des Sprechens verlegen wolle“. Weisgerbers Auslegung stellt sodann die Sprache ganz „als Wirkungsform“ (ebd., S. 375) dar und fährt fort: „[E]r will diese *Tätigkeit*, diese *sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes* verstanden wissen als die sprachliche *Energieia* einer Sprachgemeinschaft, als die Daseinsform einer geistigen Kraft“ (ebd., S. 376). Das dünkt allerdings selbstwidersprüchlich bis zur Paradoxie: eine Tätigkeit muß eine umgrenzte, definierte Daseinsform besitzen, um Wirkungsform sein zu können – ein getätigtes Tun mithin, ein erwirktes Wirken, ein arbeitendes Da-Sein als die „*Wirklichkeit der Muttersprache*“ (ebd., S. 377). Das zieht die *contradictio-in-adjecto*-artige Formel „Muttersprache als Energieentfaltung gesammelter Sprachkraft, als *dauerhafte* Wirkungsform“ (Weisgerber 1973, S. 129; Herv. J. R.) nach sich; bzw. noch deutlicher: Der „Prozeß“ der Herausbildung von Muttersprachen soll jene „als die dauerhaftesten und universalsten Faktoren des geistigen Lebens erscheinen“ (ebd., S. 126) lassen. Über den Superlativ von *universal* wäre zu streiten, allein: Im Pleonasmus kommt die Sache zu ihrem Recht: Es „ist die zusammenschließende Kraft beschlossen in dem Prinzip, das in der geistigen Kraft der Muttersprache sichtbar wird.“ (Weisgerber 1964, S. 124)

Folglich führt Weisgerbers Energieia-Variante zu dem Bekenntnis: „Muttersprache als ‚der Prozeß des Wortens der Welt‘ [...] steht an einer ganz anderen Stelle als das in der Rede erlebte sprachliche Geschehen.“ (Ebd.) Da mutet es angesichts des antihumanistischen Einschlags zumindest befremdend an, wenn Weisgerber eine Rezension der Kawi-Einleitung (Leo Weisgerber: „Rezension von: Wilhelm von Humboldt: *Über die Verschiedenheit* [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1962, Heft 1, S. 57) beginnt: „Die Gedenktage W. v. Humboldts sind vom Schicksal wenig begünstigt. Die hundertste Wiederkehr seines Todestages 1935 fiel in eine Zeit, in der der ‚Individualist‘ Humboldt ebenso abgelehnt wie der ‚Judenfreund‘ angegriffen wurde (wenigstens nach den offiziellen Parolen).“ – Forsch dagegen Weisgerbers Eintreten für Humboldt nach 1945 („Relativismus in Humboldts Sprachbetrachtung?“, a. a. O., S. 3): „Die Erneuerung der Humboldtschen Sprachbetrachtung scheint nicht das Richtige für schwache Gemüter zu sein.“

Symptomatisch für eine apologetische Parallelisierung Weisgerbers mit Humboldt vgl. Gipper: *Bausteine*, a. a. O., S. 24 f., wo der Energieia-Gedanke abermals mit Vierkandt kurzgeschlossen und obige Humboldt-Deutung beglaubigt wird: „Es besteht kein Zweifel, daß diese Interpretation im Einklang mit der Gesamtkonzeption Humboldts steht und daß sie sich als besonders fruchtbar erwiesen hat.“ Der gleichen Einschätzung Vorschub leisten Helmut Gipper/Peter Schmitter: *Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie im Zeitalter der Romantik. Ein Beitrag zur Historiographie der Linguistik*. Tübingen 1979. Neben der Ziehung einer direkten Linie von Humboldt zu Ipsen, Porzig, Trier und Weisgerber (vgl. ebd., S. 17) steht Weisgerber hier als „der konsequente Fortführer Humboldts“ (ebd., S. 83) für die Vollendung des im Begriffspaar ‚sprachliche Weltansicht‘–‚innere Sprachform‘ angelegten Weltbildtheorems und der parole-fernen Energieia-Konzeption (vgl. ebd., S. 90). Allen knapp erwähnten Einwänden zum Trotz heißt es: „Wie dem auch sei, es bleibt unbestreitbar, daß Weisgerbers Sprachauffassung völlig auf den von Herder und Humboldt geschaffenen

von einer – auch durch ein zweifelhaftes Zitationsverfahren Weisgerbers¹⁶³¹ gestützten – „Humboldt-Adaptation“¹⁶³² sprechen, die das Humboldtsche Sprachdenken auf den Kopf stellt.¹⁶³³ „Weisgerbers Konzept einer umfassenden Sprachwissenschaft“, so Hubert Ivo, „hat mit Humboldts Sprachdenken die Annahme einer konstitutiven Rolle der Sprachen im Erkenntnisprozeß gemein. In der Auslegung dieser Rolle, ihrer Herleitung und in den Konsequenzen, die aus dieser Annahme gezogen werden, liegen die beiden Konzepte denkbar weit auseinander. In wesentlichen Punkten ist Weisgerbers Wissenschaftsentwurf de facto eine Negierung von Humboldts Denkansatz.“¹⁶³⁴ Der wesentliche, in letzter Konsequenz theoriebestimmende Punkt betrifft den Status des Individuums: „Es ist Humboldts Denken der Individualität, auf die sich in Weisgerbers Argumentation die ‚Gefühls- und Willensintentionen, aber auch die Begriffserklärungen‘ wie auf einen inneren Gegner hin

Voraussetzungen basiert. Sie ist bereits in den Jahren 1924–1925 in den Grundzügen entwickelt und liegt in dem wichtigen Werk *Muttersprache und Geistesbildung* (1929) ausgebildet vor.“

¹⁶³¹ Vgl. etwa die isolierende Behandlung einzelner – vorgeblicher – Kernsätze Humboldts in *Zweimal Sprache* (Weisgerber 1973, S. 108 ff., 149 ff. und 161 ff.; im Register findet sich der Eintrag „Humboldt-Zitate, wesentliche“; zu Weisgerbers Separierungstechnik vgl. Ivo: *Muttersprache*, a. a. O., S. 155 f.). Weisgerbers Berufung auf Humboldt verfährt im übrigen zu allen Zeiten nach diesem Muster. Ein Beispiel: Humboldts Begriff der Nation wird kurz belegt (und als noch nicht ausgereifter, weil nicht in den Begriff der Sprachgemeinschaft überführter gekennzeichnet), und an das Zitat schließt sich an: „Man kann natürlich nicht den ganzen Zusammenhang dieser Gedanken hier auseinanderlegen.“ (Weisgerber 1973, S. 188) – Hilfreich wäre gewesen, die entsprechende Passage zur Gänze zu betrachten: „Durch diesen heftenden, leitenden und bildenden Einfluss der Sprache wird auch erst der höhere, und oft wohl nicht deutlich genug erkannte Begriff der *Nation* sichtbar, so wie die Stelle, welche die Vertheilung der Nationen in dem grossen Gange einnimmt, auf dem sich der geistige Bildungstrieb des Menschengeschlechts seine Bahn bricht. Eine Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisirte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalitaet individualisirt. In Allem, was die menschliche Brust bewegt, namentlich aber in der Sprache, liegt nicht nur ein Streben nach Einheit und Allheit, sondern auch eine Ahndung, ja eine innere Ueberzeugung, dass das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist.“ (Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 159 f.)

Unbesehen dieser Äußerungen postuliert Weisgerber in den sechziger Jahren: „[W]ir können nicht erwarten, daß bei dem Arbeiten mit Begriffen wie deutsch *Volk* oder französisch *nation* oder englisch *nation* usw. Ausgang und Blickrichtung sich decken. [...] Wir müssen hier versuchen, vor allem die Lösungen klarzustellen, zu denen das deutsche Denken in diesem Bereich gekommen ist, um so mehr, als die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Volk nirgends so tief durchdacht worden ist wie vor allem im Lebenswerk W. von Humboldts.“ So sei zu betonen, daß „der deutsche Begriff des *Volkes* immer wieder sich mit der Tatsache der Sprachgemeinschaft gleichzustellen strebt“ (Weisgerber 1964, S. 127).

¹⁶³² Hans Lösener: „Zweimal ‚Sprache‘: Weisgerber und Humboldt“. In: Dutz, a. a. O., S. 199. Lösener fragt nach dem „Status des Subjekts“ (ebd., S. 197) und kommt über die Analyse des Energieia-Begriffs (der bei Humboldt Tätigkeit meint, bei Weisgerber Wirkung; vgl. ebd., S. 200) zu dem Schluß, daß „das Subjekt im Übersubjekt der Muttersprache verschwindet“ (ebd., S. 203).

¹⁶³³ Wo Humboldt die gesellige Bedürftigkeit des einzelnen herausstreicht, um dessen Subjektivität, die mit an allem Anfang der Sprache steht, in die gleichursprüngliche *dialogische* Konstitution einzubinden, bestärkt Weisgerber die transzendentalsoziologische Position: „Aber so sehr der Mensch bereits ‚in abgeschlossener Einsamkeit‘ (Humboldt VII, 55) seine Sprachfähigkeit einsetzen muß, so sehr ist er als Gemeinschaftswesen auf eine Fülle sprachlicher Notwendigkeiten angewiesen, bei denen er als einzelner nichts erreichen kann.“ (Weisgerber 1973, S. 127)

¹⁶³⁴ Ivo: *Muttersprache*, a. a. O., S. 153; vgl. ebd., S. 161: „Weiter auseinander können Konzepte zur Deutung menschlicher Sprachlichkeit wohl schwerlich gedacht werden: hier eine am soziologischen Denken der Konformität orientierte Deutung der Sprachlichkeit als Weg der Eingliederung in einen übergeordneten Gesamtgeist und dessen Trägerschaft (Volk als Sprachgemeinschaft verstanden); da die Reflexion der Sprachlichkeit als Weg zur Annäherung an das Verständnis der Individualität und der Dialogizität.“

orientieren.“¹⁶³⁵ Ihren prägnantesten Ausdruck erhält diese implizite Gegnerschaft immer wieder in Weisgerbers Formel vom ‚Beherrschtwerden durch die Muttersprache‘.

Nun heißt es bei Humboldt zweifellos: „[D]er Mensch spricht nicht, weil er so sprechen will, sondern weil er so sprechen muss; die Redeform in ihm ist ein Zwang seiner intellektuellen Natur“.¹⁶³⁶ Aber dieser Zwang ist kein Joch, sondern eine Ermöglichungsbedingung in erkenntnistheoretischer wie in jener Notwendigkeit und Aussicht, sich zu vergesellschaften. Der ‚Zwang‘ ist das anthropologisch-historische Fundament (so der bewußt doppelt motivierte Begriff der *geistigen Natur*),¹⁶³⁷ auf dem der einzelne seine Freiheit, seinen Je-Eigensinn in Geselligkeit zu erfahren, zu artikulieren und zu *bilden* vermag. Von Determination kann daher mitnichten die Rede sein.¹⁶³⁸ Selbst das vorderhand *Fremde* der Sprache, ihr Wörterbuch und ihr grammatischer Bau,¹⁶³⁹ gewinnt keine *Herrschaft* über den einzelnen. Wo der Zwang zum regelgemäßen, formgebundenen Sprechen¹⁶⁴⁰ obwaltet, wirkt das Subjekt zugleich auf diesen zurück und verwandelt den Korpus der Wörter und Redefügungen. Das macht Humboldt noch dort deutlich, wo er die Herrschaft des Allgemeinen einer geltenden Sprache über den einzelnen zu betonen scheint: „Denn obgleich das jedesmal Gesprochene allerdings ein Erzeugniss des Geistes ist, so wird es doch, indem es zu der schon vorher vorhandenen Sprache gehört, ausser der Thätigkeit des Geistes, durch Laute und Gesetze der Sprache bestimmt, und wirkt, indem es gleich wieder in die Sprache überhaupt übergeht, wieder bestimmend auf den Geist zurück.“¹⁶⁴¹

Der sich selbst in der Rede anregende, ja erzeugende Geist, der eben ein Geist der Sprechenden und Gleichvermögenden und also – sofern dies so gewagt gesagt sein darf – ein

¹⁶³⁵ Ebd., S. 180

¹⁶³⁶ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 162. Die Formulierung „Redeform in ihm“ verweist auf den unumgänglichen, aber nicht *festbindenden* Internalisierungscharakter des Spracherwerbs und des sprachlichen Handelns.

¹⁶³⁷ Auch in naturhistorischer Perspektive heißt es mildernd, es sei „im Gange der Natur die Rede das Erste und Bestimmende“ (ebd., S. 180), und zwar hier wohl noch als weithin formungebundene, gewissermaßen vorgeschichtliche Rede; vgl. auch ebd., S. 197: „Das Gefallen am Sprechen ist Gefallen an Rede, und mithin auf Gedanken bezogen.“ Vgl. auch Humboldts Vermutungen über Urtyp der Pronominalität in allen Sprachen (etwa ebd., S. 205, 210 und 366 f.); vgl. Humboldt: *Dualis*, a. a. O., S. 139: „Das Wort muss also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus.“

¹⁶³⁸ Dagegen handelt Weisgerber nicht von einer Ermöglichungsbedingung, sondern von einer Zwangsbedingung, und an die Stelle der Freiheit tritt die Fron der Arbeit: „jeder Mensch untersteht der Bedingung, daß er seine menschliche Sprachkraft nicht isoliert entfaltet, sondern daß er sie einbringen muß in eine Gemeinschaftsarbeit“ (Weisgerber 1964, S. 125).

¹⁶³⁹ Humboldt (*Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 163) spricht von der „totden und verkörperten Form“, in der Sprache, „als Vorrath von Wörtern und System von Analogieen und Gesetzen, ihm als etwas Fremdes entgegentreit“.

¹⁶⁴⁰ Jener ‚Zwang‘ aber gewährt auch Entlastung, indem durch ihn ein Bildungs- und Orientierungsrahmen als historisch überliefertes Wissen abgesteckt ist, den der einzelne zu überschreiten vermag, indem er sich am Tradierten *sprechend* und damit *in Freiheit* bildet; vgl. Ivo: *Deutschdidaktik*, a. a. O., S. 64

¹⁶⁴¹ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 191 f.

Zwischen-Geist ist (und kein von den alterisierenden, interagierenden Subjekten irgend zu trennendes oder abzuhebendes Meta-Subjekt¹⁶⁴²), ist von Humboldt als der wahrheitsfähige benannt.¹⁶⁴³ In der Rede wird die Welt wahrheitsfähig, und zwar durch die angeregte Sprachkraft hindurch, die in jedem einzelnen auf Erwidern wartet. Gleichwohl – und in dieser Balance versucht sich Humboldt der letzten, der Wesensbestimmung noch einmal zu nähern – sei, um der Objekt- oder Produktseite der Sprache gerecht zu werden, vom Sprechen auch abzusehen. Sprache nämlich ist nicht nur in actu gewärtig und wirklich, sondern *auch* – „da sie nun auch in der *Schrift* den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar hält“¹⁶⁴⁴ – als Gewordenes, als Gebilde: „Aus dem Sprechen [...] erzeugt sich die Sprache, ein Vorrath von Wörtern und System von Regeln, und wächst, sich durch die Folge der Jahrtausende hinschlingend, zu einer von dem jedesmal Redenden, dem jedesmaligen Geschlecht, der Nation, ja zuletzt selbst von der Menschheit in gewisser Art unabhängigen Macht an.“¹⁶⁴⁵

Schon die abschließende scheinbare Übertreibung der Argumentation deutet jedoch an, wie Humboldt das Wechselverhältnis letztlich gewichtet. Denn ohne Produktion wäre kein Produkt denkbar, ohne einwirkendes Handeln keine Geschichte.¹⁶⁴⁶ „Die Sprache gehört mir an, weil ich sie hervorbringe. Sie gehört mir nicht an, weil ich sie nicht anders hervorbringen kann, als ich es thue“¹⁶⁴⁷, heißt es zunächst dem Anschein nach unerbittlich dichotomisch, aber es ist „die Gewalt, welches alles lebendig Geistige über das todt Ueberlieferte ausübt“¹⁶⁴⁸, die einen Ausgleich erzielt, der alsdann zugunsten des Subjekts neu akzentuiert wird: „Nur weil doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht.“¹⁶⁴⁹

Das Sprechen nämlich durchbricht die Wirklichkeitsmacht des Objektgebildes Sprache – das Sprechen als die Sprache in ihrer tatsächlichen Flüchtigkeit und unaufhörlichen, infiniten Erneuerung und Verwandlung.¹⁶⁵⁰ Das Sprechen bringt die Wahrheit *zur* Sprache, ja, es trägt die Wahrheit lebendig in die erstarrte, ‚todte‘ Sprache hinein, und erst im Sprechen ist Sprache wahrheitsfähig – weil nicht mehr strikte (Regel-)Befolgung – und von Wirklichkeit

¹⁶⁴² Vgl. Weisgerber 1964, S. 124: „Was in der Muttersprache sich zur Energieia gestaltet, das ist der Geist. [...] Jede Muttersprache ist wirksamer ‚objektiver Geist‘ und als solcher nun gestaltendes Prinzip im Gemeinschaftsleben.“

¹⁶⁴³ Vgl. Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 217

¹⁶⁴⁴ Ebd., S. 225; Herv. J. R.

¹⁶⁴⁵ Ebd.; vgl. ebd.: „[...] so bildet sie sich ein eigenthümliches Daseyn“.

¹⁶⁴⁶ Dagegen Weisgerber 1964, S. 122: Es sei die „geschichtliche Leistung durch die Wirkungsweise der Muttersprache bereits vor allem Einzelwollen gesichert“. Sprache ist mithin ein Gebilde, das sich bildet, aber nicht gebildet wird.

¹⁶⁴⁷ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 226

¹⁶⁴⁸ Ebd., S. 227

¹⁶⁴⁹ Ebd. Daß sich etwas der Beobachtung entzieht, kann auch heißen, daß es sich grundsätzlich der wissenschaftlichen Modellierung entzieht oder ihrer nicht für würdig erklärt wird.

¹⁶⁵⁰ Stetter (*Schrift und Sprache*, a. a. O., S. 424) nennt Sprache daher ein „Fluktuanzphänomen“.

erfüllt.¹⁶⁵¹ Zwischen den Sprechern, die nicht mehr bloße Träger sind, gewinnt Sprache wahre Wirklichkeit – und zwar als *Möglichkeit*, als die Bedingung der Möglichkeit der Welterschließung übersteigende Selbst-Ermöglichung, als Entwurf –; und dies vermag sie allein in der Orientierung auf jenes unteilbare Individuum, dem in der Entfaltung seiner Sprachkraft¹⁶⁵² nichts ein für allemal nötigend entgegensteht: „Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird noch einleuchtender, wenn man [...] bedenkt, dass die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichsweise eine solche ist, dass aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit, und dies erst vollendet den Begriff.“¹⁶⁵³ So sei die Sprachkraft „zuletzt bestimmt durch die in *keine allgemeinere Kategorie* mehr zu bringende Individualität“.¹⁶⁵⁴

Außer Zweifel steht, daß Humboldt das *dynamische* Prinzip der Sprache, für dessen Entdeckung ihn Weisgerber zeitlebens als Gewährsmann berief, jener Tätigkeit jenes einzelnen zuwies, für den wissenschaftliche Begriffe nur um den Preis seiner Ausstreichung zu gewinnen sind. „Die Modifizierung der Sprache in jedem Individuum“, heißt es bei Humboldt, „zeigt eine Gewalt des Menschen über die Sprache, so wie wir im Vorigen ihre Macht über ihn dargestellt haben. Diese letztere kann man [...] als ein physiologisches Wirken ansehen, jene erstere, von ihm ausgehende, ist ein rein dynamisches, in dem auf ihn

¹⁶⁵¹ Die gegenteilige Bedeutung der Fülle, nämlich jene der vollen Befolgung, meint Weisgerber, wenn er sagt, daß „der Einzelmensch um so mehr zur Sprachpersönlichkeit wird, je getreuer er das Gesetz der Muttersprache erfüllt“ (*Muttersprache als Schicksal*, a. a. O., S. 11).

¹⁶⁵² Humboldt (*Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 228) spricht in diesem Zusammenhang sogar im radikalen Sinne von einer Individualsprache, welche die erfüllteste Sprachsphäre darstelle: „[S]o besitzt wirklich jeder Mensch seine eigne. Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wenn man die Sprache mit dem beweglichsten aller Elemente vergleichen will, durch die ganze Sprache fort.“ – Vgl. auch Stetter (*Schrift und Sprache*, a. a. O., S. 424): „Der Prozeß der Ausdifferenzierung von Weltansichten reicht hin bis zum ‚jedesmal Gesprochenen‘, bis zu der in keinem Begriff mehr zu fassenden Individualität der ‚jedemaligen‘ Rede, der *parole*, die in Humboldts Begrifflichkeit als korrelativer Begriff zur ‚Sprache‘ erscheint, als das je ‚Erzeugte‘ dem erzeugenden Organ gegenübergesetzt wird.“

– Vgl. auch Jacob Grimms (*Über den Ursprung der Sprache*, a. a. O., S. 72 f.) Annäherung an die Idee der Individualsprache: „auch unter einander verstehenden, ungeschieden lebenden menschen pflegen je nach geschlecht und individuum dennoch eigenheiten und abstände der sprache einzutreten, die bald einen grözseren umfang und vorrath von wörtern, bald armut oder mangel daran wahrnehmen lassen, so dasz ihnen insgesamt ihre sprache zwar als gemeinbesitzthum, zugleich aber als besonders zuständige ausdrucksweise erscheinen musz, die von jener einförmigkeit thierischer stimmbegabung himmelweit fern ist.“

¹⁶⁵³ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 227 f. Folglich kann auch kein durch die (Einzel-)Sprache verbürgtes Immer-schon-(ein-)verstanden-Sein denkbar sein. Das Verstehen ist – als korrelative Sprecher-Hörer-Beziehung – Ausweis der Produktivität der Sprache (bzw. der Sprechenden), weil sich in ihm Individualität als unteilbar erweist. Der Dialog ist produktiv, umschaffend, weil Verstehen nie vollends gelingt, und so ist die Sprache dort produktiv, wo gesprochen und der Versuch unternommen wird, zu verstehen, in unendlicher Annäherung. „Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen“ (ebd.).

¹⁶⁵⁴ Ebd., S. 217; Herv. J. R.

ausgeübten Einfluss liegt die Gesetzmäßigkeit der Sprache, in der aus ihm kommenden Rückwirkung das Princip der Freiheit.“¹⁶⁵⁵

Das Bild des Körperlichen repräsentiert hier also das Statische der Sprache, das Geistige das Dynamische. Die Natur der Sprache bindet, die Kultur der Sprache öffnet, weitet, lichtet, wärmt.¹⁶⁵⁶ Es ist die freie, sich setzende und sich *gegensetzende* Individualität, die die Schranken des *Gesetzten* überschreitet, und erst in dieser Transzendierung des Organischen, des Baus der Sprache, zeigt und beweist sich die Möglichkeit zur kulturellen Produktion, die – schwach formuliert – des einzelnen seinem Begriff und seiner Wirklichkeit nach (als wirkliches *Wirken des Ichs*) nicht entbehren kann.

Das alles unterbindet die Möglichkeit, eine energetische Auffassung der menschlichen Sprachlichkeit an die quasi statisch-physiologische, naturgesetzliche Gegebenheit einer Einzelsprache zu binden. Weisgerbers Blick richtete sich im Rahmen vielfacher Rekurse auf Humboldt dennoch auf das „*Gesetz der Muttersprache*“. Dort fand sein Sprachdenken ein Ziel, das mit den Humboldtschen Grundannahmen und Letztbestimmungen nicht vereinbar war.¹⁶⁵⁷

In *Das Menschheitsgesetz der Sprache* widmet sich das Kapitel „Das Gesetz der Muttersprache (Denkpsychologie)“ noch einmal ausführlich der systematisch im Grunde wenig bedeutsamen Frage nach der Stellung des einzelnen zur Sprache¹⁶⁵⁸ (die ja, um Weisgerbers große Arbeit von 1933/34 anklingen zu lassen, im Humboldtschen Sinne die eigentliche Frage nach der Stellung der [Individual-]Sprache im Aufbau, d. h. genauer: im Produktionsprozeß der Kultur sein müßte). Schon den Verlauf der Spracherlernung stellt Weisgerber ganz unter die Wirksamkeit der „Gesetze[] des Zeichens und des sprachlichen Feldes“, den Verlauf selbst beschreibt er als „das Herbeiführen der Gerichtetheit, die den Sprachzugriff lenkt [...], und mit dem Verbindlichwerden dieser Zugriffe ist die Muttersprache auch in ihrem geistigen Bereich ‚erlernt‘.“¹⁶⁵⁹

¹⁶⁵⁵ Ebd., S. 229

¹⁶⁵⁶ Vgl. in anthropologisch-geschichtlicher Perspektive auch Grimm: *Ursprung der Sprache*, a. a. O., S. 97: „Nicht starr und ewig wirkendem naturgesetz, wie des lichts und der schwere, anheim gefallen waren die sprachen, sondern menschlicher freiheit in die warme hand gegeben“.

¹⁶⁵⁷ Vgl. auch Serébrennikow (a. a. O., S. 322, Anm. 64), wo Weisgerbers Energeia-Konzept als statisch charakterisiert wird: „Die Leistungen des Rede- und Denkprozesses berührt Weisgerber im Grunde nicht.“ Vgl. in diesem Sinne auch noch einmal Weisgerbers deutliches Wort über „die völlige Unzulänglichkeit der Interpretation von Humboldts Sprache als Energeia als Sprechfähigkeit des Einzelnen“ („Sprache und geistige Gestaltung der Welt“, a. a. O., S. 7).

¹⁶⁵⁸ Neben dem philosophischen und dem (letztthin übergeordneten) soziologischen Zugang ist der psychologische „für die individuellen Bezüge“ (Weisgerber 1973, S. 99) höchstens als sekundär zu bewerten. Es stehe „der einzelne als geschichtliche Erscheinung erst an dritter Stelle“ (ebd., S. 131).

¹⁶⁵⁹ Weisgerber 1964, S. 144

Ist also die Spracherlernung ein *Hineinformen*¹⁶⁶⁰ des einzelnen in die Muttersprache und „ihrem Gehalt nach Umprägung des individuellen Bewußtseins gemäß dem in der Muttersprache ‚wirklichen‘ Weltbild der Sprachgemeinschaft“¹⁶⁶¹, so kommt dem Sprechen nur ein nachgestellter, abgeleiteter Wert zu. Da Weisgerber das Verhältnis zwischen Subjekt und sprachlicher Objektivität unvermindert als Unter- und Einordnung begreift, spricht er ebenso kontinuierlich bzw. kontinuierend vom „Beherrschtwerden durch die Muttersprache“¹⁶⁶², und als ob der Zwang, ja der „Zwang ohnegleichen“¹⁶⁶³ tatsächlich unverbrüchlich *und* unzerbrechlich sei, affiziert sich die theoretische Rede selbst mit der überwältigenden Aura jener unterwerfenden Gewalt¹⁶⁶⁴: „Der Vorgang der Spracherlernung *zwingt* dazu, *immer wieder* auf die Gewalt der vorgegeben-geltenden Muttersprache hinzuweisen. Mit Recht, denn die Eingliederung des Einzelnen in einen Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft ist der primäre Sinn des Gesetzes der Muttersprache; ohne sie bliebe er ein Anfänger sein Leben lang.“¹⁶⁶⁵

¹⁶⁶⁰ Vgl. ebd., S. 140 f.; erwähnt wird auch „der Gesichtspunkt des Geformtwerdens durch die Muttersprache“ (ebd., S. 148). Die Übersteigerung und Anrufungsrhetorik, mit der die Geltungsgewalt der Muttersprache in Szene gesetzt wird, kann im übrigen bizarre Selbstauflosungstendenzen in der Argumentationsführung zeitigen: „Und die Gewalt dieser Formung wird unmittelbar bewiesen durch die Tatsache, daß niemand Rechenschaft ablegen kann über das, was hier mit ihm geschieht: keiner hat eine Einsicht, nach welchem Plan das verläuft, welchen Punkt er erreicht hat, was noch zu tun bleibt. Ja, diese muttersprachliche Kraft erreicht das höchste Maß, das überhaupt denkbar ist: die Wirkung der Muttersprache ist so umfassend, daß sie überhaupt nicht mehr bemerkt wird.“ (Ebd.)

¹⁶⁶¹ Ebd., S. 142. Fraglich ist, ob das umzuprägende ‚individuelle Bewußtsein‘ im Kindesalter, über das Weisgerber hier handelt, tatsächlich bereits ein Bewußtsein von Individualität genannt werden kann. Das indes deutet an, daß *Individualität* für Weisgerber nicht mehr als die empirische Einzelheit – und daher keine personale Identität, keine autonome Reflexivität im Modus der Bildung – darzustellen vermag. Bestätigung findet eine solche Einschätzung, wenn Weisgerber das in Anführungszeichen gesetzte Individuum zunächst als bloße Naturgröße charakterisiert, die zu formen und zu überführen sei: „Tatsache ist, daß gerade um der ‚Persönlichkeit‘ willen zunächst das ‚Individuum‘ durch den ‚objektiven‘ Geist erfaßt und von einem naturhaften zu einem geschichtlich-kulturellen Dasein überführt wird.“ (Ebd., S. 148) Endzweck sei „die Sicherung der Geschichtlichkeit, das heißt der über das Einzelleben hinausweisenden Ziele des Menschen“ (ebd.), also wohl eine Art Hingabe an die Tradition und die Hochziele des ‚Volkes‘. In didaktischer Hinsicht meint das eine Art *Erziehung zur Hörigkeit*, in „Ehrfurcht vor dem Naturrecht“ (Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 145).

¹⁶⁶² Ebd., S. 145

¹⁶⁶³ Weisgerber: „Die tragenden Pfeiler“, a. a. O., S. 8; mit einem „ungeheuren Zwang“ werde der einzelne „in den geistigen Kraftstrom seiner Sprachgemeinschaft eingefügt“ (Weisgerber: „Grundlagen des Sprachenfriedens“, a. a. O., S. 195). Scharf zu verwerfen seien daher „Formen der eigenen Vernachlässigung sprachlicher Selbstzucht“ (ebd., S. 196). Denn es gelte: „jeder Einzelne ein Tropfen in einem dieser Ströme, ein unvermeidliches Schicksal“ (Weisgerber: *Muttersprache als Schicksal*, a. a. O., S. 10).

¹⁶⁶⁴ Der „formende[n] Gewalt des Gesetzes der Sprachgemeinschaft“ (Weisgerber: „Von den Sprachen zu den Muttersprachen“, a. a. O., S. 92); vgl. auch Weisgerber: *Entdeckung der Muttersprache*, a. a. O., S. 134: Die Einzelsprache erweise sich „als Bindung von solcher Gewalt, daß sie tatsächlich die Heutigen in den Gedankenstrom dieser geschichtlichen Gemeinschaft einfügt“. Und: „Daher auch die Gewalt, mit der sie alle ihre Angehörigen zusammenhält“ (ebd., S. 136), so daß das „Gesetz der Muttersprache“ „mit seiner ganzen Gewalt und Unerbittlichkeit“ wirke (Weisgerber: „Die tragenden Pfeiler“, a. a. O., S. 8).

¹⁶⁶⁵ Weisgerber 1964, S. 145. Bisweilen ist des Eindrucks kaum ein Erwehren, daß Weisgerbers Arbeiten zwanghafte Züge annehmen. – In recht befangener Weise hat Peter Hartmann schon in den fünfziger Jahren (*Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers*. Heidelberg 1957, S. 96 ff., 124 ff. und 147 ff.) auf Momente freien Sprachgebrauchs und die „eigene Möglichkeit, Person zu sein“ (ebd., S. 97), verwiesen; zugleich widersprach er vorsichtig der Hypostasierung der Sprache zum Subjekt (vgl. ebd., S. 166).

Das Leben, das der einzelne führt, führt er als Persönlichkeit, die ihre ‚Reife‘ von der Muttersprache empfangt, und so bleibt dem einzelnen nur mehr, ein Leben als Sprachverwender zu führen, an dem ihm – von wem? – zugewiesenen Ort: „Man kann sagen, daß mit dem Hineinwachsen in die Muttersprache, mit dieser ‚Verwirklichung‘ der Muttersprache im Einzelnen, dem Menschen der geistig-kulturelle Standort seines Lebens zugewiesen wird.“¹⁶⁶⁶

„Sprachverwendung“ – so lautet ein Abschnitt, in dem Weisgerber nun Einwände – eher pro forma – diskutiert, Einwände, die ihn bestärken in einer Auffassung, die so ausgereift ist wie der gesamte theoretische Entwurf. Daß nämlich „die aktuelle sprachliche Tätigkeit“, das „*Sprachhandeln*“¹⁶⁶⁷, weil es nach der Seite des „Sprachkönnens“ eine „Form des Nachschaffens, des Erkennens sprachlichen Sinnes, des Erfassens seiner Ordnungen und Werte“¹⁶⁶⁸ ist, lediglich den empirischen Beweis für die Existenz einer Sprache liefert, deren Wirklichkeit aber nicht tangiert,¹⁶⁶⁹ steht außer Frage. „So kommt es“, resümiert Weisgerber, „daß wir die formende Kraft der Muttersprache in den Vordergrund gestellt hatten; und wer diesen Gedanken zu Ende denkt, könnte schon erschrecken über die schicksalhafte Gewalt, die darin beschlossen ist und die in dem häufig wiederholten Satz gefaßt ist, daß es im Grunde die Muttersprache sei, die für den Menschen denkt.“¹⁶⁷⁰

Anschließend konzidiert Weisgerber: „Nun kann aber der Sinn des Gesetzes der Muttersprache nicht darin bestehen, die Persönlichkeit zu erschlagen.“¹⁶⁷¹ Es seien „Entfaltungsformen“ in Rechnung zu stellen, „die auch unter dem Gesetz der Muttersprache dem Menschen als einer Eigenpersönlichkeit verbleiben.“¹⁶⁷²

Es scheint mithin von zweierlei Formen der Persönlichkeit die Rede zu sein: der von früh an und ein Leben lang geformten Persönlichkeit als Mitglied und Träger der Sprachgemeinschaft einerseits, der Eigenpersönlichkeit andererseits. Letztere exekutiert nicht nur, sondern verfügt über Formen der Entfaltung. Doch auch hier vermerkt Weisgerber lediglich schlechterdings nicht bezweifelbare empirische Varietäten, nämlich die „mehr zwangsläufigen Ungleichmäßigkeiten im Aufbau des Sprachbesitzes“: „Denn zweifellos führt

¹⁶⁶⁶ Weisgerber 1964, S. 147; vgl. auch Johannes Lohmann: „Einige Bemerkungen zu der Idee einer ‚inhaltbezogenen Grammatik‘“. In: *Schlüssel zur Welt*, a. a. O., S. 126: „wir *leben* nur in der Wirklichkeit unserer eigenen Sprache – der ‚Muttersprache‘ Weisgerbers“. Und in ihr wird dem einzelnen der „Platz seines geistig-kulturellen Tuns angewiesen“ (Weisgerber: *Muttersprache als Schicksal*, a. a. O., S. 9).

¹⁶⁶⁷ Weisgerber 1964, S. 146

¹⁶⁶⁸ Ebd., S. 150

¹⁶⁶⁹ Vgl. auch Weisgerber 1929, S. 44: „[D]ie sinnlich faßbare Sprechäußerung ist ja nur eine vorübergehende Erscheinungsform“. Es ist die immer wiederkehrende Dichotomie *Wesen vs. Verwendung*.

¹⁶⁷⁰ Weisgerber 1964, S. 155; vgl. die gleichlautende Formel in Weisgerber 1929, S. 125

¹⁶⁷¹ Weisgerber 1964, S. 155

¹⁶⁷² Ebd.

die ‚Verwirklichung‘ der Muttersprache nicht zweimal zu dem gleichen Ergebnis; das Sprachkönnen jedes Einzelnen zeigt den Stempel seines Trägers“. Und die Einschränkung folgt auf dem Fuß: „Aber trotzdem ist der Sprachbesitz als solcher kaum die Stelle, an der sich das sprachliche Eigenrecht des Einzelnen durchzusetzen hätte; denn hier bleibt es doch im Grunde bei ‚individuellen‘ Verschiedenheiten, die eher geeignet sind, das Gesetz der Muttersprache zu stören“.¹⁶⁷³

Realisiert der einzelne immer nur bestimmte Ausschnitte des Wörterbuchs und bestimmte Redefügungen (und ist darin seine personal gefärbte muttersprachliche ‚Ausstattung‘, seine prosaische Kompetenz zu sehen, die das Ideal der sprachgemeinschaftlichen Uniformität pro forma konterkariert¹⁶⁷⁴), so gewinnt die hier bereits wieder depotenzierte Einzelpersönlichkeit dort Kontur, wo sie als sprechende, als sprachhandelnde jene „geschichtlich handelnde Persönlichkeit“¹⁶⁷⁵ zu sein verspricht, die sich durch „die Gesamtheit der Verhaltensweisen [...] an dem durch die Muttersprache angewiesenen geschichtlichen Standort als sprachliche Persönlichkeit bewegt“.¹⁶⁷⁶

Ihre Wirklichkeit erfährt die Einzelpersönlichkeit somit nicht, indem sie sich *sprechend* unterscheidet von jenen, die die gleiche Sprache sprechen, sondern indem sie, die Ausgangssituation der obigen Zweiteilung wieder aufhebend, unter die Obhut des Gesetzes der Muttersprache gerät, indem sie deren höhere Wirklichkeit anerkennt und der Entfaltung ihrer Kräfte *dient*: „Es ist kaum mehr nötig, ausdrücklich zu betonen, daß Sprachhandeln sich weder erschöpft noch vollendet in der sinnfälligsten Form, im Sprechen. Käme es nur darauf an, dem Menschen zu einem möglichst geläufigen Sprechen [der prosaischen Kompetenz; J. R.] zu verhelfen, so würde das Gesetz der Muttersprache nicht mit der Unverbrüchlichkeit ausgestattet sein, mit dem es über jedem Menschenleben waltet. Sprachhandeln, das ist ein viel umfassenderes Geschehen, das gesamte Sich-Bewegen im sprachlichen Bereich, der volle persönliche Einsatz der muttersprachlichen Kräfte im Sinne des Menschheitsgesetzes der Sprache.“¹⁶⁷⁷

Der Raum der Sprache umgrenzt die Bewegungsmöglichkeiten des einzelnen, und die Wege sind ihm im Raum zwingend vorgezeichnet. *Bewußt* verhält sich der Diener seiner Sprache, der sich im Grunde in paradoxer stummer Anerkenntnis jenem Gesetz beugt, das

¹⁶⁷³ Ebd., S. 156

¹⁶⁷⁴ In der Tat scheint Weisgerber eine Art totale, gleichwohl illusorische Verständigungsgemeinschaft resp. Gemeinschaft des allzeit und allerorten gewährleisteten Verstanden-Seins vorzuschweben; daher auch seine Desensibilität gegenüber dem Begriff des Verstehens.

¹⁶⁷⁵ Weisgerber 1964, S. 156

¹⁶⁷⁶ Ebd., S. 157

¹⁶⁷⁷ Ebd. Der hiesige Rekurs auf Humboldt, der „gerade im Sprachlichen das Wesen der Bindung von Persönlichkeit und Gemeinschaft am deutlichsten erkennen ließ“ (ebd., S. 156), ist nicht weiter zu kommentieren.

ihm unbewußt vorschreibt, wie er sich geistig, mithin bewußt die Welt erschließt, die im Kreis der Muttersprache zu Bewußtsein gelangt. Die „Verhaltensweisen des täglichen Lebens sind ganz durchsetzt von Formen des Sprachhandelns und damit von durch den Sprachbesitz vermittelten Wirkungen der Muttersprache“¹⁶⁷⁸, und so ist „im Sprechen [...], durch Sprachkönnen vermittelt, muttersprachliche Ganzheit von Laut und Inhalt am Werk“¹⁶⁷⁹.

Am Werk sein – und nicht wirklich sein, nicht ein- und rückwirkend (auf Laute und Gesetze der Sprache): Prägnanter läßt sich die Verdinglichung des Energieia-Gedankens kaum zur Sprache bringen, und so schließt sich der Kreis (um das Subjekt) mit dem Hinweis auf „die tatsächliche Wirklichkeitsordnung [...], die zeigt, daß hinter der ‚realsten‘, der sinnlich greifbaren Sprechäußerung viel ‚wirklichere‘ Gebilde stehen und daß insbesondere die Muttersprache als die wirksamste aller dieser Formen nicht eine gedankliche Abstraktion, sondern die lebendige Triebkraft aller daraus gespeisten Verwendungsformen ist.“¹⁶⁸⁰

Ideologietheoretisch¹⁶⁸¹ wäre hinsichtlich der Weisgerberschen Konzeption von einer Realabstraktion zu sprechen,¹⁶⁸² in der eine Einzelsprache als verhärtete Form vergesellschaftender Urteilsregeln zum Medium der Verfügung über den einzelnen wird. Das Ich, das in gewisser Weise nur noch schemenhaft oder schematisch in *Erscheinung* tritt, erscheint hier sozusagen in der dritten Person, „nur wahrgenommen, gesehen“¹⁶⁸³, als Ding, Quantität, Objekt, nicht als ich-sagende Selbstheit. Tatsächlich findet sich im gesamten Werk Weisgerbers keine einzige Stelle, an der auf die Problematik des Ich-Sagens auch nur hingewiesen würde.¹⁶⁸⁴

Eine gewisse Andeutung von Dezenz gegenüber dem Individuum, das Weisgerber 1960 auch einmal im Grunde als „Eintagswesen“¹⁶⁸⁵ bezeichnete, um, so 1952, „der süßlichen

¹⁶⁷⁸ Ebd., S. 159

¹⁶⁷⁹ Ebd., S. 162

¹⁶⁸⁰ Ebd.

¹⁶⁸¹ Vgl. allgemein George Lichtheim: *Das Konzept der Ideologie*. Frankfurt/Main 1973, S. 7 ff.; und Herbert Schnädelbach: „Was ist Ideologie? Versuch einer Begriffsklärung“. In: *Das Argument*, 1969, Nr. 50–2, S. 71–92

¹⁶⁸² Realabstraktion meint: Die sprachlichen ‚Produktionen‘ und ‚Produkte‘ erscheinen zusammengenommen als von der Tätigkeit des Sprechens (und Handelns) abgehobener und unabhängiger Wert, als naturhafte Wirklichkeit sui generis vor und über den Wirklichkeiten der (sprechenden) Individuen, die sich hinter deren Rücken durchsetzt oder auch von jenen stillschweigend als verpflichtend anerkannt wird. Weisgerbers Position wäre demzufolge als positive Sanktion von Entfremdung zu verstehen. Vgl. dazu allgemein Utz Maas: *Sprachpolitik und politische Sprachwissenschaft*. Frankfurt/Main 1989, S. 16 ff.

¹⁶⁸³ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 207

¹⁶⁸⁴ Strenggenommen schrumpft bei Weisgerber das Wort auf seinen Zeichencharakter resp. seinen geltenden Inhalt zusammen. Die Dimensionen des Ausdrucks (Ich-Sagens) und der ausdrucksabhängigen Realisation von Bedeutung (Anrede; Ich als Ich-im-anderen) bleiben unberücksichtigt.

¹⁶⁸⁵ Weisgerber: „Sprache und geistige Gestaltung der Welt“, a. a. O., S. 15: „In diesen Spannungen zwischen individueller und gemeinschaftlicher Sprachentfaltung wird der Einzelne, der, sprachlich auf sich allein gestellt, ein Eintagswesen bliebe, zur geschichtlich handlungsfähigen Persönlichkeit.“ Vgl. auch die ein fast unerbittliches Verwertungsdenken nahelegende Formulierung von 1965: „Der Mensch außerhalb von Sprachgemeinschaft lebt für sich selbst ohne Spur, für die Menschheit ohne Gewinn“ (Weisgerber: „Lehre von der Sprachgemeinschaft“, a. a. O., S. 199).

Individualisierung¹⁶⁸⁶ zu wehren, mochte sich noch am Ende von *Muttersprache und Geistesbildung* eingeschlichen haben: Es sei „die Muttersprache Schicksal für den einzelnen, die Sprache des Volkes Schicksalsmacht für die Gemeinschaft. Nicht blinde Schicksalsmacht: der Mensch kann sie weiterbilden und auch ihr seinen Willen aufzwingen, wenn er die Kräfte kennt, die in ihr walten, die Gesetze, nach denen sie wirkt.“¹⁶⁸⁷ Was wäre gewesen, hätte Weisgerber den Blick offengehalten für die irreduzibel subjektive Seite des sprachlichen Lebens? Er hätte fünfunddreißig Jahre später nicht das „Urrecht eines jeden, seine Sprachbegabung in der bestmöglichen Weise zu entfalten“, so fassen können: „Der Weg dieser Entfaltung ist nun auch unverbrüchlich vorgezeichnet: das Gesetz der Muttersprache wirkt mit Naturgewalt und sichert dem Einzelnen seinen geistig-geschichtlichen Standort, indem es ihm unauslöschlich das Weltbild der Muttersprache einprägt“.¹⁶⁸⁸ Und er hätte nicht die Zugehörigkeit zu *einer* Sprachgemeinschaft in dieser Weise dramatisieren können:

„Wenn die Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften so unverbrüchlich erzwungen wird, dann muß durch sie eine Notwendigkeit gesichert sein, ohne die das menschliche Leben nicht erfüllbar wäre. Man kann den Versuch machen, sich diese allgemeingültige Bedingung aus dem Menschenleben herauszudenken: es ist offenbar, daß für alle, die nicht durch das Gesetz der Sprachgemeinschaft *erfaßt* würden, die damit gegebene sprachliche Isolierung gleichbedeutend wäre mit der Unmöglichkeit, ein menschliches Leben zu führen, ja überhaupt am Leben zu bleiben. Wir können sagen, daß ein Wegfallen des Gesetzes der Sprachgemeinschaft das menschliche Leben sowohl auf der individuellen wie auf der sozialen Ebene von Grund auf zerstören würde.“¹⁶⁸⁹

¹⁶⁸⁶ Weisgerber: „Der deutsche Sprachbegriff“, a. a. O., S. 8

¹⁶⁸⁷ Weisgerber 1929, S. 164; vgl. auch ebd., S. 125, wo „der einzelne in der Aneignung und Verwendung der Bestandteile seiner Muttersprache einen ziemlichen Spielraum besitzt und die Eigenart seiner Persönlichkeit durchaus auch in dieser Hinsicht wahren kann“.

¹⁶⁸⁸ Weisgerber 1964, S. 181 f.

¹⁶⁸⁹ Ebd., S. 120; vgl. ebd., S. 121: „[D]as Gesetz der Sprachgemeinschaft läßt keinen Raum, weder für Wahl noch für Willkür.“

Vgl. auch Weisgerber: „Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“, a. a. O., S. 18 (Herv. J. R.): „Außerhalb von Sprachgemeinschaft ist er [der einzelne; J. R.] lebensuntüchtig, ja im Grunde lebensunfähig. Daher alle Begleitumstände dieses Gesetzes: Vorwegnahme *jeder* eigenen Entscheidung, Fehlen einer Wahl, Unmöglichkeit der Umkehrung, äußerste Erschwerung eines Neuansatzes“.

Bekanntlich hat Saussure (a. a. O., S. 108) im Anschluß an die Bestimmung der Sprache zur sozialen Institution die Frage diskutiert, inwiefern das synchronische und das diachronische Gesetz „befehlend und allgemein“ sind und „für alle Fälle“ gelten. Seine Einschränkungen sind erheblich: „[V]on sprachlichen Gesetzen ganz allgemein zu sprechen, hieße ein Trugbild aufstellen“ (ebd., S. 109). Und: „Das synchronische Gesetz gilt allgemein, aber es hat nicht befehlende Kraft. Es übt zwar über die sprechenden Personen eine Macht aus, aber von befehlender Kraft ist hier nicht in diesem soziologischen Sinn die Rede, sondern es handelt sich darum, daß keine Macht, die in der Sprache selbst liegt, die Regelmäßigkeit gewährleistet. Das synchronische

Allerdings, bereits in *Muttersprache und Geistesbildung* benannte Weisgerber die „scheinbare Freiheit des einzelnen der Sprache gegenüber“¹⁶⁹⁰, und so nimmt kaum wunder, wenn es 1972 hieß: „Man muß schon nach Argumenten suchen, um den einzelnen als Persönlichkeit zu retten gegenüber der bloßen Rolle eines Ausführenden muttersprachlicher Vorgriffe. Eines davon wirkt sich darin aus, daß wir den Begriff des Sprachgewinns betonen. Spracherlernung zielt nur auf Übernahme und Nachvollzug des Vorgegebenen. Sprachgewinn lockert etwas von dem Zwang passiver Nachahmung. Zwar kann auch hier der einzelne der Geltung des gemeinsamen Zugriffs nicht ausweichen. Aber die Übernahme ist doch gesehen im persönlichen Akt des Wortens eigenen Erlebens. Aber wenn sie gelegentlich angeführt werden als Gegenargumente gegen die Verbindlichkeit der muttersprachlichen Geltungen, so ist zu sagen, daß der Kern, die Geltung muttersprachliche Zugriffe, davon nicht betroffen wird. [...] [E]in individuelles Rütteln an der Verbindlichkeit der geltenden Sprachzugriffe ist ein seltenes, dazu meist erfolgloses Tun.“¹⁶⁹¹

Wo bei Weisgerber die Vorstellung einer transzendental *und* innerweltlich konstitutiven Dialogizität,¹⁶⁹² die die Rolle des sich gesellschaftlich vermittelnden, autonomen Subjekts zum Ursprung des Prozesses sprachlicher Welterschließung erklärt, dem letztlich dyssozialen Führungsbegriff der Muttersprache als gesellschaftlicher Erkenntnisform hat zum Opfer fallen müssen, konnte sich auch die schwache Teleologie der Versöhnung, ja Vermählung als behutsam vorangetriebene und durchaus unter die Obliegenheiten der Sprachpolitik und -didaktik fallende Verständigung zwischen den (Schrift-)Sprachen nicht

Gesetz ist lediglich Ausdruck einer bestehenden Ordnung“ (ebd., S. 110). Und in der Diachronie sieht Saussure ausschließlich zufällige, chaotische Kräfte walten (vgl. ebd., S. 110 ff.).

Weisgerbers Nähe zu Saussure beruht daher auf einer einseitigen Lesart, die allein folgende von Saussure zur Sprache gebrachten Aspekte berücksichtigt: „Die Masse der Sprachgenossen wird in der Wahl der Bezeichnung nicht zu Rate gezogen, und die von der Sprache gewählte Bezeichnung könnte nicht durch eine andere ersetzt werden. [...] [W]enn man beweisen will, daß ein in einer sozialen Gemeinschaft geltendes Gesetz etwas Feststehendes ist, dem man wirklich unterworfen ist, und nicht nur eine freiwillig übernommene Regel darstellt, so bietet die Sprache das allerüberzeugendste Beweisstück dafür.“ (Ebd., S. 83; vgl. dazu Weisgerber 1929, S. 56 f., wo das *valeur*-Konzept illustriert, daß der einzelne „seine Begriffe nicht eigener Überlegung verdankt, sondern daß er sie unbewußt übernommen hat“.)

Zu einem offenen Systembegriff und zur multiplen Normstruktur der Sprachgemeinschaft, aus der eine prinzipielle Mehrsprachigkeit des Individuums einsichtig wird, vgl. Eugenio Coseriu: *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen 1988, S. 263 ff.

¹⁶⁹⁰ Weisgerber 1929, S. 129

¹⁶⁹¹ Weisgerber: „Erkenntnislehre“, a. a. O., S. 38 f.

¹⁶⁹² Vgl. Humboldt: *Dualis*, a. a. O., S. 137 f.: „Besonders wichtig für die Sprache ist es, dass die Zweierheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst, einnimmt. Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten immer sich als Einheit gegenüberstellt. Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem Andre, oder mit sich, wie mit einem Andre, und zieht danach die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die, wie er, Redenden von den anders Redenden ab. Diese, das Menschengeschlecht in zwei Classen, Einheimische und Fremde, theilende Absonderung ist die Grundlage aller ursprünglichen geselligen Verbindung.“

entfalten.¹⁶⁹³ Die in den zwanziger Jahren in Angriff genommene Reetablierung der transzendentalphilosophischen Fragestellung in der Sprachwissenschaft führte daher zu einer verhärteten, zuzeiten radikalisierten Variante des ‚völklichen‘ Monologismus, des solipsistischen Apriorismus aus dem Geiste der „radikal völkischen Modernisierer[] der Leipziger Soziologenschule (G. Ipsen, H. Freyer, später A. Gehlen)“.¹⁶⁹⁴

Humboldts transzendentaldialogische Anthropologie schränkte nicht nur die Determinationskraft der Einzelsprache im Hinblick auf den einzelnen unwiderruflich ein; sie erstattete jene Wirklichkeitsmacht, die epistemologisch in der Sprache beschlossen ist und die Weisgerber zum Zentralterminus einer wirken wollenden, sich ermächtigenden Sprachwissenschaft als *Wirklichkeitswissenschaft* und als *Wirklichkeitsmacht*¹⁶⁹⁵ umschmolz, wieder an das Subjekt, das geschichtlich-einzigartige und projektive Individuum, zurück: an das „tönende[] Erdengeschöpf“¹⁶⁹⁶, das leib-geistig Eine, an das hier und jetzt – und idealiter unter Abwesenheit von Zwang – seiner Bedürfnisse sich vergegenwärtigende, jene artikulierende und sich in die eigene Zukunft *selbst-bewußt* und *selbst-bildend* fortspinnende,

¹⁶⁹³ Vgl. Weinrich: *Wege der Sprachkultur*, a. a. O., S. 206: „In der von Leo Weisgerber begründeten Sprachinhaltsforschung ist von Fremdsprachen kaum die Rede, um so mehr aber von der eigenen Sprache, die nun als ‚Muttersprache‘ alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. [...] Es gibt keine Hoffnung, daß [...] Fremdsprachen je etwas anderes sein können als artfremde Sprachen, für welche die tiefsten Schichten des Bewußtseins nicht mehr erreichbar sind.“ Weisgerber ging sicher nicht so weit wie Jacob Grimm (*Deutsche Grammatik*, a. a. O., S. IX), der von der „Unlernbarkeit einer fremden Sprache“ redete; aber obwohl Weisgerber den „Zugang zu fremden Sprachen“ für „notwendig und erwünscht“ hielt (Weisgerber 1973, S. 196), wäre er für ein Konzept der fundamentalen Mehrsprachigkeit des Menschen, dem sich Mario Wandruszka widmet (*Die europäische Sprachengemeinschaft. Deutsch – Französisch – Englisch – Italienisch – Spanisch im Vergleich*. Tübingen 1990), nicht zu begeistern gewesen. Wandruszka betont nicht nur die dialektale und soziokulturell-situative Mehrsprachigkeit (vgl. etwa ebd., S. 155), sondern auf der Grundlage des „paneuropäische[n] Thesaurus“ (ebd., S. 8) entwirft er auch ein Bild des Polylinguismus, das sich nicht zuletzt durch die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte bestätigt sieht: „[D]as alles führt dazu, daß immer mehr Menschen erklären, mehrere Muttersprachen zu besitzen und sich nicht nur der einen, schicksalhaften, muttersprachlichen Gemeinschaft angehörig fühlen. Mehr denn je leben die Sprachen Europas heute im Gespräch miteinander, in gegenseitiger Beeinflussung, Beeinträchtigung und Bereicherung, die Sprachen der Vaterländer, die Hochsprachen, die Verkehrssprachen, die Sprachen der großen und kleinen Volksgruppen, der regionalen und lokalen Dialekte, die Landschaftssprachen, die Sprachen der Heimat.“ (Ebd., S. 184) – Vgl. auch Fritz Paepcke: „Die Sprache im Zusammenleben der Völker“. In: *Sprache – Brücke und Hindernis*, a. a. O., S. 225–237; zum Begriff „sprachverständiger Inter-Nationalität“ vgl. Ivo: *Deutschdidaktik*, a. a. O., S. 74: „Sprachverständigkeit“ erweist sich [...] als der Schlüsselbegriff europäischer Volkssprachlichkeit und als das bestimmende Merkmal sprachlicher Bildung, die in ihr gründet.“

¹⁶⁹⁴ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 151

¹⁶⁹⁵ Die, wie die Muttersprache selbst, „zum dauerhaften Zentrum geistig kulturellen Lebens“ (Weisgerber 1973, S. 195) werden sollte (und über lange Phasen wurde). Und so läßt sich auch die nachfolgende Frage Weisgerbers im Sinne der Identität von Werk-Wirkung und Wirklichkeits-Wirkung der Muttersprache positiv beantworten: „Sollte da nicht das, was sie an Gesichtspunkten ausgeprägt und festgehalten hat, sogar *in erster Linie* daraufhin untersucht werden, wie es *über alle einzelnen hinweg* für den Lebensgang dieser Sprachgemeinschaft nutzbar gemacht wird?“ (Ebd.; Herv. J. R.)

Daher wirkt folgende gegensätzliche Äußerung unverstündlich verzagend, ja resignierend: „Zu dem Phänomen *Sprachgemeinschaft* ist zu sagen, daß es weder in das wissenschaftliche noch in das öffentliche Bewußtsein hineingerückt ist.“ (Ebd., S. 143 f.) Und an anderer, widersprüchlicher Stelle ist zu lesen, daß „der Grundgedanke des geistigen Umschaffens des Seienden in Sprache“ nicht recht ausgewertet werde, zumal durch die „Ungewohntheit der energetischen Sprachbetrachtung (obwohl diese gerade von hier aus ihre Vorrangstellung gewinnt)“ (ebd., S. 174).

¹⁶⁹⁶ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 154

schöpferische¹⁶⁹⁷ Individuum, das sein In-der-Welt-Sein wieder und wieder reflektiert und sprachlich-handelnd verändert – und zwar im pluralen Austausch, der im Horizont des – die Enge der zeitlich und sozial gebundenen Einzelheit transzendierenden – Gattungslebens statthat:

„Die Sprache gehört aber dem Menschen selbst an, sie hat und kennt keine andere Quelle als sein Wesen, wenn man sagt, dass sie auf ihn wirkt, sagt man nur, dass er sich nach und nach in immer steigendem Umfang und immer wechselnder Mannigfaltigkeit bewusst wird. Wenn sich aber die Sprache so mit dem Menschen identificirt, so thut sie dies nicht bloss mit dem Menschen, allgemein und metaphysisch gedacht, sondern mit dem wirklich vorhandenen, lebendigen, durch alle die vielfachen örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse der Irdischheit enge bedingten, nicht mit dem einzelnen, nicht mit der Nation allein, zu der er sich rechnet, nicht mit der jedesmaligen Generation, sondern mit allen Völkern und allen gewesenen Geschlechtern, die, wie fern und mittelbar die Verknüpfungen gewesen seyn mögen, mit ihm in Sprachberührung gestanden haben. Dadurch wird die Sprache dem einzelnen Menschen und der einzelnen Nation auch zu einer äusseren Macht, aber so, dass auch aus dem fremdesten Laut ihm innige Verwandtschaft entgegenklingt.“¹⁶⁹⁸

Weisgerber strich das „auch“ des letzten Satzes, und mit Ausnahme des Hauptsatzes von der äußeren Macht bereinigte er das Feld der sprachwissenschaftlichen Argumentation bis auf jenen Grund¹⁶⁹⁹ herab, auf dem sich ein neues Theoriegebäude errichten ließ. Es hielt stand, und so äußerte Weisgerber etwa 1972: „Es ist die Möglichkeit des Sprachvergleichs, die im Vergleich der Weltgestaltung verschiedener Sprachen mindestens eine Bereicherung der

¹⁶⁹⁷ Bei Weisgerber hingegen ist nur die Sprachgemeinschaft schöpferisch; vgl. den Abschnitt „Schöpferische Sprachgemeinschaften“ in *Zweimal Sprache* (Weisgerber 1973, S. 123 ff., insbes. 127). Die mythischen Konnotationen sind kaum zu überhören: „[E]s ist fast unmöglich, alles aufzuführen, was durch das Zusammenwirken einer Menschengruppe an Weite und Intensität der Entfaltung der Sprachengabe zuwächst und was uns berechtigt, in einer solchen Gemeinsamkeit der Sprachproduktion eine *völlig neue* Dimension des Sprachlichen zu sehen.“ (Ebd., S. 124; Herv. J. R.) Aus der Unmöglichkeit, Begriff und Wirklichkeit der Sprachgemeinschaft zu präzisieren, resultiert letztlich eine profunde Gleichgültigkeit gegenüber soziolinguistischen Fragen: „Aus welcherlei Menschen sich eine Sprachgemeinschaft zusammensetzt, ist nirgends präjudiziert. Gewiß gibt es förderliche Umstände: Familie, räumliches, berufsmäßiges Zusammenleben; aber theoretisch ist der Zusammenschluß nirgends anders begründet oder vorgezeichnet; er hängt ausschließlich an der Zusammenarbeit an derselben Sprache, an der gemeinsamen Entfaltung der Sprachengabe, *über Raum und Zeit und sonstige Bedingungen hinweg*.“ (Ebd., S. 124 f.; Herv. J. R.) Ätherischer kann ein wissenschaftlicher Begründungszusammenhang schlechterdings nicht skizziert werden. An Stellen wie dieser hat Weisgerber selber die Möglichkeit verschüttet, an zeitgenössische linguistische Diskurse anzuknüpfen.

¹⁶⁹⁸ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 154 f.

¹⁶⁹⁹ Den „Untergrund einer geltenden Sprache“ (Weisgerber 1973, S. 210).

Gesichtspunkte bringt, auch wenn Humboldts Hoffnung, im Verfolg dieser Sprachvergleichung an die ‚zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte‘ liegende Wahrheit heranzukommen, ein unerreichbares Ideal ist.“¹⁷⁰⁰

Gegen das meiste, was mit Humboldt zu denken angeregt gewesen wäre, sprach eine Theorie, in der Sprache ein vorempfundenes und -gedachtes Tun,¹⁷⁰¹ ein Getansein als geronnene *Erkenntnisform* sein mußte – keine (Selbst-)Tätigkeit (als *Energeia*), keine *Lebensform* im wirklichkeitsnahen, im wirklichen Sinn. Das Erkennen ist, Weisgerber zufolge, das Erkannte. Sprache ist erzwungener Vollzug,¹⁷⁰² keine Produktion, sondern „Entfaltung geistiger *Energeia*“¹⁷⁰³ der Sprachgemeinschaft.¹⁷⁰⁴ In ihrer historischen

¹⁷⁰⁰ Weisgerber: „Erkenntnislehre“, a. a. O., S. 42 f.; vgl. dagegen Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 158: „Die Sprachen trennen allerdings die Nationen, aber nur um sie auf eine tiefere und schönere Weise wieder inniger zu verbinden“; vgl. ebd., S. 159 zum „Endpunkte des Ganges“, an dem die Sprachwissenschaft bindend zu orientieren ist; vgl. ebd., S. 181 f., wo „Individualität“ als „eine in immer mehr rein umschreibender, aber immer minder ausschliessend beschränkender Begränzung einem Alles umfassenden Ideal asymptotenartig zulaufende Bahn“ anzusehen sei und die „wissenschaftliche Behandlung“ darauf zu achten habe, „dass der realen Vielfachheit kein Eintrag geschieht“.

In *Das Menschheitsgesetz der Sprache* fiel sich Weisgerber ausnahmsweise gewissermaßen selbst ins Wort und kommentierte die nämliche Humboldt-Passage („Die Summe des Erkennbaren liegt [...] in der Mitte“) folgendermaßen: „Jede einzelne Sprache ist nun ein solcher subjektiver Weg eigenen Wertes. Weil aber die ganze Menschheit in ihrer Gliederung in Sprachgemeinschaften an dieser Aufgabe zusammenarbeitet, folgt Humboldt mit Recht: ‚Die Subjektivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objektivem. Die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntnis beruht, wird also auch auf dem Weg der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen.‘ Philosophische Folgerungen. In diesen Sätzen Humboldts ist die tiefste bisher gegebene Deutung der Sprachverschiedenheit enthalten. Und wenn auch nur ein Teil des dort Gesagten richtig wäre, so müßte jedem daran klar werden, daß die Sprachmannigfaltigkeit ein hervorragend philosophisches Problem ist. Denn dieses Bild enthält die Ansätze zu weittragenden erkenntnistheoretischen, logischen, ontologischen, geschichtsphilosophischen und ethischen Folgerungen.“ (Weisgerber 1964, S. 174)

¹⁷⁰¹ Vgl. das Weisgerbersche Werkentfaltung kontinuierlich begleitende Zwischenwelttheorem im Anschluß an das Ritualzitat: „Der Mensch lebt auch hauptsächlich mit den Gegenständen, so wie sie ihm die Sprache zuführt, und da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliesslich so.“ (Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 224)

¹⁷⁰² Vgl. Weisgerber: „Von den Sprachen zu den Muttersprachen“, a. a. O., S. 93: „Verständlich wird die Stärke des inneren Zusammenhalts der Sprachgemeinschaft. Zusammengeschlossen sein im Vollzug des Umschaffens der Welt in das Eigentum des Geistes – das ist wohl eine der stärksten Bindungen, die sich denken läßt.“ Ebenso heißt es in „Hat das Wort ‚Muttersprache‘ ausgedient“ (a. a. O., S. 165), daß „die Beziehung Muttersprache–Individuum eine Vollzugsform in diesem Rahmen ist, die der sozialen Form den Vorrang der allgemeinen Gültigkeit läßt (wenn der einzelne fällt, fällt darum nicht notwendig die Muttersprache).“

¹⁷⁰³ Weisgerber 1973, S. 128. Analog sei es im Zuge der „Energieentfaltung der Muttersprache“ so, „daß eine geltende Sprache auf den Neuling *übergreift*“ (ebd., S. 132; Herv. J. R.). Vom Recht jedes Neugeborenen auf den eigenen Neuanfang kann hier also im strengen Sinne keine Rede sein. „Es kommt auf die grundsätzliche *Notwendigkeit* an, den Neuling den Wirkungen der geltenden Sprache so *nachhaltig* zu *unterstellen*, bis er sich ihr ausreichend *angepaßt* hat.“ (Ebd., S. 133; Herv. J. R.; vgl. zur Anpassung auch ebd., S. 135 und 138) Am Ende des Spracherwerbsprozesses ist er dann „als *einsatzbereite* persönliche Sprachenergie“ (ebd., S. 137; Herv. J. R.) verfügbar.

¹⁷⁰⁴ Analog zum Begriff der Muttersprache verteidigte Weisgerber 1981 („Seinsweise der Geltung“, a. a. O., S. 288) auch noch einmal das Konzept der Sprachgemeinschaft. Und neuerlich ließ er dabei eine Reihe von Gegnern Revue passieren: „Kommt gar der Blick auf die Sprachgemeinschaft hinzu, so scheint Tür und Tor geöffnet für Missverständnisse und Unterstellungen. Ich könnte ein ganzes Buch schreiben, mit welcherlei Einwänden zu kämpfen war, nicht nur in den Anfängen, sondern bis in die Nachkriegszeit hinein, in allen Variationen von wissenschaftlichen Standpunkten (wie in dem Akkusativstreit 1955) über teils politisch motivierte diskreditierende Unterstellungen (wie 1965) bis zu dem Zerrbild, das G. Simon 1979 zu verbreiten

Hypostase ist sie Macht, Schicksalsmacht, unbezwingbarer, weil der empirischen Rede(-vielfalt) entrückter¹⁷⁰⁵ Ordnungsfaktor im Leben des einzelnen¹⁷⁰⁶ und im ‚Leben‘ der von Weisgerber unscharf so genannten „Menschengruppen“. Ein elaborierter Begriff der Gesellschaft blieb ihm notgedrungen ebenso fremd¹⁷⁰⁷ wie eine Darstellung dessen, was den Einzelsprachen ihre Geschichte gab (und gibt): der planende, politische Eingriff in die Vielfalt der Dialekte, die in der Regel wenig Gemeinsames aufweisen, wenn sie nicht im Hinblick auf eine Hoch-, Standard- bzw. Verkehrssprache, d. h. eine gewählte Varietät harmonisiert werden.¹⁷⁰⁸

suchte.“ Vgl. auch die früheren Äußerungen über die „Kampagne“ und den „Kreuzzug gegen einen sogenannten Panlinguismus“ (Weisgerber 1973, S. 135).

¹⁷⁰⁵ Mit der „Abwertung der Rede“ als „sprachliche[r] Wirklichkeit minderer Ordnung“ (Lösener, a. a. O., S. 204) einher geht die Ablehnung jedweder Sinngesehe jenseits der vertikalen Strukturbeziehung zwischen dem transzendentalen Bedingungsgefüge der Muttersprache und den exekutierenden Sprachverwendern. Horizontal hergestellte, syntagmatische oder text- bzw. situationskontextuelle Sinnrealisationen widersprechen der hierarchischen Beziehung zwischen Geltungsnorm und einzelner, für sich leerer Normerfüllung als Anerkennung der Über-Ich-Instanz der Einzelsprache. Vgl. etwa Weisgerber 1962, S. 66: „Nur allzuoft hört man die Ansicht, daß ein Wort eine klare Bedeutung erst im Zusammenhang des Satzes gewinne – eine Meinung, die letztlich die geistige Seite der Sprache dem Zufall überläßt und die Möglichkeit ihrer Erforschung aufhebt.“

Exemplarisch auch noch einmal folgende Bemerkung: „Immer noch muß man davor warnen, die wesentlichen Gesichtspunkte aus den Vorgängen des Sprechens abzuleiten. So wichtig dieses Sprechen als die sinnfähigste Realisierung von Sprachlichem ist, so sehr muß man immer wieder betonen, daß es nicht mehr ist als die Spitze des Eisbergs.“ (Weisgerber 1973, S. 139)

Das Bild der Spitze findet bei Humboldt (*Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 161) die entgegengesetzte Ausfüllung: „Ohne die reelle Kraft, die bestimmte Individualität an die Spitze der Erklärung aller menschlichen Zustände zu setzen, verliert man sich in hohle und leere Ideen.“

¹⁷⁰⁶ Es gebe „einen natürlichen, allverbindlichen, ausnahmslosen Zwang“ (Weisgerber 1973, S. 131).

¹⁷⁰⁷ Es bleibt – sozusagen ‚unterhalb‘ des Sprachgemeinschaftsparadigmas – bei der vagen Rede über „die konstitutive Wechselwirkung zwischen Gruppe und Kulturgut“ (Weisgerber 1973, S. 124). Diese wiederum sei „ein typischer sozialer Prozeß“ (ebd., S. 126).

Insgesamt darf festgehalten werden, daß ein Strahl- und Lehrsatz aus *Muttersprache und Geistesbildung* über Jahrzehnte Bestand hatte: „Die Sprachgemeinschaft ist die Voraussetzung für alle andere Gemeinschaft“ (Weisgerber 1929, S. 101).

¹⁷⁰⁸ Zwar merkt Weisgerber an, daß „es wichtig ist, daß das Wort *Sprachgemeinschaft* erst gegen 1830 aus der älteren Rede von den Sprachen der *Nationen* oder der *Völker* herausdifferenziert wurde, ohne sie ganz zu verdrängen“ (Weisgerber 1973, S. 124), aber er verharrt bei diesen Andeutungen – detaillierte, geschichtlich konkrete sprachgeschichtliche Untersuchungen zur Entstehung von Volkssprachen, Sprachgemeinschaften etc. haben sein Interesse nicht geweckt oder hätten sich als störend erwiesen. Statt dessen betrieb er in großen Zügen die Fortschreibung der Erzählung von der gewissermaßen geschichtslosen Geschichte urwüchsiger sprachlicher Gemeinschaften (was sich allerdings schlecht mit den eigenen sprachpolitischen Interventionen vertrug): „Die Sprachgemeinschaften gehören zu den langlebigsten und am wenigsten der Willkür und dem Zufall unterworfenen Lebensformen, die zudem lückenlos die ganze Menschheit umspannen.“ (Ebd., S. 125) In summa: „Das alles nicht in bewußter Planung, sondern in einem ‚natürlichen Prozeß‘, der prinzipiell von dem Einsetzen gezielter Maßnahmen unabhängig ist“ (ebd., S. 128; bei Saussure [a. a. O., S. 23] heißt es, Sprache sei geschichtlich „unabhängig von dem Willen der Aufbewahrer“). Bzw.: „Sprachgemeinschaften wachsen von selbst, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erfordern. Es müssen schon besondere Umstände eintreten, die sie über die Schwelle des Bewußtseins emporheben.“ (Ebd., S. 181) In synchroner Hinsicht löst sich daher die Varietätenfrage wie folgt: „Bei aller Beachtung dieser Tatsachen bleibt aber bestehen, daß alle regionalen und standesmäßigen Variationen die Einheit einer geltenden Sprache nicht durchbrechen. Abgesehen davon, daß sie immer nur ‚Teilsprachen‘ sind, bleibt eine deutsche Mundart, eine deutsche Jägersprache durchaus Deutsch, das heißt außerhalb einer geltenden Gesamtsprache nicht denkbar.“ (Ebd., S. 183)

Aus didaktischer Sichtet bedeutet das, daß die Schule die Aufgabe habe, „den Kernbestand der Sprache, insbesondere von der inhaltlichen Seite her, zu sichern“ (ebd., S. 196), denn: „Insbesondere die modernen Hochsprachen haben solche Dimensionen erreicht, daß kein einzelner sie mehr vollkommen bewältigen kann.“ (ebd.)

Clemens Knoblochs Resümee seiner Untersuchung zur „Begriffspolitik und Wissenschaftsrhetorik bei Leo Weisgerber“ fiel ernüchternd, ja erledigend aus: „Nach außen‘ ist das, was Weisgerbers Erfolg trägt, eine muttersprachlich überbaute völkische Welt- und Ursprungsmythologie, mit Tendenz zur Totalinklusion und zur Begründung gemeinschaftlicher, kollektiver Weltbilder und Verpflichtungen, vielseitig akzentuierbar und mit weiten Spielräumen für Exklusions- und Emphatisierungsprozesse. [...] [D]er ‚dynamische‘ Komplex: *energeia*, *Wirkung*, *wirkende Kraft*, *Leistung*, *Erschließung* etc. akzentuiert die Muttersprache als eigentliches Kraftzentrum der ganzen Weltansicht, den einzelnen Sprecher als ihr unterworfenen Objekt.“¹⁷⁰⁹

Was aber bliebe dann noch zu fragen, sofern man meinte, weiterhin Fragen an das Werk Weisgerbers stellen zu können? Weisgerber hat gegen die – allerdings verengt dargestellte – positivistische Restriktion des Sprachdenkens zunächst Fragen wieder ins Feld geführt, die angemessen waren (und sind), sofern sie sich aus der Wirklichkeit der Sprachen heraus stellen und philosophische Relevanz beanspruchen dürfen,¹⁷¹⁰ und er hat sie als „Systembildner“ (Weisgerber)¹⁷¹¹ in einem „Bauwerk von Begriffen“¹⁷¹², in einer vielfach

– Vgl. dagegen zum Problem der Entstehung, Fortschreibung, Geltung und Wirkung hochsprachlicher Normen in der Spannung zu „vielen verschiedenen historischen, regionalen und sozialen Subsystemen“ Weinrich: *Wege der Sprachkultur*, a. a. O., S. 14 f.; zur – freilich alles andere als naturwüchsigen – Normwahl, Standardisierung und Kodifizierung vgl. auch Coulmas: *Sprache und Staat*, a. a. O., S. 67, 71 und 86 f. An Weisgerber wäre die Formulierung zu richten gewesen: „Eine umfassende Theorie der Sprachgeschichte könnte heute kaum noch vorgelegt werden, ohne daß Sprachpolitik als mögliche Determinante sprachlichen Wandels darin zumindest erwähnt würde“ (ebd., S. 261). Und des weiteren: „Deutsch [ist] in gewissem Sinne nicht die Muttersprache, jedenfalls nicht die Varietät, die als erste gelernt wird. Die Muttersprache ist vielmehr ein Dialekt, und Deutsch ist eine den Dialekten übergeordnete Varietät“ (ebd., S. 28), und zwar als verschriftete, grammatikalisierte, also *locutio artificialis* (gegenüber der *locutio naturalis*).

¹⁷⁰⁹ Knobloch: „Begriffspolitik“, a. a. O., S. 169

Weisgerber hat gegenüber Kritikern freilich auf der unumstößlichen Tatsächlichkeit der Wirklichkeit der Muttersprache bestanden und damit eine persönliche Verwicklung durch theoretische Immunisierung abgewehrt: „Das Unverständnis für den Tatbestand der sprachlichen *Energeia* gipfelt dann in Vorwürfen, die in dem Aufweisen der ‚Kräfte der Muttersprache‘ übersteigerte, chauvinistische, auf jeden Fall unzeitgemäße Bemühungen wittern. Dazu ein klares Wort: Muttersprache ist das treffendere Wort für das allgemeingültige normale Verhältnis zwischen einer Sprachgemeinschaft und der von ihr objektivierten und auf sie zurückwirkenden eigenen Sprache.“ (Weisgerber 1973, S. 129)

¹⁷¹⁰ Vgl. etwa – die Argumentation zwischen den Polen „Sprachkraft“ und „lückenloser“ „Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften“ (Weisgerber 1964, S. 119 ff.) aufspannend – das Kapitel „Menschsein und Sprache (Sprachphilosophie“) in *Das Menschheitsgesetz der Sprache* (Weisgerber 1964, S. 165 ff.; zustimmende Verweise auf Cassirer und Apel ebd., S. 167, 177 und 194, aber auch auf Finck – ebd., S. 168), eine ausführliche Rekapitulation der Passagen zur „Sprachfähigkeit als Kennzeichen des Menschseins“ in *Muttersprache und Geistesbildung* (Weisgerber 1929, S. 107 ff.); vgl. des weiteren den ersten (schmalen) Band der Tetralogie *Von den Kräften der deutschen Sprache, Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins* (Weisgerber 1949).

¹⁷¹¹ Unausgesprochen folgend dem – das Variable, Abweichende, Besondere eliminierenden – Credo der ‚Systemdenker‘, wie es bei Saussure (a. a. O., S. 17 f.) formuliert ist: „Während die menschliche Rede in sich verschiedenartig ist, ist die Sprache, wenn man sie so abgrenzt, ihrer Natur nach in sich gleichartig“. Zur Systematizität und Statik einer Theorie und zu ihrem Verhältnis zur Rede vgl. auch Uta Quasthoff: „Was ist Sprachsystem? Sprachtheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Sprechern“. In: dies. (Hg.): *Sprachstruktur – Sozialstruktur. Zur linguistischen Theoriebildung*. Königstein/Ts. 1978, S. 43–56

bekräftigten und nachdrücklich erweiterten Architektonik hypostasierter,¹⁷¹³ zudem identitätspolitisch aufgeladener, zuzeiten offensiv und aggressiv machtpolitisch funktionalisierter Theoreme integrativ-umfassend beantwortet.¹⁷¹⁴ So wendet Weisgerbers Werk, läßt man dessen politische Kontinuierungsgeschichte einmal beiseite, unter dem Vorsatz der sprachphilosophischen Erneuerung systematisch und wissenschaftspraktisch ins Positive, ins willentlich Konstruktive, was Adorno kritisch als ‚idealistische Vorentscheidung‘ bezeichnet hat: „Philosophie [...] exponiert sich dem generellen Einwand, daß sie, indem sie zwangsläufig Begriffe zum Material habe, sich idealistisch vorentscheide.“ Treten die Begriffe als ein Ganzes, als Theorie sodann zum System zusammen, verblenden sie

Peter Hartmann („Sprachbetrachtung“, a. a. O., S. 106) beurteilt Weisgerbers ausdrückliche Theoriebezogenheit positiv in folgendem Sinn: „Es ist ein Kennzeichen für Theorieforscher, daß sie leicht oder fast immer Systematiker werden – so sehr gerade sie ein System fürchten müssen oder sollten, weil es vorwiegend die system-inhärenten Relationen sind, in denen sie leben –, und gerade L. Weisgerber hat ausgesprochen und willentlich ein solches System geschaffen, allerdings mit dauerndem Blick auf seine Anwendbarkeit.“

¹⁷¹² Henri Lefebvre: *Sprache und Gesellschaft*. Düsseldorf 1973, S. 112; vgl. auch ebd., S. 170, den Einspruch gegen den „Kult der Systeme und der Systematisierung [...], ein[en] Kult, der sich seltsamerweise bestätigt, seit die Systeme auseinandergebrochen sind“, seit der Vollendung des Systemdenkens nämlich in Hegels absolutem Idealismus. Lefebvres Zurückweisung erstreckt sich sowohl auf den Formfetischismus und die semantische Lücke im Strukturalismus (vgl. ebd., S. 108 und 111) als auch auf die funktionalistische Abwertung der offenen, Geschichtlichkeit retro- und prospektiv sichernden Sinn-genese in der Rede (vgl. ebd., S. 129 und 134 f.).

¹⁷¹³ Vgl. Claude Hagège: *Der dialogische Mensch. Sprache – Weltbild – Gesellschaft*. Reinbek 1987, S. 236, der an die Adresse des Strukturalismus und der generativen Grammatik einen Vorwurf richtet, der auch auf Weisgerber zuträfe: „Der Preis, der für die Konstituierung eines homogenen wissenschaftlichen Gegenstandes bezahlt werden muß, ist viel zu hoch, denn nach der Ausklammerung der individuellen Variationen bleibt nur mehr der Code übrig, den alle Mitglieder in einer Sprachgemeinschaft besitzen. Die Variationen sind jedoch sehr real, und jede Sprachwissenschaft, die das übersieht, verliert ihren sozialen Inhalt. Denn es ist die Theorie, die den Gegenstand erschafft. Saussure schließt mit dem oft zitierten, vielleicht apokryphen Schlußsatz der *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* das sprechende Individuum und damit auch die Interaktion zwischen den Sprechern aus: ‚[...] die Sprache an und für sich selbst betrachtet ist der einzige wirkliche Gegenstand der Sprachwissenschaft.‘ Nach dieser Auffassung läuft in der Sprache alles so ab, als ob niemand sprechen würde. Die lebenden Sprecher und die Beziehung, die der Austausch von Wörtern zwischen ihnen knüpft, werden der Linguistik des Sprechens zugeschoben, die bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag warten kann.“ – Beachtenswert auch folgender, den starren Systembegriff auf den Boden der geschichtlichen Wirklichkeit zurückholender Hinweis: „Das, was Saussure ‚Sprache‘ nennt, ist vielleicht nichts anderes als die[] Hochsprache.“ (Ebd., S. 248) In diesem Sinne bringt Coulmas (*Sprache und Staat*, a. a. O., S. 261 f.) Sprache als „soziale Institution“ in ursächliche Verbindung mit sprachplanerischen Prozessen.

¹⁷¹⁴ In einer ideologiekritischen Lesart wäre das Werk Weisgerbers dahingehend für eine beharrliche, genaue Interpretation zu ‚retten‘, als der Wahrheitsgehalt des verdinglichenden Mythos vom sozialen Objektivgebilde freizulegen wäre, indem die Idee der Versöhnung in den Binnenverhältnissen und den Außenbeziehungen der *Sprachgemeinschaften* als nicht-realisierte durch die Begriffsarchitektonik hindurchscheint. So wendete sich die Kritik an der Theorie des Immer-schon-verständigt-Seins *gegen* die gewissermaßen erpreßte (transzendente und geschichtliche) ‚Versöhnung‘ und – ex negativo – *auf* die tatsächlichen Entfremdungen zwischen Sprecher und Sprecher, Sprecher und Schrift, Sprechern und Sprachen. Der historische Kern des Weisgerberschen Werkes erhält somit durch Verdrängungen und machtpolitische Radikalisierungen hindurch eine Perspektive auf handlungstheoretische, sprachpolitische und sprachdidaktische Fragen – ein Aspekt, den man mit Weisgerber selbst hervorheben kann, hat er sich doch an einer m. W. singulären Stelle, in seinem Vierkant-Beitrag, en passant gegen die „Verdinglichung der Sprache eines Volkes“ (Weisgerber: „Sprache“, a. a. O., S. 593) ausgesprochen.

sich „als eine sich selbst genügende Totalität“¹⁷¹⁵, abgeschottet gegen alles, was sich nicht fügen will und als ein solches Nicht-Verfügbares, Zufälliges zur *Quantité négligeable* zerfällt.

Zweifel waren Weisgerber weitestgehend fremd, und so zeichnet die Physiognomie des Weisgerberschen Werks auch aus, daß es eine Vielzahl von Antworten – zumal apodiktischen – gab, aber seit *Muttersprache und Geistesbildung* kaum mehr Fragen stellte, zumindest solche nicht, die – jenseits aktueller Anforderungen des wissenschaftlichen Betriebs und der Zeitumstände – die Grundlagen des Entwurfs revidiert oder sensibilisiert hätten.¹⁷¹⁶ So imposant und selbstsicher Weisgerber und sein Werk in Erscheinung traten, so abgeschlossen erscheint heute jenes Projekt, von dem Weisgerber glaubte und hoffte, es werde die sprachwissenschaftliche Forschung auf Jahrhunderte hinaus fordern und prägen.¹⁷¹⁷

Nein, ausgeschlossen scheinen heute nicht nur weitreichende, sondern auch punktuelle Anschlüsse an Weisgerber, selbst wenn Hans Lösener in jüngerer Zeit eine „Aktualität Weisgerbers“ gegeben sah „durch die Fragen, mit denen er sich zeit seines Lebens auseinandergesetzt hat: den Fragen nach der Beziehung zwischen Einzelsprache und Kultur, Einzelsprache und Denken, Einzelsprache und Literatur, die, auch wenn sie für ein paar Jahrzehnte in den Hintergrund des linguistischen Mainstreams gerückt sind, nichtsdestoweniger ungelöste Fragen geblieben sind, die auch in Zukunft ein wichtiges Feld

¹⁷¹⁵ Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt/Main 1975, S. 23; dagegen Adornos Beharren darauf, daß Begriffe einem Nicht-Begrifflichen entstammen: „Daß der Begriff Begriff ist, auch wenn er von Seiendem handelt, ändert nichts daran, daß er seinerseits in ein nichtbegriffliches Ganzes verflochten ist, gegen das er durch seine Verdinglichung einzig sich abdichtet“ (ebd., S. 24). Nur die Reflexion auf jenes Verhältnis könne somit den Käfig der begrifflichen Ganzheit sprengen: „Durchs Selbstbewußtsein davon vermögen sie [die Begriffe; J. R.] ihres Fetischismus ledig zu werden. Philosophische Reflexion versichert sich des Nichtbegrifflichen im Begriff.“ (Ebd., S. 23) – Vgl. auch Demmerling (a. a. O., S. 135) im Anschluß an Adornos Sprachphilosophie als Sprachkritik: „Begriffe bleiben stets an Nichtbegriffliches gebunden und erhalten erst vom Nichtsprachlichen her ihren Sinn. Gerade in der Philosophie ist ja die Gefahr der Verselbständigung von Terminologien besonders groß, philosophische Diskussionen lösen sich oftmals von ihren phänomenologischen, in den Sachen gründenden Grundlagen ab und leben dann fort als scholastische Scheingefechte um Worte, die kaum mehr etwas bedeuten.“

¹⁷¹⁶ Von einem partiellen, allerdings maßgeblich nur im Rahmen der Publikationen des Arbeitskreises „Sprache und Gemeinschaft“ angeregten Korrekturwillen (zumal bezüglich allzu metaphorischer Begriffe) zeugt Weisgerber: „Zur Entmythologisierung der Sprachforschung“, a. a. O., S. 32 ff. Einwände (von Kandler und Jost), die die Rolle des Subjekts betreffen, erwähnt Weisgerber jedoch nur pro forma (vgl. ebd., S. 42). Und seine letztgültige Antwort diesbezüglich ist nicht mehr als eine rituelle und damit folgenlose Konzession, die zudem – wie gewohnt – aus der Sache selbst den bedingungslosen Vorrang des Objektivgebildes deduziert: „Nun stimme ich dem Grundbestreben, die sprachliche Persönlichkeit gegen die Übermacht der Muttersprache zu retten, völlig zu; nur darf das nicht durch eine Lockerung der methodischen Strenge erkaufte werden, denn damit ist der sprachlichen Persönlichkeit in keiner Weise geholfen.“ (Ebd., S. 46)

¹⁷¹⁷ Vgl. Weisgerber: *Grundformen*, a. a. O., S. 35. – Noch in *Zweimal Sprache* widmet sich der Schlußabschnitt der fast beschwörend zu nennenden Bekräftigung der eigenen Grundlegungsarbeit, die ein dauerhaftes, unangreifbares „Gesamtbild“ (Weisgerber 1973, S. 212) zur Verfügung gestellt habe und die Zukunft der Sprachwissenschaft jenseits des „Tagesgeschehen[s]“ (ebd., S. 214) bestimmen werde. Das Buch schließt: „Die energetische Sprachbetrachtung führt von ihrem Bezug zur menschlichen Sprachanlage aus zu organischen und langfristigen Lösungen für *alle* Probleme, die in dem unermeßlichen Bereich der menschlichen Sprache auftreten können.“ (Ebd.; Herv. J. R.)

der Sprachwissenschaft darstellen werden.“¹⁷¹⁸ Mehr als ein antiquarisches oder, immerhin, historiographisch-exemplarisches Interesse an Weisgerber dürfte sich der verbreiteten Auffassung zufolge wohl nicht mehr rechtfertigen können. Jener majoritären Meinung streit- und kampfeslustig, gewissermaßen im Geiste Weisgerbers entgegenzutreten, daran ist diesem Rekonstruktionsversuch nicht gelegen gewesen. Eher lag ihm daran, mit und gegen Weisgerber auf jene Fragen und Desiderate hinzuweisen, die Weisgerber unter einem weitgespannten Netz aus Antworten zum Verschwinden brachte und die dessenungeachtet *als Probleme* unabgegolten bleiben, die also über die gesellschafts- und theoriegeschichtlichen Bedingungen ihrer Entstehung und über ihre vermeintliche wissenschaftliche Lösung hinaus zum Gegenstand sprachwissenschaftlichen Nachdenkens gemacht zu werden verdienen – beispielsweise in einem Rahmen, wie ihn Rudolf Große umrissen hat: „Die Sprachwissenschaft kann aus ihrer Blickrichtung einiges Wesentliche zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft beitragen, gehören doch einerseits die Eigenheiten des Sprachgebrauchs zu dem Persönlichkeitsbild eines Menschen und ist andererseits der Begriff der Sprache untrennbar mit dem Begriff der Sprachgemeinschaft verbunden.“¹⁷¹⁹

Wo die genannten Fragen und Gegenstände sich als Probleme erweisen, erweisen sich somit womöglich gewisse sprachwissenschaftliche Konzepte, seien sie umfassender, seien sie instrumentalistischer Art, selber als Probleme. Den elementaren Restriktionen einer rein laut-/gestaltbezogenen historischen Sprachwissenschaft ebenso wie jenen der Transformationsgrammatik und zeitverwandter theoretischer Modellierungen widersprochen und gleichwohl einen Weg eingeschlagen zu haben, auf dem die Untheoretisierbarkeit des Individuums, das sich als sprachliches Individuum erfährt im Sprechen, im Dialog,¹⁷²⁰ absichtsvoll aus dem Blick geriet, ja auf dem das ‚Objekt‘ der Theorie, der einzelne, degradiert oder verdrängt wurde, *weil* sich der einzelne sprachtheoretisch nicht auf den Begriff, sondern höchstens systemimmanent subsumieren läßt: Das deutet mit Blick auf Weisgerber die *Grenzbestimmung der Unbestimmbarkeit* an, derer die Idee

¹⁷¹⁸ Lösener, a. a. O., S. 197

¹⁷¹⁹ Rudolf Große: „Der Einzelne in der sprachlichen Gemeinschaft. Sprachsoziologische Überlegungen zum Verhältnis von Individuum und Consozium“. In: ders.: *Der Einzelne in der sprachlichen Gemeinschaft*, a. a. O., S. 5. Große streift Weisgerber hier nur in einer kurzen Bemerkung zur linguistischen Relativitätsthese (vgl. ebd., S. 6).

Zur „Fiktion der Homogenität“ der Sprachgemeinschaft und zum dialektalen, stilistischen und situativen Multilingualismus vgl. Lyons: *Sprache*, a. a. O., S. 31 ff.; vgl. auch Schlieben-Lange (*Soziolinguistik*, a. a. O., S. 87 ff.) zur „Heterogenität der historischen Einzelsprache“, die sich vor allem in der Verfügungsgewalt des einzelnen über verschiedene „Subsysteme“ ausdrücke; zur „Vielfalt der Sprachformen und des Sprachgebrauchs“ und zu einem Begriff der intern-pluralen Sprachgemeinschaft vgl. auch André Martinet: *Grundzüge der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Stuttgart 1963, S. 133 ff.

¹⁷²⁰ Und nicht in der quasi unbewußten Befolgung sprachlicher Normen und Geltungsformen einerseits, durch die unbewußte Realisation physiologisch gegebener Generationsregeln andererseits.

sprachwissenschaftlicher Produktion und Anwendung, der Konstitution und der Lehre eingedenk sein muß – als Diskretion gegenüber dem Subjekt, die verhindert, daß sich das wissenschaftliche Sprechen vor und über das wirkliche Sprechen in seinen historischen Horizonten und gegenwärtigen (Verkehrs-)Formen schiebt.¹⁷²¹

Wenn deshalb überhaupt ein Imperativ gestattet sei, dann jener, der den Übergriff auf den einzelnen, die Ausstreichung des Subjekts aus der Humanwissenschaft der Sprache als das Unerhörte benennt, das dem Unverletzlichen im Bios theoretikos, im Bios der Muttersprache als „Ursprungsstätte, Geltungsbereich und Wirkungsraum“¹⁷²² widerfährt.¹⁷²³

¹⁷²¹ Vgl. Hagège (a. a. O., S. 246 ff.) zu einer offensiven Variante einer anthropologisch, historisch und soziologisch begründeten Theorie der Dialogizität bzw. des homo loquens, nach der „die Linguistik einen wirklichen Beitrag zu den Humanwissenschaften zu leisten imstande“ wäre – einen Beitrag, der über die „Dialektik von Zwang und Freiheit“ „zu einer Persönlichkeitstheorie führen“ würde. Das würde nicht bedeuten, die bindenden Momente zugunsten jener der produktiv-eigensinnigen, die Gewalt der (Einzel-)Sprache überschreitenden zu unterschlagen. Doch sie böte die Möglichkeit, die Macht der Sprache gegen Weisgerbers Schicksals- und Inklusionsadressen historisch so zu verorten, wie es die Geschichte der Sprachen gebietet: „Wenn die Sprache auch nicht die Macht besitzt, etwas wirklich zu erschaffen, wie es der antike Mythos vom Wort als Schöpfer der Welt überliefert (die Sprachen erlauben es, über etwas zu sprechen, das nicht existiert, ohne daß sie es deshalb erschaffen, und sie können sehr gut lügen), so haben sie doch die Macht, die Welt neu zu erfinden, indem sie sie nach sprachlichen Kategorien ordnen.“ (Ebd., S. 272)

Neben Humboldt – auf den Hagège allerdings nicht rekurriert – wäre im Hinblick auf die Restitution des Dialogos-Gedankens auch an die in der Sprachwissenschaft m. W. weitgehend unbeachtet gebliebenen Arbeiten von Michail M. Bachtin zu denken, in denen – in Überwindung des frühen Strukturalismus und eines planen Soziologismus – Sprache als unabschließbare interindividuelle Handlung gefaßt wird, in der die Anerkennung des anderen Bedingung der Möglichkeit des Ich ist, Ich zu sagen; vgl. Michail M. Bachtin: *Die Ästhetik des Wortes*, hrsg. v. Rainer Grübel, Frankfurt/Main 1979; zum prozessual-infiniten, produktiv semiotischen Pluralismus des Verstehens vgl. Grübel, ebd., S. 47 ff.; zur mnemosynischen Funktion des Dialogs vgl. ebd., S. 50: „Vor dem Vergessen zu bewahren ist die vornehmste Aufgabe des Dialogs. Im Dialog hält sich Kultur lebendig, im Monolog macht sie sich zum Gesetz oder liefert sich dem Vergessen aus.“ Zur Dialektik von Sprache als Ergon und als Tätigkeit im Horizont ihrer Geschichtlichkeit vgl. etwa Bachtin, ebd., S. 164 f.: „Die einheitliche Sprache ist nicht gegeben, sondern immer ein Projekt und steht in jedem Augenblick des sprachlichen Lebens der tatsächlichen Redevielfalt gegenüber. Gleichzeitig ist sie als Kraft real vorhanden, die diese Vielfalt überwindet, die ihr bestimmte Grenzen zieht, die ein Höchstmaß an gegenseitigem Verständnis sichert und sich in der realen, wenn auch relativen Einheit der herrschenden Umgangssprache (des Alltags) und der Hochsprache, der ‚regelgerechten‘ Sprache, herauskristallisiert. [...] Aber die zentripetalen Kräfte des sprachlichen Lebens, die in der ‚Einheitssprache‘ verkörpert sind, wirken im Milieu der faktischen Redevielfalt.“ Und: „Das wirkliche Milieu der Aussage, in dem sie [die Sprache; J. R.] lebt und Form annimmt, ist die dialogisierte Redevielfalt, die als Sprache namenlos und sozial, als individuelle Aussage jedoch konkret, inhaltlich gefüllt und akzentuiert ist.“ (Ebd., S. 166) „Die Sprache ist also in jedem Augenblick ihrer historischen Existenz durchgängig in der Rede differenziert.“ (Ebd., S. 182) – Vgl. im Kontext einer Geschichte der Sprache als Geschichte des *Sprechens* auch Brigitte Schlieben-Lange: *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1983

¹⁷²² Weisgerber 1973, S. 209; vgl. auch Weisgerber 1964, S. 121 (Herv. J. R.): „Wir müssen [...] die Sprachgemeinschaft bestimmen als den Inbegriff der Menschen, die im Wirkungszusammenhang der gleichen Muttersprache *stehen*.“ Alles andere käme einem ‚äußerlichen Bestimmungsversuch‘ (vgl. ebd., S. 120 f.) gleich. Deshalb: „In dieser Selbstverständlichkeit der gleichen Denkwelt ist es nun begründet, daß die Sprachgemeinschaft den ‚Naturraum‘ für innerlich gleichgerichtetes Handeln bieten kann.“ (Ebd., S. 121) – Der Terminus Naturraum zeigt nun tatsächlich die Kardinaldifferenz zum Kulturraum (Humboldt) oder zum politischen Raum (Hannah Arendt) an – als Kürzel für das Ideal einer vollständig geordneten Lebenswelt.

¹⁷²³ Hannah Arendt (*Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München 1981, S. 219) betont, wie das Sprechen das Recht des *handelnden* einzelnen auf Anerkennung und Wahrung seiner Einzigartigkeit innerhalb der säkularen Pluralität des öffentlich-politischen Raumes einlöst: „Handelnd und sprechend offenbaren die Menschen jeweils, wer sie sind, zeigen aktiv die personale Einzigartigkeit ihres Wesens, treten gleichsam auf die Bühne der Welt [...]“ – „Sprechen und Handeln sind die Tätigkeiten, in denen diese Einzigartigkeit sich darstellt. Sprechend und handelnd unterscheiden sich Menschen aktiv voneinander, anstatt lediglich verschieden zu sein; sie sind die

Und wenn zudem eine Analogie erlaubt sei, die an den zwischen Forscherleben und Werk zwar nicht positivistisch nachweisbaren, aber tentativ zu erhellenden Zusammenhang anknüpft, wie wir ihn bei Weisgerber konstatiert haben, dann muß Humboldts „Wesen und Wirken“, wie es Michael Böhler beleuchtet hat,¹⁷²⁴ eindrücklich über Charakter und Physiognomie eines umfassenden sprachwissenschaftlichen Konzepts Auskunft gegeben haben, das die philosophische Frage nach dem Wesen der Sprache *im Dialog* stellt und zu beantworten versucht, in aller Vorläufigkeit, in aller approximativen Vorsicht, die indes keine Unbestimmtheit zur Folge hat.

„Wenn man mit ihm [Humboldt] redet, so ist es immer, als wenn man mit sich selbst redete, nur unendlich leichter. Man kennt sich selbst allemal besser, wenn man ihn verläßt“, schrieb Friedrich von Gentz 1791 an Christian Garve,¹⁷²⁵ und da hier das Ich seiner selbst und einer lichten Selbsterkenntnis gewiß sein darf, bewährt sich die Dialektik der Anerkennung durch das Alterisieren des dialogischen Geschehens als eines autonomen Tuns. Humboldt habe, so Michael Böhler, „im *Gespräch* ganz besondere Gaben und Fähigkeiten entwickelt[]“; das Eigentümliche einer Auseinandersetzung mit ihm sei gewesen, daß „Erkenntnisse *im Gespräch* und *durch* das Gespräch erst Gestalt annahmen und zur Klarheit gelangten“¹⁷²⁶, während man bei Herder, wie Humboldt selbst klagte, „die Wechseltätigkeit des Gesprächs [vermißte]“.¹⁷²⁷

Energieia, *Tätigkeit* sei Sprache, heißt es bei Humboldt. Sprache ist Energieia, heißt es bei Weisgerber. Sprache ist als wahre und wesensgemäße Tätigkeit gefaßt, wenn sie als Wechsel-Tätigkeit, als *alterisierende Energieia*, und als produzierende, aus der Autonomie des einzelnen empordrängende und im je anderen, gleichermaßen produktiven einzelnen Widerhall findende Energieia verstanden wird. Dem „Gedanken durch das dialogische Sprechen ans Licht zu helfen“¹⁷²⁸: Dieser Gedanke, in sprachwissenschaftliche, abstrakt-allgemeine Formen überführt, erschließt die erkenntnistheoretische Dimension des Sprachlichen als nicht-monologische Weise der Welterschließung,¹⁷²⁹ der Erzeugung von je

Modi, in denen sich das Menschsein selbst offenbart.“ (Ebd., S. 214) – Einzigartigkeit und Pluralität verdanken sich darüber hinaus letztlich der *conditio humana* der Natalität; vgl. ebd. S. 217; vgl. auch Ivo: *Deutschdidaktik*, a. a. O., S. 32 ff.

¹⁷²⁴ Michael Böhler: „Nachwort“. In: Humboldt: *Schriften zur Sprache*, a. a. O., S. 226

¹⁷²⁵ Zit. nach ebd., S. 224

¹⁷²⁶ Ebd.

¹⁷²⁷ Zit. nach ebd., S. 225

¹⁷²⁸ Ebd.

¹⁷²⁹ Vgl. Humboldts Kritik (*Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 202 f.) am mono-logischen Weltbezug: „Solange man nur das Denken logisch, nicht die Rede grammatisch zergliedert, bedarf es der zweiten Person gar nicht, und dadurch stellt sich auch die erste verschieden. Man braucht dann das Darstellende nur vom Dargestellten, nicht von einem Empfangenden und Zurückwirkenden zu unterscheiden.“ – Vgl. auch Stetter (*Schrift und Sprache*, a. a. O., S. 491 ff., insbes. 497) zur „Nominalansicht und Pronominalansicht der Sprache“.

eigensinnigem Weltzugang, und er erschließt die Wirklichkeit des Wissens als Erzeugung eines Wissens *von sich* und *über die Welt*, das nur ist, wo es geteilt, wo es mitgeteilt, argumentativ plausibel gemacht und verstanden worden ist. *Energeia* ist somit gleichursprünglich eine epistemologische und soziale Praxis – das wirkliche, praktische Bewußtsein, wie es für mich und für andere *ist* durch den Dialog, durch die befragte und gedeutete Auseinandersetzung mit der Welt, mit der in der gesellschaftlichen Arbeit zur Kultur gewordenen Natur.

Dietrich Böhler hat aus der Einsicht in die dialogische Verfaßtheit der Erkenntnis und des Wissens, des „Welterleben[s]“ (Helmut Gipper)¹⁷³⁰, die Forderung nach einer transzendentalpragmatischen oder, so ließe sich im Anschluß an unsere eigene Formulierung sagen, transzendentaldialogischen Ethik der praktischen Wissenschaften und der Philosophie abgeleitet. ‚Ableitung‘ bedeutet nicht, zu einem hierarchisch geordneten, vertikal gegliederten Schluß- und Beschlußverfahren zwecks Formulierung und Überprüfung wissenschaftlicher Probleme zu gelangen. Eine Begründung wissenschaftlicher Arbeit, d. h. der Produktion und Rezeption von Theorien, im Sinne Dietrich Böhlers hält es für unhintergebar, Probleme und Antworten zu be- und zu verhandeln auf der horizontalen Ebene der Wechselrede, im *Medium* und im *Vollzug* des Dialogs, so, „dass an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft“¹⁷³¹ und ein Dialog nicht abreißt, der selbst die Bedingungen der Möglichkeit des Argumentierens und der Verständigung (in lebenspraktischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht) herstellt.¹⁷³²

Wenn, wie Michael Böhler wohl zu Recht behauptet, „Humboldts Denken zu seiner fruchtbarsten Verwirklichung“ im dialogischen Sprechen gelangte,¹⁷³³ so ist die zugleich seit

¹⁷³⁰ Gipper: *Bausteine*, a. a. O., S. 17

¹⁷³¹ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 202; vgl. die identische Formulierung in der *Dualis*-Schrift (a. a. O., S. 139).

¹⁷³² Es ist die Einsicht in jener zweifachen Hinsicht, „daß die *Bedingungen* der *Möglichkeit der Argumentation* (als Gegenstand der Rede) zugleich die *Bedingungen* der *Möglichkeit der Rekonstruktion* der Argumentation (als philosophischer Rede) sind“ (Böhler, a. a. O., S. 380). – In diesem Licht besehen, mag hier der Punkt gefunden sein, an dem die wissenschaftshistoriographischen Überlegungen aus Abschnitt II. 3. mit der Rekonstruktion des Weisgerberschen Theorietypus und der Charakterisierung seiner ‚Physiognomie‘ (als angemessener, der modellierten Sache – der Sprache – adäquater Ausdruck der systematischen Gehalte und Bezüge) sowie mit der Darstellung der sprachwissenschaftsgeschichtlichen Entwicklungen und Kontroversen (der zwanziger/dreißiger und der sechziger/siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts) zusammenlaufen.

¹⁷³³ Aus der Höhe der philosophischen Rekonstruktion heißt dies mit Habermas (*Nachmetaphysisches Denken*, a. a. O., S. 245): „Humboldts Interesse gilt vor allem einem Phänomen: daß im sprachlichen Kommunikationsvorgang eine synthetische Kraft am Werk ist, die Einheit in der Vielfalt auf eine *andere* Weise herstellt als auf dem Wege der Subsumtion des Mannigfaltigen unter eine allgemeine Regel. Kant hatte die Konstruktion einer Zahlenreihe als Modell für die Herstellung von Einheit gedient. Den konstruktivistischen Begriff von Synthesis ersetzt Humboldt durch das Konzept gewaltloser Einigung im Gespräch.“

Vgl. auch die nach wie vor aufschlußreiche Kontroverse zwischen Habermas und Charles Taylor (Charles Taylor: ‚Sprache und Gesellschaft‘. In: Axel Honneth/Hans Joas [Hg.]: *Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas‘ ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘*. Frankfurt/Main 1986, S. 35–52). Taylor hatte im Rekurs auf Humboldt das formal-rationale Verständigungskonzept einer universalistischen Theorie sprachlich erzeugten Konsenses mit dem Hinweis auf die welterschließend-konstitutive Arbeit des Geistes in den

Heymann Steinthals Verdikten von vielerlei Seite bemängelte Schwäche der Humboldtschen Darstellungsweise ihre Stärke – nämlich „daß Humboldt niederschreibt, was eigentlich der Sprache als einem Sprechen angehört und noch in der Offenheit und Unbestimmtheit des sich entwickelnden dialogischen Denkens verharrt“.¹⁷³⁴ Abgesehen davon, daß ein sich entwickelndes dialogisches Denken schwerlich verharren kann – daß (Geistes-)Wissenschaft ein Prozeß, ein Sprechen-mit und Sprechen-über, d. h. ein nie abschließbares Problematisieren ist oder sein möge, dies verweist auf normative Kriterien, mit denen wir *interpretieren* können, d. h.: mit denen wir über Formen und Ziele (geistes-)wissenschaftlicher Theorien rational begründet zu urteilen vermögen, *weil* in der

verschiedenen Sprachen erweitert und damit Humboldts umfassendes Modell der dialogischen Produktivität gegenüber einem Konzept pragmatisch ‚ausgetrockneter‘, kommunikativer Konsensrationalität gestärkt wissen wollen; zur Entgegnung vgl. Jürgen Habermas: „Entgegnung“. In: *Kommunikatives Handeln*, a. a. O., S. 327–405; polemisch hierzu schließlich Jürgen Trabant: „Habermas liest Humboldt“. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 1993, 41. Jg., S. 639–651

Ungeachtet der gravierenden Einwände von Trabant gegen Habermas’ selektive Humboldt-Lektüre ist zumindest erstaunlich, wie Habermas in der *Theorie des kommunikativen Handelns* (Bd. 2, Frankfurt/Main 1981, S. 190) Humboldt mit Weisgerber (und darüber hinaus mit Gipper) in Einklang bringt: „Wenn wir, wie in der auf Humboldt zurückgehenden Tradition üblich [hier folgt der Verweis; J. R.], einen internen Zusammenhang zwischen Strukturen der Lebenswelt und Strukturen des sprachlichen Weltbildes annehmen, kommt der Sprache und der kulturellen Überlieferung gegenüber allem, was zum Bestandteil einer Situation werden kann, eine in gewisser Weise transzendente Stellung zu. [...] Die Kommunikationsteilnehmer bewegen sich, indem sie eine Sprechhandlung ausführen oder verstehen, so sehr innerhalb ihrer Sprache, daß sie eine aktuelle Äußerung nicht als ‚etwas Intersubjektives‘ in der Weise *vor sich* bringen können, wie sie ein Ereignis als etwas Objektives erfahren“.

Das trifft auf Weisgerber, sicher aber nicht auf Humboldt zu. Zu Weisgerbers Verstehensbegriff vgl. Weisgerber 1964, S. 162 f (Herv. J. R.). Das „Verstehen“ habe es „nicht nur mit dem Aufnehmen des Lauten, sondern auch mit der Tatsache der Sprachinhalte zu tun [...]. Denn nun vollzieht sich das eigentliche Geschehen *nicht von Individuum zu Individuum*, sondern es kommt das zur Geltung, was überhaupt ein sprachliches Verstehen erst ermöglicht: die gemeinsame Ebene der Muttersprache und ihr innerhalb einer Sprachgemeinschaft geltendes Weltbild. Und damit wird erst ein Zugang zu sprachlich Geförmtem möglich: der eigene Sprachbesitz mit seiner ‚Verwirklichung‘ des muttersprachlichen Weltbildes kann eingesetzt werden zur Ausdeutung dessen, was der *Mitsprecher* in seine Formulierung hineingelegt hat.“ Das Hören, dem Humboldt und Hegel solche Bedeutung beigemessen hatten, ist somit nur ein äußerer, lautlicher Anstoß, um den Weg ins Gehäuse der Muttersprache einzuschlagen, ja, um den gemeinsamen Boden der umgrenzten geworteten Welt zu betreten: „[S]o muß der Hörer den Weg zu dieser muttersprachlichen Welt suchen, wenn er tatsächlich an den Inhalt des Gehörten oder Gelesenen herankommen will.“ (Ebd.) Insofern steht Weisgerber „dem Gedanken der sprachlichen Hörigkeit des Menschen“ (Weisgerber 1973, S. 137) zustimmend gegenüber, und bereits in *Muttersprache und Geistesbildung* macht er zu Beginn deutlich, daß das Verhältnis Sprechen–Hören dem Wesensbegriff der Sprache inadäquat sei: „Schon dieser Hinweis auf den Hörer [...] deckt uns eine Einseitigkeit der bisher erwähnten Auffassungen auf; sie vernachlässigen durchaus das Gesellschaftliche, das allem Sprachlichen wesentlich ist“ (Weisgerber 1929, S. 8).

Zugespitzt ließe sich daher behaupten, daß Weisgerber über gar keinen Verstehensbegriff verfügt – gemessen zumindest an Humboldts Auffassung (*Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 220; Herv. J. R.), „dass auch das Verstehen ganz auf der inneren *Selbstthätigkeit* beruht, und das Sprechen nur ein gegenseitiges Wecken des Vermögens der Hörenden ist.“

¹⁷³⁴ Michael Böhler, a. a. O., S. 227; vgl. ebd., S. 226: „Wenn es richtig ist, daß Humboldts Denken sich vorzüglich im Medium des dialogischen Sprechens entwickelt und darauf angewiesen ist, dann erklärt sich dadurch nicht nur das Bruchstückhafte seines Werks und das Unfertige seiner Gesamterscheinung, die immer gleichsam nach der Komplementarität eines Gegenüber ruft, sondern auch sein Stil erfährt darin eine sinnvolle Begründung.“ Vgl. hierzu noch einmal Ivos Darlegungen zur lebendigen Wechselwirkung zwischen Stil und Gehalt bei Humboldt; siehe Abschnitt II. 2. 3. 4.

In Umkehrung bedeutet dies: „Die Spezialisten auf dem Gebiet der Sprache bemühen sich, mit möglichst wenig ‚Sprache‘ über Sprache zu sprechen. Sie behandeln die Sprache wie etwas Äußerliches.“ (Hagège, a. a. O., S. 303)

argumentierenden Rede „Vernunft als realisierbares, dialogisches Anerkennungs- und Verpflichtungsverhältnis“¹⁷³⁵ zur Geltung und zur Anschauung gelangt. Neigt sich die zur Geschlossenheit entschlossene und ihre innere Ordnung zielbewußt organisierende Theorie eher einem anordnenden und über-redenden Gestus der Belehrung zu, so ermöglicht die fragmentarische, offene Reflexion eher die anregende Lehre, indem sie das Sprechen, *in* dem sie denkt, nach außen kehrt, um es der freien Reflexion (der anderen) auszusetzen und *in* der Sache *über* die Sache zu reden, *im* Medium *über* das Medium. So schlägt, was Michael Böhler der Humboldtschen wissenschaftlichen Rede, die keine dogmatische, keine deduktiv verfahrenende, keine hierarchisch gegliederte Rede sein will, zum Vorwurf macht, in sein Gegenteil um: „Der Denkprozeß, der sich in der Wechselrede abspielt, ist gleichsam infinitesimal, er kommt aus sich heraus zu keinem Ende, ist daher immer unfertig und vorläufig; außerdem werden dabei selten Erkenntnisse in bestimmten Aussagen fixiert, vielmehr steht das Erkannte immer über, hinter oder vor der Wechselrede, nicht jedoch in festgestellten Sätzen und definierter Begrifflichkeit“.¹⁷³⁶

In der Idee und der Praxis der unendlichen Wechselrede teilt sich der Sprachwissenschaft somit – in Umkehrung dieser Negativargumentation – etwas von dem mit, was Adorno in einer Philosophie *als einem Philosophieren* aufscheinen sah, die dem Nicht-Begrifflichen, dem Nicht-Identischen „sich anschmiegen“¹⁷³⁷ möge: „Sie würde [...] selber, zart verstanden, unendlich insofern, als sie verschmährt, in einem Corpus zählbarer Theoreme sich zu fixieren. Ihren Gehalt hätte sie in der von keinem Schema zugerichteten Mannigfaltigkeit der Gegenstände [...]. Sie wäre nichts anderes als die *volle*, unreduzierte Erfahrung im Medium begrifflicher Reflexion.“¹⁷³⁸

Sollte es dennoch – und Michael Böhler zum Trotz – so etwas wie einen Humboldtschen Lehrsatz geben,¹⁷³⁹ der hier zum Schluß festzuhalten wäre, so wäre vielleicht eine Erwägung dahingehend zu wagen, daß die sprachwissenschaftliche Lehre nicht alles zu umfassen, ja einzufangen und einzuschnüren versuche, was ihr greifbar erscheint. „Das Gemeinsame“, so Humboldts anthropologische (oder materialistische) Transzendierung des sprachwissenschaftlichen Diskurses der Weltansichten, „liegt auch noch weit mehr in dem Menschen, als in den Sprachen selbst.“¹⁷⁴⁰ Hier, am Punkt der Rückbesinnung auf das

¹⁷³⁵ Böhler, a. a. O., S. 388

¹⁷³⁶ Michael Böhler, a. a. O., S. 226

¹⁷³⁷ Adorno: *Negative Dialektik*, a. a. O., S. 24

¹⁷³⁸ Ebd., S. 25; Herv. J. R.

¹⁷³⁹ Vgl. Werner Stegmaier: „Philosophieren als Vermeiden einer Lehre. Inter-individuelle Orientierung bei Sokrates und Platon, Nietzsche und Derrida“. In: Josef Simon (Hg.): *Distanz im Verstehen. Zeichen und Interpretation II*. Frankfurt/Main 1995, S. 213–238

¹⁷⁴⁰ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 156

Leibliche und die konkreten gesellschaftlichen, historisch sich wandelnden Lebensbedingungen, auf das, was im sowohl individuellen wie universellen Begriff des „Menschengeschlechts“ gefaßt bleibt,¹⁷⁴¹ ist dann Sprachphilosophie, gleich, welche Gestalt sie sich gibt und welchen generalisierenden Ansprüchen sie genügen will, letztlich vielleicht nicht mehr vollumfänglich als Problemlöserin in den Gerichtsstand zu rufen. Abseits der in Begriffen geronnenen Welt stellt, pathetisch gesprochen, das Leben den Menschen (die Adorno im Terminus vom „Vorrang des Objekts“ dialektisch zu ihrem Recht kommen ließ), den zur Sprache gekommenen und immerzu aufs neue zur Sprache kommenden Wesen, Fragen, die keine Wissenschaft des Geistes endgültig zu beantworten sich anheischig machen kann; noch sollte. Stellen mag – und muß – sie sich ihnen gleichwohl.

Einer solchen Bescheidenheit Raum zu geben, könnte dem Nachdenken über Sprache als einer ‚kleinen *Philosophie* der Sprache‘, die auf die ‚noch so kleinen Verschiedenheiten‘ (Humboldt) achtet, eine Bedeutung zurückerstatten, die sich nicht auf Kosten der realen Individuen, der realen Bedürfnisse und Nöte und der Verfaßtheit einer Welt bildet, die nicht an den Grenzen des sprachlichen Weltbildes und der muttersprachlichen Zugehörigkeit endet. Sprachwissenschaft, die sich nicht dergestalt profiliert, insofern sie alle Momente, die sich dem *linguistischen* Horizont einfügen lassen, bedingungslos subsumiert, wird sich deshalb nicht auf falsche Weise zurücknehmen und zur pragmatisch stumpfen, der Empirie blind verhafteten Übung verblassen. Sie wird weiterhin eine Wissenschaft sein, die sich ihren Bildungsaufgaben verpflichtet weiß und die die Möglichkeit zu ihrem Thema macht, „ein menschliches Leben zu führen“ (Weisgerber). Aber sie wird eine Wissenschaft der Sprache, der Sprachen und der Sprechenden sein, indem sie die Praxis des einzelnen – der die Sprache selbsttätig und eigenverantwortlich¹⁷⁴² „in die Form“ gießt, „die er, für sie bereitet, hält, und

¹⁷⁴¹ Daß die Sprache und ihre Erforschung nicht alles sein könne – und damit auch die Sprachwissenschaft nicht alles zu beantworten befugt sei –, daran hat sich Heidegger – dem sich die Sprache zum Seinsgeschick verdunkelte, um ihre innere Grenze, das Individuum, gleichwie ihre äußere Grenze, den Leib, bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen – verständlicherweise gestoßen: „Humboldts Weg zur Sprache nimmt die Richtung auf den Menschen, führt durch die Sprache hindurch auf anderes: das Ergründen und Darstellen des Menschengeschlechtes.“ (Martin Heidegger: *Unterwegs zur Sprache*. Pfullingen 1959, S. 249) Nicht unwesentlich für die Ablehnung des Humboldtschen Humanismus dürfte gewesen sein, daß Humboldt „das Wesen der Sprache als *Energieia* bestimmt“, und zwar „als die Tätigkeit des Subjektes“ (ebd.) – und nicht als Weben der Sprache als Aussprache des Seins, als „das vom Sein ereignete und aus ihm durchgefügte Haus des Seins“ (Martin Heidegger: *Über den ‚Humanismus‘*. In: ders.: *Platons Lehre von der Wahrheit*. 3. Aufl., Bern/München 1975, S. 79). Im „Haus der Wahrheit des Seins“ (ebd., S. 60) mögen die Stimmen am besten schweigen, ersterben: „Der Mensch muß, bevor er spricht, erst vom Sein sich wieder ansprechen lassen, auf die Gefahr, daß er unter diesem Anspruch wenig oder selten etwas zu sagen hat. Nur so wird dem Wort die Kostbarkeit seines Wesens, dem Menschen aber die Behausung für das Wohnen in der Wahrheit des Seins wiedergeschenkt.“ (Ebd., S. 60 f.) – „Vielleicht verlangt dann die Sprache weit weniger das überstürzte Aussprechen als vielmehr das rechte Schweigen.“ (Ebd., S. 92)

¹⁷⁴² Weisgerber („Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“, a. a. O., S. 17 f., Anm. 10) betont dagegen „die grundsätzlich undifferenzierte ‚Verantwortlichkeit‘ aller Mitglieder der Sprachgemeinschaft“.

das ist es, was man *verstehen* nennt“¹⁷⁴³ – bisweilen entläßt aus den Zwängen der Begriffe und den Blick öffnet für das Außen der Theorie, für jene Bereiche der menschlichen Existenz, in denen sich der Vorrang des Subjekts bekundet, des sprachlichen *und* des leiblichen.¹⁷⁴⁴

Im Bewußtsein der Grenzen des systematisierenden Sprechens über Sprache erwachsen der Sprachphilosophie, zumal einer didaktisch orientierten,¹⁷⁴⁵ somit Verantwortlichkeiten, deren Umriss Humboldt skizziert hat:

„Daher versteht der Mensch den Menschen leicht auch da, wo, genau untersucht, die Sprache keine Brücke des Verständnisses darbietet. Man übersieht daher leicht, ob und welche Andeutungen die Sprache selbst, wirklich und körperlich enthält, worauf es doch hauptsächlich bei ihrem unaufhörlichen Einfluss auf den in seinem ganzen Innern immer sinnlich von aussen erregten, bestimmten und bedingten Menschen ankommt. So erscheint das Verschiedene gleich, das Getrennte gemeinsam.“¹⁷⁴⁶

Was also, abschließend gefragt, tun wir, wenn wir Sprachwissenschaft betreiben, wenn wir uns mit sprachtheoretischen Entwürfen beschäftigen, wenn wir ‚philosophisch‘ oder wissenschaftlich über Sprache handeln? Es ist dies mit Bestimmtheit zu sagen, und es ist auf unterschiedliche Weise je mit Bestimmtheit zu sagen. Ob es mit letzter Bestimmtheit zu sagen ist, möge offenbleiben. Doch was immer wir tun, es möchte mit unserem alltäglichen, nicht-wissenschaftlichen Tun zumindest in Berührung bleiben. Davon – woher sie stammen – sollten die Begriffe unserer Theorien selbst etwas wissen wollen.

¹⁷⁴³ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 156; vgl. zur Ich-Konstitution im Prozeß des Verstehens auch Borsche: *Sprachansichten*, a. a. O., S. 277 ff., etwa: „Sprechen und Widersprechen, Wort und Antwort, Anrede und Erwiderung sind die beiden wahrhaft sich gegenseitig fordernden, unreduzierbaren, nicht austauschbaren Momente des vollständigen Begriffs der Sprache.“ (Ebd., S. 280)

¹⁷⁴⁴ Zu einer – stärker auf Schleiermachers Verstehensbegriff gegründeten – wissenschaftskritischen Verteidigung der (neuzeitlichen) Subjektivität und personalen Identität gegen ihre systematischen (strukturalistischen und machttheoretischen) Verächter vgl. Manfred Frank: *Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlaß ihrer ‚postmodernen‘ Toterklärung*. Frankfurt/Main 1986

¹⁷⁴⁵ Diese kann sich nicht der „Hinleitung zu bestimmten Verhaltensweisen, Folgerungen, Aufgaben, Fragestellungen, die innerhalb der ganzen Sprachgemeinschaft ‚verstanden‘, das heißt als nötig, richtig, möglich, sinnvoll anerkannt werden“ (Weisgerber 1964, S. 121), verschreiben. Daß das Wort *verstanden* hier in Anführungszeichen steht, hat seine Bewandnis.

¹⁷⁴⁶ Humboldt: *Verschiedenheiten*, a. a. O., S. 156

V. Literaturverzeichnis

V. 1. Schriften Leo Weisgerbers

- „Die Handschriften des Peredur ab Efracw in ihrer Bedeutung für die kymrische Sprach- und Literaturgeschichte“. In: *Zeitschrift für celtische Philologie*, 1925, 15. Jg., S. 66–186
- „Volkskundliche Arbeit an den pädagogischen Akademien“. In: *Mädchenbildung auf christlicher Grundlage*, 1926, Heft 22, S. 633–634
- „Begriffspflege in der Grundschule“. In: *Die neue Schule*, 1927, Heft 1, S. 10–24
- „Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?“. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 1927, 15. Jg., S. 161–183
- *Muttersprache und Geistesbildung*. Göttingen 1929
- „„Neuromantik‘ in der Sprachwissenschaft“. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 1930, 18. Jg., S. 241–259
- „Zu H. Sperbers ‚Zwei Arten der Begriffsforschung‘“. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung*, 1930, Heft 10, S. 508–511
- „Sprachwissenschaft und Philosophie zum Bedeutungsproblem“. In: *Blätter für Deutsche Philosophie*, 1930/31, 4. Jg., S. 17–46
- „Persönlichkeits- und Volkserziehung durch die Muttersprache“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1931, Heft 11 und 12, S. 705–726 und 780–790
- „Sprache“. In: Vierkandt, Alfred (Hg. in Verb. mit anderen): *Handwörterbuch der Soziologie*. Stuttgart 1931, S. 592–608
- „Rezension von: Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* [...]“. In: *Teuthonista*, 1931/32, 8. Jg., S. 248–249
- „Rezension von: Gunther Ipsen: *Sprachphilosophie der Gegenwart* [...]“. In: *Blätter für Deutsche Philosophie*, 1931/32, 5. Jg., S. 351–352
- „Rezension von: Gunther Ipsen: *Sprachphilosophie der Gegenwart* [...]“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1932, Heft 4, S. 219–220
- „Rezension von: Jost Trier: *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes* [...]“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1932, Heft 4, S. 219–220
- „Martin Luther und das Volkwerden der Deutschen“. In: *Mecklenburgische Monatshefte*, 1933, 1. Jg., S. 552–554

- „Rezension von: Georg Schmidt-Rohr: *Die Sprache als Bildnerin der Völker* [...]“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1933, Heft 1, S. 58–59
- „Sprachwissenschaft als lebendige Kraft unserer Zeit“. In: *Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums / Deutsche Akademie*, 1933, Heft 2, S. 224–231
- „Wesen und Kräfte der Sprachgemeinschaft“. In: *Muttersprache*, 1933, 48. Jg., S. 225–232
- „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur. Erster Teil“. In: *Wörter und Sachen*, 1933, 15. Jg., S. 134–224, „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur. Zweiter Teil“. In: *Wörter und Sachen*, 1934, 16. Jg., S. 97–236
- „Der Beitrag der Sprachforschung zur Volkswissenschaft“. In: *Volksspiegel*, 1934, 1. Jg., S. 237–244
- „Die Sendung der deutschen Sprache für die Volksgemeinschaft“. In: *Die Deutsche Schule*, 1934, 38. Jg., S. 357–362
- „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur“ (kurze Zusammenfassung). In: *Forschungen und Fortschritte*, 1934, 10. Jg., S. 233–235
- „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft als Bildungsaufgabe unserer Zeit“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1934, Heft 6, S. 289–303
- *Deutsches Volk und deutsche Sprache*. Frankfurt/Main 1935
- „Die Muttersprache als völkische Schicksalsmacht“. In: *Die Westmark*, 1935/36, Heft 5, S. 249–252
- „Sprache und Begriffsbildung“. Vortrag zur Eröffnung der ersten Plenarsitzung des 4. Internationalen Linguistenkongresses in Kopenhagen am 28. August 1936. In: *Leo Weisgerber. Leben und Werk*, S. 27–36
- „Muttersprache und volkhafte Erziehung“. In: *Politische Erziehung*, 1937, 5. Jg., S. 151–157
- „Die Macht der Sprache im Leben des Volkes“. In: *Mitteilungen Universitätsbund Marburg*, 1938, Heft 3, S. 43–51
- „Sprachgeschichte und Namenkunde“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1938, Heft 10, S. 645–649
- „Vom Aufbau des deutschen Sprachraumes“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1938, Heft 2, S. 135–140
- „Modurmal. Die germanische Wertung der Muttersprache“. In: *Muttersprache*, 1939, 54. Jg., S. 48–51
- *Die volkhafte Kräfte der Muttersprache*. Frankfurt/Main 1939

- *Das Bretonentum nach Raum, Zahl und Lebenskraft*. Halle 1940
- *Theudisk. Der deutsche Volksname und die westliche Sprachgrenze*. Marburg 1940
- „Die deutsche Sprache im Aufbau des deutschen Volkslebens“. In: Fricke, Gerhard/Koch, Franz/Lugowski, Klemens (Hg. im Namen der germanistischen Fachgruppe): *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*. Bd. 1, Stuttgart/Berlin 1941, S. 3–41
- „Die germanische Haltung zur Muttersprache“. In: *Jahrbuch der Deutschen Sprache*, 1941, 1. Jg., S. 8–11
- „Ganzheitliche Sprachauffassung“. In: *Deutschunterricht im Ausland*, 1941, Heft 6, S. 129–135
- „Rudolf Thurneysen (1857–1949). Eine Epoche deutscher Keltologie“. In: *Zeitschrift für keltische Philologie und Volksforschung*, 1941, Heft 3, S. 273–292
- „Zur Bezeichnung der ‚Tempora‘“. In: *Deutschunterricht im Ausland*, 1941, Heft 3, S. 57–61
- „‚Gegenwart‘ oder ‚erste Stammform‘? Zwei Möglichkeiten deutscher Sprachlehre“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1942, Heft 1/2, S. 1–11
- „Die Haltung der Deutschen zu ihrer Sprache“. In: *Zeitschrift für Deutschwissenschaft*, 1943, 19. Jg., S. 12–18
- *Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken*. Lüneburg 1948
- *Der Sinn des Wortes „Deutsch“*. Göttingen 1949
- *Von den Kräften der deutschen Sprache*, 4 Bde.: *Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins*. Düsseldorf 1949; *Vom Weltbild der deutschen Sprache*. Düsseldorf 1950; *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur*. Düsseldorf 1950; *Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache*. Düsseldorf 1950
- „Die tragenden Pfeiler der Spracherkenntnis“. In: *Wirkendes Wort*, 1950, Heft 1, S. 1–12
- „Die Grundlagen des Sprachenfriedens“. In: *Wirkendes Wort*, 1950/51, Heft 4, S. 193–205
- „Die Sprache als wirkende Kraft“. In: *Studium Generale*, 1951, 4, S. 127–135
- *Das Tor zur Muttersprache*. Düsseldorf 1951
- „Die Entdeckung der Sprache“. In: *Das Gespräch*, 1952, Ausgabe A, Folge 1, S. 15–16
- „Die fruchtbaren Augenblicke in der Spracherziehung“. In: *Wirkendes Wort*, 1952, Heft 4, S. 257–268
- „Die geschichtliche Kraft der Muttersprache“. In: *Muttersprache*, 1952, 62. Jg., S. 65–70
- „Schriftfragen – ganzheitlich gesehen“. In: *Muttersprache*, 1952, 62. Jg., S. 186–190

- „Sprachwissenschaftliche Methodenlehre“. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*, unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter hrsg. v. Wolfgang Stammer. Bd. 1, Berlin/Bielefeld 1952, Sp. 1–38
- *Muttersprache als Schicksal und Aufgabe*. Neuss 1952
- „Das Wissen vom Satz in der Sexta“. In: *Wirkendes Wort*, 1952/53, Heft 6, S. 365–376
- „Der deutsche Sprachbegriff“. In: *Wirkendes Wort*, 1. Sonderheft 1952/53, S. 3–12
- „Relativismus in Humboldts Sprachbetrachtung?“ In: *Das Gespräch*, 1953, Ausgabe A, Folge 2, S. 3–4
- *Deutsch als Volksname. Ursprung und Bedeutung*. Stuttgart 1953
- *Die sprachliche Zukunft Europas*. Lüneburg 1953
- „Rezension von: Bruno Snell: *Der Aufbau der Sprache*“. In: *Wirkendes Wort*, 1953/54, Heft 4, S. 245–247
- „Rezension von: Hans Glinz [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1953/54, Heft 2, S. 116–117
- „Zum Energieia-Begriff in Humboldts Sprachbetrachtung“. In: *Wirkendes Wort*, 1953/54, Heft 6, S. 374–377
- „Die Sprachfelder in der geistigen Erschließung der Welt“. In: Wiese, Benno von/Borck, Karl-Heinz (Hg.): *Festschrift für Jost Trier zu seinem 60. Geburtstag am 15. Dezember 1954*. Meisenheim/Glan 1954, S. 34–49
- „Rezension von: Fritz Tschirch [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1954/55, Heft 4, S. 242–243
- „Das Wort in der Welt als sprachliche Aufgabe der Menschheit“. In: *Sprachforum*, 1955, 1. Jg., S. 10–19
- „Der Begriff des Wortens“. In: *Corolla Linguistica. Festschrift Ferdinand Sommer zum 80. Geburtstag am 4. Mai 1955*. Wiesbaden 1955, S. 248–254
- *Die Grenzen der Schrift. Der Kern der Rechtschreibreform*. Köln/Opladen 1955
- „Von den Grenzen des Irrtums und der Verantwortung einer Schriftleitung“. In: *Wirkendes Wort*, 1955/56, Heft 2, S. 158–160
- „Der Dienst an der Muttersprache“. In: *Muttersprache*, 1956, 66. Jg., S. 1–8
- „Sprache und Gemeinschaft. Ein neues Schwerpunktvorhaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft“. In: *Wirkendes Wort*, 1956, Heft 6, S. 376–378
- „Die Aussichten einer Rechtschreibreform“. In: *Sprachforum*, 1956/57, 2. Jg., S. 286–294
- „Die sprachlichen ‚Zugriffe‘“. In: Haselbach, Gerhard/Hartmann, Günter (Hg.): *Beiträge zur Einheit von Bildung und Sprache im geistigen Sein. Festschrift zum 80. Geburtstag von Ernst Otto*. Berlin 1957, S. 295–299

- [et al.] „Gutachten über die Ausbildung der Volksschullehrer in Nordrhein-Westfalen vom 27. 2. 1957“. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 1958, 4. Jg., S. 404–420
- „Der Mensch im Akkusativ“. In: *Wirkendes Wort*, 1958, Heft 8, S. 193–205
- „Die Gerichtetheit der Sprachzugriffe“. In: Funke, Gerhard (Hg.): *Konkrete Vernunft. Festschrift für Erich Rothacker*. Bonn 1958, S. 281–287
- *Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen*. Köln/Opladen 1958
- „Das Ziel und die Aufgaben des muttersprachlichen Unterrichts“. In: Beinlich, Alexander (Hg.): *Handbuch des Deutschunterrichts im ersten bis zehnten Schuljahr*. Bd. 1, Emsdetten 1959, S. 23–38
- *Sprachenrecht und europäische Einheit*. Köln/Opladen 1959
- „Das Fremdwort im Gesamtrahmen der Sprachpflege“. In: *Muttersprache*, 1960, 70. Jg., S. 1–6
- „Das Wagnis der Grammatik“. In: *Wirkendes Wort*, 1960, Heft 6, S. 321–334
- „Rechtschreibreform. Ein Briefwechsel“ (zwischen Bernt von Heiseler und Leo Weisgerber). In: *Muttersprache*, 1960, 70. Jg., S. 129–137
- „Rezension von: *Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1960, Heft 6, S. 372–376
- „Sprache und geistige Gestaltung der Welt“. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 1960, 2. Beiheft, S. 5–16
- [et al.] *Vertragstexte als sprachliche Aufgabe. Formulierungs-, Auslegungs- und Übersetzungsprobleme des Südtirol-Abkommens von 1946*. Bonn 1961
- „Zur Entmythologisierung der Sprachforschung“. In: *Wirkendes Wort*, 1961, 3. Sonderheft, S. 30–50
- *Der Buchstabe und der Geist. Rede anlässlich der feierlichen Überreichung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim durch den Herrn Oberbürgermeister am 5. März 1961*. Mannheim 1961
- *Übersetzungsfehler im Südtirol-Konflikt*. Innsbruck 1961
- „Die vier Schauplätze des Wortens der Welt“. In: *Ehrengabe zum Germanistentag Mannheim 1962*. Düsseldorf 1962, S. 28–40
- „Herr oder Höriger der Schrift? Das Vorspiel zur Rechtschreibreform“. In: *Wirkendes Wort. Sammelband 1: Sprachwissenschaft*. Düsseldorf 1962, S. 68–77
- „Rezension von: Wilhelm von Humboldt: *Über die Verschiedenheit* [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1962, Heft 1, S. 57

- „Rezension von: Leonhard Jost: *Sprache als Werk und wirkende Kraft* [...]“. In: *Wirkendes Wort*, 1962, Heft 1, S. 57–60
- „Werner Betz und die Kritik. Das Ende eines Versuchs“. In: *Wirkendes Wort*, 1962, Heft 6, S. 372–374
- *Die ganzheitliche Behandlung eines Satzbauplanes. ‚Er klopfte seinem Freunde auf die Schulter‘*. Düsseldorf 1962
- „Die deutsche Sprache im Kalten Krieg. Sprachliche Entfremdung zwischen Ost und West?“. In: *Deutsche Rundschau*, 1963, Heft 6, S. 42–49
- „Die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung“. In: *Wirkendes Wort*, 1963, Heft 5, S. 264–276
- „Sprachpflege und leistungsbezogene Sprachbetrachtung“. In: *Muttersprache*, 1963, 73. Jg., S. 97–104
- *Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen*. Düsseldorf 1963
- *Grundformen sprachlicher Weltgestaltung*. Köln/Opladen 1963
- *Das Menschheitsgesetz der Sprache als Grundlage der Sprachwissenschaft*. 2., neubearb. Aufl., Heidelberg 1964
- *Die Verantwortung für die Schrift*. Mannheim 1964
- *Zur Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung. Aufsätze 1925–1933. Zur Vollendung des 65. Lebensjahres Leo Weisgerbers*, hrsg. v. Helmut Gipper, Düsseldorf 1964; darin:
 - „Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache“, S. 36–50
 - „Das Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie“, S. 413–422
 - „Die Zusammenhänge zwischen Muttersprache, Denken und Handeln“, S. 175–208
 - „Leitsätze zur sprachwissenschaftlichen Ausbildung der Studierenden der Philologie“, S. 209–211
 - „Sprachvergleichung und Psychologie“, S. 337–344
 - „Vom Sinn des Unterrichts in fremden Sprachen“, S. 274–289
 - „Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung“, S. 122–137
 - „Zweisprachigkeit“, S. 423–430
 - „Die Lehre von der Sprachgemeinschaft“. In: *Frankfurter Hefte*, 1965, Heft 3, S. 197–205
 - „Vorteile und Gefahren der Zweisprachigkeit“. In: *Wirkendes Wort*, 1966, Heft 2, S. 73–89
 - „Von den Sprachen zu den Muttersprachen“. In: Weißer, Erich (Hg.): *Das Prinzip der Ganzheit im Deutschunterricht*. Darmstadt 1967, S. 84–104

- *Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung.* Köln/Opladen 1967
- „Wissenschaft und Sprachpflege“. In: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967.* Düsseldorf 1968, S. 204–210
- *Die Namen der Ubier.* Köln/Opladen 1968
- „Die Entfaltung der Sprachengabe“. In: Höffe, Wilhelm Luzian (Hg.): *Sprachpädagogik – Literaturpädagogik.* Frankfurt/M/Berlin/Bonn/München 1969, S. 38–50
- „Sprachfragen der Datenverarbeitung“. In: *Muttersprache*, 1969, 79. Jg, S. 67–79
- *Rhenania Germano-Celtica. Gesammelte Abhandlungen. Dem Autor zum siebenzigsten Geburtstag am 25. Februar 1969*, hrsg. v. Johann Knobloch und Rudolf Schützeichel, Bonn 1969
- „Hat das Wort ‚Muttersprache‘ ausgedient?“ In: *Muttersprache*, 1970, 80. Jg., S. 163–171
- „Muß die Linguistik die Sprachwissenschaft bekämpfen?“ In: *Linguistische Berichte*, 1970, Heft 9, S. 58–63
- „Was zu einem Lehrstuhl (Institut, Fachbereich) für allgemeine Sprachwissenschaft gehört“. In: *Linguistische Berichte*, 1971, Heft 13, S. 61–66
- „Bedeutungswandel“. In: Ritter, Joachim (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie.* Bd. 1, Darmstadt 1971, Sp. 761–762
- „Bezeichnungswandel“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1., Sp. 908–909
- „N. Chomsky am Wendepunkt?“ In: *Wirkendes Wort*, 1971, Heft 2, S. 106–112
- „Stellungnahme“. In: *Muttersprache*, 1971, 81. Jg., S. 105–106
- „Von der Untheoretisierbarkeit und der sprachlichen Kreativität des Menschen“. In: *Muttersprache*, 1971, 81. Jg., S. 98–102
- *Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung.* Düsseldorf 1971
- „Der Erddater und die Sprachzugriffe“. In: Schweisthal, Klaus Günther (Hg.): *Grammatik, Kybernetik, Kommunikation. Festschrift für Alfred Hoppe.* Bonn 1971, S. 167–178
- „Die sprachlichen Zugriffe in der Erkenntnislehre“. In: Starke, Heinrich (Hg.): *Sprache und Erkenntnis.* Meisenheim/Glan 1972, S. 28–43
- „Fünfspännige Linguistik“. In: *Muttersprache*, 1972, 82. Jg., S. 129–143
- „Spracheinsicht über Fernstudium und Medienverbund“. In: *Muttersprache*, 1972, 82. Jg., S. 69–75
- „Zum Ausgleich von generativer und energetischer Sprachbetrachtung“. In: *Wirkendes Wort*, 1972, Heft 3, S. 145–159

- „Aus der Schublade der Popanze“. In: Sitta, Horst/Brinker, Klaus (Hg.): *Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag*. Düsseldorf 1973, S. 268–280
- „Gefärbte Brillen“. In: *Linguistische Studien III. Festschrift für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil I*. Düsseldorf 1973, S. 9–23
- „Sprache in der kopernikanischen Wende“. In: *Muttersprache*, 1973, 83. Jg., S. 120–135
- *Zweimal Sprache. Deutsche Linguistik 1973 – Energetische Sprachwissenschaft*. Düsseldorf 1973
- „Der Rechtschreibkreisel dreht sich weiter“. In: *Wirkendes Wort*, 1974, Heft 1, S. 20–21
- „Erlernen von Bedeutungen oder Ausschöpfen von Geltungen? Hugo Moser zum 65. Geburtstag“. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 1974, 41. Jg., S. 257–270
- „Fünf jahrzehnte sprachforschung“. In: *Wirkendes Wort*, 1974, Heft 1, S. 16–21
- „Gemeintes“. In: Ritter, Joachim (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3, Basel 1974, Sp. 247
- „Rechtschreibreform. Bedingungen, Umfang und Zeitpunkt“. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik*, 1974, 6, S. 43–60
- „Rezension von: Eugenio Coseriu: *Die Lage in der Linguistik*“. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 1974, Heft 2, S. 188–189
- „Sprachenkampf – Sprachenrecht – Sprachenfriede“. In: Hallier, Christian (Hg.): *Studien der Erwin von Steinbach-Stiftung*. Frankfurt/Main 1975, S. 1–27
- „Zum ausbau der energetischen sprachbetrachtung“. In: *Wirkendes Wort*, 1977, Heft 2, S. 71–81
- „Aufschub auf Sankt-Nimmerleins-Tag. Zum Stand der Rechtschreibreform“. In: *Der Sprachdienst*, 1980, Heft 1, S. 1–4
- „Die Muttersprachapostel“. In: *Logos semantikos*, Bd. 2, S. 193–199
- „Die Seinsweise der Geltung“. In: *Wirkendes Wort*, 1981, Heft 5, S. 287–290
- „Objektivgebilde, soziales“. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 6, Darmstadt 1984, Sp. 1056
- „Muttersprache“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 6, Sp. 263

V. 2. Sonstige Literatur

- Abl, Paul: „Rezension von: Joh. Leo Weisgerber: *Theudisk* [...]“. In: *Muttersprache*, 1941, 56. Jg., S. 30
- Adorno, Theodor W.: „Drei Studien zu Hegel“. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. 5, Frankfurt/Main 1970, S. 247–380
- Adorno, Theodor W.: *Philosophische Terminologie*. Bd. 1, Frankfurt/Main 1973
- Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*. Frankfurt/Main 1975
- Adorno, Theodor W.: *Kierkegaard. Konstruktion des Ästhetischen*. 2. Aufl., Frankfurt/Main 1986
- Adorno, Theodor W.: *Einleitung in die Musiksoziologie*. 7. Aufl., Frankfurt/Main 1989
- Ahlzweig, Claus: „Die deutsche Nation und ihre Muttersprache“. In: *Sprache im Faschismus*, S. 35–57
- Ahlzweig, Claus: *Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache*. Opladen 1994
- Albrecht, Belinda: „Bretonische Lautaufnahmen und ihr Bearbeiter Rudolf Thurneysen“. In: *Deutsche Keltologie*, S. 91–100
- Albrecht, Erhard: *Bestimmt die Sprache unser Weltbild? Zur Kritik der gegenwärtigen bürgerlichen Sprachphilosophie*. Frankfurt/Main 1972
- Albrecht, Erhard: *Sprache und Philosophie*. Berlin 1975
- Allemann, Beda (Hg.): *Literatur und Germanistik nach der ‚Machtübernahme‘. Colloquium zur 50. Wiederkehr des 30. Januar 1933*. Bonn 1983
- Althusser, Louis: *Lenin und die Philosophie*. Reinbek 1974
- Althusser, Louis/Balibar, Etienne: *Das Kapital lesen*. Bd. 1, Reinbek 1972
- Apel, Karl-Otto: „Der philosophische Wahrheitsbegriff als Voraussetzung einer inhaltlich orientierten Sprachwissenschaft“. In: *Schlüssel zur Welt*, S. 11–38
- Apel, Karl-Otto: *Transformation der Philosophie*. 2 Bde., Frankfurt/Main 1973
- Apel, Karl-Otto: „Noam Chomskys Sprachtheorie und die Philosophie der Gegenwart. Eine wissenschaftstheoretische Fallstudie“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 13–51
- Apel, Karl-Otto: „The Transcendental Conception of Language-Communication and the Idea of a First Philosophy“. In: Parret, Hermann (Hg.): *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*. Berlin/New York 1976, S. 32–61
- Apel, Karl-Otto: „Wie ist Erkenntniskritik als Sprachkritik möglich? Der Zirkel von Erkenntnis und Sprache und sprachanalytischer Erkenntniskritik und seine mögliche Auflösung“. In: *Sprache – Brücke und Hindernis*, S. 12–22

- Apel, Karl-Otto: *Die Erklären:Verstehen-Kontroverse in transzendentalpragmatischer Sicht*. Frankfurt/Main 1979
- Arendt, Hannah: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München 1981
- Arens, Hans: *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. 2., durchges. und stark erw. Aufl., Freiburg/München 1969
- Arens, Hans: „Gedanken zur Historiographie der Linguistik“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 1, S. 3–19
- Arndt, Ernst Moritz: *Ueber Volkshafß und über den Gebrauch einer fremden Sprache*. o. O. 1813
- Auroux, Sylvain/Kouloughli, Djamel: „Für eine ‚richtige‘ Philosophie der Linguistik“. In: Trabant: *Sprache denken*, S. 29–51
- Bach, Adolf: „Deutsche Mundartforschung“. In: *Germanische Philologie*, S. 111–135
- Bachelard, Gaston: *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis*. Frankfurt/Main 1987
- Bachtin, Michail M.: *Die Ästhetik des Wortes*, hrsg. v. Rainer Grüber, Frankfurt/Main 1979
- Bahner, Werner/Neumann, Werner: *Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung*. Berlin 1985
- Banniza von Bazan, Heinrich: „Grenzen der Sprachgemeinschaft“. In: *Muttersprache*, 1933, 48. Jg., S. 420–424
- Barner, Wilfried: „Das Besondere im Allgemeinen. Zur Lage der Allgemeinen Literaturwissenschaft aus der Sicht eines ‚Neugermanisten‘“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 189–203
- Basilus, Harold: „Neo-Humboldtian Ethnolinguistics“. In: *Word*, 1952, 8. Jg., S. 95–105
- Baumann, Hans-Heinrich: „Sprachwissenschaft oder Sprachwesenschaft?“. In: *Linguistische Berichte*, 1970, Heft 10, S. 84–87
- Baumann, Hans-Heinrich: „Die generative Grammatik und Wilhelm von Humboldt“. In: *Poetica*, 1971, 4. Jg., S. 1–12
- Baumgärtner, Klaus: „Einführung in Inhalt, Methode und Didaktik“. In: *Funk-Kolleg Sprache 1*, S. 17–24
- Behaghel, Otto: *Die deutsche Sprache*. 14. Aufl., Halle 1968
- Beier, Christel: *Zum Verhältnis von Gesellschaftstheorie und Erkenntnistheorie. Untersuchungen zum Totalitätsbegriff in der kritischen Theorie Adornos*. Frankfurt/Main 1977
- Berésin, F. M.: *Geschichte der sprachwissenschaftlichen Theorien*. Leipzig 1980

- Besch, Werner: „Leo Weisgerber 1899–1985“. In: *Rheinische Vierteljahresblätter*, 1985, Bd. 49, S. VII–VIII
- Besch, Werner: „Nachruf auf Leo Weisgerber“. In: *Jahrbuch Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften*, 1985, S. 46–47
- Betz, Werner: „Zwei Sprachen in Deutschland?“. In: *Merkur*, 1962, Nr. 175, S. 873–879
- Betz, Werner: „„Authentisch‘ oder ‚autoritär‘?“. In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, 1963, Heft 1/2, S. 117–118
- Bierbach, Christine: *Sprache als „Fait social“*. Die linguistische Theorie F. de Saussures und ihr Verhältnis zu den positivistischen Wissenschaften. Frankfurt/Main 1978
- Bierwisch, Manfred: „Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden“. In: *Kursbuch*, 1966, Nr. 5, S. 77–152
- Bierwisch, Manfred: „Linguistik als kognitive Wissenschaft. Erläuterungen zu einem Forschungsprogramm“. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 1987, Heft 6, S. 645–667
- Bierwisch, Manfred: „Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen. Anmerkungen zu einer merkwürdigen Sprach(wissenschafts)verwirrung“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 1, S. 107–112
- Blanchard, Nelly: „„Volk“, ‚Muttersprache‘ und ‚Bretonentum‘ bei Weisgerber“. In: *Deutsche Keltologie*, S. 147–154
- Bloch, Ernst: *Zwischenwelten in der Philosophiegeschichte*. Frankfurt/Main 1977
- Boehlich, Walter: „Über die Sprache“. In: *Merkur*, 1955, Heft 9, S. 889–894
- Boehlich, Walter: „Irrte hier Walter Boehlich?“. In: *Frankfurter Hefte*, 1964, Heft 10, S. 731–734
- Böhler, Dietrich: *Rekonstruktive Pragmatik. Von der Bewußtseinsphilosophie zur Kommunikationsreflexion: Neubegründung der praktischen Wissenschaften und Philosophie*. Frankfurt/Main 1985
- Böhler, Dietrich: „Dialogreflexion als Ergebnis der sprachpragmatischen Wende. Nur das sich wissende Reden und Miteinanderstreiten ermöglicht Vernunft“. In: *Trabant: Sprache denken*, S. 145–162
- Böhler, Michael: „Nachwort“. In: Humboldt: *Schriften zur Sprache*, S. 223–254
- Bollenbeck, Georg/Knobloch, Clemens (Hg.): *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*. Heidelberg 2001
- Bollenbeck, Georg: „Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt ‚semantischer Umbau der Geisteswissenschaften‘“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, S. 9–40

- Borck, Karl Heinz/Conrady, Karl Otto/Henkel, Arthur/Lämmert, Eberhard/Schneider, Karl Ludwig/Singer, Herbert/Wapnewski, Peter: „Zum Beispiel Bonn. Erklärung der Sieben“. In: *Die Zeit*, 4. Dezember 1964, S. 17
- Borsche, Tilman: *Sprachansichten. Der Begriff der menschlichen Rede in der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts*. Stuttgart 1981
- Borsche, Tilman: „Die innere Form der Sprache. Betrachtungen zu einem Mythos der Humboldt-Herme(neu)tik“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 47–65
- Bourdieu, Pierre: *Die politische Ontologie Martin Heideggers*. Frankfurt/Main 1988
- Boveland, Gudrun/Straßheim, Isabel: „Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft. Ein ideologisch motiviertes und mythisch strukturiertes Verhältnis im Denken Leo Weisgerbers“. In: *Engagement und Reflexion*, S. 139–155
- Brekle, Herbert Ernst: *Einführung in die Geschichte der Sprachwissenschaft*. Darmstadt 1985
- Breuer, Stefan: *Anatomie der Konservativen Revolution*. 2., durchges. und korr. Aufl., Darmstadt 1995
- Briegleb, Klaus: *Unmittelbar zur Epoche des NS-Faschismus. Arbeiten zur politischen Philologie 1978–1988*. Frankfurt/Main 1989
- Brinkmann, Hennig: „Leo Weisgerber zum 60. Geburtstag“. In: *Wirkendes Wort*, 1959, Heft 2, S. 126–127
- Brinkmann, Hennig: *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf 1962
- Brinkmann, Hennig: „Das Einfache und das Vielfache. Kritische Überlegungen zum methodischen Vorgriff“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 149–158
- Brinkmann, Hennig: „Zu Leo Weisgerbers Lebenswerk“. In: *Wirkendes Wort*, 1985, Heft 6, S. 333–335
- Brunkhorst, Hauke: *Der Intellektuelle im Land der Mandarine*. Frankfurt/Main 1987
- Bublitz, Siv: *Der ‚linguistic turn‘ der Philosophie als Paradigma der Sprachwissenschaft. Untersuchungen zur Bedeutungstheorie der linguistischen Pragmatik*. Münster/New York 1994
- Bubner, Rüdiger: „Zur Wirkung der analytischen Philosophie in Deutschland“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 448–458
- B.[uchmann], O.[skar]: „Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers. Kritische Randbemerkungen zu dem Aufsatz von Gerhard Helbig in DU 61, 3“. In: *Der Deutschunterricht*, 1961, Heft 5, S. 116–120
- Bühler, Karl: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart/New York 1982
- Bünting, Karl-Dieter: *Einführung in die Linguistik*. 8. Aufl., Königstein/Ts. 1979

- Busse, Winfried: „Funktionen und Funktion der Sprache“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 207–240
- Calvez, Ronan: „Le rééchantement d’un monde. Mouvement breton, nazisme et émissions de radio en breton“. In: *Deutsche Keltologie*, S. 101–138
- Canguilhem, Georges: *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt/Main 1979
- Cassirer, Ernst: *Philosophie der symbolischen Formen, erster Teil: Die Sprache*. 9. Aufl., Darmstadt 1988
- Cerquiglini, Bernard/Gumbrecht, Hans Ulrich (Hg.): *Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. Wissenschaftsgeschichte als Innovationsvorgabe*. Frankfurt/Main 1983
- Chomsky, Noam: „Rezension von Skinners *Verbal Behavior*“. In: Holzer/Steinbacher, S. 60–85
- Chomsky, Noam: *Sprache und Geist*. Frankfurt/Main 1970
- Chomsky, Noam: *Cartesianische Linguistik*. Tübingen 1971
- Chomsky, Noam: *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt/Main 1973
- Chomsky, Noam: *Reflexionen über die Sprache*. Frankfurt/Main 1977
- Chomsky, Noam: *Regeln und Repräsentation*. Frankfurt/Main 1981
- Chomsky, Noam: *Probleme sprachlichen Wissens*. Weinheim 1996
- Christmann, Hans Helmut: „Neue Beiträge zur Geschichte der These vom Weltbild der Sprache. ‚Praktische‘ Anwendungen in Frankreich und Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts“. In: *Logos semantikos*, Bd. 1, S. 87–99
- Conrady, Karl Otto: „Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich“. In: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, S. 71–109
- Conrady, Karl Otto: „Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966“. In: *Diskussion Deutsch*, 1988, Nr. 100, S. 126–143
- Coseriu, Eugenio: *Die Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Eine Übersicht. Teil I: Von der Antike bis Leibniz*. Tübingen/Stuttgart 1969
- Coseriu, Eugenio: *Sprache. Strukturen und Funktionen*. Tübingen 1970
- Coseriu, Eugenio: „Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur“. In: *Folia Linguistica*, 1970, Heft 1/2, S. 53–63
- Coseriu, Eugenio: *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München 1974

- Coseriu, Eugenio: „Die sprachlichen (und die anderen) Universalien“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 127–261
- Coseriu, Eugenio: *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen 1988
- Coseriu, Eugenio: *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*. 2. Aufl., Tübingen 1992
- Coulmas, Florian: *Über Schrift*. Frankfurt/Main 1982
- Coulmas, Florian: *Sprache und Staat. Studien zur Sprachplanung*. Berlin/New York 1985
- Coulmas, Florian: *Die Wirtschaft mit der Sprache. Eine sprachsoziologische Studie*. Frankfurt/Main 1992
- Dahrendorf, Ralf: „Soziologie und Nationalsozialismus“. In: *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*, S. 108–124
- Davidson, Donald: *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt/Main 1990
- Debrunner, Albert: „Rezension von: Weisgerber Joh. Leo: *Deutsches Volk und deutsche Sprache* [...]“. In: *Indogermanische Forschungen*, 1935, 53. Jg., S. 316–317
- Demmerling, Christoph: *Sprache und Verdinglichung. Wittgenstein, Adorno und das Projekt einer kritischen Theorie*. Frankfurt/Main 1994
- Der Große Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, hrsg. v. Paul Grebe, Mannheim 1959
- Der Spiegel*, 21. Oktober 2002 (Titelgeschichte): „Der Anfang war das Wort. Wie der Mensch die Sprache erfand und dadurch zum Menschen wurde“
- Derbolav, Josef: „Hegel und die Sprache. Ein Beitrag zur Standortbestimmung der Sprachphilosophie im Systemdenken des Deutschen Idealismus“. In: *Schlüssel zur Welt*, S. 56–86
- „Deutsch Schulwissen Oberstufe“; zit. nach www.netschool.de
- Deutscher Sprachspiegel. Sprachgestaltung und Sprachbetrachtung*. Düsseldorf 1950 ff.
- Di Cesare, Donatella: „Wilhelm von Humboldt: Die analogische Struktur der Sprache“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 67–80
- Di Cesare, Donatella: „Über Sprachphilosophie und die Grenzen der Sprache“. In: Trabant: *Sprache denken*, S. 52–63
- Dietrich, Rolf/Kanngießer, Siegfried/Sinemus, Volker: „Einleitung“. In: Arnold, Heinz Ludwig/Sinemus, Volker (Hg.): *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*. Bd. 2: *Sprachwissenschaft*. München 1974, S. 7–10
- Dilthey, Wilhelm: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Frankfurt/Main 1981

- Dittmann, Jürgen: „Sprachtheorie der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft“. In: *Deutsche Sprache*, 1980, Heft 1 und 2, S. 40–74 und 157–176
- Dobrunova, Olga: „Ideen von L. Weisgerber bei der kognitiv-linguistischen Forschung“. In: Dutz, S. 213–218
- Doehlemann, Martin: *Germanisten in Schule und Hochschule. Geltungsanspruch und soziale Wirklichkeit*. München 1975
- Droeschner, Hans-Michael: *Grundlagenstudien zur Linguistik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen der sprachphilosophischen Konzeptionen Humboldts, Chomskys und Wittgensteins*. Heidelberg 1980
- Durkheim, Emile: *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt/Main 1984
- Dürr, Renate/Lenk, Hans: „Referenz und Bedeutung als Interpretationskonstrukte“. In: Trabandt: *Sprache denken*, S. 191–223
- Dutz, Klaus D. (Hg.): *Interpretation und Re-Interpretation. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899–1985)*. Münster 2000
- Dutz, Klaus D.: „Vorbemerkung. Interpretation und Re-Interpretation“. In: Dutz, S. 7–9
- Dutz, Klaus D.: „Usus manusque. Schriftenverzeichnis Johann Leo Weisgerber“. In: Dutz, S. 235–266
- Eggers, Hans: „Nachdenkliches über Aktiv und Passiv“. In: *Muttersprache*, 1979, 89. Jg., S. 47–52
- Ehlers, Klaas-Hinrich: „,daß ich an der Förderung aller phonologischen Probleme lebhaften Anteil nehme‘. Leo Weisgerbers ‚unwahrscheinliche‘ Beziehung zur Prager Schule der Linguistik“. In: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft*, 1997, 7, S. 233–264
- Ehlers, Klaas-Hinrich: „Saussure-Lektüre in Weisgerbers Habilitationsschrift“. In: Dutz, S. 51–66
- Ehlich, Konrad (Hg.): *Sprache im Faschismus*. Frankfurt/Main 1989
- Ehlich, Konrad: „Über den Faschismus sprechen – Analyse und Diskurs“. In: *Sprache im Faschismus*, S. 7–34
- Einhauser, Eveline: „Grammatikschreibung in der Tradition der Historischen Grammatik: Ein Ausblick auf das 20. Jahrhundert“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 5, S. 216–246
- Elffers, Els: „Psychological Linguistics“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 4, S. 301–342
- Erben, Johannes: „Bemerkungen zur ‚inhaltbezogenen‘ Wortbildungslehre“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 158–164

- Erben, Johannes: Rede. In: *In memoriam Leo Weisgerber*, S. 25–27
- Erckenbrecht, Ulrich: *Marx' Materialistische Sprachtheorie*. Kronberg/Ts. 1973
- Erdheim, Mario: *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur*. Frankfurt/Main 1988
- Ernst, Peter: *Germanistische Sprachwissenschaft. Einführung und Grundbegriffe*. Wien 1991
- Eschbach, Achim: „Archäologie, Kriminalistik und Wissenschaftsgeschichte: Der Fall Karl Bühler. Ein Plädoyer für wissenschaftshistorische Forschung“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 1, S. 162–177
- Esfeld, Michael: *Holismus in der Philosophie des Geistes und in der Philosophie der Physik*. Frankfurt/Main 2002
- Feyerabend, Paul: *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt/Main 1976
- Feyerabend, Paul: *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt/Main 1984
- Fichant, Michel/Pecheux, Michel: *Überlegungen zur Wissenschaftsgeschichte*. Frankfurt/Main 1977
- Fichte, Johann Gottlieb: *Reden an die Deutsche Nation*. 5., durchges. Aufl., Hamburg 1978
- Finck, Franz Nikolaus: *Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Acht Vorträge*. Marburg 1899
- Finke, Peter: „Was die Wissenschaftstheorie von der Linguistik lernen kann. Ansätze zu einer funktionalen Wissenschaftstheorie“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1977, Nr. 3, S. 27–54
- Flach, Werner: „Die generative linguistische Theorie und die Prinzipienlehre des Denkens“. In: *Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie*, S. 69–110
- Flitner, Andreas (Hg.): *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*. Tübingen 1965
„Fortschritt, linguistisch“; zit. nach www.amazon.de
- Foucault, Michel: *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/M/Berlin/Wien 1970
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt/Main 1971
- Fourquet, Jean: „Strukturelle Syntax und inhaltbezogene Grammatik“. In: *Schlüssel zur Welt*, S. 134–145
- Frank, Manfred: *Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlaß ihrer ‚postmodernen‘ Toterklärung*. Frankfurt/Main 1986
- Frank, Manfred: *Stil in der Philosophie*. Stuttgart 1992
- Franzen, Wilfried: „Die Sprachen und das Denken. Zum Stand der Diskussion über den ‚linguistischen Relativismus‘“. In: Trabandt: *Sprache denken*, S. 249–268
- Freyer, Hans: „Sprache und Kultur“. In: *Die Erziehung*, 1927/28, 3. Jg., S. 65–78

- Freyer, Hans: *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Logische Grundlegung des Systems der Soziologie*. Leipzig 1930
- Freyer, Hans: *Einleitung in die Soziologie*. Leipzig 1931
- Freyer, Hans: *Theorie des objektiven Geistes. Eine Einleitung in die Kulturphilosophie*. 3., unveränd. Aufl., Leipzig/Berlin 1934
- Fröhlich, Armin: „Der gegenwärtige Stand der Bedeutungslehre“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1926, Heft 5, S. 323–338
- Fukumoto, Kinosuke: „Über das Sprachproblem der Völker aus der Sicht der Wesensdeutung der Sprache von Humboldt–Weisgerber“. In: *Deutsche Literatur*, 1971, Heft 16, S. 291–312
- Funke, Otto: *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie*. Bern 1927
- Funk-Kolleg Sprache 1. Eine Einführung in die moderne Linguistik*. Frankfurt/Main 1973
- Gabka, Kurt: „Der Begriff der ‚Sprachgemeinschaft‘ bei Leo Weisgerber heute – wie einst“. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 1971, Heft 3/4, S. 228–233
- Gadamer, Hans-Georg (Hg.): *Das Problem der Sprache. Achter Deutscher Kongreß für Philosophie Heidelberg 1966*. Heidelberg 1967
- Gadamer, Hans-Georg: „Die Unfähigkeit zum Gespräch“. In: *Sprache – Brücke und Hindernis*, S. 177–186
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 6., durchges. Aufl., Tübingen 1990
- Gardt, Andreas: *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin/New York 1999
- Gaus, Günter: „Interview mit Hannah Arendt. Was bleibt? Es bleibt die Muttersprache“. In: Bittermann, Klaus (Hg.): *Eingriffe 1. Jahrbuch für gesellschaftskritische Umtriebe*. Berlin 1988, S. 7–31
- Geckeler, Horst/Schlieben-Lange, Brigitte/Trabant, Jürgen/Weydt, Harald (Hg.): *Logos semantikos. Studio linguistica in honorem Eugenio Coseriu*. Berlin 1981
- Gehlen, Arnold: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. 13. Aufl., Wiesbaden 1986
- Gehlen, Arnold: *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*. 5. Aufl., Wiesbaden 1986
- Geier, Manfred: *Orientierung Linguistik. Was sie kann, was sie will*. Reinbek 1998
- Gellner, Ernest: *Nationalismus und Moderne*. Berlin 1991

- Gerhard Stickel (Hg.): *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Institut für deutsche Sprache Jahrbuch 1998*. Berlin/New York 1999
- Gerhardt, Marlis (Hg.): *Linguistik und Sprachphilosophie*. München 1974
- Gerhardt, Marlis: „Wilhelm von Humboldt und die moderne Sprachtheorie“. In: *Linguistik und Sprachphilosophie*, S. 11–26
- Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Frankfurt/Main 1967
- Gessinger, Joachim: „Linguistik als Nachbarwissenschaft?“ In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1981, Nr. 18, S. 32–41
- Gipper, Helmut: „Die energetische Sprachauffassung J. L. Weisgerbers als Ansatzpunkt für die Erforschung des Weltbildes der französischen Sprache“. In: *Bildung und Erziehung*, 1954, Heft 7, S. 587–599
- Gipper, Helmut: „Muttersprachliches Weltbild und wissenschaftliches Weltbild“. In: *Sprachforum*, 1956, Heft 2, S. 1–10
- Gipper, Helmut: „Rezension von: Peter Hartmann: *Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers*“. In: *Indogermanische Forschungen*, 1960, Heft 1, S. 56–65
- Gipper, Helmut: „Vorwort“. In: *Zur Grundlegung*, S. 5–9
- Gipper, Helmut: „Der Beitrag der inhaltlich orientierten Sprachwissenschaft zur Kritik der historischen Vernunft“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, S. 407–425
- Gipper, Helmut: *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung. Neuere Sprachbetrachtung im Austausch mit Geistes- und Naturwissenschaften*. 2., verb. Auflage, Düsseldorf 1969
- Gipper, Helmut: *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*. Frankfurt/Main 1972
- Gipper, Helmut: „Inhaltbezogene Grammatik“. In: *Grundzüge*, S. 133–150
- Gipper, Helmut: „Soziolinguistik oder Sprachsoziologie?“ In: Schaff: *Soziolinguistik*, S. 75–101
- Gipper, Helmut: „Sprachliches Weltbild, wissenschaftliches Weltbild und ideologische Weltanschauung“. In: *Sprache und Welterfahrung*, S. 160–176
- Gipper, Helmut: „Vom Aufbau des sprachlichen Weltbildes im Prozeß der Spracherlernung in den ersten drei Lebensjahren“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 165–180
- Gipper, Helmut: „Schwierigkeiten bei Schreiben der Wahrheit in der Geschichte der Sprachwissenschaft. Zum Streit um das Verhältnis Wilhelm von Humboldts zu Herder“. In: *Logos semantikos*, Bd. 1, S. 101–115

- Gipper, Helmut (Hg.): *Schriftenverzeichnis Leo Weisgerber, zusammengestellt von Klaus D. Dutz. Leo Weisgerber zum 85. Geburtstag*. Münster 1984
- Gipper, Helmut: „Leben und Werk Johann Leo Weisgerbers“. In: *Schriftenverzeichnis Leo Weisgerber*, S. 11–32
- Gipper, Helmut: Rede. In: *In memoriam Leo Weisgerber*, S. 14–24
- Gipper, Helmut: *Das Sprachapriori. Sprache als Voraussetzung menschlichen Denkens und Handelns*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1987
- Gipper, Helmut: „Weisgerber, Johann Leo“. In: *Lexikon Grammaticorum. Who's who in the History of World Linguistics*, hrsg. v. Harro Stammerjohann et al., Tübingen 1996, S. 1004–1005
- Gipper, Helmut: „Die Sprache als Instrument der Weltsicht“. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 10. Juli 1999
- Gipper, Helmut: „Leo Weisgerber – Leben und Werk“. In: Dutz, S. 21–29
- Gipper, Helmut/Schwarz, Hans: *Bibliographisches Handbuch zur Sprachinhaltsforschung*. 4 Bde., Opladen 1962–1985
- Gipper, Helmut/Schmitter, Peter: *Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie im Zeitalter der Romantik. Ein Beitrag zur Historiographie der Linguistik*. Tübingen 1979
- Glässer, Edgar: *Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung. Kritisch-historische Untersuchungen*. Heidelberg 1939
- Glinz, Hans: „Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken“. In: *Sprachspiegel. Mitteilungen des deutschschweizerischen Sprachvereins*, 1949, Heft 5,5/6, S. 71–76
- Glinz, Hans: *Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik*. Bern 1952
- Glinz, Hans: „Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philosophie“. In: *Ehrengabe zum Germanistentag*, S. 49–61
- Glinz, Hans: *Deutsche Syntax*. Stuttgart 1965
- Glinz, Hans: „Die philosophischen Grundlagen der Sprachinhaltsforschung“. In: *Sprachphilosophie/Philosophy of Language/La philosophie du langage. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, hrsg. v. Marcelo Dascal et al. 1. Halbbd., Berlin/New York 1992, S. 810–825
- Glinz, Hans: „Zwei Grundphänomene in den Sprachen. Text-Bestandstücke auf verschiedener gedanklicher Ebene, dominante Teile und Inhaltsteile – verbale Semanteme, als semantisch-syntaktische Grundmuster, die eigentlichen ‚Satzbaupläne‘“. In: Dutz, S. 31–49

- Glinz, Hans: *Languages and their Use in Our Life as Human Beings*. Münster 2002; zit. nach www.sprachtheorie.de
- Glinz, Hans: „Geschichte der Sprachdidaktik“. In: Bredel, U./Günther, H./Klotz, P./Ossner, J./Siebert-Ott, G. (Hg.): *Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch*. 2 Bde., Stuttgart 2003
- Glinz, Hans – Weisgerber, Leo: „Drei Briefe aus dem Jahr 1950“. In: Dutz, S. 224–232
- Goetze, Alfred/Horn, Wilhelm/Maurer, Friedrich (Hg.): *Germanische Philologie. Ergebnisse und Aufgaben. Festschrift für Otto Behaghel*. Heidelberg 1934
- Graur, A./Wald, L.: *Kurze Geschichte der Sprachwissenschaft*. Tübingen 1974
- Grebe, Paul: „Sprachnorm und Sprachwirklichkeit“. In: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*, S. 28–44
- Grebe, Paul: „Dank an Leo Weisgerber und Walter Porzig“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 180–183
- Greule, Albrecht/Ahlvers-Liebel, Elisabeth: *Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis, Zielsetzung*. Darmstadt 1986
- Grewendorf, Günther: „Argumentation in der Sprachwissenschaft“. In: *Lili. Zeitschrift für Linguistik und Literaturwissenschaft*, 1980, 10. Jg., S. 129–151
- Grewendorf, Günther: „Der Sprache auf der Spur: Anmerkungen zu einer Linguistik nach Jäger Art“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 1, S. 113–132
- Grewendorf, Günther/Meggle, Georg: „Einleitung“. In: dies. (Hg.): *Linguistik und Philosophie*. Frankfurt/Main 1974, S. 1–12
- Grimm, Jacob: *Deutsche Grammatik. Erster Teil*. Göttingen 1819
- Grimm, Jacob: *Reden in der Akademie*, ausgewählt und herausgegeben von Werner Neumann und Hartmut Schmidt, Berlin 1984
- Grimm, Jacob: „Über Schule, Universität, Academie“. In: *Reden in der Akademie*, S. 212–249
- Grimm, Jacob: *Über den Ursprung der Sprache*. In: *Reden in der Akademie*, S. 64–100
- Grimm, Jacob und Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1, Leipzig 1854
- Große, Rudolf: „Der Einzelne in der sprachlichen Gemeinschaft. Sprachsoziologische Überlegungen zum Verhältnis von Individuum und Consozium“. In: ders.: *Der Einzelne in der sprachlichen Gemeinschaft*. Berlin 1994, S. 5–17
- Große, Rudolf: „Das Generationsproblem in der Sprachentwicklung“. In: ders.: *Der Einzelne in der sprachlichen Gemeinschaft*, S. 18–33
- Grosse, Siegfried: „Methoden inhaltbezogener Sprachforschung“. In: *Wirkendes Wort*, 1964, Heft 2, S. 73–83

- Grosse, Siegfried: „Kontinuität und Diskontinuität in der Sprachwissenschaft“. In: Trümpy, Hans (Hg.): *Kontinuität – Diskontinuität in den Geisteswissenschaften*. Darmstadt 1973, S. 189–212
- Grotsch, Klaus: *Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung. Ein Beitrag zur Kritik und zur historischen und methodologischen Selbstvergewisserung der Disziplin*. Göppingen 1982
- Guchmann, M. M.: „Die linguistische Theorie Leo Weisgerbers“. In: *Fragen der Sprachtheorie in der modernen ausländischen Linguistik*. Moskau 1961
- Gumbrecht, Hans Ulrich/Link-Heer, Ursula (Hg.): *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*. Frankfurt/Main 1985
- Güntert, Hermann: „Zum heutigen Stand der Sprachforschung“. In: *Wörter und Sachen*, 1929, 11. Jg., S. 386–397
- Guratzsch, Dankwart: „Die Kleinschreibung spart 35.000 Tonnen Blei“. In: *Die Welt*, 4. Oktober 2000
- Habel, Christopher: „Sprachwissenschaft und Kognitionswissenschaft: Kaninchen oder Schlange?“ In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 2, S. 261–266
- Habermas, Jürgen: *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘*. Frankfurt/Main 1969
- Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde., Frankfurt/Main 1981
- Habermas, Jürgen: „Entgegnung“. In: *Kommunikatives Handeln*, S. 327–405
- Habermas, Jürgen: „Die Idee der Universität – Lernprozesse“. In: ders.: *Eine Art Schadensabwicklung. Kleine Politische Schriften VI*. Frankfurt/Main 1987, S. 73–99
- Habermas, Jürgen: *Erkenntnis und Interesse*. 9. Aufl., Frankfurt/Main 1988
- Habermas, Jürgen: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. 4. Aufl., Frankfurt/Main 1988
- Habermas, Jürgen: *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt/Main 1988
- Habermas, Jürgen: „Rückkehr zur Metaphysik?“ In: *Nachmetaphysisches Denken*, S. 9–60
- Habermas, Jürgen: „Die Einheit der Vernunft in der Vielfalt ihrer Stimmen“. In: *Nachmetaphysisches Denken*, S. 153–186
- Habermas, Jürgen: „Philosophie und Wissenschaft als Literatur?“ In: *Nachmetaphysisches Denken*, S. 242–263
- Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1990
- Habermas, Jürgen: *Erläuterungen zur Diskursethik*. Frankfurt/Main 1991

- Habermas, Jürgen: *Texte und Kontexte*. Frankfurt/Main 1991
- Habermas, Jürgen: „Martin Heidegger – Werk und Weltanschauung“. In: *Texte und Kontexte*, S. 49–83
- Habermas, Jürgen: „Soziologie in der Weimarer Republik“. In: *Texte und Kontexte*, S. 184–204
- Habermas, Jürgen: „Zur Entwicklung der Sozial- und Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik“. In: *Texte und Kontexte*, S. 205–216
- Hagège, Claude: *Der dialogische Mensch. Sprache – Weltbild – Gesellschaft*. Reinbek 1987
- Hager, Frithjof/Haberland, Hartmut/Paris, Rainer: *Soziologie und Linguistik. Die schlechte Aufhebung sozialer Ungleichheit durch Sprache*. Stuttgart 1973
- Handbuch der Linguistik. Allgemeine und angewandte Sprachwissenschaft*, unter Mitarbeit von Hildegard Janssen zusammengestellt von Harro Stammerjohann, München 1975
- Hartmann, Nicolai: *Das Problem des geistigen Seins*. Berlin/Leipzig 1933
- Hartmann, Peter: *Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers*. Heidelberg 1957
- Hartmann, Peter: „Die Sprachbetrachtung Leo Weisgerbers – System und Kritik“. In: *Der Deutschunterricht*, 1959, Heft 1, S. 104–124
- Hartmann, Peter: *Die Sprache als Form*. The Hague 1959
- Hartmann, Peter: *Zur Theorie der Sprachwissenschaft*. Assen 1961
- Hartmann, Peter: „Offene Form, leere Form und Struktur“. In: *Schlüssel zur Welt*, S. 146–157
- Hartmann, Peter: „Zur Linguistik der 70er Jahre (I): Bildungspolitische Ereignisse im Jahr 1970“. In: *Linguistische Berichte*, 1970, Heft 10, S. 74–81
- Hartmann, Peter: *Aufgaben und Perspektiven der Linguistik*. Konstanz 1970
- Harweg, Roland: „Verwendung und Erwähnung und die Unterscheidung zwischen Objektsprache und Metasprache“. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 1981, 34. Jg., S. 285–292
- Hausmann, Frank-Rutger: „*Deutsche Geisteswissenschaft*“ im Zweiten Weltkrieg. Die „*Aktion Ritterbusch*“ (1940–1945). Dresden/München 1998
- Hausmann, Frank-Rutger (Hg.): *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*. München 2002
- Havelock, Eric A.: *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Weinheim 1990
- Heeschen, Claus: *Grundfragen der Linguistik*. Stuttgart/Berlin/Köln/Main 1972
- Heeschen, Volker: „L. Weisgerber“. In: Heeschen, S. 54–69

- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Jenaer Schriften 1801–1807. Werke 2*. Frankfurt/Main 1970
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Phänomenologie des Geistes. Werke 3*
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Wissenschaft der Logik I. Werke 5*
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften III. Werke 10*
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke 12*
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Ästhetik I. Werke 13*
- Heidegger, Martin: *Unterwegs zur Sprache*. Pfullingen 1959
- Heidegger, Martin: *Über den ‚Humanismus‘*. In: ders.: *Platons Lehre von der Wahrheit*. 3. Aufl., Bern/München 1975
- Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. 16. Aufl., Tübingen 1986
- Heintel, Erich: „Gegenstandskonstitution und sprachliches Weltbild“. In: *Schlüssel zur Welt*, S. 47–55
- Heintel, Erich: *Einführung in die Sprachphilosophie*. Darmstadt 1971
- Heinz, Sabine (Hg.): *Die Deutsche Keltologie und ihre Berliner Gelehrten bis 1945*. Frankfurt/Main 1999
- Helbig, Gerhard: „Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers. Zum Problem der ‚funktionalen‘ Grammatik“. In: *Der Deutschunterricht*, 1961, Heft 3, S. 91–122
- Helbig, Gerhard: „Die Sprachauffassung Leo Weisgerbers“. In: *Der Deutschunterricht*, 1963, Heft 1, S. 117–120
- Helbig, Gerhard: „Zum Funktionsbegriff in der modernen Linguistik“. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachw. Reihe*, 1969, Nr. 2, S. 241–249
- Helbig, Gerhard: *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. 6. Aufl., Opladen 1983
- Helbig, Gerhard: *Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970*. Opladen 1990
- Henne, Helmut: „Gesellschaftliche Bezüge im Selbstverständnis der neueren Sprachwissenschaft. Drei Stationen auf dem Weg in die linguistische Moderne“. In: *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*, S. 88–99
- Herder, Johann Gottfried: *Geist der Völker*. Jena 1940
- Herder, Johann Gottfried: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Stuttgart 1966
- Herman, Jost: *Geschichte der Germanistik*. Reinbek 1994
- Hermann, Eduard: „Der heutige Stand der Sprachwissenschaft“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1931, 45 Jg., S. 145–154

- Herzog, Reinhart: „Sprachfragen der Datenverarbeitung“. In: *Muttersprache*, 1970, 80. Jg., S. 330–335
- Hoberg, Rudolf: *Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung*. Düsseldorf 1970
- Hobsbawm, Erich J.: *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt/Main/New York 1992
- Holenstein, Elmar: *Menschliches Selbstverständnis. Ichbewußtsein – Intersubjektive Verantwortung – Interkulturelle Verständigung*. Frankfurt/Main 1985
- Holzer, Horst/Steinbacher, Karl (Hg.): *Sprache und Gesellschaft*. Hamburg 1972
- Honneth, Axel: *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt/Main 1992
- Honneth, Axel/Joas, Hans (Hg.): *Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas' ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘*. Frankfurt/Main 1986
- Hopfer, Reinhard: „Die Angst vor der Macht des Wortes. Diskursanalytische Untersuchungen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Gesellschaft“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1990, Nr. 43, S. 61–71
- Höpfner, Hans-Paul: *Die Universität Bonn im Dritten Reich. Akademische Biographien unter nationalsozialistischer Herrschaft*. Bonn 1999
- Hültenschmidt, Erika: „Wissenschaftshistoriographie und soziologische Theorie“. In: *Epochenschwellen und Epochenstrukturen*, S. 341–356
- Humboldt, Wilhelm von: „Ueber die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“. In: *Werke*, Bd. IV, S. 255–266
- Humboldt, Wilhelm von: *Über Denken und Sprechen*. In: ders.: *Schriften zur Sprache*, hrsg. v. Michael Böhler, Stuttgart 1985, S. 3–5
- Humboldt, Wilhelm von: *Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung*. In: *Werke*, Bd. III, S. 1–25
- Humboldt, Wilhelm von: *Ueber den Dualis*. In: *Werke*, Bd. III, S. 113–143
- Humboldt, Wilhelm von: *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*. In: *Werke*, Bd. III, S. 144–367
- Humboldt, Wilhelm von: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. In: *Werke*, Bd. III, S. 368–756
- Humboldt, Wilhelm von: *Werke in fünf Bänden*, hrsg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 1963, Bd. III und IV

- Hutton, Chris: *Linguistics and the Third Reich: mother tongue fascism, race and the science of language*. London 1998
- Hymes, Dell H.: „Notes towards a History of Linguistic Anthropology“. In: *Anthropological linguistics*, 1963, Nr. 5, S. 59–103
- Ickler, Theodor: „Die Rechtschreibreform – Propaganda und Wirklichkeit“; zit. nach www.rechtschreibreform.com
- Ickler, Theodor: *Kritischer Kommentar zur „Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“ mit einem Anhang zur „Mannheimer Anhörung“*. 2., durchges. und erw. Aufl., Erlangen/Jena 1999
- In memoriam Leo Weisgerber. Reden gehalten am 15. Januar 1986 bei der Akademischen Gedenkfeier der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*. Bonn 1986
- Ingendahl, Werner: *Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung*. Düsseldorf 1971
- Ipsen, Gunther: „Der Alte Orient und die Indogermanen“. In: *Festschrift für Streitberg*, S. 200–237
- Ipsen, Gunther: „Besinnung der Sprachwissenschaft“. In: *Indogermanisches Jahrbuch*, 1926/27, 11. Jg., S. 1–32
- Ipsen, Gunther: *Sprachphilosophie der Gegenwart*. Berlin 1930
- Ivi_, Milka: *Wege der Sprachwissenschaft*. München 1971
- Ivo, Hubert: „Wilhelm von Humboldts Sprache des Diskurses. Zwischen Weltansichten und allgemeiner Grammatik“. In: *Kodikas/Code*, 1988, Heft 1/2, S. 67–104
- Ivo, Hubert: „„Grammatik tut not!“ – Warum? Zur Bewußtseinsgeschichte eines Werturteils“. In: *Diskussion Deutsch*, 1988, Nr. 103, S. 483–506
- Ivo, Hubert: „Blick zurück nach vorn. Zum Verhältnis von ‚Wissenschaftlichkeit‘ und ‚Praxisbezug‘ – am Beispiel der Professionalisierung der Sprachdidaktik“. In: Förster, Jürgen/Neuland, Eva/Rupp, Gerhard (Hg.): *Wozu noch Germanistik? Wissenschaft – Beruf – Kulturelle Praxis*. Stuttgart 1989, S. 22–36
- Ivo, Hubert: „Donatschnitzer“. In: *Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 1989, 19. Jg., S. 29–55
- Ivo, Hubert: „Jacob Grimm und die sprachdidaktischen Häresien“. In: *Diskussion Deutsch*, 1989, Nr. 110, S. 586–593

- Ivo, Hubert: „Warum über Sprache metaphorisch reden? Zum wissenschaftstheoretischen Status eines Metaphernfeldes in der *Kawi-Einleitung*“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 81–108
- Ivo, Hubert (Hg.): *Leo Weisgerber: Engagement und Reflexion. Kritik einer didaktisch orientierten Sprachwissenschaft*. Frankfurt/Main 1994
- Ivo, Hubert: „Vorwort“. In: *Engagement und Reflexion*, S. 7–10
- Ivo, Hubert: *Muttersprache, Identität, Nation. Sprachliche Bildung im Spannungsfeld zwischen einheimisch und fremd*. Opladen 1994
- Ivo, Hubert: *Deutschdidaktik. Die Sprachlichkeit des Menschen als Bildungsaufgabe in der Zeit*. Hohengehren 1999
- Jäger, Ludwig: „Philologie und Linguistik. Historische Notizen zu einem gestörten Verhältnis“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 1, S. 198–223
- Jäger, Ludwig: „„Language, what ever it may be“. Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 1, S. 77–106
- Jäger, Ludwig: „„Chomsky’s problem“. Eine Antwort auf Bierwisch, Grewendorf und Habel“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1993, Heft 2, S. 235–260
- Jäger, Ludwig: „„Siege auf dem geistigen Schlachtfeld“. Rezension von Frank-Rutger Hausmann [...]“; zit. nach <http://iasl.uni-muenchen.de/renzensio/liste/ljaeger.htm>, S. 1–16
- Jahn, Friedrich Ludwig Ch.: *Bereicherung des Hochdeutschen Sprachschatzes versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft, ein Nachtrag zu Adelung’s und eine Nachlese zu Eberhard’s Wörterbuch*. Leipzig 1806
- Jahn, Robert: „Neuformung der Grammatik“. In: *Wirkendes Wort*, 1953/54, Heft 2, S. 65–74
- Januschek, Franz/Maas, Utz: „Zum Gegenstand der Sprachpolitik: Sprache oder Sprachen?“ In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1981, Nr. 18, S. 64–95
- Jauß, Hans Robert: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt/Main 1970
- Jehle, Peter: „Semantischer Umbau und normaler Betrieb der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, S. 41–57
- Jost, Leonhard: *Sprache als Werk und wirkende Kraft. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der energetischen Sprachauffassung seit Wilhelm von Humboldt*. Bern 1960
- Junker, Klaus: „Zur Kritik an der Humboldt-Adaptation der Neuhumboldtianer“. In: Welke, Klaus (Hg.): *Sprache – Bewußtsein – Tätigkeit. Zur Sprachkonzeption Wilhelm von Humboldts*. Berlin 1986, S. 68–93

- Kainz, Friedrich: *Psychologie der Sprache*. Bd. 5, Stuttgart 1965
- Kaiser, Gerhard/Krell, Matthias: „Tagungsbericht: ‚Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945‘, Siegen 10./11. Dezember 1999“; www.uni-siegen.de/~semumba/tagungsbericht_1999.htm
- Kaleri, Ekaterini: „Verstehen als fundamentaler Begriff von Erkenntnistheorie und Ontologie. Zur gemeinsamen Grundlage geistes- und naturwissenschaftlicher Erkenntnis“. In: Simon: *Zeichen und Interpretation*, S. 188–212
- Kämper-Jensen, Heidrun: „Spracharbeit im Dienst des NS-Staats 1933 bis 1945“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 1993, Heft 2, S. 150–183
- Kandler, Günther: „Angewandte Sprachwissenschaft. Name und Wesen eines kommenden Wissenschaftszweiges“. In: *Wirkendes Wort*, 1952/53, Heft 5, S. 257–271
- Kandler, Günther: „Das Geschichtliche in der Sprachwissenschaft und seine Ergänzungen“. In: *Lexis*, 1955, Heft 1, S. 5–20
- Kandler, Günther: „Leo Weisgerber zu seinem 60. Geburtstag am 25. Februar 1959“. In: *Sprachforum*, 1959/60, Heft 3, S. 170–175
- Kaneko, Thorn: „Einige Bemerkungen über die Zwischenwelttheorie Leo Weisgerbers“. In: *Doitsu Bungaku*, 1967, Heft 37, S. 100–114
- Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. Stuttgart 1966
- Kimura, Suzuko: „Über Leo Weisgerbers Begriff des Wortens der Welt“. In: *Doitsu Bungaku*, 1970, Heft 15, S. 65–74
- Kirov, Evgenij F./Beljaeva, Maria W.: „Einige Überlegungen zur Muttersprachentheorie von J. Leo Weisgerber“. In: Dutz, S. 121–129
- Klimov, Georgij: „Zum Prinzip des Historismus in der Sprachwissenschaft“. In: *Logos semantikos*, Bd. 2, S. 115–121
- Klüver, Jürgen: „Einige Bemerkungen zur wissenschaftstheoretischen Diskussion in der Linguistik [...]“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1977, Nr. 3, S. 15–26
- Knobloch, Clemens: „Begriffspolitik und Wissenschaftsrhetorik bei Leo Weisgerber“. In: Dutz, S. 145–174
- Knobloch, Clemens: „Über die Schulung des fachgeschichtlichen Blickes: Methodenprobleme bei der Analyse des ‚semantischen Umbaus‘ in Sprach- und Literaturwissenschaft“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, S. 203–235
- Knobloch, Clemens: „Sprachwissenschaft“. In: *Rolle der Geisteswissenschaften*, S. 305–327
- Knobloch, Johann: „Widmung und Einführung“. In: *Rhenania Germano-Celtica*, S. 5–7

- Knobloch, Johann: „Geburtstagsgruß für J. Leo Weisgerber“. In: *Muttersprache*, 1979, 89. Jg., S. 1–2
- Knobloch, Johann: „Widmung“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 147
- Knobloch, Johann: „Gedanken zur Sprachinhaltsforschung“. In: *Wirkendes Wort*, 1979, Heft 3, S. 184–190
- Knobloch, Johann: „J. Leo Weisgerber zum 85. Geburtstag“. In: *Muttersprache*, 1983/84, 94. Jg., S. 383–384
- Knobloch, Johann: „Leo Weisgerber zum Gedenken“. In: *Der Sprachdienst*, 1985, Heft 9/10, S. 148
- Knoop, Ulrich: „Die Historizität der Sprache“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 165–187
- Koch, Franz: „Vorwort“. In: *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*, S. V–IX
- Kocka, Jürgen: „Veränderungen in der Geschichtswissenschaft? Eine ‚Geisteswissenschaft‘?“ In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 134–137
- Koerner, Konrad: „Das Problem der Metasprache in der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 1, S. 63–80
- Kolb, Herbert: „Der inhumane Akkusativ“. In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, 1960, Heft 3, S. 168–177
- Köller, Wilhelm: *Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens*. Stuttgart 1988
- König, René: *Studien zur Soziologie. Thema mit Variationen*. Frankfurt/Main 1971
- König, René: „Die Situation der emigrierten deutschen Soziologen in Europa“. In: *Geschichte der Soziologie*. Bd. 4, S. 115–158
- König, René: „Vorwort“. In: Vierkandt, Alfred (Hg.): *Handwörterbuch der Soziologie*. Gekürzte Studienausgabe, Stuttgart 1982, S. IV–V
- König, René: *Soziologie in Deutschland. Begründer, Verfechter, Verächter*. München 1987
- Korn, Karl: „Sprachkritik ohne Sprachwissenschaft?“ In: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*, S. 135–158
- Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hg.): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt/Main 2002
- Kronasser, Heinz: *Handbuch der Semasiologie. Kurze Einführung in die Geschichte, Probleme und Terminologie der Bedeutungslehre*. Heidelberg 1952

- Kruse, Volker: „*Geschichts- und Sozialphilosophie*“ oder „*Wirklichkeitswissenschaft*“? *Die deutsche historische Soziologie und die logischen Kategorien René Königs und Max Webers*. Frankfurt/Main 1999
- Kucharczik, Kerstin: *Der Organismusbegriff in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts* (Berlin 1998, Diss.)
- Kuhn, Heribert: „Die Oralprimaten – Rechtschreibung aus dem Geist der Schriftverachtung“. In: *Frankfurter Rundschau*, 31. Oktober 2000
- Kuhn, Thomas: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 2., revid. Aufl., Frankfurt/Main 1976
- Kühnert, Walter: „Sprachunterricht als ‚Denkschulung‘?“ In: *Sprachwissenschaft und politisches Engagement*, S. 11–152
- Kürschner, Wilfried: „Retour-Quadriga“. In: *Muttersprache*, 1972, 82. Jg., S. 337–342
- Kutzbach, Karl A.: „Rezension von: *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*“. In: *Die Neue Literatur*, 1942, Heft 11, S. 232–235
- Kuypers, Karel: „Die Geschichtlichkeit der Sprache und die Aufgabe der Philosophie“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, S. 387–406
- Lämmert, Eberhard: „Germanistik – eine deutsche Wissenschaft“. In: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, S. 7–41
- Lämmert, Eberhard: „Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 175–188
- Langenscheidt, Florian: „Was erwarten die Verlage?“ In: *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*, S. 85–87
- Leaman, George: *Heidegger im Kontext. Gesamtüberblick zum NS-Engagement der Universitätsphilosophen*. Hamburg/Berlin 1993
- Lefebvre, Henri: *Sprache und Gesellschaft*. Düsseldorf 1973
- Leonhardt, Rudolf Walter: *Der Sündenfall der deutschen Germanistik. Vorschläge zur Wiederbelebung des literarischen Bewußtseins in der Bundesrepublik*. Zürich 1959
- Lepenes, Wolf (Hg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*. 4 Bde., Frankfurt/Main 1981
- Lepenes, Wolf: „Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie“. In: *Geschichte der Soziologie*. Bd. 1, S. I–XXXV
- Lepschy, Giulio C.: *Die strukturelle Sprachwissenschaft. Eine Einführung*. München 1969

- Lerchenmüller, Joachim: „Von Krieg und Nach-Krieg. Vergangenheit und Vergangenheitskonflikte der deutschen Keltologie im 20. Jahrhundert“. In: *Deutsche Keltologie*, S. 247–255
- Lerchenmüller, Joachim: „Wissenschaft im Weltanschauungskrieg. Weisgerbers Arbeit in der besetzten Bretagne und die Wissenschaftspolitik der SS“. In: Dutz, S. 175–196
- Lerchenmüller, Joachim: „Keltologie“. In: *Rolle der Geisteswissenschaften*, S. 138–163
- Lerchenmüller, Joachim/Simon, Gerd: *Masken-Wechsel. Wie der SS-Hauptsturmführer Schneider zum BRD-Hochschulrektor wurde und andere Geschichten über die Wendigkeit deutscher Wissenschaft im 20. Jahrhundert*. Tübingen 1999
- Leuninger, Helen: *Reflexionen über die Universalgrammatik*. Frankfurt/Main 1979
- Leuninger, Helen/Pfeffer, Paul: „Zur Reform des Linguistikstudiums“. In: *Linguistische Berichte*, 1971, Heft 13, S. 67–68
- Lichtheim, George: *Das Konzept der Ideologie*. Frankfurt/Main 1973
- Liebrucks, Bruno: *Sprache und Bewußtsein*. Bd. 1: *Einleitung. Spannweite des Problems. Von den undialektischen Gebilden zur dialektischen Bewegung*, Frankfurt/Main 1964
- Liebrucks, Bruno: „Sprache und Philosophie“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, S. 261–276
- Liebrucks, Bruno: „Über das Wesen der Sprache“. In: ders.: *Erkenntnis und Dialektik. Einführung in eine Philosophie von der Sprache her. Aufsätze 1949–1971*. Den Haag 1972, S. 1–18
- Lischka, Konrad: „E-Mail rules okay“. In: *die tageszeitung*, 7./8. April 2001
- Lohmann, Johannes: „Einige Bemerkungen zu der Idee einer ‚inhaltbezogenen Grammatik‘“. In: *Schlüssel zur Welt*, S. 125–133
- Lohmann, Johannes: *Philosophie und Sprachwissenschaft*. Berlin 1965
- Lohmann, Johannes: „Zeichen, Rede, Schrift“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, S. 435–447
- Lorenz, Wolfgang: *Zu einigen Fragen des Zusammenhangs von Sprache und Gesellschaft. Eine kritische Auseinandersetzung mit Leo Weisgerber*. Diss. Leipzig 1965
- Lorenz, Wolfgang/Wotjak, Gerd: *Zum Verhältnis von Abbild und Bedeutung. Überlegungen im Grenzfeld zwischen Erkenntnistheorie und Semantik*. Berlin 1977
- Lösener, Hans: „Zweimal ‚Sprache‘: Weisgerber und Humboldt“. In: Dutz, S. 197–212
- Löther, Burkhard: „Ist die Sprache eine geschichtsbildende Kraft?“ In: *Weimarer Beiträge*, 1962, Heft 3, S. 587–613
- Löwith, Karl: „Hegel und die Sprache“. In: *Die Neue Rundschau*, 1965, 76. Jg., S. 278–297

- Luckmann, Thomas: „Lebensweltliche Zeitkategorien, Zeitstrukturen des Alltags und der Ort des historischen Bewußtseins“. In: *Der Diskurs der Sprach- und Literaturhistorie*, S. 13–28
- Luhmann, Niklas: „Das Problem der Epochenbildung und der Evolutionstheorie“. In: *Epochenschwellen und Epochenstrukturen*, S. 11–33
- Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1990
- Luyken, Reiner: „Keltisch als Geheimwaffe“. In: *Die Zeit*, 19. Juli 1996, S. 30
- Lyons, John: *Semantik*. Bd. 1, München 1980
- Lyons, John: *Die Sprache*. 4., durchges. Aufl., München 1992
- Liotard, Jean-François: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Graz/Wien 1986
- Maas, Utz: *Grundkurs Sprachwissenschaft I. Die herrschende Lehre*. München 1973
- Maas, Utz: „Sprechen und Handeln. Zum Stand der gegenwärtigen Sprachtheorie“. In: *Linguistik und Sprachphilosophie*, S. 141–170
- Maas, Utz: „Wie der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand“. *Sprache im Nationalsozialismus*. Opladen 1984
- Maas, Utz: „Die Schrift ist ein Zeichen für das, was in dem Gesprochenen ist‘. Zur Frühgeschichte der sprachwissenschaftlichen Schriftauffassung: das aristotelische und nacharistotelische (phonographische) Schriftverständnis“. In: *Kodikas/Code*, 1986, Heft 3/4, S. 247–292
- Maas, Utz: „Die Entwicklung der deutschsprachigen Sprachwissenschaft von 1900 bis 1950 zwischen Professionalisierung und Politisierung“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 1988, 16. Jg., S. 253–290
- Maas, Utz: „Sprachwissenschaft und Nationalsozialismus“. In: *Semiotische Berichte*, 1988, 12. Jg., S. 249–264
- Maas, Utz: *Sprachpolitik und politische Sprachwissenschaft*. Frankfurt/Main 1989
- Maas, Utz: „Rezension von: Frank-Rutger Hausmann [...]“; zit. nach www.bsz-bw.de/depot/media [...], S. 1–5
- Maas, Utz/Wunderlich, Dieter: *Pragmatik und sprachliches Handeln*. Frankfurt/Main 1972
- Manczyk, August: „Sprache und Sprachgemeinschaft in der Auffassung Leo Weisgerbers“. In: *Germanica Wratislaviensia*, 1974, Heft 18, S. 45–50
- Mannheim, Karl: „Das Problem der Generationen“. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 1928, 7. Jg., S. 157–185 und 309–330
- Marcuse, Herbert: „Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung“. In: ders.: *Kultur und Gesellschaft I*. Frankfurt/Main 1965, S. 17–55

- Marcuse, Herbert: *Schriften*. Bd. 1, Frankfurt/Main 1978
- Marcuse, Herbert: „Zur Auseinandersetzung mit Hans Freyers *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft*“. In: *Schriften*. Bd. 1, S. 488–508
- Marcuse, Herbert: „Das Problem der geschichtlichen Wirklichkeit“. In: *Schriften*. Bd. 1, S. 469–487
- Martinet, André: *Grundzüge der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Stuttgart 1963
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Die deutsche Ideologie. Werke* Bd. 3, Berlin 1983
- Marx, Werner: *Die Phänomenologie Edmund Husserls. Eine Einführung*. München 1987
- Mead, George Herbert: *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt/Main 1973
- Meggler, Georg (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/Main 1979
- Merton, Robert K.: *Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*. Frankfurt/Main 1980
- Michelsen, Peter: „Völkische Sprachwissenschaft? Kritische Bemerkungen zu Leo Weisgerbers Sprachtheorie“. In: *Deutsche Universitätszeitung*, 1956, Heft 4, S. 10–12
- Miller, Robert L.: *The Linguistic Relativity Principle and Humboldtian Ethnolinguistics. A History and Appraisal*. The Hague 1968
- Mittelstraß, Jürgen: „Die deutsche Universität verliert ihre Seele. Über den modernen Wissenschaftsbetrieb, das Humboldtsche Bildungsideal und ein forschungsnahes Lernen“. In: *Frankfurter Rundschau*, 26. Juni 2003, S. 7
- Moser, Hugo (Hg.): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt 1962
- Moser, Hugo: „Sprachbarrieren als linguistisches und soziales Problem“. In: Rucktäschel, Annamaria (Hg.): *Sprache und Gesellschaft*. München 1972, S. 195–222
- Mueller-Vollmer, Kurt: „Wilhelm von Humboldts sprachwissenschaftlicher Nachlaß: Probleme seiner Erschließung“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 181–205
- Nerius, Dieter et al.: *Deutsche Orthographie*. Berlin 1989
- Neumann, Werner: „Wege und Irrwege der inhaltbezogenen Grammatik“. In: *Weimarer Beiträge*, 1961, Heft 1, S. 126–156, und 1962, Heft 1, S. 140–167
- Neumann, Werner et al.: *Theoretische Probleme der Sprachwissenschaft*. 2 Bde., Berlin 1976
- Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*, hrsg. v. Giorgio Colli undazzino Montinari, München 1988
- Nietzsche, Friedrich: *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*. In: *Werke*, Bd. 1, S. 873–890

- Nietzsche, Friedrich: *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*. In: *Werke*, Bd. 1, S. 243–334
- Oesterreicher, Wulf: „Sprachtheorie. Zur Problematik der Verwendung eines Terminus“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 81–126
- Oesterreicher, Wulf: „Paradigma und Paradigmawechsel. Thomas S. Kuhn und die Linguistik“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1977, Nr. 3, S. 241–284
- Oexle, Otto Gerhard: „‚Wirklichkeit‘ – ‚Krise der Wirklichkeit‘ – ‚Neue Wirklichkeit‘. Deutungskämpfe und Paradigmenwechsel in der deutschen Wissenschaft vor und nach 1933“. In: *Rolle der Geisteswissenschaften*, S. 1–20
- Öhman, Suzanne: *Wortinhalt und Weltbild*. Stockholm 1951
- Öhman, Suzanne: „Theories of the ‚Linguistic Field‘“. In: *Word*, 1953, 9. Jg., S. 123–134
- Paepcke, Fritz: „Die Sprache im Zusammenleben der Völker“. In: *Sprache – Brücke und Hindernis*, S. 225–237
- Pätsch, Gertrud: *Grundfragen der Sprachtheorie*. Halle 1955
- Patzig, Günther: „‚Furchtbare Abstraktionen‘. Zur irrationalistischen Interpretation der griechischen Philosophie im Deutschland der 20er Jahre“. In: *Krise des Liberalismus*, S. 193–210
- Paul, Hermann: *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle 1880
- Paul, Hermann: *Über Sprachunterricht*. Halle/Saale 1921
- Paul, Lothar: *Geschichte der Grammatik im Grundriß. Sprachdidaktik als angewandte Erkenntnistheorie und Wissenschaftskritik*. Weinheim/Basel 1978
- Pegatzky, Stefan: „Weltansicht. Weltbild. Weltanschauung. Zur Metamorphose eines sprachwissenschaftlichen Begriffs“. In: *Engagement und Reflexion*, S. 11–40
- Plöger, Peter: „Der Metawissenschaft auf der Spur. Zu den Typologien sprachwissenschaftlicher Stile bei Jäger, Grewendorf und Schnelle“. In: *Linguistische Berichte*, 1999, Heft 178, S. 230–236
- Polenz, Peter von: „Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die ‚Fremdwort‘-Frage gestern und heute“. In: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, S. 111–165
- Polenz, Peter von: „Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet“. In: *Muttersprache*, 1967, 77. Jg.; zit. nach www.vds-ev.de/literatur/texte/polenz.php, S. 1–15
- Polenz, Peter von: „Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik“. In: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*, S. 159–184
- Porsch, Peter: „Sehnsucht nach Babel“; zit. nach www.pds-sachsen.de/lfs/pvl/babel.html

- Porzig, Walter: „Der Begriff der inneren Sprachform“. In: *Indogermanische Forschungen*, 1923, 41. Jg., S. 150–169
- Porzig, Walter: „Aufgaben der indogermanischen Syntax“. In: *Festschrift für Streitberg*, S. 126–151
- Porzig, Walter: *Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der Sprachwissenschaft*. Bern 1950
- Porzig, Walter: „Die Methoden der wissenschaftlichen Grammatik“. In: *Der Deutschunterricht*, 1957, Heft 3, S. 5–12
- Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt/Main 1990
- Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter: „Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung: Einleitende Bemerkungen“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 9–23
- Quadri, Bruno: *Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung. Eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung*. Bern 1952
- Quasthoff, Uta: „Was ist Sprachsystem? Sprachtheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Sprechern“. In: dies. (Hg.): *Sprachstruktur – Sozialstruktur. Zur linguistischen Theorienbildung*. Königstein/Ts. 1978, S. 43–56
- Rammstedt, Otthein: *Deutsche Soziologie 1933–1945. Die Normalität einer Anpassung*. Frankfurt/Main 1986
- Reichmann, Oskar: *Deutsche Wortforschung*. Stuttgart 1969
- Reppen, Konrad: Rede. In: *In memoriam Leo Weisgerber*, S. 7–10
- Ritsert, Jürgen: *Inhaltsanalyse und Ideologiekritik*. Frankfurt/Main 1972
- Ritsert, Jürgen: *Ideologie. Theoreme und Probleme der Wissenssoziologie*. Münster 2002
- Robins, Robert H.: *Ideen- und Problemgeschichte der Sprachwissenschaft*. Frankfurt/Main 1973
- Roeder, Philip: „Unstatthafte Bausteine? Leo Weisgerbers Cassirer-Rezeption“. In: *Engagement und Reflexion*, S. 157–193
- Rolland, Maria Theresia: „Inhaltbezogene Grammatik“. In: *Deutsche Sprache*, 1996, Heft 2, S. 250–267
- Römer, Ruth: *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. 2., verb. Aufl., München 1989
- Rompeltien, Bärbel: *Germanistik als Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung und Integration einer Fachdisziplin*. Opladen 1994

- Rosenberg, Rainer: „Die Semantik der ‚Szientifizierung‘. Die Paradigmen der Sozialgeschichte und des linguistischen Strukturalismus als Modernisierungsangebote an die deutsche Literaturwissenschaft“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, S. 122–131
- Roß, Klaus: „‚Sprache‘ und ‚Zweimal Sprache‘. Weisgerbers Sprachgemeinschaft und Vierkandts Gesellschaftslehre“. In: Dutz, S. 87–105
- Roth, Jürgen: „Leo Weisgerber – Sprache und Objektivität. Zu Form und Intention soziologischer Sprachtheorie“. In: *Engagement und Reflexion*, S. 41–138
- Rothacker, Erich: „Ontologische Voraussetzungen des Begriffs Muttersprache“. In: *Schlüssel zur Welt*, S. 39–46
- Röther, Klaus: *Die Germanistenverbände und ihre Tagungen. Ein Beitrag zur germanistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte*. Köln 1980
- Rother, Siegfried: „Sprache als Selbst- und Weltverständnis. Didaktische Gesichtspunkte zu Behandlung sprachphilosophischer Probleme im Sprachunterricht des Gymnasiums“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, S. 537–553
- Rüsen, Jörn: „Die Kraft der Erinnerung im Wandel der Kultur. Zur Innovations- und Erneuerungsfunktion der Geschichtsschreibung“. In: *Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, S. 29–46
- Rüter, Angelika: „Re-Interpretation der Interpretation. Ein Bericht“. In: Dutz, S. 11–20
- Ruzicka, Rudolf: „Sprachwissenschaft und Wissenschaftssprache“. In: Neubert, Albrecht/ Ruzicka, Rudolf: *Verständlichkeit, Verstehbarkeit, Übersetzbarkeit. Sprachwissenschaft und Wissenschaftssprache*. Berlin 1975, S. 18–30
- Ruzicka, Rudolf: *Historie und Historizität der Junggrammatiker*. Berlin 1977
- Sandkühler, Hans Jörg: *Geschichte, gesellschaftliche Bewegung und Erkenntnisprozeß*. Frankfurt/Main 1984
- Sandkühler, Hans Jörg: *Die Wirklichkeit des Wissens. Geschichtliche Einführung in die Epistemologie und Theorie der Erkenntnis*. Frankfurt/Main 1991
- Saussure, Ferdinand de: *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. 2. Aufl., Berlin 1967
- Schaff, Adam: *Sprache und Erkenntnis*. Wien/Frankfurt/Main/Zürich 1964
- Schaff, Adam (Hg.): *Soziolinguistik*. Wien 1976
- Schaff, Adam: „Zum Forschungsgebiet und Programm der Soziolinguistik“. In: Schaff: *Soziolinguistik*, S. 199–219
- Scharf, Hans-Werner (Hg.): *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken*. Essen 1989

- Scharf, Hans-Werner: „Einleitung. Die Anfänge der sprachwissenschaftlichen Humboldt-Forschung“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 7–24
- Scharf, Hans-Werner: „Differenz und Dependenz: Wesen und Erscheinung in Humboldts Sprach-Idee“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 125–161
- Scharf, Hans-Werner: *Das Verfahren der Sprache. Humboldt gegen Chomsky*. Paderborn 1994
- Scharnhorst, Jürgen/Ising, Erika (Hg.): *Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege*. Berlin 1976
- Schiewe, Jürgen: *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München 1998
- Schippan, Thea: *Einführung in die Semasiologie*. Leipzig 1972
- Schlafler, Heinz: *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis*. Frankfurt/Main 1990
- Schleiermacher, Friedrich: *Hermeneutik und Kritik*. Hrsg. und eingel. von Manfred Frank, Frankfurt/Main 1977
- Schlieben-Lange, Brigitte (Hg.): *Sprachtheorie*. Hamburg 1975
- Schlieben-Lange, Brigitte: „Vorwort“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 7–10
- Schlieben-Lange, Brigitte: „Metasprache und Metakommunikation. Zur Überführung eines sprachphilosophischen Problems in die Sprachtheorie und in die sprachwissenschaftliche Forschungspraxis“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 189–205
- Schlieben-Lange, Brigitte: *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1983
- Schlieben-Lange, Brigitte: „Geschichte der Sprachwissenschaft und Geschichte der Sprachen“. In: *Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, S. 464–491
- Schlieben-Lange, Brigitte: „Überlegungen zur Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung“. In: Schlieben-Lange, Brigitte/Dräxler, Hans-Dieter et al. (Hg.): *Europäische Sprachwissenschaft um 1800. Methodologische und historiographische Beiträge zum Umkreis der „idéologie“*. Bd. 1, Münster 1989, S. 11–24
- Schlieben-Lange, Brigitte: *Soziolinguistik. Eine Einführung*. 3., überarb. und erw. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln 1991
- Schmidt, Karl Horst: „Johann Leo Weisgerber. 25. 2. 1899–8. 8. 1985“. In: *Zeitschrift für celtische Philologie*, 1986, Bd. 41, S. 287–288

- Schmidt, Wilhelm: *Deutsche Sprachkunde. Ein Handbuch für Lehrer und Studierende*. Berlin 1960
- Schmidt-Rohr, Georg: *Die Sprache als Bildnerin der Völker. Eine Wesens- und Lebenskunde der Völker*. Jena 1932
- Schmidt-Rohr, Georg: *Mutter Sprache*. Jena 1933 (2., umbenannte Aufl. von *Die Sprache als Bildnerin der Völker*)
- Schmidt-Voigt, Hans Heinrich: „Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Trier“. In: *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 1934, Heft 12, S. 629–632
- Schmitter, Peter: *Untersuchungen zur Historiographie der Linguistik. Struktur – Methodik – theoretische Fundierung*. Tübingen 1982
- Schmitter, Peter: *Das sprachliche Zeichen. Studien zur Zeichen- und Bedeutungstheorie in der griechischen Antike sowie im 19. und 20. Jahrhundert*. Münster 1987
- Schmitter, Peter (Hg.): *Geschichte der Sprachtheorie*. Tübingen 1996
- Schmitter, Peter: „Fortschritt. Zu einer umstrittenen Interpretationskategorie in der Geschichtsschreibung der Linguistik und der Semiotik“. In: *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 1, S. 93–124
- Schnädelbach, Herbert: „Was ist Ideologie? Versuch einer Begriffsklärung“. In: *Das Argument*, 1969, Nr. 50–2, S. 71–92
- Schnädelbach, Herbert: *Vernunft und Geschichte. Vorträge und Abhandlungen*. Frankfurt/Main 1987
- Schnädelbach, Herbert: „„Etwas Verstehen heißt Verstehen, wie es geworden ist“ – Variationen über eine hermeneutische Maxime“. In: *Vernunft und Geschichte*, S. 125–151
- Schnädelbach, Herbert: „Against Feyerabend“. In: *Vernunft und Geschichte*, S. 263–278
- Schnädelbach, Herbert: „Bemerkungen über Rationalität und Sprache“. In: *Vernunft und Geschichte*, S. 74–95
- Schnädelbach, Herbert: „Deutsche Philosophie seit 1945“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 403–418
- Schnelle, Helmut: „Muß die Sprachwissenschaft die Linguistik bekämpfen?“ In: *Linguistische Berichte*, 1971, Heft 11, S. 75–77
- Schnelle, Helmut: *Sprachphilosophie und Linguistik. Prinzipien der Sprachanalyse a priori und a posteriori*. Reinbek 1973
- Schnelle, Helmut: „Welcher Sprachwissenschaft auf der Spur? Plädoyer für größere Klarheit und Toleranz“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 1994, Heft 1, S. 110–120

- Schobert, Alfred: „Bei ‚Kids‘ dreht nicht nur der Opa durch – Deutsche Sprachpflege ist längst nicht mehr nur ein Thema der Rechten“. In: *Jungle World*, 18. Mai 1998
- Schödel, Siegfried: *Linguistik*. München 1972
- Schorer, Hans: „Die Bedeutung Wilhelm von Humboldts und Leo Weisgerbers für den Deutschunterricht in der Volksschule“. In: *Schlüssel zur Welt*, S. 106–122
- Schwarz, Hans: „Leo Weisgerber 85 Jahre“. In: *Wirkendes Wort*, 1984, Heft 2, S. 76–78
- Searle, John R.: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt/Main 1971
- Searle, John R.: *Sprechakte und neuere Linguistik*, Frankfurt/Main 1990
- Sedlmayr, Hans: *Verlust der Mitte*. Salzburg 1976
- Seebaß, Gottfried: *Das Problem von Sprache und Denken*. Frankfurt/Main 1981
- Seiffert, Leslie: „Neo-Humboldtian Semantics in Perspective: ‚Sprache und Gemeinschaft‘“. In: *Journal of Linguistics*, 1968, Heft 4, S. 93–108
- Semprun, Jorge: *Der Tote mit meinem Namen*. Frankfurt/Main 2002
- Serébrennikow, B. A. (Hg.): *Allgemeine Sprachwissenschaft*. Bd. 1: *Existenzformen, Funktionen und Geschichte der Sprache*, München/Salzburg 1973
- Simon, Gerd (Hg.): *Sprachwissenschaft und politisches Engagement. Zur Problem- und Sozialgeschichte einiger sprachtheoretischer, sprachdidaktischer und sprachpflegerischer Ansätze in der Germanistik des 19. und 20. Jahrhunderts*. Weinheim/Basel 1979
- Simon, Gerd: „Vorwort“. In: *Sprachwissenschaft und politisches Engagement*, S. 5–8
- Simon, Gerd: „Materialien über den Widerstand in der deutschen Sprachwissenschaft des Dritten Reichs: Der Fall Georg Schmidt-Rohr“. In: *Sprachwissenschaft und politisches Engagement*, S. 153–206
- Simon, Gerd: „Zündschnur zum Sprengstoff. Leo Weisgerbers keltologische Forschungen und seine Tätigkeit als Zensuroffizier in Rennes während des 2. Weltkriegs“. In: *Linguistische Berichte*, 1982, Heft 79, S. 30–52
- Simon, Gerd: „Sprachwissenschaft im III. Reich. Ein erster Überblick“. In: Januschek, Franz (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft*. Opladen 1985, S. 97–137
- Simon, Gerd: „Sprachpflege im ‚Dritten Reich‘“. In: *Sprache im Faschismus*, S. 58–86
- Simon, Gerd: „Kontinuitäten und Brüche in der deutschen linguistischen Bedeutungsforschung 1933 und 1945“. In: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften*, S. 175–181
- Simon, Gerd: „Deutscher Strukturalismus 1933–1945“, <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/zwirner1-3.pdf>, S. 1–6

- Simon, Gerd: „Einleitung zu Georg Schmidt(-Rohr): *Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens*“, <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/schmidt-rohr.pdf>, S. 1–4
- Simon, Gerd: „Rezension von: Claus Ahlzweig: *Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache*. Opladen 1994“; zit. nach www.uni-tuebingen.de
- Simon, Josef: *Philosophie und linguistische Theorie*. Berlin/New York 1971
- Simon, Josef (Hg.): *Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie*. Freiburg/München 1974
- Simon, Josef: „Sprachphilosophische Aspekte der neueren Philosophiegeschichte“. In: *Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie*, S. 7–68
- Simon, Josef: „Wilhelm von Humboldts Bedeutung für die Philosophie“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 259–271
- Simon, Josef (Hg.): *Zeichen und Interpretation*. Frankfurt/Main 1994
- Snell, Bruno: *Der Aufbau der Sprache*. Hamburg 1952
- Snell, Bruno: *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*. Göttingen 1975
- Sperber, Hans: „Sprachwissenschaft und Geistesgeschichte“. In: *Wörter und Sachen*, 1929, 11. Jg., S. 173–186
- Sprache – Brücke und Hindernis*. München 1972
- Sprache – Schlüssel zur Welt. Festschrift für Leo Weisgerber*, hrsg. v. Helmut Gipper, Düsseldorf 1959
- Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967*. Düsseldorf 1968
- Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg*. Heidelberg 1924
- Steche, Theodor: „Volk, Nation, Rasse und Sprache“. In: *Völkische Kultur*, 1933, 1. Jg., S. 228–230
- Stechow, Arnim von: „Sprachwissenschaft vs. Linguistik. Kritische Bemerkungen zu Leo Weisgerbers ‚Hat das Wort Muttersprache ausgedient?‘“. In: *Muttersprache*, 1970, 80. Jg., S. 396–399
- Stechow, Arnim von: „Unverständnis oder Unverständlichkeit?“. In: *Muttersprache*, 1971, 81. Jg., S. 102–105
- Stegemüller, Wolfgang: *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie*. Bd. 1: *Wissenschaftliche Erklärung und Begründung*, Berlin/Heidelberg/New York 1969

- Steger, Hugo: „Soziolinguistik. Grundlagen, Aufgaben und Ergebnisse für das Deutsche“. In: *Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache*. Düsseldorf 1970, S. 9–44
- Stegmaier, Werner: „Philosophieren als Vermeiden einer Lehre. Inter-individuelle Orientierung bei Sokrates und Platon, Nietzsche und Derrida“. In: Simon, Josef (Hg.): *Distanz im Verstehen. Zeichen und Interpretation II*. Frankfurt/Main 1995, S. 213–238
- Stempel, Wolf-Dieter: „Zur Entwicklung der Sprachwissenschaft in der Bundesrepublik nach 1945“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 161–174
- Sternberger, Dolf/Storz, Gerhard/Süskind, Werner: *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*. 3. Aufl. der neuen, erw. Ausgabe mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik, Hamburg/Düsseldorf 1968
- Stetter, Christian: „Die Arbitrarität des Zeichens. Sprachwissenschaft als fiktionales Handeln“. In: Simon: *Zeichen und Interpretation*, S. 158–187
- Stetter, Christian: *Schrift und Sprache*. Frankfurt/Main 1997
- Stötzel, Georg: „Vorwort“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 1–5
- Strecker, Bruno: „Das Wissenschaftliche an der Linguistik oder Bemerkungen zur Grammatik von ‚wissenschaftlich‘“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 1977, Nr. 3, S. 55–66
- Stroh, Fritz: *Der volkhafte Sprachbegriff*. Halle 1933
- Stroh, Fritz: „Allgemeine Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie“. In: *Germanische Philologie*, S. 229–258
- Stroh, Friedrich (= Fritz): *Handbuch der Germanischen Philologie*. Berlin 1952
- Süskind, Werner: „Gedanken zur Sprachpflege“. In: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*, S. 191–203
- Switalla, Bernd: „Die gegenwärtige germanistische Linguistik. Eindrücke und Mutmaßungen“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 222–239
- Szemerényi, Oswald: *Richtungen der modernen Sprachwissenschaft. Teil II: Die fünfziger Jahre 1950–1960*. Heidelberg 1982
- Taylor, Charles: „Sprache und Gesellschaft“. In: *Kommunikatives Handeln*, S. 35–52
- Thadden, Rudolf von (Hg.): *Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen*. Göttingen 1979
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien*. Basel/Frankfurt/Main 1986

- Thyssen, Johannes: „Die Sprache als ‚Energieia‘ und das ‚Weltbild‘ der Sprache. Eine kritische Betrachtung zu L. Weisgerbers Sprachphilosophie“. In: *Lexis*, 1953, Heft 3, S. 301–307
- Török, Imre: „Die Gesellschaft für deutsche Sprache als Nachfolgeorganisation des Deutschen Sprachvereins und ihre gesellschaftliche Funktion vor allem während der Rekonstruktionsperiode“. In: *Sprachwissenschaft und politisches Engagement*, S. 231–267
- Trabant, Jürgen: *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache*. Frankfurt/Main 1990
- Trabant, Jürgen: *Traditionen Humboldts*. Frankfurt/Main 1990
- Trabant, Jürgen: „Habermas liest Humboldt“. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 1993, 41. Jg., S. 639–651
- Trabant, Jürgen (Hg.): *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Frankfurt/Main 1995
- Trabant, Jürgen: „Einleitung“. In: Trabant: *Sprache denken*, S. 9–26
- Trabant, Jürgen: „Humboldt über eine aktuelle Kontroverse um die Aufgaben der Sprachwissenschaft“. In: Coseriu, Eugenio/Ezawa, Kennosuke/Kürschner, Wilfried (Hg.): *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung. Sprachform und Sprachformen: Humboldt, Gabelentz, Sekiguchi*. Tübingen 1996, S. 71–82
- Trabant, Jürgen: *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache*. Frankfurt/Main 1998
- Trampert, Rainer/Ebermann, Thomas: *Sachzwang & Gemüt*. Hamburg 2002
- Trier, Jost: *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts*. Heidelberg 1973 (Nachdruck der Erstauflage 1931)
- Trier, Jost: „Deutsche Bedeutungsforschung“. In: *Germanische Philologie*, S. 173–200
- Trier, Jost: „Unsicherheiten im heutigen Deutsch“. In: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*, S. 11–27
- Tschirch, Fritz: *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt*. Berlin 1954
- Ullmann, Stephen: *Principles of Semantics*. 2. Aufl., Oxford 1967
- Ulmer, Karl: „Weltverständnis und Sprache“. In: Gadamer: *Problem der Sprache*, S. 277–292
- Vermeer, Hans J.: *Einführung in die linguistische Terminologie*. Darmstadt 1971
- Vierhaus, Rudolf: „Die Ideologie eines deutschen Weges der politischen und sozialen Entwicklung“. In: *Krise des Liberalismus*, S. 96–114
- Vierkant, Alfred: *Gesellschaftslehre. Hauptprobleme der philosophischen Soziologie*. Stuttgart 1923

- Vierkandt, Alfred: „Die Überwindung des Positivismus in der deutschen Soziologie der Gegenwart“. In: *Jahrbuch für Soziologie*, 1926, Nr. 2, S. 66–89
- Voßkamp, Wilhelm: „Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg“. In: *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 240–247
- Voßler, Karl: *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft*. Heidelberg 1904
- Voßler, Karl: *Geist und Kultur in der Sprache*. Heidelberg 1925
- Voßler, Karl: *Politik und Geistesleben* München 1927
- Wagner, Hildegard: *Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung*. Düsseldorf 1970
- Wandruszka, Mario: „Über die Natur natürlicher Sprachen“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 319–342
- Wandruszka, Mario: *Die europäische Sprachengemeinschaft. Deutsch – Französisch – Englisch – Italienisch – Spanisch im Vergleich*. Tübingen 1990
- Wartburg, Walther von: *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*. Halle 1943
- Wehler, Hans-Ulrich: „Einleitung“. In: ders. (Hg.): *Geschichte und Soziologie*. Köln 1972, S. 11–31
- Weinrich, Harald: *Wege der Sprachkultur*. Stuttgart 1985
- Weisgerber, Bernhard: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Zu Leo Weisgerbers 100. Geburtstag“. In: *Wirkendes Wort*, 1999, Heft 1, S. 1–13 (identisch mit: „Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Zwei Zentralbegriffe in der Sprachtheorie Leo Weisgerbers“. In: Dutz, S. 107–120)
- Weisgerber, Bernhard: „Sprache und Kultur. Zu Leo Weisgerbers Leben und Werk“. In: *Leo Weisgerber. Leben und Werk. Aus Anlaß der Übergabe seines Nachlasses an die Brüder Grimm-Gesellschaft e. V. in Kassel am 25. November 2000*, hrsg. und bearb. v. Bernhard Weisgerber, Kassel 2000
- Weisgerber, Bernhard: „„Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“. Ein Beitrag zu Leo Weisgerbers ungedruckter Habilitationsschrift aus dem Jahre 1924“. In: *Orbis Linguarum*, 2001, Nr. 17, hrsg. v. der Universität Wrocław in Legnica/Polen; zit. nach der Online-Ausgabe www.ifg.uni.wroc.pl/orbis/2001/17_01/weisggot.html
- Weisgerber, Bernhard: „Weisgerber, Johann Leo“. In: *Internationales Germanistenlexikon 1800–1950*, hrsg. und eingel. v. Christoph König, Bd. 3, Berlin/New York 2003, S. 2003–2005

- Welke, Klaus: „Herder – Humboldt – Marx. Zum Verhältnis von Sprache und Bewußtsein“. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschaftsw. Reihe*, 1984, Nr. 5, S. 495–498
- Werlen, Iwar: *Sprache, Mensch und Welt. Geschichte und Bedeutung des Prinzips sprachlicher Relativität*. Darmstadt 1989
- Weydt, Harald: „Das Problem der Sprachbeschreibung durch Simulation“. In: Schlieben-Lange: *Sprachtheorie*, S. 53–80
- Whorf, Benjamin Lee: *Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. Reinbek bei Hamburg 1963
- Wienold, Götz: „Weisgerber-Linguistik und Hochschulreform“. In: *Linguistische Berichte*, 1970, Heft 10, S. 81–83
- Wiese, Benno von: *Ich erzähle mein Leben. Erinnerungen*. Frankfurt/Main 1982
- Wohlfahrt, Günter: „Der Satz. Bemerkungen zu Sprache und Kunst ausgehend von W. v. Humboldt“. In: Scharf: *Humboldts Sprachdenken*, S. 239–258
- Wollgast, Siegfried: „Zum Verhältnis von Wissenschafts- und Philosophiegeschichte“. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachw.*, 1976, Nr. 25, S. 37–42
- Wunderlich, Dieter: *Grundfragen der Linguistik*. Opladen 1974
- Wunderlich, Dieter: *Studien zur Sprechakttheorie*. Frankfurt/Main 1976
- Wunderlich, Dieter (Hg.): *Wissenschaftstheorie der Linguistik*. Kronberg 1976
- Wunderlich, Dieter: „Neuere Geschichte der Linguistik“ (Vorlesungsankündigung, 2002); www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/asw/bachelor/Ling-Lehre
- Wundt, Wilhelm Maximilian: *Völkerpsychologie. Untersuchungen der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte*. Bd. 1: *Die Sprache*, Leipzig 1900
- Wundt, Wilhelm Maximilian: *Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg*. Leipzig 1915
- www.psycholinguistik.uni-muenchen.de/seminar/sprache_weltbild.html
- Ziegler, Klaus: „Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft im Dritten Reich“. In: *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*, S. 144–159
- Zimmermann, Jörg (Hg.): *Sprache und Welterfahrung*. München 1978
- Zinsli, Paul: „Bedeutet muttersprachliche Betrachtung Nationalismus?“ In: *Wirkendes Wort*, 1955/56, Heft 2, S. 154–157

Lebenslauf

Jürgen Roth, geb. am 16. Februar 1968 in Berleburg

1974: Wesperloh-Grundschule, Hamburg

1974–1978: Grundschule Am Domhof, Bonn-Bad Godesberg

1978–1981: Amos-Comenius-Gymnasium, Bonn-Bad Godesberg

1981–1983: International AFCENT School, Brunssum/Niederlande

1983/1984: Rhein-Sieg-Gymnasium, St. Augustin

1984–1987: Deutsche Schule Brüssel, Belgien

Allgemeine Hochschulreife

1987–1989: Eberhard-Karls-Universität, Tübingen

Studium der Neueren Deutschen Literatur (Hauptfach), Politikwissenschaft und Philosophie

1989–1993: Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt/Main

Studium der Germanistik (Hauptfach, Schwerpunkte: Neuere deutsche Literatur, Deutsche Sprachwissenschaft), Politologie und Philosophie

1993: Magisterabschluß

1993–1995: Studium der Soziologie (Diplom) an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt/Main

1994–1995: Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache und Literatur I der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt/Main

seit 1995: Promotionsstudiengang Germanistik an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt/Main

1995–1997: Promotionsstipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung

seit 1996: freier Journalist und Autor